STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

# Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

# katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1861

Erſter Band.

BIBLIOTHECA
„St. Ingbert“
Capucinorum

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 4 1969

# Hiſtoriſch-politiſche

# Blätter

für das

# katholiſche Deutſchland,

redigirt

von

**Edmund Jörg** und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

**Siebenundvierzigſter Band.**

**München, 1861.**

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 4 1969

D1
H4
V.47
1861

# Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Die politiſche Bilanz vom Jahre 1861 . . . 1

II. Hiſtoriſche Novitäten.

I. Dr. Scharpff: Die Entſtehung des Kirchenſtaates . . . . . . . . . 29

II. Gfrörer: Papſt Gregor VII. . . . . 33

III. Zur dramatiſchen Poeſie.

Der Zunftmeiſter von Nürnberg. Schauſpiel in fünf Akten von Oskar von Redwitz. Mainz 1860. . . . . . . . . 60

IV. Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf . . . 72

Seite

V. Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf . . . 93

VI. Die magna charta des Proteſtantismus nach Schelling.

Erſter Artikel . . . . . . . . 119

VII. Die Parität im freiſinnigen Holſtein — zum Vergleich mit den proteſtantiſchen Beſchwerden in Oeſterreich.

I. . . . . . . . . . . 138

II. . . . . . . . . . . 141

III. . . . . . . . . . . 147

IV. . . . . . . . . . . 151

VIII. Zeitläufe.

Noch immer die Schaukel zwiſchen England und Rußland? — Vater Saturn in Italien. — Warum der Liberalismus gerade nur in Frankreich ſchachmatt iſt? . . . . . . 159

IX. Die magna charta des Proteſtantismus nach Schelling.

Zweiter Artikel . . . . . . . . 173

X. Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf . . . 193

XI. Freikuren für Kirchen und Schulen in Schleſien.

(Ein Beitrag zur Geſchichte der preußiſchen Parität) 213

XII. Zeitläufe.

Die preußiſche Führung gegen Dänemark und ihr Verhältniß zur jetzigen Weltlage . . . 222

Seite

XIII. Hiſtoriſche Novitäten.

De peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Claremontanam. Vratislaviae, 1859 . . . . . . . . . 241

XIV. Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf (Schluß) . 245

XV. Die beginnenden Sonderbunds-Kämpfe der nord-amerikaniſchen Union.

Ein politiſches Zeitbild . . . . . . 270

XVI. Politiſche Gedanken vom Oberrhein.

Die neue Periode des öſterreichiſchen Staatsweſens an ſich und im Verhältniß zu Deutſchland . 300

XVII Der Geſangbuchſtreit in der bayeriſchen Pfalz und ſeine ſtaatsrechtliche Tragweite.

(Ein proteſtantiſch-kirchliches Seitenſtück zur kur-heſſiſchen Frage.) . . . . . . 341

XVIII. Calderons Frohnleichnams-Feſtſpiele (Autos sacramentales) überſetzt und erklärt von Franz Lorinſer 374

XIX. Hiſtoriſche Novelliſtik.

Leander und Hermigild oder die Wiedergeburt Spaniens. Eine Erzählung aus der Geſchichte der Weſtgothen von H. Geiger . . . . 388

XX. Zeitläufe.

Oeſterreich und abermals Oeſterreich — ſeine Verfaſſungsfrage und Ungarn . . . . . 392

*

Seite

XXI. Das Rituale romanum und ſeine pſeudo-katholiſche Caricatur . . . . . . . . . 417

XXII. Zur Geſchichte des päpſtlichen Staatenſyſteme.

I. Entſtehung deſſelben . . . . . . 421

XXIII. Die Mariade des Wernher „von Tegernſee“ . 439

XXIV. Hiſtoriſche Novitäten.

Kriegs- und Sittengeſchichte der Reichsſtadt Nürnberg vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld. Bearbeitet von Franz Ludwig Freiherrn von Soden 450

XXV. Am Vorabend der orientaliſchen Kataſtrophe.

Die äußere und innere Lage des türkiſchen Staats; die Unions-Bewegung in Bulgarien und ihre Umſtände . . . . . . . . 461

XXVI. Zeitläufe.

Die Symptome der nächſten Zukunft in Frankreich 492

XXVII. Zeit-Betrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes“ . . . . . . . 509

I. Ueber den Hauptcharakter der mönchiſchen Inſtitute. . . . . . . . . . 510

II. Ueber die innere Natur klöſterlichen Berufes. 515

III. Von den Dienſten, welche die Mönche der Chriſtenheit geleiſtet haben . . . . . 518

Seite

XXVIII. Ueber das dem Magier Simon unter der Regierung des Kaiſers Claudius zu Rom errichtete Denkmal . . . . . . . . . . 530

XXIX. Die römiſche Frage in den franzöſiſchen Kammern.

I. . . . . . . . . . . . 538

XXX. Am Vorabend der orientaliſchen Kataſtrophe.

Die kirchlich-politiſche Bewegung unter den Bulgaren, ihre Wirklichkeit und Bedeutung. — Schlußwort über die Verhältniſſe des Moments 563

XXXI. Die römiſche Frage in den franzöſiſchen Kammern.

II. . . . . . . . . . . . 585

III. . . . . . . . . . . . 605

XXXII. Zeitbetrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes“.

IV. Das Glück im Kloſter . . . . . 630

V. Die dem Mönchthum gemachten Vorwürfe und Beſchuldigungen . . . . . . 633

VI. Verweichlichung und Abfall der Mönchsorden 636

VII. Der Ruin . . . . . . . . 638

VIII. Das wahre und das falſche Mittelalter . 641

XXXIII. Rio's L'art chrétien . . . . . . . . 648

Seite

XXXIV. Zeitläufe.

In der zwölften Stunde! . . . . . 677

XXXV. Ueber die proteſtantiſche Propaganda in Italien.

Von einem deutſchen Lutheraner in Florenz . 689

XXXVI. Onno Klopp und ſeine Gegner über Friedrich II. von Preußen und die Nation Prussienne . . 707

XXXVII. Dr. Zell's Lioba . . . . . . . . 729

XXXVIII. Zeitläufe in Oeſterreich

I. Die liberalen Miniſter und die erſten Proben der Februar-Verfaſſung . . . . 738

II. Die Oppoſition der Conſervativen und die Autonomie in Tyrol . . . . . 745

III. Das Proteſtanten-Geſetz vom 8. April . 754

XXXIX. Zur Geſchichte der Miſſion Paſewalk in Pommern 760

XL. Zur Entdeckungsgeſchichte Amerikas.

Die beiden älteſten General-Karten von Amerika und die Demarkationslinie . . . . 765

XLI. Frankreichs traditionelle Politik gegen Deutſchland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze 780

XLII. Germaniſtiſche Studien.

I. Die heidniſche Religion der Baiwaren, von Dr. A. Quitzmann, Heidelberg und Leipzig 1860. XXII und 315. S. . . . . 808

Seite

XLIII. Zeitläufe in Oeſterreich.

IV. Ungarn und der öſterreichiſche Reichsrath . 823

V. Das Verhältniß Kroatiens zu Ungarn; Eugen Kvaternik über die Rechtsfrage und die Stimmungen . . . . . . . . 841

VI. Die dalmatiſche Frage im verſtärkten Reichsrathe; der ſlaviſch-magyariſche Kampf um die offene See . . . . . . . . . 853

VII. Die Gunſt der Weltlage; der Rückſchlag auf Deutſchland . . . . . . 858

Die Döllinger'ſchen Verträge betreffend . . 860

XLIV. Kritiſche Ueberſchau der Bearbeitung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte.

Erſter Artikel . . . . . . . 861

Zweiter Artikel . . . . . . . . 873

XLV. Hiſtoriſche Novitäten.

Beiträge zur Kunſtgeſchichte Nürnbergs von J. Baader, königl. Archivs-Conſervator. Nördlingen bei C. H. Beck. 1860. 8. 111 S. . 886

XLVI. Luther und das Zauberweſen . . . . . 890

XLVII. Diverſe Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

I. An den Diplomaten außer Dienſt: Krieg und Frieden; Deutſchland und die Deutſchen; Napoleon und das Glück; Plonplon, die Ar-

Seite

mee, die Finanzen in Frankreich; Wann, Woher und Wohinaus? . . . . . . 919

II. An den Geheimrath von K.: Der National-Verein und ſein Coburg-Gothaiſcher Protektor am Bund; — die wahre Geſtalt der Preußiſchen Hegemonie; — wie das nationalvereinliche Deutſchland ausſehen würde? . 935

XLVIII. Die Zuſammenkunft von Erfurt und ihre Nachklänge . . . . . . . . . . 945

XLIX. Die Herzoge Franz IV. und Franz V. von Modena . . . . . . . . . . 965

L. Profeſſor Frohſchammer's neueſte Schrift.

„Ueber die Freiheit der Wiſſenſchaft“. München 1861 985

LI. Diverſe Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

An den Diplomaten außer Dienſt: Baden-Baden; — die großherzoglichen Miniſter; — das gothaiſche Direktorium in Heidelberg; — das Patronat der geheimen Conſulta; — Profeſſorenwirthſchaft und Nationalverein in Baden 1000

# I.

## Die politiſche Bilanz vom Neujahr 1861.

Alſo nur noch zwei Monate, vielleicht nur einige Wochen liegen zwiſchen uns und der großen Veränderung, von welcher die folgenden Geſchlechter die Jahre politiſcher Wiedergeburt datiren ſollen! Wenigſtens bürgt das gewichtige Wort Garibaldi's dafür, daß die Eröffnung nicht abermals hinausgeſchoben werde; und wenn auch die Helden-Marionette von Turin noch in ſchweren Nöthen zu Neapel ſitzt, ſo ſcheint doch der allgemeine Gebieter in den Tuilerien mit ſeinen Vorbereitungen in aller Gemächlichkeit endlich fertig geworden zu ſeyn. Das will viel ſagen; denn ſeine Rüſtung erſtreckt ſich weit über die Arſenale und Werſten Frankreichs hinaus über ganz Europa.

Obwohl nicht gewohnt, das räthſelhafte Weſen des Gewaltherrſchers zu überſchätzen, haben wir ihm doch vor einem Jahr um dieſe Zeit zu viel Ehre angethan, indem wir meinten, er werde ſchneller und gerader auf ſein Ziel losgehen.

Aber er hat weniger geerbt von dem Muth des gewaltigen Eroberers, als er geübt iſt in der bedächtigen Kunſt des Verſchwörers; jener hätte gefürchtet, daß ſeine natürlichen Gegner durch den Verzug ſich ſammeln und ſtärken würden; dieſer wußte wohl, daß ſie nur täglich mehr ſich trennen, erlahmen und verſumpfen würden. Und ſo iſt es geſchehen; wir ſind jetzt viel übler daran als vor zwölf Monaten.

Umgekehrt iſt die Revolution in dem üppigen Klima Italiens ſo hoch aufgeſchoſſen, daß ſie alle verlorenen Poſitionen wieder beſetzen und die Wiederbringung aller Dinge des Jahres 1848 offen betreiben kann. Am Mincio hat der Imperator ihr Bündniß angeblich verſchmäht, ſeit der allgemeinen liberal-demokratiſchen Todtenauferſtehung aber prangt ſie als ein Hauptfaktor in ſeiner Rechnung. Natürlich nur eventuell und als Mittel zum Zweck; aber der Mohr der kosmopolitiſchen Revolution hat ſeinen eigenen Kopf, und wie die „monarchiſche Revolution" ſchließlich mit ihm fahren würde, das müßte ſich eben im zweiten oder vielmehr im dritten Theile zeigen.

Allerdings wird es täglich evidenter, wie unvergleichlich der Direktor des italieniſchen Befreiungs-Spiels ſeine Figuren geſtellt hat. Viktor Emmanuel iſt zu Neapel ein halbverlorener Mann geworden; denn er darf nicht mächtiger ſeyn als dazu hinreicht, um Garibaldi und Mazzini nicht zu mächtig werden zu laſſen, und dieſe Helden vom rothen Hemd dürfen nicht unmächtiger werden als dazu nöthig iſt, um dem klugen Cavour jede Anwandlung beſonnenen Stillſtands unmöglich zu machen. Italien darf keinen eigenen Willen haben außer dem, auf gegebenen Wink ſeine Dienſte gegen Oeſterreich zu thun, um dem Imperator „freie Hand" am Rhein zu ſchaffen; dann erſt, nach Erreichung des Zweckes, kann er über das ausgenutzte Mittel verfügen und ſein wahres italieniſches

Geſicht zeigen, wenn bei dieſem ſeltſamſten Charakter, den die Sonne je auf einem Throne beſchienen hat, das Wort „wahr" irgendwie anwendbar iſt. Jedenfalls werden England und die rothen Helden ſich himmelſchreiend betrogen ſehen, vielleicht ſogar um die Möglichkeit der Rache.

Am beſten ſind die Schleichwege dieſer Politik durch ein Rundſchreiben gezeichnet, welches der Miniſterpräſident Königs Franz II. am 12. Nov. aus Gaeta erlaſſen hat — ein Aktenſtück von ſo eigenthümlicher Bedeutung, daß eine bekannte Welt-Zeitung es gar nicht abdrucken zu dürfen glaubte. Während der bourboniſche Miniſter den legitimen, befreundeten und verbündeten Kabinetten die ärgſten Vorwürfe macht, äußert er über Napoleon III.: „Nur allein der Kaiſer der Franzoſen (es iſt eine Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit dieß laut zu bekennen) gab das hochherzige Beiſpiel aus dem Zuſtande allgemeiner Apathie herauszutreten zu wollen, und das legale und monarchiſche England wagte ihn dafür bitter zu tadeln, und die andern Kabinette begnügten ſich damit, ihn dem großmüthigen Unternehmen, das er begann, allein ſich unterziehen zu laſſen. Die Sendung des franzöſiſchen Geſchwaders in die Gewäſſer von Gaeta und die brüderliche Aufnahme, welche die treuen und tapfern Reſte der königlichen Truppen auf päpſtlichem Gebiet bei den Soldaten Frankreichs fanden, ſind Thatſachen, die ſtets lebendig bleiben werden im Herzen Sr. Majeſtät, und welche die auf Worte ſich beſchränkenden Freundſchaftsverſicherungen des übrigen Europa weit überwiegen". Noch einmal bezeichnet der Miniſter — England als den ſchlimmſten Feind, an deſſen Bosheit auch der Plan eines Congreſſes zur „Ausgleichung zwiſchen dem neuen Princip der Volksſouverainetät und dem alten öffentlichen Recht" geſcheitert ſei.

Gewiß ein höchſt charakteriſtiſches Lob für den Gründer

der Italia una, aber keineswegs unerklärlich. Er hat den bourboniſchen König nicht deßhalb gehalten, weil er ihn nicht, mit oder ohne Murat, verjagt wiſſen wollte, ſondern er läßt den Viktor Emmanuel deßhalb vor der Feſtung zappeln, damit er die Hand nicht zu früh nach Rom ausſtrecke, und damit er mürbe werde für jeden Preis, um welchen der Mächtige ſeinen gnädigen Beiſtand wieder auf eine Strecke weit zu verkaufen geneigt ſeyn möchte. Faktiſch könnte ſich das feine Spiel ſogar noch ſo fügen, daß der ſtolze Beherrſcher des zweiunddzwanzig Millionenreichs ſich die Befugniß erkaufen müßte, unmittelbar von Gaeta weg mit Umgehung des Quirinal den Frohn-Krieg gegen Venedig zu unternehmen. Garibaldi und Mazzini wußten wohl, warum ſie den gewaltſamen Bruch mit Frankreich herbeiführen wollten; ſie haben den Pariſer Phraſen von der Nationalität, Freiheit und Unabhängigkeit Italiens längſt nicht mehr oder überhaupt nie geglaubt, nur der liberale Blödſinn in Deutſchland und England ſieht heute noch nicht ein, daß dieſe italieniſche Frage in der Hand des Imperators von Anfang an nichts Anderes als eine franzöſiſche Machtfrage, insbeſondere der Sturmbock gegen Deutſchland und der Hebel zur völligen Iſolirung Englands war.

Deutſchland iſt ſeit zwei Jahren von Freund und Feind ſo oft und eindringlich gewarnt, daß man ſich der Wiederholung faſt ſchämen muß. Die Souveräne ſelbſt haben gelegenheitlich die richtige Erkenntniß der franzöſiſchen Abſichten verrathen, dennoch aber iſt zur gemeinſamen Abwehr ſeit Jahr und Tag nichts, ja weniger als nichts geſchehen. Nicht nur das Treiben der liberalen und demokratiſchen Parteien wird täglich ausgelaſſener und verrätheriſcher, ſondern die Autoritäten ſelbſt ſcheinen wie behext. Während Er am hellen Tage Alles und Jedes bis in's kleinſte Detail zum großen Sprunge

vorbereitet und rings um uns der tödtliche Haß der Nationalitäten auflodert, ſind wir über das Kaliber der Bundeskanonen noch nicht im Reinen, geſchweige denn über das Commando der Bundesarmee. Eine praktiſchere Nachwelt wird uns dereinſt unfehlbar für verrückt halten. Auch in England graſſirt das liberale Eunuchenthum, ein Ruſſel darf großbritanniſche Philiſterpolitik machen, und Palmerſton mit Hrn. Perſigny in Allianz- und ewigen Friedensphraſen wetteifern. Aber England rüſtet doch, es rüſtet über Hals und Kopf, und während das Kriegsbudget bereits über 360 Millionen Gulden verſchlingt, dringt ſelbſt Lord Ruſſel immer noch auf ſtetiges Steigern der Bewaffnung. An erdrückenden Militärkoſten hat freilich auch Deutſchland keinen Mangel, von dem Einen aber, was noththut, liegt nur das Gegentheil vor.

Die ehrliche freudige Einigung aller deutſchen Souveraine zu aktiver Politik, zu einer politiſchen Initiative war der einzige Rettungsweg; wurde dieſer Nothwendigkeit nicht genügt, ſo konnte ein Blinder vorausſehen, daß es eines ſchönen Morgens zu ſpät ſeyn würde. Thatkräftige Einigung mußte einem unverſehenen Ueberfall zuvorkommen, damit nicht der Erbfeind die deutſchen Wehrkräfte getrennt und zerſplittert in ein paar Schlachten vernichte und den Reſt in den zerriſſenen Ländern zu ſeinen Vaſallen mache. Jetzt iſt es bereits zu ſpät, nicht nur für eine aktive deutſche Politik, ſondern ſogar für die gemeinſame Vertheidigung. Im verfloſſenen Monat März, als ſich Frankreich gegen Italien und die Schweiz „ſeine natürlichen Grenzen revindicirte,“ verſchwand die letzte Hoffnung, daß Deutſchland dem Unheil zuvorkommen würde. Alle nachfolgenden Conferenzen haben nur bewieſen, daß nicht einmal ein gemeinſames Defenſiv-Programm möglich ſei. So ſind denn jetzt alle Fragen deutſcher Einigung völlig müßig geworden, aus dem einfachen Grunde weil Oeſterreich,

die Hauptmacht des Bundes, nun wirklich in die Lage gebracht iſt, daß es mit ſich ſelbſt genug zu thun hat und im entſcheidenden Moment vielleicht keine Brigade über die Grenze zu ſchicken vermag. So hat der Imperator es gewollt, und ſo hat die Berliner „freie Hand“ mit wenig Witz und viel Behagen ihm die erwünſchte Gelegenheit zurecht gemacht.

Wir haben getreulich für die deutſche Einigung gekämpft, ſo lange es möglich war, und haben ſomit das Schickſal aller wahren Vaterlandsfreunde getheilt, daß ſie endlich nur mehr zu jammern und anzuklagen, keinen praktiſchen Rath zu geben wußten. Was hilft aber in der Politik das ewige Lamentiren? Schicken wir uns lieber in das Unabänderliche. Gott und die Geſchichte wird über die richten, welche das deutſche Vaterland zum drittenmale in zweihundert Jahren dem Erbfeinde überliefern; die deutſchen Katholiken, gegen welche die nämlichen Leute am liebſten einen neuen Religionskrieg anblaſen möchten, können mit gutem Gewiſſen ihre Hände in Unſchuld waſchen und zuſehen, was etwa anderweitig von der deutſchen Freiheit und Ehre noch zu retten wäre. „Ganz Deutſchland“ iſt nun in der That bloß ein geographiſcher Begriff, Preußen und Gotha laſſen ſich nicht mehr trennen; ſomit lauten die nächſten Fragen: was werden die Mittelſtaaten thun, und welche Stellung wird Oeſterreich einnehmen? Schon die erſte Frage iſt von ungleich größerer Tragweite, als es auf einen oberflächlichen Anblick ſcheint.

Nach allem menſchlichen Ermeſſen werden die herrlichen und kriegsgeübten Armeen Oeſterreichs in der größten Noth für uns verloren ſeyn. Wenn die preußiſch-gothaiſche Politik nach dieſem Ziele ſtrebte, ſo hat ſie es glücklich erreicht; aber ſie hat deßhalb noch keineswegs das übrige Deutſchland für ihre „diplomatiſche und militäriſche Führung“ gewonnen, nicht

einmal bis zur Mainlinie, geſchweige denn die ſüdweſtlichen Gebiete. Es dürfte eher das Gegentheil der Fall ſeyn; denn wenn die Mittelſtaaten auf Oeſterreich nicht mehr rechnen können, ſo können ſie für den Fall eines franzöſiſchen Angriffs auch auf preußiſche Hülfe nicht rechnen; aus Gründen der Selbſterhaltung iſt demnach nicht ihr Anſchluß an, ſondern ihr Abſchluß gegen Preußen die natürliche Conſequenz.

Man mag ſich die Haare darüber ausraufen, die Thatſache wird man doch nicht ändern, daß die Mittelſtaaten von einem Preußen ohne Oeſterreich nichts zu hoffen, ſondern nur zu fürchten haben. Vermöchte ſie ſelbſt ein iſolirtes Preußen gegen den äußern Feind zu vertheidigen, ſo würde doch bei einem ſolchen Preußen, das eben friſch vom Verrath an Oeſterreich herkäme, Jedermann die Abſicht merken und verſtimmt werden. Und wenn ſie auch zur Zeit für ihre Selbſtſtändigkeit wirklich noch nicht bange wären, ſo wird die nächſte Saiſon der preußiſchen Kammer die große Annexionstrommel mit einer Unbändigkeit rühren, die vom entgegengeſetzten Erfolg nichts zu wünſchen übrig laſſen dürfte. Wären aber die mittelſtaatlichen Kabinette ſogar überzeugt, daß man zwiſchen der Loyalität der preußiſchen Regierung und dem Cavourismus ihrer liberal-demokratiſchen Kammermehrheit wohl unterſcheiden müſſe, was könnten ſie auch dann von einer Politik erwarten, die noch niemals eines klaren Gedankens oder eines männlichen Entſchluſſes fähig geweſen, die darum das Geſpött aller großen und kleinen Mächte geworden iſt, von einer Regierung, die über ihre eigene im Bruderkrieg entbrannte Partei der liberal-demokratiſchen Coalition nicht einmal Meiſter iſt, und in dieſem Augenblick, wo die Exiſtenz Deutſchlands auf dem Spiele ſteht, den Parteikrieg gegen Kurheſſen führt und dem Geſchrei der Schleswig-Holſteiner ihre Waffen leihen will?

Es iſt das ſchwere Verhängniß Preußens, daß es in

dieſer entſcheidenden Stunde der Sklave jenes maulfertigen Liberalismus ſeyn muß, deſſen politiſche Impotenz zu den weltbekannten Thatſachen zählt. Die „neue Aera“ hat ſich durch ſpekulatives Nichtsthun unſchätzbare Verdienſte um den Erbfeind des deutſchen Namens erworben, was hat ſie aber an Thaten aufzuweiſen, es müßte denn nur der Schwarck-Stieber'ſche Proceß ſeyn, in dem ſie jüngſt die ſchwarze Wäſche ihrer eigenen Juſtiz und Polizei mit cyniſchem Behagen am Pranger ausgehängt hat? Dennoch iſt ihr der Hochmuths-teufel ſiebenzigfach in den Leib gefahren. Daß Oeſterreich und der Papſt in arger Bedrängniß ſeufzen, hat ſie nicht anders aufgeblaſen als wenn der italieniſche Umſturz ihr eigenes Werk wäre. Jedenfalls will ſie nun auch ihrerſeits thaten. Freilich nicht gegen den Imperator, ei bewahre! ſondern in Kurheſſen und Schleswig-Holſtein. Seit ſechs Jahren ſchwebt der däniſche Streit am Bund, ſeit drei Jahren iſt die Bundesexekution im Princip beſchloſſen, immer hat ſie ſich noch verſchieben laſſen, jetzt aber, wo die fernen Donner des franzöſiſchen Lawinenſturzes am Rhein ſchon widerhallen, eben jetzt ſoll der Bund nach Transalbingien marſchieren, ehe man noch im Reinen iſt, was denn eigentlich von Dänemark erzwungen werden ſoll: die Forderungen des Herrn von der Pfordten oder die der Herren Beſeler und Conſorten? Und während dieſelben Leute den Thaten Garibaldi's und Cavours aus vollem Halſe zujubeln, fordern ſie Preußen auf, „zur Wahrung des Rechts und der politiſchen Sittlichkeit“ gegen die Bundesbeſchlüſſe im kurheſſiſchen Verfaſſungsſtreit einzuſchreiten — in Turin ſoll es ſeinen Geſandten belaſſen, aber in Kaſſel ſoll es ihn abberufen!

Heißt es den außerhalb der preußiſchen Umarmung liegenden Mittelſtaaten nicht in Wahrheit viel zumuthen, ſich einer Regierung anzuvertrauen, die ſich von dieſen Parteien

nur durch den Mangel an Energie zu unterſcheiden ſcheint, auf die Gefahr hin im Falle der Noth von dem Bündner im Stiche gelaſſen und im Falle des Sieges von ihm verſchlungen zu werden. So lange Oeſterreichs Macht die in Berlin herrſchenden Einflüſſe paralyſirt, erheben ſie ſich allerdings nicht über die Bedeutung ſchwächlicher Velleitäten; ſobald ſich aber Oeſterreich ganz auf ſich ſelbſt verwieſen ſieht, iſt nicht Kleindeutſchland, ſondern — gar kein Deutſchland die Folge der gothaiſchen Politik von der „freien Hand.“

Immerhin iſt jeder Sonderbund der deutſchen Mittelſtaaten ein in ſeinen Conſequenzen unabſehbares National-Unglück. Wenn es aber eintritt, ſo iſt es nur inſoferne nicht von Preußen verſchuldet, als das ärgſte Unheil allerdings vermieden worden wäre, wenn dieſe Staaten im Jahre 1859 freiwillig gethan hätten, was ſie jetzt unter viel ungünſtigeren Verhältniſſen gezwungen thun werden. Hat nicht Einer unter ihnen in der neueren Geſchichte eine große, nicht ſelten entſcheidende Rolle in Europa geſpielt, warum iſt er gerade ſeit dem Neujahrsgruß von 1859 ſo ſtumm und regungslos geblieben als wenn er gar nicht mehr exiſtirte? Wohl hat das pentarchiſche Syſtem ein willkürliches Monopol an ſich geriſſen und alle kleineren Staaten auf das Niveau politiſch Bevormundeter herabgedrückt; warum haben aber die deutſchen Mittelſtaaten den legitimen Moment nach Fug und Recht ſich geltend zu machen ſo völlig verkannt, und warum konnte der größte derſelben nicht auf den Schultern des Rechts über die pentarchiſche Fiktion ſich erheben, wie Sardinien auf den Schultern des Unrechts? Wären nur zwei mittelſtaatliche Bataillone über die Alpen zum Heere des Kaiſers geſtoßen, ſo hätten wir den Sieg der verſchmitzten Lokaliſirungs-Politik und einen Frieden von Villafranca ſchwerlich zu bedauern. Die Gothaer wußten recht wohl, warum ſie jede ſelbſtſtändige

Entſchließung der deutſchen Mittelſtaaten ſogar mit Waffengewalt zu unterdrücken drohten; iſt es ja auch heute noch nicht ausgemacht, ob die preußiſche Mobiliſirung gegen Frankreich oder gegen ſie vermeint war. Die gehoffte Frucht dieſer Taktik hat Preußen nicht geärndtet, aber auch die Andern leiden unter den Nachwehen ihrer noch unaufgeklärten Fehler und groben Verſäumniſſe.

Vor ſechs Monaten iſt ein preußiſcher Juriſt mit einem Trias-Vorſchlag eigener Art aufgetreten; er verlangte, Preußen ſolle ſich mit einem norddeutſchen Kaiſerthum bis an den Main begnügen, im Südweſten hingegen, wo man nun einmal nicht preußiſch werden wolle, einen Bundesſtaat unter bayeriſcher Hegemonie herſtellen und mit dieſem dritten oder mittelſtaatlichen Deutſchland in die engſte Union und Erbverbrüderung treten.*) Der Autor hatte aber auch den richtigen Takt einzuſehen, daß eine ſolche Union nicht nur gegen Frankreich und Oeſterreich ſtets gerüſtet ſeyn müßte, ſondern daß ihre Gründung wahrſcheinlich ein casus belli für Frankreich, vielleicht auch für Oeſterreich, beſſer geſagt die Provokation einer franzöſiſch-öſterreichiſchen Allianz wäre. Schon deßhalb müßte jede Sondervereinigung der Mittelſtaaten zu Preußen wenigſtens die gleiche Stellung einnehmen wie zu Oeſterreich. Wie ſollte man aber in dieſer Iſolirung dem Zweck gewachſen ſeyn, die bayeriſch-heſſiſchen Rheinlande gegen die Gelüſte Frankreichs zu vertheidigen? Man würde es vielleicht verſuchen, aber man würde unterliegen, und wäre man unterlegen, was anders bliebe dann übrig als — das franzöſiſche Protektorat?

Wir trauen keinem deutſchen Fürſten den Gedanken eines

*) Preußens und Bayerns Union von Ferd. Fiſcher. Breslau 1860.

neuen Rheinbunds zu; aber es iſt das Unglück der Situation, daß die „freie Hand“ Preußens und der von ihm übernommene „Schutz der deutſchen Intereſſen“ es bis zur völligen Paralyſirung Oeſterreichs für den Bund hat kommen laſſen; daß ſodann ein mittelſtaatlicher Sonderbund, ſobald dieſe Thatſache feſt ſteht, im Drang der Dinge und ſozuſagen in der Luft liegt; daß aber jede Verbindung mit Ausſchluß Oeſterreichs und Preußens, ſo antifranzöſiſch ihre Tendenz urſprünglich ſei, den Rheinbunds-Keim in ſich trägt, und daß ſie im Falle eines unglücklichen Verſuchs nothwendig zum neuen Rheinbund führen muß.

Nicht für Oeſterreich, ſondern für Preußen und für uns iſt die Gefahr die höchſte. Wir haben bis jetzt in friedlicher Ruhe und ſteigendem Wohlſtand gemächlich dahin gelebt, aber — um es nur einmal gerade heraus zu ſagen — auf Koſten Oeſterreichs, das die ſchwere Laſt des ganzen Rechtsſchutzes für uns mit getragen und ſeine Bedrängniſſe ſeit anderthalb Jahren zum größten Theil für die Integrität des deutſchen Vaterlands, für den deutſchen Rhein erduldet hat. Befreit man es in Deutſchland ſelbſt von dieſer drückenden Sorge, ſo dürfte die liberale Thorheit an dem Reich, von deſſen naher Zertrümmerung ſie ſich holde Träume vorſpiegelt, ihre blauen Wunder erleben. Warum vergißt man denn immer wieder jene furchtbare Warnung von Villafranca, wo der Verſucher an Franz Joſeph I. herangetreten: „läßt mir der Herr Bruder freie Hand am Rhein, ſo will ich Ihm die Lombardei ſofort zurückſtellen?“ Freiwillig wird der Kaiſer allerdings auf eine ſolche Politik nie eingehen, er wird das arme Deutſchland nicht nur am venetianiſchen Glacis der Alpen retten, wo der Schlüſſel unſerer ſichern Nachtruhe liegt, nicht nur an der Adria, wo wir unſern einzigen Ausgang in's Mittelmeer, in den Orient, in's Weltleben der Zukunft haben, ſondern auch,

ſolange er kann, am Rheine vertheidigen helfen. Würde man ihn aber in Deutſchland ſelbſt dieſer Verpflichtungen überheben, dann wäre in der That kein weſentliches Hinderniß einer Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich mehr vorhanden und zwar einer ebenſo natürlichen Allianz, wie die franzöſiſch-engliſche eine hinterhaltige und unnatürliche iſt.

Der Orient würde ſie empfehlen, Italien würde ſie nicht mehr hindern wie vor fünf Jahren. Es iſt ſogar die Anſicht erlaubt, daß dieſes unglückliche Land niemals die innere Ruhe finden und gegen die dämoniſchen Umtriebe verdorbener Machthaber, ſelbſtſüchtiger Verſchwörer und engliſcher Seelenverkäufer geſichert ſeyn wird, ehe die zwei Großmächte, deren Eiferſucht bis jetzt das Feuer geſchürt hat, im gemeinſamen Intereſſe den oberſten Rechtsſchutz handhaben werden. Die Gothaer mögen ihr Steckenpferd reiten, als wenn der Imperator nichts Angelegentlicheres zu thun wiſſe als die engliſch-garibaldiſche „Einheit Italiens bis zur Adria" herzuſtellen; wir haben von jeher nichts für unmöglicher angeſehen als ſie. Es wird in Italien nicht mehr werden wie es war; es wird aber noch weniger immer ſo bleiben wie es iſt. Das Ende der Bewegung wird nicht die Italia una, ſondern die Conföderation ſeyn, und zu deren Mitgliedern zählt Frankreich ſelbſt im Namen Nizza's, wozu vielleicht Sardinien noch eine weitere Erkenntlichkeit abtreten wird.

In der franzöſiſchen Regierung gibt es ſeit Jahren eine Partei der öſterreichiſchen Allianz, welche eben jetzt die Behauptung aufwirft, daß nur der Zwieſpalt wegen der Rheingrenze einer Verſtändigung mit Oeſterreich im Wege liege, und daß es kein anderes Mittel gebe, dem Imperator das Bündniß mit der Umſturzpartei zu erſparen. Vor einigen Wochen iſt zu Paris eine Broſchüre in dieſem Sinne erſchienen, von der

uns nur wundert, daß man nicht auch ſie für inſpirirt oder wenigſtens von höchſter Hand corrigirt hält. Wäre ſie gegen Oeſterreich anſtatt gegen Preußen gerichtet, ſo wäre ihr dieſe Ehre ſicherlich widerfahren; denn man iſt nun einmal darauf verſeſſen, den Untergang des Habsburgiſchen Hauſes als das Alpha und Omega der Tuilerien-Politik anzuſehen. Aber der Schein könnte trügen. In Berlin pflegen die verſchiedenen Organe der verſchiedenen Miniſter bald mit der ruſſiſchen Freundſchaft, bald mit den Sympathien der „andern proteſtantiſchen Großmacht", bald mit der Möglichkeit, „den Gegenſatz zu Frankreich aufzugeben", zu prunken, während Oeſterreich auf ſeinem Standpunkt der Legitimität iſolirt iſt. Dennoch iſt es nicht Preußen, das zwiſchen ſeinen Allianzen die Wahl hat, ſondern Oeſterreich, ſobald es ſich ſeine eigene Politik vornehmen will. Das liegt in dem natürlichen Uebergewicht ſeiner Macht über die wichtigſte Angelegenheit des Jahrhunderts — über die orientaliſche Frage.

In dem Maße als die Löſung im Orient drängt, wird ſich denn auch Oeſterreich gezwungen ſehen, ſeinem Staatsgrundgeſetz vom 20. Okt. ein Seitenſtück für die äußere Politik zu geben. Die bloß leidende Stellung bei der ſtarren Legitimität reicht offenbar nirgends mehr aus; ſie hat in Italien die bitterſten Früchte und in Deutſchland keine Entſchädigung eingetragen, im Orient iſt ſie aber bis jetzt lediglich von der leidenſchaftlichen Selbſtſucht Englands ausgebeutet worden. Daſſelbe England, welches Himmel und Erde aufgeboten hat, um Oeſterreich wegen ſeiner angeblichen „Mißregierung" um ſeinen legitimen Beſitz in Italien zu bringen, bietet heute noch Himmel und Erde auf, um Oeſterreich bei ſeiner Legitimitäts-Politik für das Türkenthum feſtzuhalten, im engliſchen Intereſſe ſoll es die Verewigung der unhaltbarſten Zuſtände auf der illyriſchen Halbinſel verbürgen. Wird man in Wien den

perfiden Krämerſeelen noch einmal zu Willen ſeyn, wie die beiden Unglücksmänner Buol und Bruck gethan, oder wird man mit der verderblichen Routine des Vertuſchens und Gehenlaſſens endlich allenthalben entſchieden brechen, und im Orient die chriſtlichen und civiliſatoriſchen Intereſſen zur Richtſchnur nehmen, überhaupt aber eine aktive und ſelbſtſtändige Politik einſchlagen? Die Beantwortung dieſer Frage iſt für die öſterreichiſche Zukunſt wichtiger als alle Entſchließungen der „natürlichen Bundesgenoſſen“.

Es war ſeit Jahren unſere feſteſte Ueberzeugung, daß die Haltung der deutſchen Mächte in der Zeit von 1854 und 55 die ſchuldvolle Wurzel all des Unheils geweſen, das ſeitdem über uns und Europa gekommen iſt. Damals hat der Napoleonide erprobt, wie unheilbar die Eiferſucht und der Neid zwiſchen den deutſchen Kabinetten gewurzelt, und wie viel ſie ſich gegeneinander bieten laſſen würden; er hat aber auch den legitimen Schlendrian der Wiener-Politik erkannt und ihre ohnmächtige Scheu, die unläugbarſten Schäden einzubekennen und ärztlich einzuſchreiten. Er als Mann der rührigen Thatkraft hätte ſich ſchwerlich mit dem türkiſchen Hathumayum abſpeiſen laſſen wie England und Oeſterreich, und da er nun einmal nicht ruhen konnte, ſeine Energie entfalten mußte, ſo übertrug er ſie einfach von einer Halbinſel auf die andere. Der Pariſer Congreß, welcher den grauenhaften Statusquo in der Türkei mit ſeiner elenden Sanktion bedeckte, war zugleich die Kriegserklärung gegen den legitimen Statusquo in Italien; denn England iſt hier wegen ſeiner Seemachts- und Handels-Intereſſen, vor Allem aber wegen ſeiner Hundswuth gegen den Papſt ebenſo revolutionär, als es in allen Provinzen des Großtürken dem ſtrengſten Conſervatismus huldigt. Von der Zweiſeitigkeit dieſer Politik hat man ſoeben einen grellen Beweis vor Augen. Garibaldi überfließt von Dank für Eng-

lands thätiges Wohlwollen, kaum ſchickt aber ſein Comité etliche Schiffe mit Kriegsgeräth heimlich nach der Sulina für die ungariſch-rumäniſch-ſlaviſche Erhebung, welche von dort aus dem Angriff auf Venetien ſecundiren ſoll, ſo geht vom auswärtigen Amt zu London eilige Botſchaft mit Haſtbefehl nach Conſtantinopel — natürlich nicht aus Dienſtfertigkeit für die öſterreichiſche Flagge in Venedig, das man dem Kaiſer ja abſchachern will, ſondern aus zarter Sorge für das Sultanat, dem man in London mit bitterm Kummer die Revolution nahe treten ſieht.

Preußen ſoll ſich, wie man ſagt, mit England endgültig für den Statusquo des Türkenreichs verbündet haben und am Pariſer-Vertrag um ſo hartnäckiger feſthalten wollen, je weniger es damit zu ſchaffen hat. Habeat sibi! Für Oeſterreich hingegen iſt die engliſche Allianz unter den obwaltenden Umſtänden nicht nur zu theuer, ſie wäre ihm ſogar verderblich. Oeſterreich kann und muß „freie Hand" haben im Orient, und das heutige England iſt gar nicht mehr im Stande, den Werth dieſer freien Hand zu bezahlen. Sie iſt das Machtgeheimniß des Kaiſerſtaats, vorausgeſetzt ihren richtigen Gebrauch. Man lamentirt über den hinreißenden Einfluß, den Frankreich bei allen Rajahſtämmen der Türkei, insbeſondere längs der Adria, an der untern Donau und am Balkan gewonnen habe; aber warum hat es ihn gewonnen? Hat Oeſterreich einen Finger gerührt, um ihn ſtreitig zu machen, und iſt nicht eben die Thatſache dieſes Einfluſſes der Beweis, daß man dazu nicht gerade das orthodoxe Oberhaupt der ruſſiſchen Kirche und der officiöſe Protektor des „öcumeniſchen Patriarchats" zu ſeyn braucht, ſobald man ſich nur um das Elend der unterdrückten Chriſten ernſtlich annehmen will. Wahrlich, jede Klage über die „franzöſiſche Propaganda" auf der illyriſchen Halbinſel iſt eine ſchwere Anklage der engliſch-öſterreichiſchen Politik!

Während alle Provinzen des Sultanats in fiebernde Erregung gerathen ſind — was hat Oeſterreich gethan? In Bosnien und der Herzegowina waren ſeit vier Jahren Gräuel an der Tagesordnung, die hinter den ſyriſchen nur der Quantität nach zurückblieben. Beide Länder liegen an der Schwelle des Kaiſerſtaats, und doch haben die Paſchas gerade erſt ſeit 1849 am furchtbarſten dort gehaust, und wenn den jüngſten Verzweiflungskämpfen nicht bloß die Stille des Kirchhofs, ſondern wirkliche Beſſerung gefolgt wäre, ſo hat doch keine Sylbe vom Verdienſt Oeſterreichs dabei verlautet. — In Serbien war der Haß des öſterreichiſchen Namens nicht die geringſte Triebfeder der letzten Rebellion, und was man auch auf ruſſiſche Zetteleien ſchieben mag, ſo ſcheint ſich das Wiener Kabinet doch auch den gegenwärtigen Fürſten keineswegs zu verbinden, dem auf ſeine mächtige Fürſprache hin das Recht der Erblichkeit ſicher bewilligt worden wäre.

Die Bulgaren zählen zu den zukunftsreichſten Stämmen der türkiſchen Rajah: friedliebend, arbeitſam und anſtellig ſind ſie unter dem moslemiſchen Joch am wenigſten entartet. Es gibt unter ihnen einige katholiſchen Gemeinden und aus Oeſterreich unterſtützte Kirchen; die Maſſe der Nation aber ſtand ſeit Jahrhunderten unter dem ſchismatiſchen Patriarchat von Conſtantinopel. Nun hat ſich ſeit ein paar Monaten das überraſchende Ereigniß zugetragen, daß die Bulgaren, nach mehrjährigem Streit gegen ihre aus dem Fanar geſendeten griechiſchen Biſchöfe und deren Erpreſſungsſyſtem, dem Schisma durch feierliche Erklärungen entſagten und dem Stuhl von Rom als der urſprünglichen Autorität ihrer nationalen Kirche ſich unterwarfen. Ein ſchwererer Schlag hätte Rußland kaum treffen können als dieſer dicke Strich durch ſeine ſchismatiſche Politik; die ruſſiſchen Agenten haben auch nichts unverſucht gelaſſen, um die Bulgaren mit Güte oder durch die

Gewalt der Pforte im Schisma feſtzuhalten. Der Name Oeſterreichs aber iſt in der ganzen Verhandlung nicht vorgekommen. Das geſetzliche Herkommen fordert, daß jede chriſtliche Confeſſion oder Nationalkirche ihre eigene Schutzmacht bei der Pforte habe, und in Anbetracht des unberechenbaren Schadens, welcher den Plänen Rußlands aus dem Schritt der Bulgaren erwachſen muß, hätte vielleicht ſogar England ein öſterreichiſches Protektorat derſelben gerne geſehen. Es ſcheint aber nicht, daß die türkiſche Rajah dem Wiener Kabinet irgend eine Bemühung zu ihren Gunſten zutraue, und ſo haben denn die Bulgaren ihre Vertretung bei der Pforte und in Rom einmüthig an — Frankreich übertragen.

Es konnte aber auch nicht ausbleiben, daß die Errungenſchaften einzelner Völkerſtämme der Pforte ſogar gegen den ausgeſprochenen Willen Oeſterreichs abgepreßt wurden. So erging es mit der ſuzerainen Stellung Montenegros, nachdem die Leiningen'ſche Sendung vom 30. Januar 1853 die Welt mit dem vorübergehenden Glanz einer aktiven Politik überraſcht hatte. So erging es in peinlichſter Weiſe mit der Unionsfrage in den Donaufürſtenthümern, die ſich wie ein böſer Geiſt eben jetzt zur ungelegenſten Zeit wieder anmeldet.

Wir wollen nicht auf den in dieſen Blättern ausführlich verfochtenen Streit über den franzöſiſchen Vorſchlag von 1855 zurückkommen, daß aus der Moldau-Walachei Ein ſuzerainer Staat unter einem fremden Prinzen gebildet werden ſollte. Daß dieſe Maßregel der Anfang eines gelinden Endes der Türkenherrſchaft in Europa geweſen wäre, iſt ebenſo begreiflich als die heftige Oppoſition Englands; wollte ſich aber Oeſterreich derſelben anſchließen, ſo durfte Graf Buol doch um keinen Preis in die ruſſiſch-franzöſiſche Schlinge gehen und

den Vorſchlag annehmen, daß die „Wünſche der Bevölkerung“ befragt werden ſollten. Aber ſie wurden befragt, und als trotz aller türkiſchen Manöver die beiden Divane ſich faſt einſtimmig für das franzöſiſche Projekt ausſprachen, da war die moraliſche Niederlage fertig. Da nun das neue Volksrecht der Ruſſel'ſchen Note vom 27. Okt. nur für Italien, keineswegs aber für die Türkei gilt, ſo mußte ein eigenes Protokoll der Pariſer Conferenz vom 19. Auguſt 1858 den Rumänen zwar ein nach den breiteſten Muſtern zugeſchnittene Repräſentativ- und Bundes-Verfaſſung geben, ihre „Union“ aber unterſagen und die Wahl eines eigenen Fürſten je für die Moldau und für die Walachei anordnen. Nichts deſtoweniger wurde der Oberſt Cuſa, dem noch dazu faſt alle reglementmäßigen Eigenſchaften zur Wahl abgingen, am 5. Jan. und 5. Febr. 1859 in beiden Ländern zum Hoſpodar erwählt; England beugte ſich vor der vollendeten Thatſache und gab endlich die Perſonalunion als „Ausnahmsfall“ zu; Oeſterreich und die Pforte aber mußten den Schlag in's Geſicht hinnehmen. So iſt das Schlachtfeld der Zukunft an der untern Donau ſyſtematiſch zum Feuerherd der Revolution gemacht worden.

Fürſt Johann Alexander I., weiland Oberſt Cuſa, iſt ein genußſüchtiger Lebemann von etlichen 30 Jahren; er war ohne Namen und Bedeutung, bis er zu Plombières die Bekanntſchaft Napoleons III. machte; ohne daß irgendwer von ſeiner Candidatur eine Ahnung gehabt hätte, kündigte er ſich ein paar Monate ſpäter der erſtaunten Welt als erwählter Unions-Fürſt der Rumänen mit der Erklärung an, daß er ſeine Würde niederlegen werde, ſobald die Realunion unter einem fremden Prinzen zur Ausführung reif wäre. Seitdem hat ſich Cuſa als den gelehrigſten Adepten der ſardiniſchen Staatskunſt gezeigt. Belaſtung des Landes mit maßloſen Schulden, Ver-

mehrung der Abgaben um mehr als das Doppelte, Aufſtellung einer Armee nach franzöſiſchem Fuß, die über ein Drittel aller Staatseinnahmen verſchlingt, Gründung einer Univerſität zu Jaſſy, während das Land weder fahrbare Wege noch Straßen hat, Einziehung der Kloſtergüter, brutale Behandlung des orthodoxen Klerus, willkürliche Abſetzung und Einſperrung des greiſen Metropoliten und Divans-Präſidenten Sophronius Misleſco *) — das ſind ungefähr die Thaten ſeiner nach altem Brauch mit ſtets wechſelnden Miniſterien geführten Regierung. Aber auch des alten Rufs ſeiner Heimath, daß es nirgends in der Welt verſchlagenere Diplomaten gebe als unter dieſen fanariotiſchen Bojaren, iſt Fürſt Cuſa würdig geworden. Während er ſich beim Wiener Kabinet zu einer ſehr beliebten Perſönlichkeit machte, die alles Vertrauen verdiene, ſpielte er mit Sardinien, den Garibaldi-Clubs und der ungariſch-ſlaviſchen Emigration unter der

*) Auch dieſer Verfall iſt übrigens ein Beweis von der innern Auflöſung der ſchismatiſchen Kirchen in der Türkei. Cuſa rechtfertigt in einem Erlaß vom 7. Nov. ſein Verfahren mit dem maßloſen Leichtſinn der **Eheſcheidungen**, durch welche der Metropolit den kanoniſchen Geſetzen zum Trotz die Heiligkeit des Familienbandes und die ſocialen Grundlagen fortwährend gefährdet habe. Schon im Dec. 1859 hatte die Thronrede Cuſa's den „heilloſen Scandal“ beklagt, daß die Ehe zu einem bloßen Spiel herabgeſunken ſei, wobei ſich die Paare unter den nichtigſten Vorwänden trennen und anderweitig zuſammenthun. „Was ſoll man von den Frauen ſagen, die am Morgen geſchieden am Abend ſchon wieder einen andern Namen tragen und in ihren jüngſten Jahren bereits die ganze Reihenfolge von Verbindungen durchmachen, welche ihnen die Ohnmacht oder die zuchtloſe Nachſicht des kanoniſchen Geſetzes geſtattet“? Er verſicherte, die Gerichte wüßten ſich daher in Civilſtands- und Erbfolge-Sachen gar nicht mehr zu helfen. Ami de la religion 24. Dec. 1859.

Decke, um eine große Erhebung im Rücken Oeſterreichs vorzubereiten, welche dem italieniſchen Angriff auf Venedig und der ungariſchen Revolution die Hand bieten ſoll. Die drohende Stellung Englands an der Adria ſcheint die Verlegung der Operationsbaſis von der dalmatiſchen Küſte nach der Sulina hinlänglich zu erklären; zudem wird beigefügt, daß ein großer „Donau-Bund“ aus den Trümmern Oeſterreichs und der Türkei gebildet mit der ungariſchen Nation an der Spitze im Plane des Imperators und Garibaldi's liege, und Koſſuth habe die Krone des neuen Reichs bereits dem rothen Prinzen Plon-Plon angetragen.

Ein großer „Donau-Bund“ der Ungarn, Rumänen, Südſlaven — das ſieht freilich ſehr bedrohlich aus. Nur daß man in London und Petersburg über die fraglichen Umtriebe viel tiefer erſchrocken iſt als in Wien. Es verlautet nicht, daß Graf Rechberg ſich allzu ſehr echauffirt habe, wohl aber ſind Lord Ruſſel und Fürſt Gortſchakoff zornig aufgefahren, und haben dem heimtückiſchen Hoſpodar die drohende Fauſt gezeigt. Ein neuer Beweis, wie ſehr Oeſterreich in jener Weltgegend nicht bloß eigene Intereſſen vertritt, ſondern eine europäiſche Nothwendigkeit iſt. Es iſt ſein wahres Glück, daß die orientaliſche Frage mit der Kataſtrophe in Italien dießmal untrennbar verbunden iſt; denn ſobald ihr erſter Kanonenſchuß fällt, werden ſich alle freien Hände wieder nach Wien ausſtrecken, ſogar Rußland nicht ausgenommen. Seitdem deſſen panſlaviſtiſches Präſtigium unverkennbar in das Zeichen des Krebſes eingetreten iſt, braucht man ſich auch in Petersburg über die Thatſache nicht mehr ſo ſehr zu ärgern: daß dieſes Oeſterreich, würde es heute durch einen böſen Zufall zerſchlagen, morgen auf europäiſche Unkoſten wieder hergeſtellt werden müßte. Denn der von Natur aus geforderte und berechtigte „Donau-Bund“ iſt man in Wien eben ſelber, und es erübrigt nur, daß man ſich als ſolcher entſprechend bethätige.

Ganz nach dem Beiſpiel Napoleons III. — in ſoferne als die Macht dieſes Mannes in Europa nicht bloß von ſchlechten Künſten, ſondern vor Allem von ſeiner Geſchicklichkeit herkommt, die blutloſen Schemen einer verrotteten Diplomatie abzuwehren, und ſtets mit Verſtand und Energie ohne veraltetes Vorurtheil ſo einzugreiſen wie es noththut. Wie hat er z. B. in der ſyriſchen Frage wieder die öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten gezwungen! Man kann nicht daran zweifeln, daß ohne ihn die gräßlichen Thaten vom Libanon und von Damaskus diplomatiſch verſchleppt und ungerochen geblieben wären; England hätte ſie ſogar noch beſchönigt, wie denn das ſchauderhafte Attentat wirklich in der Meinung, der engliſchen Politik einen Gefallen zu thun, von den mächtigſten Druſenhäuptlingen in's Werk geſetzt wurde. Ihm allein und ſeinem bündigen Verfahren iſt es zu danken, wenn die Blutfahne der Chriſtenmaſſacre nicht ſofort über die ganze Welt des Islam hinflog. Darum iſt ſein Name jetzt ſowohl der gefürchtetſte als der angebetete im Orient und hat hier ganz Europa ſeinen Credit an ihn verloren. Die entſchiedenſten Gegner müſſen die Klugheit und männliche Thatkraft ſeines raſchen Handelns anerkennen, bei dem er leider ganz allein geblieben iſt. Der politiſche Argwohn muß ſchweigen, denn die Menſchlichkeit redet zu laut. England ſieht mit der lebhafteſten Unruhe die Franzoſen in Syrien; die mörderiſchen Druſen rufen es als anerkannte Schutzmacht an; es hat von Anfang an Alles aufgeboten, um jede Intervention zu hintertreiben, und als der Imperator ſich nicht hindern ließ, hat es nicht nur auf ſeine Pflicht und ſein Recht ein engliſches Contingent mitzuſchicken verzichtet, ſondern auch durch die Convention vom 5. Sept. die Dauer der franzöſiſchen Occupation auf ſechs Monate beſchränkt. Aber wer wird es wagen, nach Ablauf der Friſt die Franzoſen aus Syrien hinauszuſchaffen,

nachdem die chriſtliche Bevölkerung wie Ein Mann die Hände ringt um ihr Bleiben?

So macht man Politik und ſo löst man die orientaliſche Frage! Englands ſchwachherziger Krämergeiſt vermochte ſich nicht einmal ſoweit zu überwinden, um das jüngſte Anlehen der Türkei für den Londoner Platz zu behalten; die Pariſer Geldmänner haben es übernommen, weil ſie wiſſen, daß der Imperator die Hand auf das Pfand legen wird. Dazu darf er aber nicht iſolirt ſeyn und er braucht den Beiſtand einer Macht, die weder Rußland noch England iſt. Schon einmal hat er ſich viel Mühe gegeben, die Mitwirkung Oeſterreichs für den Orient zu gewinnen; damals herrſchte aber in Wien der Börſianismus und jüdiſche Commercialismus des Herrn von Bruck in getreuer Fortſetzung der Metternich'ſchen Politik, nur mit dem Unterſchiede, daß das ſchmutzigſte Geldintereſſe an die Stelle des geiſtigen Princips getreten war. Jetzt iſt das Syſtem, deſſen corrupte Fäulniß ein berühmter Proceß ſoeben noch trotz aller liberalen Verkleiſterungen enthüllt hat, für immer gebrochen, auch die auswärtige Politik muß von einem neuen Princip ausgehen, und das der bloß paſſiven Legitimität kann es nicht mehr ſeyn. Denn es gibt kein anerkanntes Recht mehr außer dem neuen, das man zu machen verſteht.

Aber was reden wir? — iſt es ja zu einer ſelbſt Wohlmeinende mitunter fortreißenden Mode geworden, die Zertrümmerung und Auflöſung Oeſterreichs zu befürchten, reſpektive ſehnlich zu wünſchen, und da hört dann allerdings alle Politik auf. Welch' prachtvoller Stoff für eine academiſch-hiſtoriſche Preisaufgabe wäre es, das Gegentheil zu erweiſen! Der nicht-academiſche Menſchenverſtand hingegen fragt ſich: „was wären wir, wenn eines ſchönen Morgens

Oeſterreich nicht mehr wäre?“ und er iſt nicht des kleindeutſchen Glaubens, daß dann eben Preußen freie Hand in Deutſchland hätte. Sondern es gäbe dann zwiſchen dem Rhein und der Weichſel überhaupt nichts mehr als franzöſiſch-ruſſiſche Heloten mit eingebornen Präfekten, und längs des Stromes der deutſchen Zukunft ein der Barbarei zuwankendes Völkergewühl ohne Centrum und Peripherie.

Die Brücke bricht aber nicht. Damals als das napoleoniſche Syſtem der materiellen Intereſſen, unter dem trunkenen Jubelgeſchrei der Allgemeinen Zeitung und aller jetzt Grau in Grau malenden Preßjuden, in Wien ſein unbeſchränktes Scepter ſchwang, war uns viel banger für den Kaiſerſtaat als jetzt. An Finanz-Verlegenheiten geht ein großer Staat von ſo eminenter Naturwüchſigkeit, an welche z. B. Preußen nicht entfernt hinreicht, niemals zu Grunde. In der politiſchen Entwicklung aber hat Oeſterreich ſeit dem 5. März d. Jahrs eine grandioſe Strecke durchlaufen, und im Verhältniß zu ſeinen Erlittenheiten ſeit zwei Jahren ſind die bis jetzt zu Tage getretenen Zerrüttungen kaum des Aufhebens werth. Im Unglück erprobt ſich die Kraft, und zu der Probe, welche die intenſive und wohlgefügte Zähigkeit des öſterreichiſchen Reichslebens in dieſer ſchweren Zeit abgelegt hat, dürfte ſich jeder Staat Europa’s gratuliren.

Man läßt ſich durch die pöbelhaften Frevel in Ungarn allarmiren. Aber abgeſehen von den gleich dem jungen Wein zu tobſüchtigem Rumoren aufgelegten Neigungen der fraglichen Nation, bezeugen ſie nur die ohnehin bekannte Thatſache, daß die Beſonnenen in Ungarn eine von äußern Einflüſſen beherrſchte Partei zu fürchten haben, deren Lebenselement die Anarchie iſt. Daß jene Männer den ſchändlichen Unfug nicht zu hindern vermochten, iſt nichts weiter als ein Beweis

ihrer Hülfsbedürftigkeit, und ſollte die Regierung mit Gewalt zur Vertheidigung der Ordnung vorgehen müſſen, dann um ſo beſſer. Zudem iſt es die Schwäche der „liberalen Partei“ in Ungarn, daß ſie mit ihrer Agitation auf faktiſche Lostrennung vom Reich immer nur zum widerwilligen Landungsbrett der Koſſuthianer dienen muß. Die alte Verfaſſung iſt nur ihr Aushängeſchild, in Wahrheit will die Partei eine franzöſiſche Conſtitution; mit einem Kopfzahl-Wahlgeſetz und einem verantwortlichen Miniſterium hat ſie im Jahre 1848 angefangen und mit der Abſetzung der Dynaſtie aufgehört. Die „Altconſervativen,“ aus welchen der Kaiſer ſeine ungariſche Regierung genommen hat, wiſſen wohl, daß das losgelaſſene Rad auf demſelben Wege abermals in den Abgrund rollen müßte; ſie wollten daher ihren Ausgang nicht bei dem Stande von 1848, ſondern von 1847 nehmen, ſind aber vorerſt entſchieden durchgefallen. Die Comitate haben ihre Verwaltungs-Inſtruktion abgewieſen und die Graner Conferenz hat das Wahlgeſetz von 1848 angenommen; ja dem künftigen Landtag ſelbſt iſt in einzelnen Comitaten vorgegriffen, indem ſie nicht nur alle ſeit zwölf Jahren eingeführten Maßregeln der Regierung, insbeſondere den Civil- und Strafcoder, die Grund- und Hypotheken-Bücher abſchaffen wollen, alle ſeit 1849 in kaiſerlichen Dienſt getretenen Beamten für „moraliſch todt“ erklären, vor Allem jedes deutſche Athemholen verbannen, ſondern auch die „ohne Landtag“ ausgeſchriebenen Steuern verweigern und gegen das „fremde Militär“ proteſtiren. Alles das ſieht nun zwar ſehr gefährlich aus, muß aber nothwendig an einem Punkte ankommen, wo nach Hanſemann die Gemüthlichkeit aufhört. Es gibt auch außer den Altconſervativen achtbare Leute in Ungarn welche weder die feierliche Warnung Szechenyi's vom Februar 1848, ehe er vor Kummer wahnſinnig wurde, noch die Thatſache vergeſſen haben, daß der Kaiſer vor zwölf Jahren eine ungariſche Revolution mit dem Schwerte niederzuſchlagen hatte.

Die gerühmte „Einmüthigkeit aller Ungarn“ iſt in Dunſt zerronnen, und es wird der Regierung an einer ſtarken Partei nicht fehlen, wenn ſie nur unter allen Umſtänden, wäre es auch Belagerungsſtand, Nichtbeſchickung des Reichsraths aus Ungarn, ja neuer Revolutionskrieg — unerſchütterlich bei der Fahne vom 20. Oktober ausharrt: keinen Zollbreit mehr, aber auch keinen Zollbreit weniger!

Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß die ungariſche Krone künftig ſchwerlich mehr mit 15, ſondern nur mit kaum 9 Millionen, wovon nicht die Hälfte Magyaren, glänzen wird. Die Gleichberechtigung aller Kronländer nach dem Diplom vom 20. Oktober iſt eine ausnehmend gute Politik: weder Kroatien und Slavonien, noch die Woiwodina mit dem Banat, noch Siebenbürgen ſind geneigt ſich abermals durch den ungariſchen Landtag regieren zu laſſen. In Agram hat man bereits eine eigene kroatiſch-ſlavoniſche Hofkanzlei verlangt und im Princip erlangt, die kroatiſchen Augen ſind nicht paſſiv auf Ungarn ſondern aktiv auf den Anſchluß Dalmatiens gerichtet. In der Woiwodina ſtimmt nur das magyariſche Drittel für die Wiedereinverleibung, die Serben wollen eventuell lieber zu Kroatien als zu Ungarn halten, und die Rumänen fordern nicht nur die Selbſtſtändigkeit des Kronlands, ſondern auch noch ihre eigene Autonomie hier wie in Siebenbürgen. Die „hochherzigen“ Magyaren werden alſo außer dem altgewohnten Servilismus der Deutſchen und Juden in Ungarn ſelbſt, die ſich ſogar alle Lehranſtalten ihrer eigenen Mutterſprache magyariſiren laſſen, weiter keine Schleppträger haben. Denn die ehemaligen Partes annexae haben nicht vergeſſen, daß im Jahre 1825 nur die wenigſten Magnaten ſelber des magyariſchen Idioms mächtig waren und Szechenyi wie ein Verrückter erſchien, als er die Tafel plötzlich einmal auf ungariſch anredete, daß aber der Reichstag 15 Jahre ſpäter daſſelbe Idiom als

alleinige und allgemeine Geſchäftsſprache auch für ſie vorſchrieb. Die heutigen Maßloſigkeiten in Ungarn, ſowohl die der Buben als die der Männer, werden Niemanden überzeugen, daß man dort humaner und beſonnener geworden ſei; ſie werden darum die Macht der Regierung nicht mindern ſondern mehren.

Mit dem Statut vom 20 Oktober hat Oeſterreich in glücklicher Stunde eine Rechtsbaſis gefunden, welche vollkommen vertheidigungsfähig iſt ſowohl gegen die liberalen Reichsparlamentirer als gegen die nationalen Reichszertrenner, welche aber zugleich hinlänglichen Raum zur Fortbildung gewährt. Daß der Monarch ſelber ſie keineswegs als ein Inſtrument des Stillſtands anſah, iſt durch die neuliche Ernennung Schmerlings zum Staatsminiſter über jeden Zweifel geſtellt. Die liberale Sekte thut als wenn der Ernannte einer der Ihrigen wäre und triumphirt über die „Syſtemänderung;" aber ſie irrt, das Syſtem iſt am 20. Oktober geändert worden und Herr von Schmerling tritt nur in die Linie des großen Staatsakts ein, mit deſſen Detaillirung der bureaukratiſch gebildete Graf Goluchowski nicht fertig zu werden vermochte. Zu unſerm großen Bedauern; denn nachdem der Vorgänger ſelbſt noch ſeinen eigenen Landesſtatuten gegenüber genöthigt war, das Gemeindegeſetz von 1850 ad hoc zu reoktroyiren, fängt der Nachfolger nun natürlich mit Oktroyirungen von vorne an. Uns ſcheint es aber weniger darauf anzukommen, wie die Landesvertretungen und der Reichsrath für's Erſtemal zuſammengeſetzt ſind, als daß ſie endlich einmal ſitzen und das leidige Alleinthun dieſes oder jenes Miniſters ein Ende nimmt.

Unter dieſer Bedingung ſind wir weit entfernt, dem Eintritt des Herrn von Schmerling zu mißtrauen, rufen ihm vielmehr ein herzliches Glückauf zu. In ſeinem Programm weht etwas von dem Geiſte der Reichsraths-Majorität; während

die Altliberalen dem Begriff der Autonomie ſonſt nirgends grün ſind und ihm überall den Parlamentarismus zu ſubſtituiren ſuchen, tadelt er nicht nur die Vielſchreiberei, indem er den Beamten ſogar empfiehlt, „das Mittel perſönlicher Einwirkung demjenigen des ſchriftlichen Befehls zu ſubſtituiren,“ ſondern er betont auch die Autonomie der Gemeinde und berückſichtigt die künftige Selbſtverwaltung der Landſtände. Hierin verdient Ungarn wirklich als Muſter nachgeahmt zu werden, nicht aber in dem Parteiregiment, welchem die autonome Verwaltung ſelbſt über kurz oder lang zum Opfer fallen muß. Wenn ferner der neue Miniſter das gegenſeitige Recht der Confeſſionen paritätiſch (nicht aber indifferentiſtiſch) ordnen will, ſo haben wir einen guten Theil der proteſtantiſchen Beſchwerden wiederholt als begründet anerkannt. Wenn er die rein ſtändiſche Vertretung bei den ſehr veränderten ſocialen Lagen für unzulänglich, ja unmöglich hält, ſo waren wir immer derſelben Meinung. Wenn er den Reichsrath als conſtitutionelles Organ der Geſammtmonarchie ſowohl durch Erhöhung der Mitglieder-Zahl als durch unmittelbare Wahl aus den Landtagen verſtärken will, ſo genügt er dem Bedürfniß der Reichseinheit, und wenn keine bureaukratiſche Aengſtlichkeit mehr die Befugniſſe der vertretenden Körper abzirkelt, ſo erſpart er ſich und Andern viel nutzloſes Kopfzerbrechen. Hinſichtlich der Wahlgeſetze gefallen uns die am beſten, welche vom allgemeinen Stimmrecht des Napoleonismus am weiteſten abliegen; die Verlegung nicht nur des aktiven ſondern auch des paſſiven Wahlrechts in die Gemeinde-Räthe iſt freilich eine ſtarke Beengung, aber die vorzugsweiſe Betheiligung der letzteren ſchien uns ganz im Sinne der Autonomie zu liegen. Darauf kommt aber Alles an, daß die öſterreichiſche Organiſation nicht der unbehülfliche Abklatſch einer modernen Conſtitution ſei, ſondern daß ſie einem Verfaſſungsweſen nach dem ächt germaniſchen Freiheits-Begriff die erſte Bahn auf dem Continent breche.

In Deutſchland — um auf unſern Ausgangspunkt ſchließlich zurückzukommen — ſtellt man ſich an, als wenn Oeſterreich mit ſeinen Reformen vor Allem in Berlin und bei andern deutſchen Kammern und Zeitungen ſich einſchmeicheln und für eine bundesfreundliche Hülfe empfehlen müſſe, welche hintennach regelmäßig — ausbleibt. Könnte aber die thatſächliche Conſequenz nicht die umgekehrte ſeyn? Wenn der Wiener Reichsrath künftig Einfluß auf die auswärtige Politik gewinnt, wenn er die Anſprüche und die Leiſtungen eines eingebildeten Deutſchlands, die Koſten und das Entgelt miteinander vergleicht, dürfte er dann nicht vielleicht eines Tags unluſtig werden, dieſem unfruchtbaren Verhältniß noch länger das Opfer einer ſelbſtſtändigen Politik Oeſterreichs zu bringen? Wahrlich eine bedeutſame Frage, die der Imperator ſicher ſchon in den Kreis ſeiner „Studien“ gezogen hat, und die ſich der thörichte Dünkel auch bei uns wohl notiren dürfte. Zufällig wird auch eben jetzt das Gerücht verbreitet, daß der ehrenfeſte weiland Bundestags-Präſident Graf Rechberg im auswärtigen Amt zu Wien dem Manne Platz machen ſolle, welcher Oeſterreich bis zum Neujahr 1859 in Paris vertreten hat.

# II.

## Hiſtoriſche Novitäten.

1. Die Entſtehung des Kirchenſtaats, geſchichtlich-pragmatiſch dargeſtellt von Dr. Franz Anton Scharpff, Stadtpfarrer in Mengen ꝛc. Freiburg bei Herder 1860. S. 107.

Unter der Menge von Schriften, welche der freche Angriff der monarchiſchen Revolution auf die Rechte des heiligen Stuhls in's Leben gerufen hat, iſt die vorliegende ein hiſtoriſches Kabinetsſtück, deren wiſſenſchaftlicher Werth die Kriſis überdauern wird. Ihr beſonderes Verdienſt beſteht in der kritiſchen Schärfe, womit ſie auch die Irrthümer der wohlgemeinten Hiſtorik nicht verſchont. Dahin gehören namentlich die geiſtreichen Combinationen eines bekannten Gelehrten, der auf Grund einiger Mißverſtändniſſe, insbeſondere aber durch die parteiiſchen Berichte des Griechen Theophanes verführt, eine Art traditioneller Unabhängigkeits-Politik der Päpſte annimmt, wonach dieſelben jede Gelegenheit benutzt hätten, um den Gehorſam gegen die griechiſchen Kaiſer abzuſchütteln, ſelbſt um den Preis einer fränkiſchen Herrſchaft über Rom. Abbé Goſſelin in dem bekannten Werke über die Macht des Papſtthums im Mit-

telalter ſtellt ſich nicht nur auf den gleichen Standpunkt, ſondern er entſchuldigt die vermeintliche Illoyalität der Päpſte noch eigens durch das natürliche Recht der Volksſouverainetät: das römiſche Volk habe nämlich, von den legitimen Herrſchern im Stiche gelaſſen, ſich ſelbſt in dem Papſt ein neues Oberhaupt gewählt. Hr. Scharpff zeigt hingegen, daß der Kirche und dem Papſtthum kein größerer Dienſt erwieſen werden kann, als wenn ihre Geſchichtſchreiber die Urkunden ganz und nur das leſen, was wirklich darin ſteht.

Brief und Siegel weiſen freilich nicht mehr nach, wie die römiſche Kirche ihren urſprünglichen Beſitz, den Palaſt des edeln Geſchlechts der Lateranen in Rom, im Verlaufe eines halben Jahrtauſends mit einem reichen Kranz von „Patrimonien", d. i. Landgütern, Dörfern, Herden in allen Theilen der italieniſchen Halbinſel, aber auch in Dalmatien, Gallien, Afrika und vor Allem auf Sicilien umgeben hat. Nachweisbar iſt aber, daß der heilige Stuhl ſeinen Privatreichthum immer gewiſſenhaft zum Beſten der leiblich und geiſtig leidenden Menſchheit verwendet hat. Ferner iſt es ſehr ſchwer, bei unſern heutigen Begriffen von ſtaatlicher Organiſation auch nur eine annähernde Vorſtellung von den Attributen weltlicher Macht zu geben, mit welchen die Päpſte neben und über den Großbeamten der griechiſchen Kaiſer im Dukatus von Rom und andern italiſchen Exarchaten ſeit den Zeiten der Völkerwanderung bekleidet waren. Gewiß aber iſt, daß das Gebiet von Rom, wenn es auch keineswegs zum Stammgut des heiligen Stuhles gehörte, doch in einem ſolchen Verhältniß zu demſelben mit Genehmigung der griechiſchen Kaiſer ſtand, daß der Papſt ohne weiters als der Souverain von Rom erſchien, ſobald das byzantiniſche Dominat in dieſem Theile Italiens wie eine abgebrannte Kerze erloſch, ohne auch nur einer Rechtsverwahrung für die Zukunft fähig zu ſeyn. Bis

dahin aber, wo die Byzantiner ihren letzten Widerſtand gegen die treuloſe Annexions-Politik der Langobarden aufgaben und Mittelitalien völlig ſich ſelbſt überlaſſen blieb, hat ſich nicht Ein Akt der Päpſte gegen die Legitimität verſündigt. Selbſt unter der wüſten Tyrannei der Bilderſtürmer waren ſie immer noch bemüht, den Kaiſern von Byzanz ihre Rechte in Italien zu erhalten. Als aber endlich der Stuhl Petri nicht aus willkürlichen Gelüſten, ſondern im Drang der Verhältniſſe nach anderer Hülfe ſich umſehen mußte, da hat er nicht einer fränkiſchen Univerſalmonarchie gehuldigt, ſondern eine nationale Politik zur Richtſchnur genommen, wodurch die Päpſte die wahren Begründer der berühmten Municipal-Freiheiten Italiens geworden ſind.

Das iſt es, was Dr. Scharpff hiſtoriſch begründet. An der tauſendjährigen Politik des heiligen Stuhls hat die katholiſche Politik überhaupt und jene ritterliche Romantik, welche ihre Zwillingsſchweſter iſt, ihr erhabenſtes Muſter. Auch der Lohn, den die katholiſche Treue von den legitimen Herren davonzutragen pflegt, iſt ſeit tauſend Jahren der gleiche geblieben. Leo der Iſaurier mit ſeinem Schweif hat zu allen Zeiten erlauchte Nachtreter gezählt, um wie viel mehr heute, wo die Welt täglich tiefer im Schmutz der Gemeinheit verſinkt.

Hr. Scharpff betont auf jeder Seite ſeiner Schrift die Thatſache, daß die weltliche Herrſchaft der Päpſte nicht nur nicht durch eine einzelne Handlung begründet, ſondern daß ſie überhaupt ſtill und geräuſchlos, wie das Gras im Frühling ganz von ſelbſt gewachſen ſei, ſo daß der Uebergang zur Souverainetät in der Geſchichte und in den Dokumenten der Päpſte kaum bemerkbar hervortritt. Nur die ärgſte Verkennung des Geiſtes jener Zeiten kann ſich die Sache anders vorſtellen; aber dieſe Verkennung iſt populär, weil ſie dem Trotz gegen die

göttlichen Fügungen und dem eigenwilligen Frevel gegen die Schöpfungen der Geſchichte bequeme Dienſte leiſtet:

„Unſere Geſchichtsloſen“, ſagt der Verfaſſer, „die keine andere Form des Staats als die moderne, und auch dieſe nur äußerlich kennen, bilden ſich ein, es ſei eines Tages in Rom die Annahme der Staatsſouverainetät auf allerhöchſten Befehl durch Artillerieſalven, Läuten aller Glocken, Ausrücken der zur Bethätigung der Souverainetät gebildeten Regimenter, feierliche Audienz und Gratulation ꝛc. feſtlich begangen worden. Ihre nächſte Sorge iſt es dann, ob wohl ein weſentliches Attribut des Staats, das Oberhoheitsrecht über die Kirche, nicht durch die neue kirchlich-weltliche Souverainetät Eintrag erlitten hat, weßhalb ſie der Geſchichte zum Trotz kühn eine ſchon alte Behauptung aufwärmen, Pipin habe ſich die eigentliche Souverainetät, zugleich auch für ſeine Nachkommen, vorbehalten, und die Schenkung habe bloß in der Nutznießung aus dem geſchenkten Gütercomplexe beſtanden, eine Anſicht, welcher Napoleon mit Einem Commandowort praktiſche Geltung verſchaffte, in dem Tagesbefehle aus dem kaiſerlichen Lager in Wien, 17. Mai 1809: „„In Betracht daß, als Karl der Große den Biſchöfen von Rom verſchiedene Länder zum Geſchenke machte, er ihnen dieſelben als Lehen überließ, um die Ruhe ſeiner Unterthanen zu ſichern, und ohne daß darum Rom aufhörte, einen Theil ſeines Reiches zu bilden, haben wir verfügt und verfügen wie folgt: die Staaten des Papſts ſind dem franzöſiſchen Reiche einverleibt““.

II. **Papſt Gregorius VII.** und ſein Zeitalter. Durch A. Fr. **Gfrörer**, ord. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Freiburg. Schaffhauſen. Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung. 1859 bis 60. Band I, II, III, IV.

Gfrörer's Gregor VII. iſt neben Döllinger's neueſten Arbeiten und Hefele's Conciliengeſchichte ohne Zweifel die hervorragendſte Erſcheinung auf dem Gebiete der katholiſchen Geſchichtſchreibung innerhalb des letzten Decenniums, und muß den bedeutendſten Leiſtungen in der Geſchichte des Mittelalters aus allen Zeiten beigezählt werden; ja, wir ſagen gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß Gfrörer's Werk in mehr als einer Beziehung einzig in ſeiner Art daſteht. Es iſt nicht die nackte, kalte Gelehrſamkeit, die wir an ihm als etwas ganz Beſonderes rühmen und bewundern, es iſt nicht der überaus reiche Schatz des Wiſſens, der uns Achtung und Staunen abzwingt, ſondern der tiefe ſittliche Ernſt, welcher in demſelben nach der klarſten Erkenntniß der Wahrheit ringt, das lebendige Durchdringen der geheimſten Regungen der Zeit, das ſichtbare Hineinleben in verſchwundene Zuſtände, das wahre Mitempfinden der geſchilderten Verhältniſſe: das iſt es, was unſer Geſchichtswerk auf die eigentliche Höhe der Wiſſenſchaft erhebt.

Wohl gibt es in der reichen Literatur der modernen Geſchichtswiſſenſchaft manche Werke, die das Streben nach Gründlichkeit, die kritiſche Methode mit Gfrörer's Forſchungen gemein haben und auf nicht minder haltbaren Grundlagen vielſeitiger Gelehrſamkeit und natürlichem Scharfſinn beruhen, aber vielleicht allen geht mehr oder minder die unerläßliche Vorbedingung ab, die zum richtigen Verſtändniß und zur

Würdigung der Zeiten gehört, in welchen Skepticismus und Glaubensloſigkeit noch nicht auf den Altar erhoben waren und die Religion der Rhetorik noch nicht die Religion der Offenbarung bekriegte. „Wer ſich offen“, heißt es in einem jüngſt erſchienenen ſehr bemerkenswerthen Schriftchen *), „als einen Feind des göttlichen Erlöſungswerkes bekennt, weist hiedurch ſeine totale Unfähigkeit, die Geſchichte chriſtlicher Völker und Staaten ſchreiben zu können, in bündigſter Weiſe nach. Er mag in der Reihe der auch in Geſchichte machenden, geiſtreichen Literaturjuden immerhin eine hervorragende Stellung einnehmen, allein zu den Hiſtorikern des deutſchen Volkes gehört er doch wahrlich nicht“.

Dieſelbe Schrift hebt auch die kameradſchaftliche Seite der herrſchenden Methode deutſcher Geſchichtsſchreibung hervor, das iſt der mit unerſchütterlicher Conſequenz durchgeführte Grundſatz des „Todtſchweigens“ alles deſſen, was zur Vertheidigung des Katholicismus geſagt wird und nicht das Imprimatur des Meiſters vom Stuhl erhalten hat. Nie hat vielleicht der Spruch eines großen Dichters:

In meinem Revier ſind Gelehrte geweſen;
Außer dem eigenen Brevier wollten ſie keines leſen.

eine paſſendere Anwendung gefunden, als auf das allen Anſtand und alle gute Sitte verletzende Treiben einer Coterie deutſcher Geſchichtſchreiber, die nur da mit lauter Anerkennung und olympiſchem Beifallsruf zur Hand ſind, wo es die Verherrlichung eines Gliedes am eigenen Leibe gilt, die untereinander den widrigſten Menſchencult treiben, für fremdes Verdienſt aber Auge und Ohr verſchloſſen halten und ihm

*) Die moderne Geſchichtswiſſenſchaft und ihre Bundesgenoſſen, Skepticismus und akatholiſcher Confeſſionalismus im Kampfe mit der Kirche, als Beitrag zur Erwägung einer der wichtigſten Zeitfragen von einem „Dilettanten“. Schaffhauſen. Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung, 1860.

nicht die beſcheidenſte Libation der Beachtung gönnen. Hätten wir uns nicht längſt an das ſtreng beobachtete Princip der „Nichtbeachtung“ gewöhnt, und lägen ſeine Ziele nicht offen zu Tage, ſo müßte es ein unlösbares Räthſel ſeyn, wie es komme, daß ein Geſchichtswerk von dem Umfang und von dem unläugbaren wiſſenſchaftlichen Werth wie Gfrörer's Gregor VII. bei der reichen proteſtantiſchen Preſſe ſo außerordentlich wenig Aufmerkſamkeit findet, indem — ſoweit wir dieſe periodiſche Literatur überblicken können, und wir glauben, daß keine Zeitſchrift von einiger Bedeutung jenſeits unſeres Horizonts liegt — daſſelbe nur hin und wieder einer oberflächlichen Beſprechung gewürdigt, von den meiſten Seiten aber mit der Gunſt des Schweigens beehrt wird.

Indeß brauchen wir nicht beſorgt zu ſeyn, daß eine ſo reife Frucht des hiſtoriſchen Geiſtes wie Gfrörer's Gregor, wenn ſie auch heute von ſcheelſüchtigen Augen überſehen wird, wenn auch ihr Werth von der einen oder andern Seite noch nicht die gebührende Anerkennung findet, dennoch zu Ehren kommen wird; wir können außer Zweifel ſeyn, daß ihr lange Zeit ein friſches Beſtehen geſichert iſt, und daß ſie bei einer ſpäteren Generation als ein Denkmal glänzender hiſtoriſcher Befähigung und genialer Auffaſſung allgemeine Achtung finden wird.

Gfrörer's Werk verdient nahezu eine Geſchichte des Mittelalters genannt zu werden, da es die beiden Hauptträger der großen Periode, die zwiſchen den abgrenzenden Epochen des Alterthums und der Neuzeit liegt, in faſt gleicher Vollſtändigkeit, auf faſt gleiche Weiſe behandelt. Durch dieſe Art der Behandlung werden die tief eingewurzelten Fehler der Einſeitigkeit, welche bis jetzt von beiden Seiten, den Profan- und Kirchengeſchichtſchreibern, beinahe ausnahmslos begangen wurden, weiſe vermieden und dadurch das Verſtändniß des Mittelalters weſentlich gefördert. Nur durch eine univerſalhiſtoriſche Auffaſſung kann ein unbeſchleierter Blick in das in-

nerſte Weſen des großen Kampfes zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum erſchloſſen werden. Alle Schichten der Menſchheit, von den höchſten Regionen des kaiſerlichen Hoflagers bis zur Tiefe des unbedeutendſten Weilers in der Einſamkeit des Waldes, von den Paläſten der geiſtlichen Fürſten bis zur engen Kloſterzelle, wurden mehr oder minder von den geiſtigen und den die materiellen Intereſſen (Beſitz und Privileg) berührenden Streichen getroffen, die in dem Weltkampfe zwiſchen der höchſten geiſtlichen und der höchſten weltlichen Macht geführt wurden; alle kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe nicht nur, ſondern das ganze ſociale Leben, alle herrſchenden ſittlichen Anſchauungen und Moralprincipien ſtanden unter dem umgeſtaltenden Einfluß der ſich bekämpfenden Gewalten. Es liegt alſo in der Natur der Sache, daß eine gründliche, die letzten Urſachen des Kampfes um die Mitte des eilften Jahrhunderts umfaſſende und zu klarer Anſchauung bringende Darſtellung nothwendig einen univerſellen Charakter haben muß, um ſich vor jener ungerechten Einſeitigkeit zu ſchützen, die unter billig Denkenden für den gefährlichſten Feind der nach Wahrheit ringenden Geſchichte gilt. Was C. Ritter (Erdkunde I. 55) ſehr ſchön von dem Standpunkte der Wiſſenſchaften im Allgemeinen ſagt: „Wenn die frühere Zeit ſich mehr in den Formen, Erſcheinungen, Thatſachen, die in den allgemeinen oder in den beſonderen Mitten jedes ihrer Reiche und in einzelnen Zweigen derſelben lagen, beſchäftigte: ſo ſcheint es für die gegenwärtige charakteriſirend zu ſeyn, daß ſie überall mehr nach Univerſalität (und Totalität) ſtrebend, die äußerſten Grenzen und das Uebergreifen und Ineinandergreifen der Gebiete, nach den räumlichen, phyſiſchen, organiſchen, intellektuellen Dimenſionen hin, aufzufinden, und von da zu einer vollen, lebendigen Mitte zurückzukehren ſucht“ — das muß insbeſondere von der Geſchichtſchreibung gelten, die nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleiben will. Halten wir aber Umſchau auf dieſem Gebiete, ſo begegnen wir vielleicht keiner Er-

ſcheinung, in welcher das Wort Ritter's ſo volle Beachtung gefunden, als in Gfrörer's Gregor VII.

Der Verfaſſer bewegt ſich nicht auf dem engen Raum einer Biographie, ſondern alle Zweige der geſammten Geſchichte werden in den Kreis der gründlichſten Erörterung hineingezogen, um zu lichtvoller Darſtellung gebracht und insgeſammt zur Vollendung des Bildes verarbeitet zu werden. Die vorzüglichſte Rolle fällt natürlich der Geſchichte der Kirche und ihrer wichtigſten Inſtitutionen zu; ſo ziemlich auf gleiche Stufe mit dieſer ſtellt ſich die Profangeſchichte, und durch eine ſorgfältige Combination beider ergibt ſich als wichtigſtes Reſultat eine klare Einſicht in das Verhältniß der Kirche zum Staat. Neben der Geſchichte des deutſchen Reiches iſt auch der Geſchichte aller übrigen Länder Europas und ſelbſt dem Orient fleißige Aufmerkſamkeit zugewendet, ja ſogar die Geſchichte einzelner Dynaſtengeſchlechter iſt oft bis zu deren hiſtoriſchen Anfängen verfolgt. Die Culturgeſchichte, der freilich kein verſtändiger Geſchichtsforſcher mehr ſeine ungetheilteſte Sorgfalt verſagen darf, iſt in ihren Rechten nicht verkürzt worden, und die chriſtliche Kunſtgeſchichte hat nicht weniger zum Verſtändniß wichtiger Faktoren der Zeitverhältniſſe als auch zur Bereicherung ihrer ſelbſt angemeſſenen Raum gefunden. Gfrörer's Gregor VII. iſt ſomit für alle Forſcher auf dem weitverzweigten Gebiet der Geſchichte des Mittelalters eine reiche Fundgrube, da das ganze Werk auf gewiſſenhaften Quellenſtudien beruht und alles Material mit dem Aufwand eines unvergleichlichen Fleißes aus dem unbequemen Schacht primärer Ueberlieferung geſchöpft iſt. Aber auch gebildete Laien, denen es weniger um eine pikante hiſtoriſche Lectüre mit romanhaftem Anſtrich als um Belehrung über ungeſchminkte Thatſachen zu thun iſt, werden ſich von dem Werke um ſo mehr angezogen fühlen, als gerade Gfrörer durch eine ſeltene Friſche und durchſichtige Klarheit der Sprache ſich auszeichnet. Sein Styl

hat etwas kraftvoll Imponirendes und eben durch ſeine kunſtloſe Einfachheit Hinreißendes an ſich.

Die ungeheure Ausdehnung, die der Verfaſſer zur vollſtändigen Erſchöpfung des Gegenſtandes ſeiner Darſtellung geben mußte, war theils ſachlich, zum Theil auch geographiſch bedingt. Mit allen Nationen des Abendlandes, von denen die einen durch das Kaiſerreich zu einer Staatenform verbunden waren, die anderen eine vollſtändige oder theilweiſe Unabhängigkeit behaupteten, ſtand Gregor VII. als thätiges Oberhaupt der Kirche in regem Verkehr, ja auch mit ſaraceniſchen Fürſten, unter deren Scepter zerſtreute Chriſtengemeinden ſtanden. Seine Wirkſamkeit erſtreckte ſich von den Südmarken Mauritaniens bis nach Island, vom heutigen Portugal bis zu den Weſtgrenzen des Kalifats. Nun enthält aber die Geſchichte Gregor's VII. eine Maſſe von Zügen und Einzelnheiten, die nur durch Aufhellung von Verhältniſſen, deren Entſtehung theilweiſe viel früheren Zeiten angehört, das nöthige Licht empfangen. Gleichwohl war es, wie Gfrörer erklärt, nicht möglich, den Leſer bezüglich ſolcher unentbehrlichen Erläuterungen auf ältere bekannte Schriften zu verweiſen. Denn trotz des ſcheinbaren oder wirklichen Reichthums der geſchichtlichen Literatur gibt es keine gangbaren Bücher, welche den verlangten Dienſt leiſten konnten. Es iſt größtentheils ein jungfräulicher Boden, den der Verfaſſer umbrach: der Stoff mußte faſt ganz aus Sammlungen und Urkunden, welche das letzte Jahrhundert, in vielen Fällen die neueſte Vergangenheit theils aus dem Staube der Archive hervorzog, theils in brauchbare Ordnung brachte, zuſammengetragen werden. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts Anderes übrig, als dasjenige, was zur Beleuchtung des großen Papſtes dient, in ſeine Lebensgeſchichte ſelber zu verweben.

Dieſe Methode bürdet zwar dem Schriftſteller manches Stück mühſamer Arbeit auf, und dem Leſer gewährt ſie nicht die Bequemlichkeit eines flüchtigen Ueberblicks über einfach an-

einandergereihte, höchſtens mit apodiktiſchen Urtheilen verſetzte Thatſachen; allein es muß ihr doch von allen Freunden gründlicher Forſchung ungetheilter Beifall gezollt werden, da ſie ein zuverläſſiger Prüfſtein zur Unterſcheidung wirklicher Wiſſenſchaft und eſſayiſtiſcher Oberflächlichkeit iſt. An zahlreichen Stellen ließen ſich die Vorzüge dieſer Methode in Gfrörer's Werk nachweiſen, und an hundert andern finden ſich die unwiderlegbaren Beweiſe für die unerläßliche Nothwendigkeit derſelben. Gfrörer äußert ſich hierüber ſelbſt ausführlich, wovon wir Einiges hervorheben wollen.

Bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts, ſagt er, beſtanden im Abendland nur Monarchien, erſt ſeitdem keimte die Demokratie. Unbeſtreitbar aber iſt, daß Hildebrand als Cardinal und als Papſt letztere Staatsform unter den Schutz der Kirche geſtellt und merklich gefördert hat. Daraus könnten Abgeneigte den Schluß ziehen, daß der genannte Papſt ſich um ganz andere Dinge als das Reich Gottes bekümmert, daß er unter geiſtlicher Verhüllung weltliche Politik getrieben habe. Dieſer Vorwurf wäre jedoch grundlos. Das Papſtthum beſchränkte ſich Feinden gegenüber ſtets auf die Vertheidigung, nie iſt daſſelbe angriffsweiſe verfahren. War aber einmal der Kampf ausgebrochen, ſo benutzten Petri Statthalter, ſowie die Vernunft gebot, die Gunſt der Umſtände. Ganz ſo verhält ſich die Sache im fraglichen Falle. Die italieniſche Demokratie iſt durch einen Fürſten, der allerdings nicht entfernt an Freiheit der Völker dachte, den rothen Löwen Otto, den Herrſcher ohne Milde, gezeugt, ſie iſt weiter durch einen andern Kaiſer, dem ſtädtiſches Regiment ebenſo wenig am Herzen lag, durch den Salier Conrad II., großerzogen worden. Nachdem die lombardiſche Demokratie einmal fertig in der Welt daſtand, hat ſie der römiſche Stuhl als Schild benützt. Nur wer dieſe, bisher ſo gut als unbekannte, Thatſachen kennt, iſt im Stande die Thätigkeit Gregor's VII. richtig zu beurtheilen.

Nicht weniger begründet iſt folgendes Raiſonnement: Im Verkehre Gregor's VII. mit einzelnen Nationen der Chriſtenheit ſtößt man auf Erſcheinungen, die beim erſten Anblick wie unbegreifliche Räthſel ausſehen. Unter dem 30. April 1073 ſchreibt er z. B. an gewiſſe fränkiſche Fürſten, die ſich eben zu einem Kreuzzuge wider die Saracenen von Andaluſien rüſteten: „wiſſet, daß ich Euch, wenn Ihr nicht die feſte Verpflichtung eingehet, auf dem (von Euch eroberten) ſpaniſchen Boden dereinſt die Rechte des Apoſtels Petrus unverbrüchlich zu achten, den Zug über die Pyrenäen verbieten werde; denn die Folge davon könnte dann nur die ſeyn, daß die Kirche dort dieſelbe Behandlung von ihren angeblichen Söhnen erführe, wie von den ungläubigen Feinden, was nicht ein Gewinn, ſondern eine Beſchimpfung wäre". Wie? Ein Statthalter Chriſti erklärt im Angeſichte der Welt, beſſer ſei es, Spanien bleibe fürder unter der Herrſchaft von Mohamedanern, als dieſes Land werde von Namenchriſten erobert, die das Recht der Kirche nicht anerkennen. Unzweifelhaft iſt dieß der Sinn ſeiner Worte, und noch mehr! er hatte ein Recht, ſo zu ſprechen, weil gräuliche Dinge im chriſtlichen Spanien vorgegangen waren. Abermal ſieht man, daß die richtige Beurtheilung der Wirkſamkeit Gregor's VII. von genauer Kenntniß gewiſſer älterer Begebenheiten, hier der Entwickelung Spaniens, bedingt iſt.

Freilich darf man übrigens nicht verhehlen, daß die zweifelloſe Gründlichkeit der Methode ſich doch nicht als abſolut ſicheres Präſervativ gegen die Gefahren der bekannten überreichen Combinationsgabe und der regen ſchöpferiſchen Vorſtellungsweiſe Gfrörer's bewährt hat. Auch das Talent hat ſeine Gefahren, denen Beſchränktheit und Mittelmäßigkeit nicht ausgeſetzt ſind. Engherzige Forſchung und nüchterne, dürre Darſtellung werden nicht leicht von dem Vorwurf der Kühnheit getroffen werden, aber es fehlt ihnen auch eines der nothwendigſten Lebensmomente einer geſunden Geſchichtſchreibung, jene

Wärme und Friſche, die an und für ſich kalten und mageren Thatſachen erſt durch eine vernünftige Verarbeitung, durch wohlerwogene Hypotheſen, kurz durch eine geiſtige und vergeiſtigende Auffaſſung verliehen wird. Gfrörer aber iſt auch in ſeinem vorliegenden Werke den Gefahren des Zuviel- und Zutief-Sehens nicht immer entgangen, ſeine Phantaſie hat ſich zuweilen da Bahn gebrochen, wo die kalte Ueberlegung beſſere Dienſte geleiſtet hätte. Solche Ausſchreitungen ſind in der Regel Jugendfehler und darum leichter zu verzeihen; bei Gfrörer aber ſind ſie längſt zu einer Gewohnheit geworden. Zwar iſt es unerquicklich, dieſen Vorwurf, welcher dem Herrn Verfaſſer ſchon ſo häufig und von allen Seiten gemacht worden iſt, noch einmal zu wiederholen, allein wir dürfen ihn doch um deßwillen nicht unterdrücken, weil er erſtlich zu wohl begründet iſt und zum anderen, weil er von Gfrörer dadurch auf's neue provocirt wird, daß er denſelben nicht als das, was er iſt, hinnimmt oder einer Widerlegung würdigt, ſondern ſeinen evidenten Fehler in der Vorrede kurzweg als „Geſchmackſache“ bezeichnet und ſich damit ohne allen Scrupel beruhigt.

Da die meiſterhaft bearbeitete Abhandlung, in welcher Gfrörer den „Bauriß“ oder die Ideen beſchreibt, wornach ſich der große Papſt ſeine Kirchen- und Staatenordnung aufbaute, in dieſen Blättern ſeinerzeit vollſtändig veröffentlicht worden iſt *), ſo werden wir unſere Beurtheilung ſowohl im Allgemeinen als in Bezug auf den bedauerlichen Schatten, den wir ſoeben namhaft gemacht, am füglichſten durch Anführung der Einzelnheiten erläutern.

Der erſte Band beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Geſchichte Deutſchlands vom Tode Kaiſer Heinrich's III. bis zur gewaltſamen Entfernung der Kaiſerin Mutter Agnes, und ent-

*) „Bauriß des Planes, den Papſt Gregor VII. während ſeines Pontifikats befolgte“. Hiſtor.-polit. Blätter 1855. II, 514 ff.

hält die gründlichſten Unterſuchungen über die ſtaatlichen Inſtitutionen und culturhiſtoriſchen Entwickelungen des Mittelalters. Gleich mit dem erſten Kapitel führt der Verfaſſer die Darſtellung in medias res, indem er als Ausgangspunkt den Tod Kaiſer Heinrichs annimmt, der am 5. (III. Non. Oct.), nicht am 3. October 1056, wie bei Gfrörer ſteht, zu Botfeld am Harz, umgeben von Papſt Victor II. und vielen Großen des Reiches, verſchied. Mit dieſem Ereigniſſe tritt die Wirkſamkeit des Kardinals Hildebrand markiger als früher hervor, obgleich er ſchon ſeit 1045 große Dinge verrichtet hatte, und beginnt die Regierung Heinrich's IV., die Vormundſchaft ſeiner Mutter, endlich die politiſche Rolle des Kölner Erzbiſchofs Hanno, eines Kirchenfürſten der neben dem größten der Päpſte eine eigenthümliche und mit nichten untergeordnete Stellung einnahm.

Der Ueberblick der Zuſtände des Reichs, den Gfrörer gibt, iſt reich an neuen Ideen und gewährt, freilich vorerſt nur andeutungsweiſe, manche erwünſchte Aufſchlüſſe; allein in Bezug auf mehrere Punkte von großer Bedeutung läßt ſich doch wohlbegründeter Widerſpruch erheben. So bedarf unter Anderm die Behauptung, daß der Erzbiſchof Hanno von Heinrich III. zum Reichsverweſer und Vormünder ſeines Sohnes eingeſetzt worden ſei, einer Berichtigung. Gfrörer beruft ſich, um ſeine Behauptung zu begründen, auf mehrere Ueberlieferungen, die aber alle, eine ausgenommen, nicht das enthalten, was er in ihnen gefunden zu haben glaubt; und die Eine, die für Gfrörer's Anſicht ſpricht, iſt doch viel zu ſchwach, um den Mangel an beſtätigenden Nachrichten in allen andern Quellen, welche die Vorgänge in den letzten Tagen und am Sterbebett Kaiſer Heinrichs ausführlich erzählen, zu erſetzen, oder eigentlich deren Berichte geradezu zu widerlegen.

Wenn wir es demnach für unerwieſen halten, daß Hanno durch den ſterbenden Kaiſer die Reichsverweſung und die Bevormundung ſeines Sohnes übertragen worden ſei, ſo iſt doch

noch weniger anzunehmen, was von den Feinden des Kölner Metropoliten bis zur Stunde behauptet wird, daß dieſer die Würde eines Reichsverweſers wider alles Recht an ſich geriſſen habe; vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß er dieſelbe durch die noch während der Anweſenheit des Papſtes Victor II. zu Köln gehaltene Reichsverſammlung erhalten habe. Hiefür ſprechen mancherlei Umſtände. Erſtlich iſt hervorzuheben, daß nach dem übereinſtimmenden Berichte vieler Quellen der Kaiſer auf dem Todbette dem Papſte Victor ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn zum Schutze übergab und ihm „die Rechte des ganzen Reichs anvertraute“, wie Petrus Damiani in einer fingirten Anrede Chriſti an Victor ſagt. Abgeſehen davon, daß nun Anno in den letzten Willensäußerungen des Kaiſers nicht genannt wird, ſo war derſelbe auch gar nicht zugegen, als Heinrich ſeine letzten Anordnungen über das Reich und ſeine Familie traf, und das Verhältniß des Erzbiſchofs zu dem Kaiſer, wenn es gleich durch die Bemühungen des Papſtes die feindſelige Stimmung verloren hatte, die vor wenigen Tagen noch herrſchte, war doch wohl nicht ſo ſchnell zu dem Grad der Zuneigung und des Vertrauens von Seiten des Kaiſers gelangt, den die Uebertragung der höchſten Reichsgewalt und der Vormundſchaft des Thronfolgers vorausſetzt. Außerdem iſt es nahezu undenkbar, daß der Kaiſer in ſeiner väterlichen Fürſorge für das Reich und die Erziehung ſeines Sohnes auf einen andern, als auf ſeinen langbewährten und erfahrenen Freund Papſt Victor, der ihm, wie in ſeinem vielbewegten thatenreichen Leben, ſo bei ſeinem Hingang rathend und tröſtend zur Seite ſtand, ſeine Hoffnungen hätte ſetzen ſollen. Auf welche Weiſe hat nun Anno die Berechtigung zum Reichsverweſeramt erhalten? Victor II. hatte nach dem Tode des Kaiſers die Verwaltung des Reiches, wie dieß nicht anders zu erwarten ſtand, mit der größten Auszeichnung geführt, allein ſeine Pflichten als Oberhaupt der Kirche erlaubten ihm nicht länger auf deutſchem Boden zu weilen und zu wirken. Bevor er aber die

Alpen überſchritt, mußte er dafür Sorge tragen, daß das Reich und der junge König nicht verwaist bliebe und daß an ſeiner Statt einem kräftigen Verweſer die Zügel der Regierung in die Hand gegeben würden. Nun waren aber die Erzbiſchöfe von Köln und Mainz Erzkanzler des Reichs, an dem Sitz des erſtern fand die Fürſtenverſammlung ſtatt, deren vorzüglichſter Zweck die Berathung der Wohlfahrt des Reiches war, alſo liegt die Annahme nahe, daß Papſt Victor ſein Amt der Reichsverweſung, ſowie das ehrenvolle Geſchäft der Erziehung des jungen Königs unter Zuſtimmung der Großen Anno übertragen habe, welcher als Kapellan am kaiſerlichen Hofe zur Zeit, als Victor noch Biſchof von Eichſtätt war und den größten Einfluß auf die Reichsregierung ausübte, ſich volle Einſicht in die Geſchäfte der Regierung zu verſchaffen längſt genugſam Gelegenheit gehabt hatte. Hätte Victor bei ſeiner Abreiſe nach Italien nicht für ein neues Regiment in Deutſchland geſorgt, ſo würde er ſich geradezu des Verrathes am Vaterland ſchuldig gemacht haben.

Wie Gfrörer im Allgemeinen das Verhalten Kaiſer Heinrichs gegen die Kirche mit Unrecht nur in dem dunkelſten Lichte ſieht, ſo kann er ſich ſelbſt da nicht von dem ſtrengen Urtheil über den Kaiſer frei machen, wo dieſer das unverkennbarſte Wohlwollen gegen die Kirche an den Tag legt. Um vieles Andere zu übergehen, beleuchten wir nur die Behauptung, Heinrich III. habe das Herzogthum Spoleto und die Grafſchaft Camerino nur auf die Lebensdauer Victor's II. an die römiſche Kirche erſtattet. Dieſe Annahme entbehrt jeder poſitiven Grundlage und beruht offenbar nur auf dem zufälligen Umſtand, daß die genannten Beſitzungen, welche zu Anfang von Victor's Pontifikat unter die Herrſchaft des päpſtlichen Stuhles gekommen waren, nach dem Tode deſſelben Papſtes der Botmäßigkeit der Tiara wieder entzogen wurden. Bedenken wir nun aber, daß die Hinzufügung Spoleto's und Camerino's zu dem weltlichen Beſitz des Papſtes durch Hein-

rich III. nur eine Zurückerſtattung des Eigenthums an den rechtmäßigen Beſitzer war, ſo leuchtet ein, daß der Kaiſer die Marken nicht dem Papſte Victor, ſondern dem jedesmaligen Nachfolger Petri übermachen mußte, zumal da Papſt Victor II. nur auf das ausdrückliche Verſprechen des Kaiſers: „dem heiligen Petrus zurückzuerſtatten, was ſeines Rechtes iſt“, die Tiara angenommen hatte. Außerdem fällt noch in die Wagſchale, daß laut dem Zeugniſſe der zuverläſſigſten Gewährsmänner der apoſtoliſche Stuhl gerade während der Anweſenheit des Kaiſers in Italien kurz nach der Erhebung Victor's viele Bisthümer und Burgen, die ihm früher gehört hatten, wieder zurückempfing.

Die vorzüglichſte Grundlage der mittelalterlichen Staats-Ordnung war das Lehensweſen, das in ſeiner anfänglichen Geſtalt ein kräftiges Band der Reichseinheit bildete. Jede weſentliche Veränderung in demſelben mußte nothwendig in der erheblichſten Weiſe auf die ganze innere Geſtaltung des Reiches und ſelbſt auf ſein Verhältniß zu den benachbarten Staaten wirken. Gfrörer ſagt daher mit Recht: „Die deutſche Reichsgeſchichte bleibt ein unverſtändliches Chaos, ein Buch mit ſieben Siegeln, wenn man nicht der Lehenerblichkeit die ihr gebührende Stelle anweist. Denn dieſe Erblichkeit war eines der wichtigſten Triebräder des eilften Jahrhunderts“. Und ſo finden wir denn in unſerem Werke eine überaus gründliche und recht anſchauliche Darſtellung der Urſachen und Folgen der Erblichwerdung aller großen Lehen, der Abſtammung des niederen Adels von den Hörigen, der Entſtehung der Familiennamen, Burgen, Wappen, Ritterſpiele; die vorzüglichſten Momente der mittelalterlichen Romantik werden ſowohl von ihrer glänzenden Seite beleuchtet, als auch in ihren ſehr erheblichen Schattenſeiten, die ſie beſonders dem kaiſerlichen Throne und der Reichseinheit zukehrten, gezeichnet.

In der innigſten Verbindung mit der Erblichkeit der Lehen ſteht die Geſchichte der Dynaſtengeſchlechter und für das

Verſtändniß des Kampfes zwiſchen Kirche und Kaiſerthum iſt beſonders die Geſchichte derjenigen aus ihnen, die bei dem Regierungsantritt des Knaben Heinrich eine erbliche Haus-Macht beſaßen, von der größten Wichtigkeit. Gfrörer widmet daher der Entwicklung vieler großer Häuſer, die jetzt zum Theil untergegangen ſind, meiſt noch herrſchen, wie der Habsburger, der Zollern, der Welfen, der Wittelsbach-Schyren, der Wettine, der Wirtemberg, der Zähringer, der Naſſau und Anderer ſeine Aufmerkſamkeit, und behandelt insbeſondere die älteſte Geſchichte Bayerns in fünf großen Kapiteln mit Sorgfalt und Ausführlichkeit. Was bis jetzt den Geſchichtſchreibern Bayerns entgangen war, nämlich die tief gehende Bedeutung der lex bajuvarica, welche Carl Martell um's Jahr 727 mit der Schärfe des Schwerts eingeführt hat, um die fränkiſche Herrſchaft über Bayern zu befeſtigen, das ergründet Gfrörer und ſtellt es in's gehörige Licht, indem er zeigt, daß die genannte Lex die vorzüglichſte Urſache war, weßhalb auf bayeriſcher Erde, mit Ausnahme Regensburgs, wo kirchlicher Einfluß den weltlichen Arm beſchränkte, nie Reichsſtädte aufkamen, und weßhalb die Herzoge Bayerns — früher als es in anderen Provinzen der Fall war — zum vollen Beſitz landesfürſtlicher Gewalt gelangten.

Zu den verdienſtvollſten Partien des Werkes gehören die Erörterungen über den Einfluß der Metropolen auf die Einigung des aus der Verbindung unzähliger Kleinſtämme hervorgegangenen Reiches. Zum erſtenmale traten die Metropolen Mainz und Köln in ihrer ganzen Bedeutung, die ſie nach jener Seite ausübten, gebührend hervor. Wie Sachſen nach der Schilderung eines Dichters ſeines Heimathlandes ebenſo viele Herzoge als Gaue zählte und einem Körper glich, deſſen Glieder fremde Gewalt in Fetzen riß, ebenſo war das ganze Deutſchland ein Bild unheilvoller Zerklüftung. Dieſer jämmerlichen Zerſplitterung machte, nächſt dem Schwerte Karls des Großen, die römiſche Kirche, Mutter des Gehorſams,

des Gemeingeiſtes, der Einheit und darum auch der Macht, ein Ende, indem ſie die zwei Organiſationen des Mainzer und Kölner Metropolitanverbandes ſchuf, welche nicht am wenigſten dazu beigetragen haben, das deutſche Volk vor den übrigen Nationen des Mittelalters zu erhöhen. Um recht einzuſehen, wie groß der Einfluß des Mainzer Metropoliten auf das Reich ſeyn konnte und mußte, bedarf es nur eines Blickes auf die Ausdehnung ſeines Bezirks. Dieſer übertraf an Umfang vier deutſche Königreiche von heute. Der geiſtliche Arm des Nachfolgers des heiligen Bonifacius reichte vom Comerſee bis zur Niederelbe, vom Donnersberg bis zu der Stelle, wo die Unſtrut in die Saale mündet. Der Mainzer Erzverband umſchloß die ſächſiſchen Stühle Halberſtadt, Paderborn, Hildesheim, Verden; die fränkiſchen Speier, Worms, Würzburg, Eichſtätt, Bamberg; die alamanniſchen Straßburg, Conſtanz, Chur, Augsburg. Wer, der eine ſolche Würde einnimmt, wird ſie nicht behaupten wollen! Behauptet konnte ſie aber nur dann werden, wenn das imperium, das Reich germaniſcher Nation, aufrecht blieb. Die Mainzer Erzbiſchöfe waren daher in Allem, was löblich und recht, geborne Zwillingsbrüder der Kaiſer und Väter unſeres Volks. Und wie eifrig haben ſie in älteren Zeiten ihre Aufgabe erfüllt! Auf die Grundlage der kirchlichen Einrichtungen hin, welche der heilige Bonifacius ſchuf, iſt durch den Verdüner Vertrag der deutſche Reichskörper gebaut worden. Als zu Ende des 9ten und zu Anfang des 10ten Jahrhunderts ein Haufe mächtiger Uebelthäter das Reich zerriſſen, die deutſche Nation wie eine herrenloſe Heerde theilen wollte, zog ſie Hatto zur wohlverdienten Rechenſchaft. Abermal zwei bis drei Menſchenalter ſpäter hat Willigis, der Unvergeßliche, dreimal den wankenden Staat gerettet.

Beſondere Sorgfalt hat Gfrörer auch der mehr ſocialen Seite des Staatslebens zugewandt. An eine nicht weniger genaue als intereſſante Berechnung der Einkünfte an Natura-

lien, Vieh, baarem Gelde, welche den Kaiſern des ſächſiſchen Hauſes zufloßen, reiht ſich eine gründliche Unterſuchung über die Einführung einer allgemeinen Reichsſteuer, welche durch das Aufkommen eines großen Soldheeres geboten war. Hatte ſeither die bewaffnete Macht der Kaiſer aus den Mannſchaften der geiſtlichen Stifte und weltlichen Lehen beſtanden, ſo mußten dieſe unter Heinrich III., da ſie nicht mehr ſo bereitwillig wie früher zum Kriegsdienſt herbeieilten, durch die Söldner erſetzt werden, und da ſtehende Heere zu allen Zeiten eine wahre Scylla und Charybdis für die Schätze des Staats ſind, mußte für ein reicheres Einkommen des Staates geſorgt werden, welches dann durch eine allgemeine Steuer aufgebracht ward. Als Vorbild deſſelben diente das Steuerweſen des Orients, deſſen Vortheile der deutſche Hof durch ſeine innigen Verbindungen mit dem byzantiniſchen Kaiſerhaus kennen gelernt haben mochte. Die Finanzpläne der kaiſerlichen Rathgeber erhoben ſich, um den Reichsſchatz zu füllen und der Zerrüttung des Kriegsdienſtes abzuhelfen, zu den kühnſten Anträgen, wie ſie nur ein alles Eigenthumsrecht verletzender, durch die äußerſte Finanznoth gedrängter Terrorismus erſinnen und ausführen konnte. Benzo, der erbittertſte Feind Hildebrand's, machte in ſeinem Panegyrikus auf Heinrich IV. den unverholenen Vorſchlag, alle Lehen, in erſter Linie die geiſtlichen, einzuziehen, er beantragte — Seculariſation des Kirchenguts.

Mit manchem Goldkörnlein culturhiſtoriſcher Notizen über Bergbau, landwirthſchaftliche Zuſtände und dergleichen hat Gfrörer die hauptſächlich um kirchliche und ſtaatliche Verhältniſſe ſich drehende Darſtellung geziert; zu dem Bemerkenswertheſten in dieſer Beziehung gehört die Beweisführung, daß zur Zeit der Salier in Deutſchland, wahrſcheinlich zu Speier, eine Anſtalt beſtand, wo Landbau und Finanzweſen zugleich theoretiſch und praktiſch gelehrt ward, ganz ähnlich wie das heutzutage bei den civiliſirten Nationen der Fall iſt. Wer kann da noch zweifeln, daß das Mittelalter auch von dem ernſten

Drang nach Fortſchritt und von Lernbegierde erfüllt geweſen ſei? Unſere Gegenwart, die ſich ſo gerne mit dem Gedanken ſchmeichelt, allein die Pflegerin oder gar Erfinderin planmäßiger Förderung der Cultur zu ſeyn, muß ſich doch wohl zu dem Geſtändniß bequemen, daß vor mehr denn achthundert Jahren die Pflege der Culturfortſchritte zu den Regungen der Zeit gehörte, und von dieſer ſelbſt als eine ihrer Hauptaufgaben angeſehen ward.

Mit Anerkennung müſſen wir hervorheben, daß Gfrörer trotz der ungeheuern Maſſe des Stoffs, den er zur Erforſchung und Beleuchtung der weltbewegenden Elemente der Zeit zu bezwingen hatte, doch die feinen Fäden der Aeſthetik nicht aus dem Auge verliert und zweckmäßig zu verwenden weiß. Sorgfältig forſcht er den Spuren und dem Geiſt der Baukunſt nach, die heute noch durch ihre himmelanſtrebenden Denkmäler ungetheilte Bewunderung abzwingt und im jungfräulichen Gewande der Unübertreffbarkeit prangt. Auch die erſten Keime der ſchönſten Blüthe ächt deutſcher mittelalterlicher Dichtung, des Nibelungenliedes, fand Gfrörer auf dem Wege ſeiner Forſchung, und er ließ ſie nicht unbeachtet und unbenützt. Der bayeriſche Pfalzgraf Aribo der Aeltere (ſtarb um's Jahr 1000) erwarb ſich, wie die meiſten gefeierten Krieger des 10ten und 11ten Jahrhunderts, großen Ruhm im Kampfe gegen die Ungarn, und ſeine Lorbeern wurden noch zu Anfang des 12ten Jahrhunders laut der Ausſage Ekkehards von Aurach gefeiert. Dieſe Lieder ſind nicht ganz verklungen, ſondern theilweiſe, wenn auch in ſpäterer Ueberarbeitung erhalten. Zwei Schriftſteller aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts berichten, daß Biſchof Piligrin von Paſſau der Sage nach einem damaligen Dichter den Auftrag gegeben habe, in „deutſchen Reimen die Thaten der Avaren und Hunnen, welche Oſtrich bis zur Ens inne hatten und wegen ihrer Wildheit Rieſen oder Recken genannt wurden, zu ſchildern, auch zu zeigen, wie ſelbiges Volk durch die Hauptleute Otto's des Großen beſiegt

worden". Als Probe jener Gedichte werden auch etliche Verſe angeführt, die im heutigen Nibelungenlied ſtehen, neben andern, die ſich nicht darin finden. Es kann keine Frage ſeyn, daß wir hier an dem Borne ſtehen, aus dem ein guter Theil der Nibelungenſage in ihrer älteſten Form quoll. Oſtrich war ihr Heimathland, Siegesfreude über der Hunnen Bezwingung ihre Amme.

Eine der ſchwierigſten Aufgaben, die Gfrörer zu löſen hatte, war die klare Auseinanderſetzung der Verhältniſſe, in welche ſich die mächtigen deutſchen Kirchenfürſten zu dem Papſte und zu dem Kaiſer ſtellten, und wie ſie ſich unter einander verhielten. Nirgends iſt dieſe verwickelte Frage mit ſo kryſtalliniſcher Durchſichtigkeit dargeſtellt als hier; ganz beſonders aber tritt die Rolle Anno's von Köln in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervor.

Die gegenſeitige Beziehung der zwei größten Männer des 11ten Jahrhunderts, Hildebrand's und Anno's, iſt nie eine freundliche, noch weniger eine innige geweſen. Mißtrauiſch einander beobachtend, ſtanden ſie ſich gegenüber. Die Vorſehung hatte dieſe ſeltenen Geiſter, welche gleich energiſch das Gute, aber mittelſt verſchiedener Bahnen wollten, auf entgegengeſetzte Pole hingeſtellt. Hildebrand, Romane von Geburt, Sohn eines unterdrückten Volks, bei welchem Verwünſchungen gegen deutſche Herrſchſucht den Gegenſtand der Wiegenlieder bildeten, Vorkämpfer des kirchlichen Idealismus, fühlte die Kraft in ſich, eine neue Ordnung der Dinge zu ſchaffen, in welcher die höchſten Begriffe der chriſtlichen Religion verwirklicht, gleichſam verkörpert werden ſollten, aber den Deutſchen keine hervorragende Stellung eingeräumt worden wäre. Hanno, ein Sohn Germaniens, wollte der Kirche ſo viel gewähren, als ſich irgend mit geſicherter Fortdauer deutſcher Uebermacht vertrug, allein unbeugſam beſtand er darauf, daß die Deutſchen das bleiben müßten, was ſie ſeit tauſend Jahren geweſen, ein Herrenvolk. Realiſt von Haus aus, ſah er in den

Planen des Italieners etwas Ueberſchwängliches und er glaubte nicht, daß die Wirklichkeit je den Verheißungen des Weltverbeſſerers entſpräche. Und der Erfolg hat, wie Gfrörer weiſe bemerkt, nicht gegen Hanno entſchieden. Indem Petri Statthalter ehrgeizigen Vaſallen der deutſchen Krone, die ſich gegen die Vorrechte des herrſchenden Hauſes und ſomit gegen die Einheit des Reichs und der Nation erhoben, ihren Schutz verliehen, halfen ſie die Macht jener Reichsfürſten begründen, welche fünfhundert Jahre ſpäter die Kirche ausplünderten und — was der Gipfel des Unrechts war — einen neuen Lehrbegriff einführten, der das deutſche Volk bis in das Mark hinein entzweit hat.

Hanno von Köln nahm unter ſeinen Amtsgenoſſen eine vereinzelte Stellung ein, da dieſe zum Theil ohne Bedenken für den Papſt Partei ergriffen hatten, zum Theil entſchieden dem kaiſerlichen Hof anhingen; nach beiden Seiten die Spitze zu bieten wagte nur der Kölner Metropolit, indem er zugleich die Tiara und die Krone innerhalb gewiſſer Schranken halten wollte. Entſchiedene Gegner fand Hanno vielleicht an Sigfried von Mainz und beſonders an Adalbert von Bremen. Dieſer Pfalzgrafenſohn, in Hofluſt und äußerem Glanze aufgewachſen, hielt jeden Verſuch, durch ſtändiſche Formen die Willkür der Herrſcher beſchränken zu wollen, für unmöglich und ſinnlos. Sodann lag es im Charakter Adalberts, zwar einem Könige zu dienen, aber keinem Gleichgeſtellten, noch minder einen Vorgeſetzten neben ſich zu dulden. Allein wollte er den Hof lenken: aut Caesar aut nihil. In Adalbert und Hanno ſtanden ein Bauernſohn und ein Sechszehn-Ahnen-Kind, beide allerdings mit ſeltenen Kräften und Kenntniſſen ausgerüſtet, einander gegenüber. Weil Jener fühlte, daß er ſich an ſittlichem Werth zu Hanno verhalte wie der Zwerg zum Rieſen, that er dem Kölner alles gebrannte Herzeleid an.

Die außerordentliche Geſchicklichkeit, mit welcher Gfrörer den Schleier zu lüften verſteht, der bis dahin die Schuld trug,

daß Thatſachen verkannt und Verhältniſſe mißdeutet wurden, offenbart ſich wie an vielen andern Stellen, ſo auf's hervorſtechendſte an einer Epiſode aus dem Leben des Erzbiſchofs Sigfried von Mainz. Dieſer verließ ſeine Metropole und ward Mönch im Kloſter Clugny, allein ſchon nach wenigen Wochen kehrte er zu ſeiner früheren Würde zurück. Die nächſte Erklärung dieſer Vorgänge läge wohl, ſollte man denken, in der gedrückten Gemüthsſtimmung Sigfried's, in einer Sehnſucht nach der Stille des Privatlebens. Allein immerhin, bemerkt Gfrörer ganz richtig, war die Vertauſchung der erſten Metropole Germaniens mit der Zelle im Kloſter Clugny etwas Außerordentliches und eine Erſcheinung, die nie oder höchſt ſelten ohne nachhaltige Einwirkungen von Außen vorkommen. Nun ließe ſich vielleicht annehmen, Sigfried ſei durch Intriguen des königlichen Hofes aus ſeinem Erzſtift verdrängt worden. Hiegegen beweist Gfrörer, daß Sigfried gerade ſehr gut für die Zwecke Heinrich's paßte, der die ſchwache Hingebung deſſelben auszubeuten verſtand. Somit drängt ſich die Frage auf: wer hatte von einer ſchwachen Verwaltung der erſten Metropole Germaniens am meiſten zu fürchten? Ohne Zweifel Anno von Köln, der zwei Gegnern, dem Kaiſer und dem Papſt, gegenüberſtand; alſo iſt die Annahme gerechtfertigt, daß dieſer am meiſten dazu beigetragen hat, Sigfried von dem Mainzer Stuhl zu entfernen. In früheren Jahren, ſo lautet Gfrörer's ſcharfſinniges Raiſonnement, waren durch die Schwäche Sigfrid's dem Kölner und zugleich dem Reiche große Verlegenheiten bereitet worden. Nun nahte damals eine fürchterliche Kriſis: der König ging damit um, ſämmtliche Herzoge niederzuſchlagen, die Rechte der Stände zu vernichten, den Sachſen ein ehernes Gebiß anzulegen, und zugleich für immer mit Petri Stuhl zu brechen. Dieß Alles wollte Hanno verhindern. Wenn auf dem Mainzer Stuhl ein Mann ſaß, der gleichen Schritt mit Köln hielt, dann beherrſchte er das Schlachtfeld und konnte zu gleicher Zeit dem König und deſſen

Gegnern, den Gregorianern, welche den Kampf herbeiwünſchten, während Hanno's überlegene Weisheit ihn vermieden wiſſen wollte, die Spitze bieten. Aber als Vorbedingung des Erfolgs mußte Sigfried beſtimmt werden, daß er freiwillig den Platz räumte; Hanno's Bemühungen nach dieſer Seite hatten den beſten Erfolg; der Mainzer Metropolit eilte, an ſich ſelbſt verzweifelnd, nach Clugny, um ſeine Unfähigkeit hinter den Mauern dieſes Kloſters zu verbergen.

Haben wir nunmehr die ihrem Inhalte nach in einandergreifenden und ſich gegenſeitig ergänzenden beiden erſten Bände in ihre weſentlichen Beſtandtheile zerlegt, ſo bleibt uns noch übrig, in Kürze auf einen Mangel hinzuweiſen, der in dem ſonſt ſo reichen Inhalt eine fühlbare Lücke gelaſſen hat. Wie überhaupt die Behandlung der erſten Thätigkeit Hildebrand's etwas ausführlicher hätte ſeyn können, ſo iſt beſonders die Wirkſamkeit deſſelben als päpſtlicher Geſandte in Gallien viel zu mager und mehr obenhin dargeſtellt, als es die Bedeutung des Gegenſtandes eigentlich verlangt hätte. In Bezug auf die Häreſie Berengars von Tours wiederholt Gfrörer manches Unrichtige, was ſich bereits in ſeiner Kirchengeſchichte fand. So die Behauptung: weil König Heinrich I. von Frankreich fürchtete, daß die von dem zweiten Salier auf Petri Stuhl erhobenen Kaiſerpäpſte zur Unterdrückung der übrigen katholiſchen Reiche des Abendlandes — ein Zweck, auf den allerdings Kaiſer Heinrich III. losſteuerte — mißbraucht werden dürften, habe er den gelehrten Berengar vorgeſchoben, um gedeckt durch die Anklage falſcher Lehre, die der Scholaſtikus wider Rom erhob, aus der Kirchengemeinſchaft ſcheiden zu können, und eine Art von Gallicanismus in ſeinem Lande einzuführen. Dieſe Anſicht, als ob die Lehre Berengar's zum eigenthümlichen Dogma für die damals beabſichtigte (?) franzöſiſche Nationalkirche beſtimmt geweſen ſei, wird von Hefele (Conciliengeſchichte Bd. 4) mit Recht als „überkühne Hypotheſe“ bezeichnet, und derſelben die Verhaftung

Berengar's durch die Königlichen zur Widerlegung gegenüber-geſtellt. Ganz beſonders aber hebt Hefele hervor, daß die Art und Weiſe, wie ſich Berengar über ſeine Verhaftung ausſpricht, unverkennbar zeige, daß hier nicht eine verabredete Geſchichte, wie Luther's Entführung auf die Wartburg, ſondern bitterer Ernſt vorlag. Die Verſammlungen zu Brione und Paris, auf welchen Berengar bekämpft ward, verſetzt Gfrörer wie in ſeiner Kirchengeſchichte ſo auch im vorliegenden Werke irrthümlich in's Jahr 1053, während dieſelben nach neueren Forſchungen zum Jahre 1050 gehören. Von der Verdammung der galliſchen Häreſie durch die Synode zu Tours, auf welcher Hildebrand als Geſandter Papſt Victor's II. den Vorſitz führte, erwähnt Gfrörer in ſeinem Gregor VII. nichts. Dieſe Lücke iſt beſonders um deßwillen von Belang, weil das Verhältniß des päpſtlichen Rathgebers zu Victor II., welches oft (ſ. z. B. Gieſebrecht's Kaiſergeſchichte) mit dunkeln Farben gezeichnet wird, in ein ungleich freundlicheres Licht tritt, wenn das Vertrauen, welches der Papſt durch die Sendung nach Gallien dem römiſchen Subdiacon offenkundig bewies, gehörig betont wird.

Obſchon die Geſchichte Dänemarks, Englands und des normanniſchen Staates an der Nordküſte Galliens nicht in ſo ausgedehnten Zuſammenhang mit dem eigentlichen Kern von Gfrörer's Werk ſteht, wie dieß bei der Geſchichte Deutſchlands und Italiens der Fall iſt, ſo hat ſie doch in demſelben eine ebenſo gründliche und umfaſſende Bearbeitung gefunden. Wir müſſen uns übrigens auf eine möglichſt gedrängte Ueberſicht des Wirkungskreiſes Gregor's auf dem bezeichneten Terrain beſchränken und dürfen der Specialkritik nur einen geringen Raum gönnen.

Schon während des Pontifikats Alexanders II. fanden lebhafte Unterhandlungen zwiſchen dem römiſchen Stuhle und dem Könige Swen von Dänemark ſtatt, welche hauptſächlich die von dem letzteren gewünſchte Errichtung eines Erzbisthums

in ſeinem Lande zum Gegenſtand hatten. Als Gegenbedingung ward von Rom wahrſcheinlich die Fortentrichtung des von Kanut zugeſtandenen, ſpäter aber in Abgang gerathenen Zinſes geſtellt, worauf Swen einzugehen ſich bereit erklärte, ja er war ſogar erbötig, in ein Lehensverhältniß zum Apoſtelfürſten zu treten. Hildebrand wechſelte ſchon als Diaconus mehrere Briefe in dieſer Angelegenheit mit dem Dänenkönig, allein da ſie keinen befriedigenden Abſchluß erhielt, nahm Gregor VII. die Unterhandlungen in ſeinem eigenen Pontifikat wieder auf. Er ſchrieb mehrere Briefe an Swen, und dieſer zeigte ſich den Wünſchen des Papſtes willfährig, dennoch aber kam der gemeinſchaftliche Plan, die däniſche Krone von der deutſchen, die dortige Kirche vom Hamburger Erzſtuhl unabhängig zu machen, nicht zur Ausführung. Den entſchiedenſten Einfluß auf die Geſchicke Dänemarks übte Gregor aus, als die Söhne Swen's das Reich zerſplittern wollten; von Kanut II., der ſich um ſeine Achtung und Gunſt bemühte, erhielt er die bedeutendſten Zugeſtändniſſe, wie z. B. die Uebertragung der Gerichtsbarkeit auf die Biſthümer.

Wenn Gfrörer, auf Florentius von Worceſter geſtützt, erzählt, daß Papſt Leo IX. an dem Feldzuge Kaiſer Heinrichs III. gegen Balduin von Flandern Theil genommen habe, und der Meinung iſt, daß dieſe Nachricht durch deutſche Quellen beſtätigt würde, ſo können wir dem nicht beiſtimmen, müſſen vielmehr nach den Ueberlieferungen der gleichzeitigen deutſchen Annaliſten, Lambert von Hersfeld und Hermann von Reichenau, welche doch wohl den Vorzug vor den ſpäteren Berichten der engliſchen Chroniſten Florentius, Hovedenus, Bromton und Knygthon verdienen, als feſtſtehend annehmen, daß Papſt Leo IX. „die Rückkehr des Kaiſers, der eine Expedition gegen Balduwin unternahm, zu Aachen erwartete“.

Von der nachhaltigſten und ſegensvollſten Wirkung war Gregor's Einfluß auf die politiſche Entwickelung Englands. Die reife Frucht des freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen

ihm und Wilhelm I. war die Thatſache, daß das gregorianiſche Syſtem jenſeits des Kanals den Sieg errungen hat, ehe in Deutſchland die unſeligen Händel über die Belehnung der Biſchöfe, gewöhnlich Inveſtiturſtreit genannt, zum völligen Ausbruch gediehen. Dieſe Thatſache wird in dem ſoeben erſchienenen Werke H. Reuter's über Alexander III.*) angezweifelt, aber es gibt ein Geſetz Wilhelm's, welches den wahren Sachverhalt keinen Augenblick im Unklaren laſſen kann. Nach dieſem Geſetz ſoll kein Biſchof, kein Archidiacon über Klagen biſchöflicher Gerichtsbarkeit fürder vor den Hundreden tagen, noch Sachen, welche die Leitung der Seelen anbetreffen, vor weltliche Gerichte bringen, ſondern wer wegen irgend einer Schuld oder Angelegenheit, welche zum Bereich des biſchöflichen Rechtes gehört, belangt wird, der ſoll an dem Orte, den der Biſchof nennt, ſich zu Gericht ſtellen, und nicht nach den weltlichen Geſetzen des Hundred, ſondern nach den Canones und nach biſchöflichem Rechte Genugthuung leiſten. Außerdem wird in demſelben Geſetze verboten, daß irgend ein Vicegraf oder königlicher Amtmann oder überhaupt ein Laie ſich in Rechtsſachen, die vor geiſtliche Gerichte gehören, einmiſche oder daß ein Laie einen Anderen ſolcher Sachen wegen ohne Ermächtigung durch den Biſchof vor Gericht lade.

Von neueren und älteren Schriftſtellern iſt zwar die Behauptung aufgeſtellt worden, das gregorianiſche Kirchenrecht würde, wenn es vollſtändig geſiegt hätte, kraft innerer Nothwendigkeit und ohne Mißbrauch von der einen oder andern Seite, einen Keim der Entzweiung in die Reiche geworfen, und allmählig den Beſtand der Throne untergraben haben. Allein dieß iſt ein großer Irrthum; weltbekannte Thatſachen legen dafür Zeugniß ab. Zum erſten: Wilhelm war unter allen Fürſten, die in den Zeiten Papſt Gregor's lebten, der einzige, welcher das neue Kirchenrecht gutwillig annahm und

*) Geſchichte Alexanders III. und der Kirche ſeiner Zeit von Hermann Reuter. Leipzig, Teubner 1860.

durchführte. Zweitens: Britannien iſt das einzige Land, deſſen mittelalterliche Verfaſſung im Weſentlichen unerſchüttert und als ein Gegenſtand der Bewunderung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Drittens: König Heinrich II., Enkel Wilhelms des Eroberers, hat es verſucht, das Werk ſeines Ahns umzuſtürzen; aber ein Mann, groß wie Gregor VII., Erzbiſchof Thomas von Canterbury trat ihm in den Weg. Viertens: der heilige Thomas hat im Tode geſiegt, und eine der nächſten Folgen dieſes Sieges war bekanntlich die der Krone abgenöthigte Gewährung der Magna Charta. Das heißt mit andern Worten: der Grund zu der politiſchen Verfaſſung Englands iſt durch Papſt Gregorius VII. gelegt worden.

Sehr gediegen und tiefeingehend ſind die Unterſuchungen, welche Gfrörer über das franzöſiſche Reich bei dem Auftreten der Capetinger und über die verwickelten Kämpfe des Königthums mit den großen Vaſallen gibt. Was die ſpecielle Einwirkung Gregor's auf den Zuſtand Frankreichs angeht, ſo war dieſelbe bei verſchiedenen Gelegenheiten von großer Bedeutung. Zweimal verhinderte er den Ausbruch eines Krieges zwiſchen England und Frankreich, und ſtets betrachtete er die Befeſtigung des Friedens zwiſchen jenen beiden Ländern als eine der wichtigſten Aufgaben ſeines Pontifikats. Voll der lehrreichſten Moral iſt Gfrörer's Auseinanderſetzung über die Anfänge eines franzöſiſchen Hofkirchenthums; es iſt merkwürdig genug, daß alle Dynaſtien Frankreichs unter den verſchiedenſten Verhältniſſen dahin ſtrebten. wozu allerdings der Klerus meiſt die Hand geboten hat, indem er, nach Hofgunſt haſchend, gegen die Launen der Herrſcher nicht ſelten tadelnswerthe Nachgiebigkeit zeigte.

Ganz neu und vielleicht von mancher Seite nicht ohne Mißtrauen angeſehen, iſt die Beweisführung, daß die Idee des chriſtlichen Ritterthums eine Frucht des gewaltigen Einfluſſes war, den die Kirche durch die Wirkſamkeit Gregor's auf den Kriegsgeiſt der chriſtlichen Reiche des Abendlandes

ausübte. Ein altfranzöſiſches Gedicht, das auf einem lateiniſchen Gedicht aus dem eilften Jahrhundert beruht, zählt die Pflichten auf, die einem chriſtlichen Ritter obliegen; wir begegnen hier denſelben Gedanken und Grundſätzen, welche Gregor an vielen Stellen, beſonders aber in Briefen an König Philipp I. von Frankreich und an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe des mittleren Galliens erließ.

Die außerordentliche Bewegung, welche ſeit dem Ende des zehnten Jahrhunderts von Clugny ausging und durch Gregor VII. ihre Höhe erreichte, wirkte fördernd auf die zuerſt von Papſt Sylveſter II. angeregte Idee eines Kreuzzugs, und wenn dieſe auch erſt zehn Jahre nach dem Tode Gregor's zur Ausführung gebracht ward, ſo wurde das Unternehmen doch hauptſächlich nach dem von ihm entworfenen Plane ausgeführt.

Die gehobene und feierliche Stimmung, in welche die Welt, beſonders aber der Klerus durch den Feuergeiſt auf Petri Stuhl verſetzt ward, erhielt auch einen literariſchen Ausdruck, indem aus ihr das gereimte lateiniſche Kirchenlied hervorging. Viele von den unvergleichlich ſchönen, ja unübertreffbaren Hymnen, welche noch heute durch ihre melodiſchen Klänge nicht weniger als durch die kindlich fromme Einfalt des Inhalts die Gemüther zur Andacht ſtimmen, ſind unter dem Einfluß der cluniacenſiſch-gregorianiſchen Bewegung entſtanden.

Der Gegenſatz des abendländiſchen Chriſtenthums zum Islam des Oſtens und Weſtens, ein Gegenſatz, der in dem Maße, wie die Kirche durch die Wirkſamkeit großer Männer emporſtieg, immer ſchärfer zum Bewußtſeyn kam, entzündete einen Kampf nicht nur zwiſchen Glauben und Glauben, ſondern auch zwiſchen Sitte und Sitte. Doppelte Gefahr drohte, daß chriſtliche Völker einerſeits durch mohamedaniſche Waffen bezwungen, von den Lehrſätzen des Evangeliums, andererſeits durch morgenländiſchen Sinnenreiz verführt, von der kirchlichen Sittenzucht abfielen. Es hatte daher ſeinen guten Grund,

daß Gregor der pyrenäiſchen Halbinſel ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmete und zahlreiche Briefe an die ſpaniſchen Fürſten richtete. Kann es etwas Erhebenderes geben, ſagt Gfrörer, als zu ſehen, was Gregorius VII. für Spanien that? Die Straße von Gibraltar, welche Europa von dem nahen Afrika trennt und das Gebiet des Kreuzes von dem des Islams abſchloß, hat ſeiner Thätigkeit keineswegs Schranken geſetzt. Während er eine neue Ordnung der Dinge auf der pyrenäiſchen Halbinſel gründete, während er dem Gothenſtaat zugleich mit einer katholiſchen Kirchenverfaſſung die Keime bürgerlicher Freiheit und politiſcher Einheit einpflanzte, die völlige Beſiegung des Islams vorbereitete, hat er — wer ſollte es glauben — in dem gegenüberliegenden Afrika mitten unter Mohamedanern kraftvoll gewirkt, indem er den dortigen Chriſten Troſt ſpendete, ihre zerſtreuten Gemeinden mit einander verband, und ihre mohamedaniſchen Beherrſcher bewog, Gerechtigkeit zu üben. — Am früheſten und vollſtändigſten drangen Gregor's VII. Forderungen in Aragon durch, deßhalb hat ſich auch hier wie in Britannien die Freiheit ihr Haus gebaut. Unter dem Schirme des Krummſtabs vermochten dort die Stände dauernde Rechte zu erlangen: ſo gewiß war die oberſte Lehenhoheit des Apoſtelfürſten ihren Früchten nach gleichbedeutend mit geſetzlicher Beſchränkung königlicher Willkür, mit Glück und Wohlſtand der Völker.

## III.

## Zur dramatiſchen Poeſie.

Der Zunftmeiſter von Nürnberg. Schauſpiel in fünf Akten, von Oskar von Redwitz. Mainz 1860.

Das deutſche Städteweſen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert: dieſes verlockende Thema war von jeher eine Erzgrube ſtoffſuchender Künſtler und Dichter, und wird es wohl länger noch bleiben. Ein bunteres, farbigeres, beweglicheres Bild, als jenes, welches das Städteweſen in ſeinem mittelalterlichen Höhenſtand bietet, kann auch, noch dazu in dem ſo überſichtlichen Rahmen einer altherrlichen Reichsſtadt, kaum erwünſchter ausgedacht werden. Es iſt die Zeit, von der das ſtolze Wort entſtammt: „die Könige von Schottland wünſchten beſſer nicht zu leben, als ein einfacher Bürger Nürnbergs"; die Zeit, da nach dem landüblichen Sprichwort „Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geſchütz und Ulmer Geld regierte die Welt". Während der Flor des ſtädtiſchen Handels und Gewerbes den deutſchen Unternehmungsgeiſt zu kühner Kraftentfaltung nach außen reizte, trieb er nach innen die Kämpfe der Zünfte mit den Geſchlechtern um das Stadtregiment gleichzeitig zu ihrer Reife. Der Brennſtoff ſteckte in der Luft, der Ausbruch aber war

durch die Politik Ludwigs des Bayern gezeitigt worden: durch das ganze Reich hin vollzog ſich von da ab, in den großen und in den kleinen Städten und faſt in jeder anders, auf gütlichem Wege hier, auf dem Wege der Gewalt dort, an einem dritten und vierten Ort unter blutigen Gegenrevolutionen, der folgenreiche innere Proceß. Stammnaturell, landſchaftliche Einflüſſe, Grenznachbarſchaft und mannigfache individuelle Verhältniſſe wirkten bei der verſchiedenen Geſtaltung mit. Während in den öſtlichen Reichsländern, in den Ordensgebieten, in den nördlichen Städten der großen Hanſa die Entwicklung meiſt einen ruhigen, ſtetigen Gang einhielt, tritt dagegen in der Städtegeſchichte Süddeutſchlands und am Rhein ein ungleich ſchrofferer Geiſt hervor, und es zeigt ſich häufig, daß je kleiner die Stadt, deſto heftiger und radikaler der Verfaſſungskampf durchgeſtritten wurde. Wo indeß das alte Geſchlechterthum die neue Sachlage begriff und mit Mäßigung und klugem Entgegenkommen rechtzeitig die Ordnung der Dinge in die Hand nahm, da verlief das Endergebniß des Kampfes in der Regel dahin: daß die patriciſchen „Ehrbarkeiten" nach wie vor ſich im Regiment erhielten, den Zunftmeiſtern aber Gleichberechtigung im Rathe einräumen mußten.

Die Löſung im letztern Sinne hat O. von Redwitz in ſeinem „Zunftmeiſter von Nürnberg" gewählt, und aus dem geſchichtlichen Stoffe ein an ſchönen Wirkungen fruchtbares, mit künſtleriſchem Geſchick angelegtes Bühnenſtück geſchaffen. In der Verwerthung des hiſtoriſch gebotenen Materials hat der Dichter ſich manche Freiheiten erlaubt, und die Wahl des Ortes ſelbſt für ſeine Handlung iſt darunter nicht die kleinſte. Denn Nürnberg ſteht mit ſeiner Verfaſſungsgeſchichte wie eine Ausnahme da; die Stadtregierung verblieb dort, trotz mancher Zugeſtändniſſe, bis zum Ende des Reiches faſt völlig in der Gewalt der Patricier. Auch hatte Nürnberg keine eigentlichen Zünfte. Es gab Handwerke, aber keine Zunft, ſofern man

darunter eine geſchloſſene, mit Befugniſſen ausgeſtattete autonome Genoſſenſchaft begreiſt. Die Chronik berichtet, daß im J. 1378 acht Handwerker — ein Schneider, Kürſchner, Bäcker, Bierbrauer, Färber, Fleiſchhacker, Lederer, Blechſchmied (nicht Goldſchmied) — in den kleinen Rath aufgenommen wurden. Das nahm der Dichter zum Ausgang ſeines Dramas. Aber auch nach dieſem Jahre, ſagt Dr. Lochner, Nürnbergs Specialhiſtoriker, waren dieſe Handwerke weder zünftig, noch waren ihre in den Rath aufgenommenen Mitglieder Vertreter ihres Handwerks, ſondern es war dieſes lediglich ein Ehrenamt, mit welchem man wahrſcheinlich die bedeutendſten Handwerke gewinnen wollte, um etwa möglichen Wiederholungen des Aufruhrs vorzubeugen; in allen Handwerksangelegenheiten ſelbſt waren es vielmehr die Geſchwornen des Handwerks, welche immerfort vom Rath über alle vorkommenden Fälle befragt wurden. Indeß handelt es ſich bei einem Drama nicht um die ſpecielle Geſchichte Nürnbergs, ſondern um die den Zunftbewegungen überhaupt zu Grunde liegende Idee, und ſofern die Ausführung den Geiſt jener Zeit getroffen, mag man ſich leicht über nebenſächliche Unebenheiten hinwegſetzen. Folgen wir alſo dem Gang der dramatiſchen Verwicklung.

Ein öffentliches Maiſpiel verſetzt uns beim Beginn des Drama's gleich mitten in die gährende Parteiung der Reichsſtadt. Die ſchroffe Stellung der Parteien hat bereits jene Spannung erreicht, die nur eines geringfügigen Anlaſſes bedarf, um die Gegenſätze wider einander zu ſtoßen. Auf der einen Seite der ungezügelte Uebermuth der Stadtjunker, vertreten von dem patriciſchen Heißſporn Hans Paumgartner, auf der andern der radikale Theil der Zünfte, geleitet von dem wühleriſchen Geisbart: zwiſchen dieſen ſtarren Extremen iſt dem Helden des Drama's, dem Zunftmeiſter Krafft, die ſchwierige Aufgabe der Vermittlung angewieſen. Wilhelm Krafft, der jugendliche Zunftmeiſter der Goldſchmiede, der eben erſt aus Welſchland heimgekommen, deſſen Haus in ſolcher Blüthe

ſteht, daß ſeine Juwelen von der Pegnitz bis zum Meere wandern, und daß er Venedigs Wechſel einlöst mit Nüremberger Münze, der aus ſeiner Werkſtätte Arbeiten hervorgehen läßt, daß der patriciſche Bürgermeiſter ſelbſt ausrufen muß: das iſt nicht mehr Handwerk, das iſt Kunſt! — dieſer Mann trägt in ſich den Plan, die Sache der Zunft in die Hand zu nehmen und in Billigkeit und Frieden die Wünſche des Handwerks beim Rathe durchzuführen. Neben dem Ehrgeiz eines Tribuns beſtärkt ihn bei ſeinem Vereinbarungswerke noch ein beſonderer Grund, indem er, der zünſtige Mann, die Tochter des Bürgermeiſters, des hochverdienten Patriciers Behaim ſchöne Agnes liebt, und ſie, da er Gegenliebe findet, bald in ſein wohlbeſtelltes Haus heimzuführen gedenkt. Die Schwierigkeiten hat der junge Zunftmeiſter nach beiden Seiten hin ſich noch vergrößert, daß er auf dem Maifeſt, gegen bisher erhörten Brauch, ſich heimlich in das Waffenſpiel der Patricier eingemengt und durch den Sieg über den ſtolzeſten derſelben ihren Grimm auf ſich geladen, während er andererſeits die radikale Partei unter den Zünftlern in der Perſon des Geisbart vor der Kopf ſtößt, weil er den ehrgeizigen Plänen des Letztern hindernd in den Weg tritt.

Gefahr von außen treibt ſofort die geſpannten Elemente zur Entladung. Der Burggraf Friedrich, des Kaiſers Vogt über Nürnberg, bedroht in Gemeinſchaft mit Graf Eberhard dem Greiner und dem verbündeten Landadel das ſtädtiſche Gebiet. Die böſe Kunde überraſcht den Rath und die Handwerker gleichmäßig. Schnelle Einigung aller Bürger Nürnbergs vermag allein der unverſehenen Noth zu wehren. Im Schooße des Rathes iſt eine mäßige Partei, obenan der Bürgermeiſter Behaim ſelbſt bereit, durch gütlichen Vergleich mit den Zünften den innern Frieden in der Stadt zu ſichern, noch eh' der Feind vor Nürnbergs Thore rücke. Ihrerſeits wollen die Zünfte das benützen, und es wird zur Berathung der geeigneten Schritte eine große Verſammlung anberaumt in der Zunftſtube. Wil-

helm Krafft, deſſen Einfluß auf die Meiſter unbegrenzt iſt, bittet hier um förmliche Vollmacht, um offen vor den hohen Rath zu treten, das Wort für die berechtigten Wünſche der Zunftgenoſſen zu führen und dann, wenn ein Vergleich gelungen, mit dem Rath über die gemeinſame Handlung gegen den Feind ſich zu verſtändigen. Der Vorſchlag findet Beifall unter der großen Mehrheit der Handwerker. Nicht ſo aber will es der mißvergnügte Nikolaus Haubenſchmidt gemeint haben, der rothhaarige Tuchmacher genannt Geisbart, der einen gewaltigen Anhang hat vorab unter den Geſellen. Er will die Noth der Stadt benützen, um die Patricier gänzlich zu verdrängen, und bäumt ſich gegen jede Vereinbarung auf; Haß gegen die Geſchlechter und perſönlicher Groll gegen den Zunftmeiſter Krafft ſchärfen ſeine Zunge. Er erinnert daran, wie man die Bürger in dem Rumor vor dreißig Jahren gewitzigt habe, wie ſie ihr Blut und Leben daran ſetzten für die Freiheit der Stadt, um hinterher wieder wie allezeit die ſchimpflichen Knechte der Patricier zu bleiben. Keinen Vergleich! mit dem heranrückenden Burggrafen vielmehr müſſen ſich die Zünfte verbinden wider den eigenen hohen Rath der Stadt, dann ſei ihre Bürgerfreiheit geſichert. Seine Rede bleibt nicht ohne Eindruck. Als hiegegen Krafft entrüſtet aufbraust und ſolche Denkweiſe als das brandmarkt, was ſie iſt, als einfachen Verrath, holt Geisbart eine ſchwerere Waffe hervor, die er ſich bisher klüglich aufgeſpart; um ſeinen eigenen Einfluß zum herrſchenden zu machen, hat er ſich das Mittel ausgedacht, das ſchon öfters bei ſeines Gleichen verfangen: die Perſon ſeines Rivalen in den Augen der Zunftgenoſſen moraliſch zu vernichten. Zu dieſem Zweck zieht er jetzt ein Briefchen Kraffts an Agnes, deſſen er auf krummen Wegen habhaft geworden, hervor und ſchleudert dem Zunftmeiſter, mit dieſem ſcheinbar zwingenden Beweisſtück in der Hand, den Vorwurf unehrlicher Hintergedanken liſtig zurück. Seine Worte ſind für ſeine Zuhörer geſchickt genug gewählt: „Liebe Brüder!

— ruft er auf einen Stuhl ſteigend — ich bin zwar gegen den reichen hochmüthigen Herrn Goldſchmied nur ein armſeliger Tuchmacher, aber doch ein ächter Zunftgenoſſe vom alten Schrot und Korn, und ſo frag ich euch: was iſt bei all unſerm Elend unſer größter Stolz? Unſer Stand iſt's, unſere Gewerbe ſind's, unſere Söhne, unſere Töchter. Aber Zunftgenoſſen, dieſer da verachtet ſie, wie er uns miteinander verachtet. In ganz Nürnberg iſt ihm kein Meiſter fürnehm genug zum Schwiegervater, keine unſerer Töchter ehrbar genug zum Weib, unſer ganzer Stand iſt ihm zu niedrig und gemein. Auf ein Herrenfräulein hat er ſein hoffärtig Auge geworfen, in die Herrenſippe will er ſich einſchmuggeln, will mit der Zeit ſelber ein Herr werden. Hier iſt das Document von ſeiner eigenen feinen Hand. Begreifts ihr's jetzt, warum er ſo hitzig für die Herren ſprach?" So der Geisbart. Verwirrt ſtehen die Zunftgenoſſen bei dieſer Rede da, und das Mißtrauen wächst, da der überraſchte Zunftmeiſter dazu ſchweigt. Es iſt klar: wenn er's heimlich und eigennützig mit den Herren hält, ſo kann er der Mann der Zünfte nicht ſeyn, und dann ſiegt die Partei des rothhaarigen Geisbart, und damit der Bürgerkrieg. An dieſem Augenblick, das leuchtet auch durch die ringende Seele Kraffts, hängt das Wohl und Wehe Nürnbergs, der Vaterſtadt deren Heil und Ehre ihm ſo hoch ſteht. Der Conflikt zwiſchen der Liebe zu Agnes und der Liebe zur Vaterſtadt heiſcht gebieteriſch augenblickliche Wahl, das eine oder das andere. In dem weiten Reich der Mittel erblickt er nur ein einziges ſicheres Zauberwort, das Unheil zu beſchwören: die Entſagung; und ſo faßt er ſich zu dem herben und mannhaften Entſchluß das perſönliche Glück der Rettung der Stadt zum Opfer zu bringen: „Zunftgenoſſen!" ruft er, „bei dem allmächtigen Gotte ſchwör' ich euch, nur eines Zunftgenoſſen Tochter ſoll mein Weib werden — ſeht, ſo veracht' ich meinen Stand!" Das Zauberwort thut ſeine Wirkung. Der Glaube an ihn iſt wieder hergeſtellt, der

größere Theil der Zünftler ſchaart ſich um ſein patriotiſches Vorhaben und ſie geloben, ihm ſich anzuvertrauen als ihrem Führer und Sachwalter. Auch auf den Zuſchauer verfehlt das Zauberwort die Wirkung nicht: der ganze Vorgang in der Zunftſtube, ein Glanzpunkt des dritten Akts, hat etwas Originelles und packt mit der unwiderſtehlichen Kraft einer voll empfundenen Wahrheit.

Aber die ſchwerſte Scene iſt dem Zunftmeiſter — und damit beginnt der vierte Akt — noch vorbehalten im eigenen Hauſe. Hier bei der Mutter wartet Agnes ſeiner. In Agnes ſucht der Dichter ein muthiges ſtarkes Mädchen darzuſtellen, das eines Helden ſich werth zu machen Seelenkraft genug beſitzt. Dieſem liebenden Weſen ſoll der Goldſchmied nun ſelber ſagen, daß er ihre und ſeine Liebe dem Wohl der Vaterſtadt zum Opfer gebracht, daß er durch einen Eid ſich verpflichtet, der Patriciertochter zu entſagen. Der Dialog, worin dieß geſchieht, iſt durch ſeine Gedrungenheit wirkſam und er nähme ſich vielleicht noch naturwahrer aus, wenn in Agnes die heroiſche Faſſung, welche der Dichter mit Abſicht hervorkehrt, langſamer ſich emporarbeitete aus der erſten Betäubung der weiblichen Gefühle, die ihr unverweigerliches Recht haben auch an dem ſtärkſten Weſen. — Nun, da auch dieſer Kampf überwunden, kann Krafft mit ruhigem Gewiſſen als Vertreter ſeines Standes vor den hohen Rath treten. Hier findet er den Ausſchuß der Siebenherren zum Beſchluß verſammelt, während im anſtoßenden Saale der geſammte Rath des Spruches harrt. In gemeſſener Rede ſetzt der Goldſchmied, oft unterbrochen von der hitzigen Patricierfaktion, die Anliegen der Zunftgemeinde auseinander. Er verkennt nicht, daß zwiſchen Herren und Zünften immer eine Kluft beſtehe, aber die Kluft, meint er, ſei doch nur noch ſo groß, daß über ſie hinüber beide ohne Gefahr die Hände ſich zum Frieden reichen könnten. Die Rechtsansprüche der Zunft ſelbſt faßt er in die Worte zuſammen: „Sie will nimmer bleiben rechtlos und mundtodt, die

einzig alle Laſten trägt und keine andre Bürgerfreiheit hat, als freien Wandel und Verkehr. Eintreten will unſre Gemeinde mit gebührendem Antheil in das Regiment der Stadt, mitberathen will ſie über ihr Wohl und Weh, über Krieg und Frieden, Laſt und Steuer, und Zucht und Ordnung will ſie mit euch halten helfen. Mit einem Worte, wir wollen ächte, volle Bürger ſeyn. Doch nein, nicht wollen! grundfalſch iſt dieſes Wort, bei Gott, nicht wollen! — wir bitten drum und wolltens nie vergeſſen, daß ihr altedle Herren wärt, die freie Bürgerſchaft von Anbeginn, und wir nur zünftige Meiſter, die ihr großmüthig in euch aufgenommen, das göttliche Geſetz der Zeit begreifend und ihm willig opfernd — zur Eintracht und zur Macht der Stadt"! Der mildgeſinnte Bürgermeiſter Behaim mit den ältern Rathsherrn ſtimmt um der nothwendigen Eintracht willen für Gewährung der Wünſche, aber ihr Votum ſcheitert an dem Widerſtand der jüngern Mitglieder, die keinen Zollbreit Rechte vergeben wiſſen wollen. Die Lage iſt ſchwieriger und drohender geworden als je, und ſie zu beherrſchen heiſcht einen ganzen Mann. Denn in dieſem Augenblicke kommt die Nachricht, daß der Aufruhr in der Stadt ausgebrochen und der Geisbart mit ſeinem verzweifelten Anhang auf eigene Fauſt losgeſchlagen habe. So ſcheint ſich Alles zu Ungunſten des Zunftmeiſters und ſeiner Sache zu geſtalten, um ſo unheilbarer, da der Schein des geheimen Einverſtändniſſes mit der Meuterei auf ihn fällt. Jetzt gilt es ein raſches Wagniß, ſoll nicht Kraffts ganzes Werk zerfallen und der Bürgerkrieg zwiſchen Herren und Zünften Alles vernichten. Drunten die aufrühreriſche Demagogie, hier oben im Rath die mißtrauiſch aufgeregten Patricier, die nach den Waffen rufen — was thun? Er wählt den verwegenſten aber in der allgemeinen Verwirrung einzig möglichen Weg: er läßt das Rathhaus von den Zunftleuten beſetzen und nimmt den Rath in Haft, um ihn — zu ſchützen; dann eilt er hinaus, um mit ſeinem größern Anhang den Aufruhr in den Straßen

niederzuſchlagen. Unleugbar, dieſe Combination birgt eine hoch dramatiſche Kraft in ſich, und der vierte Akt erreicht damit in ſeinem Schluſſe die Höhe künſtleriſcher Steigerung.

Im fünften Akt finden wir nun bereits die Empörung der Demagogie gebändigt, den Geisbart zu Boden geſtreckt. Die ſiegenden Zunftgenoſſen ziehen wieder nach dem Rathhauſe, in ihrer Mitte der Zunftmeiſter der Goldſchmiede, der allen voran in dem nächtlichen Kampfe ein Grobſchmied geweſen. Nunmehr erklärt er dem noch in Schutzhaft gehaltenen Rathe das wahre Motiv ſeiner Handlung und den ganzen Vorgang der Nacht, und indem er ihm ſofort ſeine Freiheit ankündet, tritt er nochmals im Namen der Zünfte mit deren Anliegen hervor: „Und wieder ſteh ich bittend vor euch da, inmitten meiner bittenden Gemeinde; doch unſere Wunden ſollen für uns reden, denn unſre Lippen habt ihr ſtumm gemacht“. Bis auf einen, den trotzigen Paumgartner, ſind alle Rathsherrn jetzt bereit, die Wünſche der Zünfte zu bewilligen, und ihrer Mitberechtigung am Regiment der Stadt fürder nichts mehr in den Weg zu legen. Der Bürgermeiſter Behaim aber ſetzt dem Verſöhnungswerk die Krone auf, indem er ſich, von dem nähern Sachverhalt unterrichtet, in die Zunft der Kaufleute aufnehmen läßt und ſo ſeine Agnes zu eines Zunftgenoſſen Tochter macht. Jetzt mag des Zunftmeiſters Eidſchwur in Kraft beſtehen, und Agnes ihm als rechtmäßig erworbene Braut zugeſprochen werden. Der alte Holzſchuher endlich, der Neſtor der Rathsherrn, thut noch ein Uebriges; er nimmt ſeine Rathsherrnkette ab, die er ein reiches Leben lang in Ehren getragen, und legt ſie dem Meiſter der Goldſchmiede um den Hals, auf daß er der erſte Rathsherr aus den Zünften ſei, der auf der Wahlſtatt die Ehre ſich erſtritten. Einſtimmig beſtätigt Rath und Zunft die Wahl. „Nun mag“, ruft Behaim aus, „der Burggraf kommen: Nürnberg iſt einig“!

Aus dieſen Umriſſen, durch die im Drama ſelbſt eine

warme Fülle des Lebens pulſirt, mag man die leitende Idee des Dichters erkennen. Das Schauſpiel hat wieder, wie früher in Philippine Welſer, den dramatiſchen Conflikt aus der ſtändiſchen Gliederung geholt: es iſt derſelbe Gegenſatz, nur aus dem engeren Kreis der Familie hier in den weiteren der Gemeinde verpflanzt; daher auch, da der Dichter mehr mit Maſſen gearbeitet, hier ein wuchtigeres Aufeinanderplatzen der treibenden Elemente in den Bürger= und Patricierſcenen. Es iſt, wenn man will, eine ideelle Geſchichte der Zünfte, ein deutſches Städtebild aus der Zeit ſtädtiſcher Blüthe und von Parteikämpfen, die unter dem einen oder dem andern Namen immer wieder in der Weltgeſchichte ſich verjüngen, wenn auch freilich nicht immer ſo glimpflich und mit ſo verſöhnlicher Löſung, wie in der Dichtung. Der Dichter hat in der Spiegelung der culturgeſchichtlichen Intereſſen Maß und Billigkeit walten laſſen; er hat in der Hauptſache Schatten und Licht nach beiden Seiten wohl vertheilt und ſein poetiſch ausgleichendes Ziel verfolgt, ohne einer Verwiſchung der Standesunterſchiede das unbedingte Wort zu reden. Dagegen ließ er ſich an einzelnen Stellen von verführeriſchen Parallelen verleiten, dem Zeitgeiſt in modern liberalen Schlagworten Blumen auf den Weg zu ſtreuen, die wohl den Sinn beſtechen, aber ſchwerlich der geſchichtlichen Wahrheit und der Anſchauungsweiſe des Mittelalters entſprechen. Solche Conceſſionen an die wechſelnde Gunſt des Publikums gewinnen an augenblicklichem Beifall, was ſie dem dauernden Kunſtgehalt entziehen.

Nach ſeiner techniſchen Seite zeigt das Stück einen klaren, durchdachten Plan, der mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit gearbeitet und, ein paar Nebenſcenen abgerechnet *), tadellos gebaut iſt. Der Dichter gebietet über einen

*) Hieher zählen wir die Briefſcene im zweiten Akt, worin dem Zufall ein zu großes Spiel verſtattet iſt, denn der Zufall gehört in

Reichthum bühnenwirkſamer Mittel, die er mit der Fertigkeit eines erfahrnen Künſtlers vertheilt; namentlich entwickelt ſich vom dritten Akte an eine ſtufenmäßig ſich ſteigernde Spannung, die ein entſchiedenes Compoſitionstalent verräth. Dabei hat er den Volkston und ſeine Naturkraft wohl erlauſcht, und hat dadurch eben den Scenen in der Zunftſtube und auf dem Rathhauſe, die von ſo überraſchender Schönheit ſind, den höchſten Grad der Wirkung verliehen. Auch eine bedeutende Geſtaltungskraft iſt in der Zeichnung einzelner Charaktere aufgewendet. Neben dem Zunftmeiſter feſſelt namentlich die Figur des rothhaarigen Geisbart; er hat etwas von dem Blut und der Zunge des intriganten Schreibers im „Egmont", iſt aber mit einer ſolchen Beigabe eigenthümlicher Züge ausgeſtattet, daß er ſich als eine völlig ſelbſtſtändige Wühlernatur darſtellt. Ein rührendes Gegenſtück hiezu bildet Sebaldus, des Zunftmeiſters ſiebzigjähriger Altgeſell, der gute Geiſt des Hauſes und gleichſam ein Erbſtück und Wahrzeichen deſſelben, der nun bei dem Goldſchmiede das Gnadenbrod ißt; mit wenigen Strichen iſt er doch in ſeiner großväteriſchen Treuherzigkeit recht wohl getroffen. Spärlicher kam das weibliche Geſchlecht davon, und namentlich iſt es ſchade, daß das Röschen Toppler aus Rothenburg, das muntere Bäschen der Agnes, ſo über Nacht verſchwindet wie es gekommen, ohne irgend etwas gethan zu haben, derweil es ihr doch an der Anlage zu Größerem nicht gebrach, wie ja aus ihrer eigenen Rede zu entnehmen, wenn ſie zu Agnes ſagt: „an unſerer Tauber wächst gerade ſoviel Witz wie an eurer Pegnitz". Jedenfalls hätte dieſes muntere Element eine anregende Ergänzung zu dem biedern,

---

das Luſtſpiel; ſodann die Scene mit Kraffts Mutter im Schlußakt, wo ſie den Sohn mit ihrem mütterlichen Fluche bedroht, weil ſie ihn irrthümlich für einen Empörer hält: da aber der Zuſchauer längſt von der Sache beſſer unterrichtet iſt, ſo iſt der blinde Schuß geradezu verſchwendet.

aber etwas ſchwerfälligen Weſen der Frau Krafftin, der Mutter des Goldſchmieds abgegeben, in der übrigens die Schlichtheit und Geradſinnigkeit der deutſchen Bürgerfrau einen geſunden Ausdruck gefunden hat.

Die Sprache bewegt ſich wieder, wie in Philippine Welſer, in ungebundener Form. Fließend und der raſchen Handlung, dem unmittelbaren Bühneneffekt angepaßt, nicht ohne redneriſchen Schmuck, aber ſeltener getragen von dem Aufſchwung bewältigender Gedanken oder überraſchender Bilder, wird ſie auch allzeit eine günſtigere Wirkung von der Bühne herab üben, als bei der einſamen Lektüre. Es ſei ferne, dem Autor daraus einen Vorwurf zu machen, der nach ſeiner eigenen Intention gemeſſen werden will; er erreicht, was er erzielt. Im Uebrigen weiß der Dichter ſo gut wie wir Andern, daß ein bühnengerechtes Stück an ſich noch nicht die höchſte Stufe dramatiſcher Kunſt iſt. Er kennt ſeine Bahn und hat darum das höhere Ziel nicht aus den Augen verloren. Der Weg, den Redwitz mit ſeinen letzten Dramen gegangen, war ein naturgemäßer; er ſchreitet aufwärts. Nachdem er nunmehr aller künſtleriſchen Mittel ſich völlig bemächtigt, nachdem er die letzten Geheimniſſe theatraliſcher Wirkung erlauſcht, nachdem er ſich auf der Bühne den feſten Boden erobert, worauf er ſich mit einer Sicherheit bewegt, wie wenig Andere: hat er ſich das Recht erworben, die Hand nach dem höchſten Lorbeer auszuſtrecken, den die Muſe dem ſtrebenden Dichter entgegenhält, in der Tragödie. Er hat in der Wahl der Stoffe wiederholt einen glücklichen Blick und Griff bekundet: er wird auch, wir dürfen es demnach hoffen, in der Tragödie den rechten Wurf thun, der ſeine ſchöne Gottesgabe zur allſeitigen Kraftentfaltung herausfordert und zu einem Werke anſpornt zugleich bühnenfertig und von unvergänglichem Gehalt.

## IV.

## Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf*).

### III.

Der Gedanke, daß eine große Genoſſenſchaft von Menſchen den Todeskampf wagt um ihre edelſten Güter, um die Religion, die Freiheit, das Vaterland: der Gedanke allein iſt groß und erhebend. Der Gedanke würde ſelbſt dann erhebend ſeyn, wenn die Gefahr der Religion und Freiheit, wie hier, nur in einem Irrthume beruhte. In ſolchen Zeiten werden Opfer dargebracht, die in der Selbſtſucht des täglichen Getreibes unbegreiflich erſcheinen. Ein neues geiſtiges Leben durchpulst die Menge: die Kraft des Starken ſchwillt an zum Heroismus, und auch der Feigling fühlt ſeine Bruſt gehoben von Muth. Das Unedle, das Gemeine muß dem Höheren weichen. Der Menſch ſetzt Alles ein, um Alles zu gewinnen. Die Geſchichte iſt nicht arm an ſolchen Beiſpielen von Kraftentwickelungen gewaltiger Art. Und ob auch ſie nicht immer

---

*) Von einem proteſtantiſchen Geſchichtsforſcher.

gelungen ſind, ob auch die Uebermacht des Drängers ſie in den Staub getreten hat: ſo verfolgt doch auch die ſpäte Nachwelt mit Theilnahme das Geſchick der Unterlegenen und Beſiegten, und in den Zeiten eigener Erregung treten ſolche Beiſpiele mahnend und erweckend vor Augen.

Iſt ein ſolches Beiſpiel, das mahnend und erweckend uns vor Augen treten könnte, auch in dem Magdeburg des Jahres 1631 gegeben?

Wir haben geſehen, wie die Bürger gegen die Söldner handelten, die im Namen des Schwedenkönigs und des Markgrafen Chriſtian Wilhelm die Stadt vertheidigen ſollten. Immerhin mag dieß Benehmen entſchuldigt werden. Die Bürger hatten für ſich das Recht des Buchſtabens, den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönige: ſie waren nicht verpflichtet, etwas für dieſe Söldner zu thun. Dazu waren die Söldner, wo nicht etwa die ſtarke und zugleich freundliche Hand eines Tilly ſie im Zaume hielt, wild und unbändig überall. Freiwillig einen Söldner in's Haus zu nehmen, ihm einen Platz anzuweiſen an dem eigenen Tiſche: das war für einen Hausvater eine unerhörte Zumuthung. Aber eben darum durfte man von ihnen ſelbſt, um deren irdiſche Wohlfahrt es ſich handelte, um ſo größere Opferwilligkeit und Freudigkeit erwarten. Wir haben aus den Berichten der Magdeburger ſelbſt, der Theilhaber an der Sache zu entnehmen, ob eine ſolche Opferwilligkeit und Freudigkeit vorhanden war.

Von irgend einer beſondern That der Begeiſterung in Magdeburg, die mehr leiſtet als ſie zu thun ſchuldig iſt, hat kein Augenzeuge etwas gemeldet. Es kann ſich nur han-

deln um die Frage der Erfüllung der unmittelbaren eigenen Pflicht.

Man fand bei den Meiſten eine große Nachläſſigkeit. Der Eine ſah auf den Andern und wollte nicht das Geringſte mehr thun, als der Andere *). Man ſchätzte die waffenfähigen Bürger auf 2000, die Bürgerſöhne, Knechte und Handwerksburſchen auf 3000. Immerhin war dieſe Zahl mit den 2500 Soldaten zur Vertheidigung hinter Wall und Mauern ein ſtattliches Heer. Aber wie war es innerlich beſchaffen? Der Arme mißgönnte dem Reichen ſeine Wohlfahrt, daß dieſer mehr Freiheit genoß, auch wenn er ſein Geſinde und ſeine Diener, zwei und drei oder mehr zum Walle ſchickte. Die Reichen dagegen mißbrauchten dieſe Freiheit. Manche von ihnen ſahen nicht einmal auf den Wall, oder doch ſehr ſelten. Dieß geſchah namentlich von denen, ſagte man, welche gut kaiſerlich geſinnt waren, und von Anfang an in die Verträge nicht gewilligt hatten. Freilich, dieſe hofften auf das Ende der Sache durch eine Capitulation. Von denen, die zu Walle gingen, hatten die Wenigſten im Sinne, dem Feinde ernſtlichen Widerſtand zu leiſten, oder ihm Abbruch zu thun. Sie wollten entweder etwas Neues hören, oder ſie gingen hin, weil ihre Nachbaren ſie aufgefordert, ſie zu vertreten, und dafür ſie bezahlten. Deßhalb lagen die Meiſten den ganzen Tag auf dem Walle und handhabten die Bierflaſchen beſſer als die Musketen. Dazu kam die alte Ordnung, daß jedem Viertel der Stadt beſtimmte Poſten angewieſen waren. Die Mehrheit weigerte ſich, dieſe alte Ordnung ändern zu laſſen. So kam

*) Calviſ. p. 34. Man vgl. auch Hoffmann III. 110.

es, daß die Wachen auf den weniger bedrohten Poſten ſich um gar nichts zu kümmern hatten, die anderen an ausgeſetzten Stellen Tag und Nacht des Feindes gewärtig ſeyn ſollten. Dieſe wurden darüber unwillig, müde und verdroſſen, jene wurden in ihrer Trägheit noch träger.

Wir ſehen, nicht auf die eigene Kraft vertrauten die Bürger von Magdeburg; nicht durch ſich ſelber wollten ſie erringen, was ſie ihre edelſten Güter, ihre Religion und ihre Freiheit nannten, ſondern jeder Einzelne ſchob lieber ſeinem Nachbar die Laſt zu. Die Grundſtimmung geht hindurch. Wie die Einzelnen einer von dem anderen Alles erwarteten und keiner von ſich ſelbſt: ſo der Rath von den Schweden.

Wir reden hier von den Bürgern von Magdeburg im Allgemeinen, gleich als ſei die Schuld der Geſammtheit gleich. Dem iſt allerdings nicht ſo. Die ganze Partei des alten Rathes, der herkömmlichen Ordnung, mit einem Worte: die conſervative Partei, die von Anfang an das Bündniß mit dem Schweden und dem Markgrafen mißbilligt hatte, wünſchte eine friedliche Ausgleichung; aber ſie blieb in dem Wunſche ſtecken. Es wird nicht berichtet weder zum Lobe, noch zum Tadel, daß nach dem ſchwachen Verſuche der Brauer-Innung auch nur einer aus dieſer Partei innerhalb der Stadt energiſch ſeine Stimme erhoben habe gegen einen Zuſtand der Dinge, welcher das völlige Verderben der Stadt unausbleiblich in nahe Ausſicht ſtellte. Hatte die eine Partei des Uebermuthes und Trotzes nicht auf ſich ſelber, ſondern auf fremde Kraft zu viel: ſo ermangelte die andere in ihrer Schüchternheit nicht minder der eigenen Thatkraft, derjenigen Kraft, welche ein jeder Bürger eines Gemeinweſens ſowohl zur eigenen Erhaltung, als für das Geſammtwohl zu beweiſen ſchuldig iſt.

Ergab ſich die conſervative Partei in der Stadt allzu willig in ihr Schickſal: ſo waren Falkenberg und ſeine Anhänger um ſo eifriger. Sie beſprachen unermüdlich das Wort des Schwedenkönigs, daß er bis zu Ende April kommen werde. Dieß war, wie ſich von ſelbſt verſtand, nach dem alten Kalender. Es langten außerdem andere königliche Schreiben an*). So hieß es, und Falkenberg zeigte ſie vor. Sie enthielten dieß und jenes, und die Magdeburger glaubten es. Die Unglücklichen wußten nicht, daß dieſe königlichen Schreiben auf der Propſtei zu Magdeburg geſchmiedet waren, um ſie zu bethören, um vor allen Dingen eine Stimmung zu gütlichem Akkorde mit Tilly nicht aufkommen zu laſſen. Dann auch wieder hieß es: der Erſatz ſei da; ſchon erblicke man die ſchwediſchen Fahnen. Der Markgraf Chriſtian Wilhelm ſtieg den Domthurm hinan, um die Befreier heraunahen zu ſehen, um ſie zu begrüßen. Das war für die Menge ein untrüglicher Beweis, daß es alſo wahr ſei, und Niemand unter ihnen wagte von Akkord zu reden. Und wiederum predigten die Geiſtlichen, voran unter ihnen der Dr. theol. Gilbert. Reich und Arm, Klein und Groß bezeichneten ſpäter ihn und Heinrich Pöpping als die Anſtifter aller Widerſetzlichkeit**). Er pries die Ankunft des Schweden auf deutſchem Boden als das Werk Gottes, ſchloß die Fortſchritte deſſelben in das allgemeine Kirchengebet, vertröſtete und ermahnte die Bürgerſchaft in den Predigten zum Schlagen, Stechen und Fechten bis auf das Aeußerſte.

Die traditionelle Auffaſſung der Geſchicke unſerer deut-

---

*) Ausführl. und wahrh. Relation bei Calviſius p. 90.

**) Mallath III. 238.

ſchen Nation, wie ſie ſich gebildet hat in der eiſernen Zeit der Herrſchaft ſchwediſcher Söldner auf deutſchem Boden, bringt es mit ſich, daß leider auch heutzutage noch ein großer Theil der deutſchen Nation mit dem Magdeburger Paſtor Gilbert von 1631 gleiche Anſicht hegt. Ob dieſelbe überhaupt irrig ſei oder nicht, dieſe Frage zu erörtern liegt uns hier weniger nahe als die andere, wie das Benehmen Gilberts in jener Zeit erſcheinen mußte. In den Tagen, als Gilbert predigte, ſtand noch der Schluß des Tages von Regensburg feſt, durch welchen der Kaiſer und die ſämmtlichen Kurfürſten den Schwedenkönig für einen Feind des Reiches und der Nation erklärten. Noch hatte kein deutſcher Fürſt freiwillig ſich offen dem Schwedenkönige angeſchloſſen; Guſtav Adolf war damals noch, nicht bloß nach den Worten des Kaiſers und der Kurfürſten, ſondern auch der That nach der Feind des geſammten deutſchen Reiches. Der Rath von Magdeburg ſelber hatte in dem Bündniſſe mit dieſem Schweden ſich wenigſtens in Worten gewahrt, daß daſſelbe nicht gerichtet ſei gegen den Kaiſer und das Reich *). Er erkannte in Worten noch den Kaiſer als ſeine höchſte und geſetzliche Obrigkeit. Und demgemäß fiel das Urtheil der damaligen conſervativ geſinnten Deutſchen über den Dr. theol. Gilbert aus, als dieſer Mann, der nach Eid und Pflicht ſonntäglich beten ſollte für ſeinen Kaiſer, ſtatt deſſen betete für die Waffen des fremden Königs und Eroberers gegen ſein deutſches Vaterland.

Späteſtens bis zum Ende April hatte der Schwedenkönig Entſatz verheißen. Der April ging zu Ende, und auch das

*) Cf. Hoffmann III. 86.

ſchärfſte Auge von den Domthürmen aus gewahrte noch nicht die ſchwediſchen Fahnen. Das erwog der Rath von Magdeburg, und beſchloß, wo möglich, Zeit zu gewinnen. Der Markgraf hatte Tillys Aufforderung vom 24. April/4. Mai bereits drei Tage ſpäter beantwortet *). Er erklärte, daß er völlig in ſeinem Rechte ſei. Er wolle auch ferner durch Verleihung des heiligen Geiſtes ſeine Handlungen ſo anſtellen, daß ſie zur Ehre Gottes, zur Erhaltung ſeines allein ſeligmachenden Wortes, Wiederkehr des Friedens u. ſ. w. gereichten. Doch fügte er hinzu, daß er geneigt ſei, die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Direktoren des Leipziger Conventes um guten Rath anzugehen, wenn nur Tilly ihm den Paß dazu verſtatten wollte. Der Rath von Magdeburg ſpann dieſen Gedanken weiter aus. Als die längſte Friſt, die der Schwedenkönig zum Zwecke ſeines Entſatzes geſteckt, völlig verſtrichen war, wendete ſich der Rath am 30. April/10. Mai an Tilly, um das Schreiben deſſelben vom 24. April/4. Mai zu beantworten **).

Die üblichen Redensarten fehlen dabei nicht. Magdeburg iſt ſich ſo wenig einer Rebellion bewußt, ſagen die Väter der Stadt, daß vielmehr der Kaiſer und nicht minder Tilly ſelbſt der Stadt immer das Zeugniß der größten Devotion gegeben. An dem was gegen ſie geſchehe, trage die Stadt gar keine Schuld. Damit nun aber doch ſie eine Ausſicht habe dieſer Kriegslaſt ledig zu werden, ſei ſie erbötig Alles der Vermittelung der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo wie der

*) Theatr. Europ. II. 362 ff.
**) A. a. O.

Hanſeſtädte anheim zu ſtellen, und ſich den Vorſchlägen derſelben nach Billigkeit zu bequemen. Zu dieſem Zwecke bat der Rath um Paß und Rückpaß für ſeine Geſandten, und ſprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin ſeine Annäherung an die Stadt nicht fortſetzen werde. Auch Falkenberg ſchrieb eine Antwort. Sie enthielt nicht viel. Er werde alles thun, meldete er an Tilly, was ihm ſein Gewiſſen und ſein ehrlicher Name geſtatte. Wie weit das reiche, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte als Falkenberg ſelbſt.

Tilly entgegnete am 2./12 Mai.*) Seine Abſicht ſei lediglich zu bewirken, daß die Stadt Magdeburg ſich ihrer Pflicht gemäß dem Kaiſer unterwerfe. Da er nun gar nicht zweifele, daß die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg ganz derſelben Meinung ſeien wie er, und in gleicher Weiſe die Stadt ermahnen würden: ſo habe er kein Bedenken gegen den Vorſchlag, und überſende daher die gewünſchten Päſſe. Indem Tilly bis dahin willfahrt, ſchlägt er dann die allerdings etwas plumpe Liſt dieſer Berather von Magdeburg völlig darnieder. „Ich beſorge jedoch," fügt Tilly hinzu, „daß dieſe Abordnung und Berathung viele Zeit erfordern wird. Nun ſind die Dinge dahin gekommen, daß ſie keinen langen Verzug leiden. Deßhalb iſt es beſſer für euch, wenn ihr ſofort einen Entſchluß faßt. Ich ſtelle es euch anheim; denn es handelt ſich um euer Heil und eure Wohlfahrt. Die Gefahr, die aus ſolcher Verzögerung entſtehen kann, habt ihr Niemanden beizumeſſen, als euch ſelbſt allein."

Die Päſſe lagen dem Schreiben bei. Erſt dann, erſt

*) Copia Manifesti, bei Calviſius p. 176.

nach der Unterzeichnung fiel es Tilly aus ſich ein, daß neben den Päſſen ein Trompeter noch mehr Sicherheit gewähren würde. Obwohl der Rath von Magdeburg nicht darum, ſondern nur um die Päſſe gebeten, die er ſofort erhielt, fügte Tilly aus ſich das Anerbieten hinzu den Abgeſandten je nach den drei Orten einen Trompeter mitzugeben. Er verlangte nur darüber Nachricht, wann die Geſandten abreiſen ſollten. Dann würden die Trompeter zur Verfügung ſtehen.

Dennoch ſind dieſe Geſandten nicht abgegangen. Woran es lag, iſt nicht mit völliger Sicherheit zu ſagen. Nur ſo viel iſt wahr, daß von Seiten des kaiſerlichen Feldherrn nicht ein Hinderniß obwaltete. Der Rath hatte zum Zwecke der Reiſe nur die Päſſe verlangt, nicht je einen Trompeter, und die Päſſe hatte er umgehend erhalten. Die von Tilly freiwillig dargebotenen Trompeter zu erlangen, hing von dem Rathe, von ſeiner Anzeige an Tilly ab. Der Rath ſcheint ungeachtet deſſen, daß er Geſandte erwählte, weiter keinen Schritt für die wirkliche Abſendung gethan zu haben. Wozu auch ſollte er es? Nicht die Abſendung war der Zweck, um deſſen willen man bei Tilly die Bitte geſtellt hatte, ſondern der Zeitgewinn. Dieſen Plan hatte der Feldherr durch ſeine Erklärung, daß er darum nicht feiern wolle, im Voraus vereitelt. Wozu alſo noch die Abſendung? denn daß Tilly Recht hatte mit ſeiner Meinung, daß weder die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, noch Lübeck und die anderen Hanſeſtädte die Sache des Rathes von Magdeburg billigen würden, durfte dieſer nach den bisherigen Kundgebungen nicht bezweifeln.

Ebenſowenig aber durfte nun Tilly ſich Hoffnung auf Erfolg von einem Schritte machen, den er ſelber damals in

Bezug auf dieſe beiden Kurfürſten that. Schon bei dem Beginne der Belagerung hatte er beide Fürſten aufgefordert ihren Einfluß anzuwenden, daß die Rebellion von Magdeburg zur Ruhe gebracht werde. Er wiederholte am 30. April/10. Mai und 5./15. Mai dieſe Aufforderungen. Die zweideutige Stellung der beiden Fürſten zu der Sache des deutſchen Reiches und zum Kaiſer war keinem beſſer bekannt, als Tilly ſelbſt; dennoch oder vielmehr eben darum hatte er ein Recht zu ſeiner Forderung, daß ſie ihm die ſtarke Hand böten gegen Magdeburg.*) Noch hatten beide Kurfürſten nicht geradezu einen Schritt gegen die Erklärung ihrer Geſandten zu Regensburg gethan, und nach dieſer Erklärung, nach dem einmüthigen Schluſſe aller Kurfürſten zu Regensburg war der Einbruch des Schwedenkönigs in das deutſche Reich ungerechtfertigt, vom Kaiſer nicht veranlaßt, mithin auch nach alten Rechten die Kurfürſten des Reiches dem Kaiſer zur Hülfe gegen den fremden Eindringling verpflichtet. Tilly legte nun Gewicht darauf, daß ſich die Partei in Magdeburg nur auf dieſen fremden König verlaſſe. Er bittet die Kurfürſten zu erwägen, was die Deutſchen von fremden Potentaten und ausländiſchen Völkern zu erwarten haben. Er weiſt hin auf die kundbare Erfahrung, auf die täglichen Beiſpiele, daß die Fremden in Deutſchland nichts ſuchen als eigene Herrſchaft und ihr beſonderes Intereſſe, daß ſie Alles zu behalten ſuchen, was ſie an ſich reißen, und daß ihr letztes Ziel immer ſei die Schwäche und die Zerſtückelung des deutſchen Reichs. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch ſolche Worte die ſchwachen, von beſtochenen Räthen umgarnten Kurfürſten, von denen noch gar Georg

*) Copia Manifesti, Calviſ. 178.

Wilhelm wehrlos in der Hand ſeines furchtbaren Schwagers war, nicht zu ihrer Pflicht zurück riefen. Sie beharrten in ihrem Schaukeln und Schwanken, bis der Drang der Umſtände ſie zwang Partei zu nehmen gegen das kaiſerliche, das deutſche, das eigene Intereſſe. Aber es iſt wichtig hervorzuheben, daß der deutſche Feldherr offen und unumwunden alſo zu ihnen geſprochen, und mit richtigem Blicke der Erfahrung Alles andeutet, was nachher unvermeidlich über das deutſche Reich und die Nation gekommen iſt.

Und noch kräftiger, noch klarer, wir möchten ſagen prophetiſch ſpricht der Greis in denſelben Tagen zu den Städten der Hanſa. Der deutſche Kaiſer Ferdinand war dieſen Städten zugethan. Er bot auch ungeachtet ihres Schmollens Alles auf, was er vermochte, um ſie wieder empor zu bringen. Die Hanſeſtädte waren weder den Dänen, noch den Schweden geneigt. Sie hatten den einen zu fürchten wie den anderen. Aber ſie fürchteten auch das Reſtitutions-Edikt, die Herausgabe der Kirchengüter, welche ſie wider daſſelbe beſaßen. Deßhalb nahmen ſie Theil an dem Convente zu Leipzig, und traten in Folge deſſen unter ſich zu Lübeck zuſammen. Dahin richtete Tilly am 6./16. Mai ſeine Warnung.*)

Man hat ohne Scheu, ſagt der alte Feldherr, fremde, undeutſche Potentaten in das deutſche Reich gelockt. Sie treten auf unter einem glänzenden Vorwande, als wenn ſie etwa dieſem oder jenem Glaubensgenoſſen Beiſtand leiſten, die deutſche Freiheit und Libertät zu vertheidigen helfen wollen, und was dergleichen Redensarten mehr ſind. Dadurch wiſſen ſie ſich mit Glimpf einzuführen. Und dennoch ſuchen ſie in der That nichts Anderes als eigene Herrſchaft und ihren be-

*) Theatr. Europ. II. 393.

ſonderen Nutzen. Sobald ſie feſten Fuß gefaßt und ihre Abſichten erlangt, werfen ſie Fürſten und Herren, namentlich aber Städten und Communen das unleidliche Joch der Knechtſchaft über den Hals. Alſo iſt es das Verfahren des Königs von Schweden. Er hat nicht bloß Alles was er occupirt, ohne Rückſicht auf irgend Jemanden, ohne Freundſchaft für Jemanden inne behalten, und nennt es ſein eigen, ſondern hat auch in Pommern und anderen Gegenden ſich zunächſt der Seeſtädte bemächtigt.

Was hier der alte Feldherr warnend vorausſagte, das fand in den Ereigniſſen, in den Entwickelungen der nächſten Jahre nur allzu reichlich ſeine Beſtätigung. In den deutſchen Städten ruhte zu einem ſehr bedeutenden Theile die Kraft des Reiches. Aber nur Deutſchland, nur das eigenthümlich deutſche Weſen kannte ſolche Städte, nur auf deutſchem Boden hatte eine ſolche Selbſtſtändigkeit mit allen reichen Blüthen der Freiheit, der Bildung, des Wohlſtandes ſich entwickeln können. Der Schwedenkönig kannte in ſeinem Lande nicht ein deutſches, ſtädtiſches Leben. Er kannte nur Unterthanen, die willig oder unwillig ihm gehorchten, um mit ihrem Blute und ihrer Armuth ihm zu dienen für ſeine Kriegesgier. Darum hätte für die deutſchen Städte Heil und Sicherheit nur gelegen im engen Anſchluſſe an ihren Kaiſer, der ihre Selbſtſtändigkeit unangetaſtet ließ, der ſie dabei ſchützte. Wenn der Boden, auf welchem die deutſchen Städte empor gewachſen und erſtarkt waren, nicht mehr deutſcher Boden blieb, wenn er ſchwediſcher Boden wurde: ſo mußte auf dieſem fortan ſchwediſchen Boden die Selbſtſtändigkeit der Städte verwelken, ihre Freiheit zu Grunde gehen; die deutſchen Städte mußten auf die Dauer werden, was die ſchwediſchen waren.

Aber freilich: Magdeburg hatte ſich ja gegen ſolche Möglichkeiten verwahrt. Es hatte mit dem Schwedenkönige einen

Vertrag geſchloſſen nicht im ſchwediſchen, ſondern im eigenen Intereſſe. Der Schwede ſollte fechten und zahlen, die Stadt dagegen ihre Rechte und Privilegien, ihre Autonomie ungekränkt behalten und neue Güter erlangen dazu. Es ſtand das Alles wohl verbrieſt auf dem Papiere, unterſiegelt und unterſchrieben von der Hand des Königs in Schweden. Er wollte ohne allen Vortheil ſeinerſeits aus reinem Eifer für das Evangelium, wie man das nannte, die Stadt bei ihrer Autonomie ſchützen und erhalten. Alſo hatte er wiederholt und nachdrücklich zu thun verſprochen, und ſelber die letzte Friſt ſeiner Hülfe auf den Ausgang des Aprilmonates geſetzt. Bis dahin hatte der König die gewünſchte und verſprochene Hülfe nicht gebracht. Aber mit dem Ausgange des Aprilmonates war es mit Magdeburg noch nicht zu Ende. Der König konnte noch die Hülfe bringen. Alſo durften die Magdeburger hoffen. Der König ſelbſt hegte noch eine andere Hoffnung. Es bot ſich ihm die Möglichkeit, die Noth und Gefahr von Magdeburg zu benutzen als Drücker auf die Unentſchloſſenheit des Kurfürſten von Sachſen.

Zunächſt war es nöthig in den Magdeburgern den Glauben zu erhalten und zu nähren, daß der König bald komme. Am 15./25. April fiel Landsberg an der Warthe. Von da aus kehrte Guſtav Adolf nach Frankfurt an der Oder zurück, und ſchickte von dieſer Stadt aus den Magdeburgern Bericht:*) er ſei begriffen ſeine ſehr ermüdete Armee zuſammen zu ziehen, und hoffe ſich mit Kurſachſen zu verbinden, um ſeinen Weg geradeaus auf Magdeburg zu nehmen und die Stadt zu entſetzen; ſie möchten ſich deßhalb nur noch drei Wochen halten, und ſich mit einer Capitulation nicht übereilen. Dieſer Bericht iſt nach der Meldung des offiziellen ſchwediſchen Geſchichts-

*) Chemnitz p. 142a.

ſchreibers abgegangen. Ob er angekommen, läßt ſich aus den Erzählungen der Magdeburger nicht entnehmen. Danach ging die Friſt bis zum 6.16. Mai. Der König ſetzte hinzu: er lebe der gewiſſen Hoffnung, daß wenn nur auch Andere ihre Pflicht thäten, ſo werde Alles glücklich und nach Wunſche ablaufen.

Ihre Pflicht thäten? Was doch meinte der Schwede damit? Die Worte konnten den Umſtänden nach nur auf den Sachſen gedeutet werden. Aber nicht der Kurfürſt von Sachſen hatte irgend eine Verpflichtung gegen Magdeburg auf ſich genommen, ſondern nur der Schwedenkönig Guſtav Adolf. Die Magdeburger ſelbſt wußten ſehr wohl, daß Johann Georg von Anfang an auch nicht die leiſeſte Neigung gezeigt, ein Wort der Billigung zu dem Unweſen von Magdeburg zu ſprechen.

Dennoch wandte der König ſich in entſprechender Weiſe an Johann Georg.*) Er ſchrieb demſelben von Frankfurt a. d. O. aus am 23. April/3. Mai. Er legte abermals nach ſeiner bekannten Weiſe dar, daß er nur ungern und gezwungen dieſen Krieg unternommen Da aber die Ausführung ſeiner gerechten Sache, wie er ſagte, mit der Wohlfahrt des Kurfürſten von Sachſen eng verbunden, da deßhalb ihnen beiden an dem Entſatze von Magdeburg viel gelegen ſei: ſo möge der Kurfürſt zu dieſem Zwecke ſich mit ihm verbinden. Der König wollte auf die Deſſauer Schanze gehen, der Kurfürſt möge auf der anderen Seite des Elbſtromes, an die Muldebrücke ſich begeben. Von dort aus würden ſie mit vereinter Kraft den Feind vor Magdeburg angreifen. Derſelbe Arnim, der zuerſt in ſchwediſchen Dienſten geſtanden, dann im Jahre 1628 unter Wallenſtein die Stadt Stralſund belagert und ſie

*) A. a. O. p. 144b.

gezwungen die dargebotene Hülfe des Schweden nicht auszu- ſchlagen, und mit dieſem Arnim ein anderer ſächſiſcher Hof- beamter übernahmen es auf Johann Georg in dieſer Weiſe zu wirken.

Johann Georg von Sachſen jedoch, wie immer die Neu- tralitätspolitik zur Zeit der Gefahr die Signatur der Schwäch- linge iſt, hielt damals noch feſt an ſeinen Velleitäten einer dritten Partei, welche entſcheidend und den Ausſchlag gebend zwiſchen die beiden kriegenden treten ſollte. Wie er den Mah- nungen des Kaiſers zur Niederlegung der Waffen ſeine Klagen und Beſchwerden entgegen ſtellte, die Ausſicht auf die Mög- lichkeit einer Verbindung mit dem Schwedenkönige durchblicken ließ, ſo berief er ſich dem Schweden gegenüber auf ſeine De- votion und ſeine Pflicht gegen den Kaiſer. Er verweigerte nicht bloß die Verbindung ſeiner Truppen mit den ſchwediſchen, ſondern auch den Durchzug durch ſein Gebiet, und den Ver- kauf von Lebensmitteln. Der König erneuerte ſeine Bitten, ſeine Aufforderungen.

Während Guſtav Adolf alſo zu Kurſachſen redete, benutzte er daſſelbe Mittel bei ſeinem Schwager von Brandenburg*). Man hat dieſen Verhandlungen in Berlin oft eine Wichtigkeit beigelegt, welche ſie nicht verdienen. Johann Georg von Sachſen hatte für den Schwedenkönig eine gewichtige Bedeu- tung, weil er ein Heer geworben hatte. Georg Wilhelm von Brandenburg hatte ein ſolches nicht. Er konnte weder viel nützen, noch viel ſchaden. Er war in der Hand ſeines Schwa- gers, und dieſer hatte nur die Hand zu ſchließen, wie er es vorher bei Bogislav von Pommern gethan. Guſtav Adolf wollte das noch nicht. Die Bemühungen des Schweden dreh-

---

*) Chemnitz p. 142 b.

ten ſich hier um die gütliche Erlangung der Feſten Küſtrin und Spandau. War die Erlangung derſelben unter den obwaltenden Umſtänden für Guſtav Adolf von ſolcher Wichtigkeit? Er war nicht im Beſitze derſelben geweſen, als er gegen Frankfurt a. d. O. zog, und doch ließ er Tilly damals faſt in ſeinem Rücken. Guſtav Adolf deutet in ſeinen Bemühungen bei Kurſachſen keineswegs an, daß zum Entſatze von Magdeburg der Beſitz dieſer Feſtungen für ihn nöthig ſei. Er fordert lediglich eine Verbindung der ſchwediſchen und ſächſiſchen Truppen an der Brücke zu Deſſau, um vereint gegen Tilly zu ziehen. Hätte Johann Georg ſich dazu verſtanden: ſo hätte Guſtav Adolf dieſer Aufforderung gemäß den Zug nach Magdeburg unternommen, auch ohne Küſtrin und Spandau zu beſitzen. Die Feſtungen waren für ihn überhaupt nicht nothwendig. Es kommt zum Beweiſe deſſen nicht auf unſere Anſicht an, ſondern auf die Thatſachen. Wallenſtein hatte Jahre lang mit faſt unbeſchränkter Macht über das brandenburgiſche Land geboten, ohne jene feſten Plätze zu beſitzen. Er konnte es, weil Georg Wilhelm daneben auch nicht über das kleinſte Heer verfügte. Ebenſowenig aber verfügte Georg Wilhelm über ein ſolches Heer, als ſein Schwager ihn bedrängte, als der Schwede behauptete, er bedürfe dieſer Feſtungen zu ſeiner Sicherheit. Immerhin war es ein Vortheil für Guſtav Adolf ſie zu haben. Die Forderung entſprach dem Plane ſeiner Strategik, Niemanden, der im Bereiche ſeiner Kanonen war, eine Neutralität zu verſtatten. Aber daß er gerade damals über dieſe Feſtungen unterhandelte, als Magdeburg täglich ihn erwartete, als er an den Kurfürſten von Sachſen ſeine Boten ſchickte wegen des Entſatzes von Magdeburg, wo er doch früher bei ſeinem Zuge auf Frankfurt dieſe Feſtungen nicht gefordert hatte, wo er ſpäter nach dem Falle von Magdeburg die Uebergabe der Feſtungen raſch erzwang: dieß Verfahren zwingt zu der Annahme, daß der hauptſächliche Zweck des Schwedenkönigs bei

dieſer Forderung nicht auf den Gewinn der feſten Plätze, ſondern auf denjenigen von Zeit gerichtet war.

Sehen wir zu dieſem Ende das weitere Verfahren des Königs. Am 23. April/3. Mai richtet er von Frankfurt a. d. O. aus ſeine Aufforderung an Kurſachſen. Damals mußten nach der Lage der Dinge von Magdeburg aus wiederholte Berichte an ihn gelangen über die Bedrängniß der Stadt. Guſtav Adolf fordert gleichzeitig von ſeinem Schwager, der ihm mit Gewalt zu widerſtehen nicht die Macht hat, Küſtrin und Spandau. Das erſtere will Georg Wilhelm hergeben, nicht das letztere. Am 1./11. Mai iſt Guſtav Adolf mit ſeinem Heere in Köpenick, um von dort aus ſeiner Forderung Nachdruck zu geben. Er weist dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht, in ſeinen Worten immer darauf hin, daß die Gefahr für Magdeburg keinen Verzug leide. Am 2./12. Mai weigert Georg Wilhelm. Am 3./13. Mai zieht Guſtav Adolf mit einer Anzahl Truppen auf Berlin. Der Kurfürſt kommt ihm entgegen, und ſie beſprechen ſich in einem Wäldchen. Die Beſprechung iſt fruchtlos, und der König erklärt, daß er ſich in ſein Quartier zurückbegeben werde, ſeine geſammte Macht herbei zu holen*). Da treten die Weiber dazwiſchen, unter ihnen die alte Kurfürſtin von der Pfalz, die Mutter Friedrichs V., und bitten den König mit nach Cöln an der Spree herein zu kommen. Es geſchieht. Der ganze folgende Tag, der 4./14. Mai wird mit Unterhandlungen hingebracht. Der König wiederholt unabläſſig ſeine Betheuerungen, daß ſein Zug auf Magdeburg gerichtet ſei. „Wenn man mir nicht helfen will", ſagt er**), „ſo ziehe ich zurück und ſchließe meinen Frieden mit dem Kaiſer. Aber am jüngſten Tage werdet ihr Evangeliſchen dann Rechenſchaft geben müſſen, daß ihr nichts für Gottes Sache habt thun wollen,

*) Chemnitz p. 143 b.

**) Khevenhiller: Ann. F. XI. 1786.

und auch hier ſchon wird es euch vergolten werden. Denn iſt Magdeburg weg und ich ziehe: ſo ſehet, wie es euch ergehen wird.“

Es iſt wie bei dem Kurſachſen die Andeutung, daß der Schwede den Fall von Magdeburg dem Kurfürſten von Brandenburg in’s Gewiſſen ſchieben werde. Was denn hatte eine legale Obrigkeit wie der Kurfürſt von Brandenburg gemein mit den Demagogen und Volksverführern von Magdeburg? Aber Guſtav Adolf entwickelte hier noch weiter die Gewandtheit ſeiner Worte. Eben hatte er gedroht, dann wieder bedauerte er „Ich kann dem Kurfürſten ſeine Traurigkeit nicht verdenken,“ ſagte der fremde Eroberer, der ſeit fünf Jahren dieſen ſeinen armen wehrloſen Schwager in Preußen und Pommern beraubt und mißhandelt hatte. „Ich kann es ihm nicht verdenken“, ſagte Guſtav Adolf; „denn daß ich gefährliche Sachen verlange, iſt wohl gewiß. Allein was ich begehre, das begehre ich nicht zu meinem Vortheile, ſondern zum Beſten des Kurfürſten, ſeiner Lande und Leute, ja der ganzen Chriſtenheit.“ Es ſind dieſelben Worte, die noch heute ſo viele thörichte Deutſche verblenden, daß ſie in dem fremden Verderber den Retter und Freund erblicken. Ob die Worte damals denſelben Erfolg hatten, namentlich bei dem armen Georg Wilhelm, dem der Schwede eben zuvor die rechtmäßigen Anſprüche und Hoffnungen auf Pommern zu nichte gemacht, bezweifeln wir. Eindringlicher als ſolche Worte redete die Kunde von der nahe vor Berlin ſtehenden ſchwediſchen Heeresmacht. Um 9 Uhr Abends brach die letzte Kraft des Widerſtandes bei dem unglücklichen Georg Wilhelm zuſammen. Der Miniſter Schwarzenberg floh von dannen. Er war fortan vor dem Schweden ſeines Lebens in der Mark Brandenburg nicht mehr ſicher.

Wir ſehen, wie ungeachtet des Eifers, der in den ſchwe-

diſchen Worten ſich ausſpricht, dennoch die Thatſachen ſelbſt nicht eine ſolche Eile an den Tag legen. Noch dauerten die Verſuche des Schweden auf den Kurfürſten von Sachſen. Aber da nun Spandau dem Schwedenkönige geöffnet werden ſollte, mußte er weſtwärts vorrücken. Er that dieß am 5./15. Mai und beſetzte Spandau. Er zog weiter nach Potsdam, nach Saarmund. Von dort aus richtete er an Kurſachſen ſeine letzte Aufforderung *).

Er betheuerte abermals mit Eid und Schwur, daß er bei ſeinem Werke nichts ſuche als die Ehre Gottes und das gemeine Beſte. Er wiederholte alle Redensarten, die er mit ſo erſtaunlicher Geläufigkeit handhabte. Er erklärte geradezu, daß es für ihn nicht kriegsverſtändig ſei, ſich zwiſchen zwei ſo unſichere Freunde hinein zu begeben. Waren es zwei? Wir wiſſen, daß Georg Wilhelm von Brandenburg, auch wenn er den geneigten Willen dazu hatte, der nach der Analogie aller menſchlichen Dinge bei dem Mißhandelten gegen den Gewalthaber vorausgeſetzt werden darf, den Schweden gar nicht ſchaden konnte, weil er wehrlos war. Nur auf den Kurfürſten von Sachſen kam es an. Wenn Johann Georg von Sachſen nicht mithelfen wollte, ſagte Guſtav Adolf weiter: ſo werde er die Havel entlang gehen, und ſein Beſtes thun, ob vielleicht der Allmächtige mit ſeiner Gnade ihm beiſtehen würde „Wenn es aber dem göttlichen Willen gefällig iſt“, ſchloß endlich Guſtav Adolf ſeine Rede, „unſerer Sünden halber etwas Anderes über uns zu verhängen: ſo begehre ich nicht ſolchem zu widerſtreben, ſondern getröſte mich, daß ich es gut gemeint und meines Ortes nichts, was von mir gefordert werden kann, unterlaſſen habe. Ich will auch an allem Blute und Unheile vor Gott und der ehrbaren Nachwelt entſchuldigt ſeyn, und ſolches

*) Chemnitz 144.

denjenigen zu verantworten hingeben, welche mich in dieſer chriſtlichen Sache verlaſſen."

Es war der letzte Druck, welchen Guſtav Adolf auf den Kurfürſten von Sachſen anwenden konnte. Er fügte demſelben noch den Köder hinzu, daß er dem Sohne des Kurfürſten in ſeinen Anſprüchen an das Erzſtift Magdeburg gute Dienſte leiſten werde. Das ſchrieb derſelbe König, der mit dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm im Bunde war, dieſen Fürſten in das verlorene Erzſtift wieder einzuſetzen, während der Sohn Johann Georgs nur Anſprüche hatte durch ſeine Wahl anſtatt des abgeſetzten Chriſtian Wilhelm.

Wenn dieſer letzte Druck mißlang, wie es nach der Lage der Dinge kaum anders erwartet werden durfte: ſo hatte doch der Schwedenkönig mit gewohnter Meiſterſchaft, mit erſtaunlicher Umſicht und Berechnung eben durch das Mißlingen ſelbſt einen neuen Drücker für die Zukunft vorbereitet, ſtärker noch bei dem Sachſen, als bei dem Brandenburger. Er hatte dem Kurfürſten Johann Georg hier mit wenig verhüllten Worten vorhergeſagt, daß Magdeburg fallen würde, nicht etwa fallen würde durch eine Capitulation, ſondern mit Blut und Schrecken. Wie war das merkwürdig! Wenn er für Magdeburg keine Hülfe mehr bringen konnte, alſo ſollte man denken: ſo brauchte doch darum die Stadt nicht in Blut und Schrecken unterzugehen. Noch ſtand ja der Weg der Capitulation offen. Es war von Bedeutung, daß Guſtav Adolf nur auf den ſchlimmſten Ausgang der Dinge hinwies, die Möglichkeit einer friedlichen Löſung nicht erwähnte. Ihm diente freilich eine ſolche Hinweiſung auf den ſchlimmen Ausgang hier für den Kurfürſten. Er hatte im Voraus dieſen blutigen Fall von Magdeburg für künftige Verwickelungen dem Kurfürſten von Sachſen in's Gewiſſen geſchoben, um den etwaigen Gewiſſens-

Biß bei dem Schwächlinge *) als ferneren Hebel anzuſetzen. Das war für den Fall des Mißlingens dieſes letzten Druckes.

Er mißlang. Am 6. 16. Mai war Guſtav Adolf in Saarmund. Wartete er auf Antwort von dem Kurfürſten? Sie kam nicht, wenigſtens nicht eine bejahende. Dort lagerte ſich der Schwedenkönig. Die kaiſerlichen Beſatzungen, die möglicher Weiſe ihn noch aufhalten konnten, zu Brandenburg, Rathenow, Zerbſt zogen ab Der Weg nach Magdeburg war völlig offen, völlig frei. Es war ein Marſch von höchſtens zwei Tagen. Die kaiſerlichen Generale vor Magdeburg wußten es. Sie erwarteten den Schweden nicht mehr täglich, ſondern ſtündlich **). Er kam nicht. Er lagerte in Saarmund, und Tilly berannte Magdeburg. Ob nicht ein lauer Frühlingsweſt den Donner der Kanonen von Magdeburg hinübertrug in das Lager von Saarmund? — Alſo währte es vier Tage. Dann war Alles vollbracht.

---

*) Worte Guſtav Adolfs über Johann Georg, Söltl: Religionskrieg. III. 279.

**) Vgl. die Berichte der kaiſerl. Generale in Hormayrs Taſchenbuch 18$\frac{32}{33}$ S. 302.

# V.

## Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf.

### IV.

So ſehr anfangs Tilly gewünſcht hatte, den Schwedenkönig auf Magdeburg heranzuziehen und dort gegen ihn zu ſchlagen: ſo ſtiegen doch allmählig ſchwere Bedenken in ihm auf. Pappenheim hatte ſchon früher dieſen Beſorgniſſen Ausdruck gegeben *). Um dieſen Krieg mit Ausſicht auf Erfolg durchzuführen, meint er, ſei noch ein ebenſo ſtarkes Heer nothwendig, wie dasjenige, welches vor Magdeburg lagere. Sowohl der Kaiſer, wie der Kurfürſt von Bayern ſehen die Sache leichter an. Max ſpricht wiederholt in den letzten Tagen der Stadt an Tilly die Erwartung aus: „Wir hoffen, daß Magdeburg nunmehr in eueren Händen iſt“. Der Kurfürſt baut darauf die Hoffnung, daß Tilly, der dann die Stadt zu ſeiner Kriegsburg machen werde, einige Truppen entbehren könne. Denn ſchon ſehen die geiſtlichen Fürſten mit Angſt und Sorge auf den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel. Sie wiſſen, daß dieſer junge ſchuldbeladene Fürſt, den

*) Cf. die Aktenſtücke in Hormayrs Taſchenbuch 18$\frac{52}{53}$. S. 293.

der eigene Vater Moritz wegen Nichtzahlung ſeines Jahrgeldes bei den Reichsgerichten verklagt, die Werbetrommel rühren läßt: von woher anders kann er die zulaufenden Söldner bezahlen wollen, als durch Raub an ſeinen katholiſchen Nachbaren? Denn das war ja der Religionskrieg, den ſeit den Tagen des Mansfeld und des wilden Herzogs Chriſtian von Braunſchweig die Söldnerführer verkündeten: die Länder der Kirchenfürſten müſſen in Contribution geſetzt werden für die Heere, durch die man ſie zu ſäculariſiren gedenkt. Es iſt freilich damit nicht geſagt, daß Mansfeld und Chriſtian Hab und Gut der proteſtantiſchen Deutſchen für unantaſtbar gehalten hätten.

Tilly indeſſen verhehlt dem Kurfürſten Max ſeine Sorge nicht. Indem Max die Einnahme ſicher erwartet, trifft er ſchon Verfügung über die demnächſtige Beſatzung. Er meint, Tilly müſſe ligiſtiſche Beſatzung hinein legen. Der alte Mann mochte bei ſolchen Anforderungen die Dornen ſeiner Doppelſtellung ſchwer fühlen. Er erwidert als Feldherr des Kaiſers: dieß ſei nicht zu rathen, weil ja der Sohn des Kaiſers als Erzbiſchof erwählt und beſtätigt ſei. Dann aber tritt er zur Hauptſache. Er hat noch nicht viel Vertrauen. Es iſt der 4./14. Mai, ſechs Tage vor dem Falle der Stadt. „Von der Eroberung“, meldet der alte Feldherr, „iſt zur Zeit noch wenig zu melden oder zu hoffen. Die proteſtantiſchen Stände ſind in Rüſtung. Das Reich iſt in Wirrwar. Der König von Schweden iſt ſtark. Er hat noch acht Regimenter erhalten, welche die Königin herübergeführt. Wenn er ſich gegen mich wendet, wie ich denn ſtündlich erwarten muß: ſo muß ich die Belagerung aufheben und mich auf die Weſer zurückziehen“.

Am folgenden Tage war der Schwedenkönig in Potsdam, dann zwiſchen Saarmund und Altbrandenburg, und blieb dort ſtehen.

Indem Tilly ihn ſtündlich erwartete, gedachte er noch einmal die Sache gütlich zu betreiben und ſeiner Gewohnheit

gemäß die Stadt Magdeburg zum dritten Male aufzufordern. Seine Vollmacht vom Kaiſer lautete, daß er in Betreff der Religion die freie Uebung derſelben gemäß dem Paſſauer Vertrage bewilligen ſolle; denn es ſei nicht der Wille des Kaiſers, irgend Jemanden gegen den Paſſauer Vertrag oder den Religionsfrieden von Augsburg zu beſchweren *). Tillys Aufforderung an die Stadt geſchah am 8./18. Mai. Der Rath der Stadt hatte die am 2./12. Mai von Tilly überſandten Päſſe nach Dresden, Berlin, Lübeck nicht benutzt, und bat nun abermals um neue. Tilly ſchlug die abermalige Ueberſendung ab, und legte der Stadt noch einmal nachdrücklich ſeine Warnung und Mahnung an's Herz.

„Wir ſind nicht abgeneigt geweſen", ſagt Tilly, „die begehrten Päſſe auf die benannten Perſonen abermals zu überſenden. Weil jedoch die Dinge ſo weit gekommen ſind, daß jede Verzögerung, wie ihr ſelbſt vor Augen ſeht und ſpürt, die größte Gefahr mit ſich bringt: ſo wird die Abſendung zu ſpät fallen und ſicherlich vergeblich ſeyn. Da nun kein anderes und beſſeres Mittel übrig iſt, als daß ihr bei dieſer Lage der Dinge alle anderen Erwägungen hintanſetzt und kurzen Entſchluß faßt: ſo haben wir euch hiemit zu allem Ueberfluſſe nochmals wohlmeinend erinnern und treulich ermahnen wollen, daß ihr wohl und reiflich beherzigt, in welche augenſcheinliche Leib- und Lebensgefahr, in welchen Verluſt aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt ihr und die eurigen unfehlbar gerathen werdet, und daß ihr darum jetzt alsbald dem Kaiſer, eurer höchſten Obrigkeit, gemäß eurer Pflicht und Schuldigkeit euch gehorſamſt unterwerft. In dieſem Falle ſind noch heilſame Mittel da, durch welche ihr euch und die eurigen erhalten, auch eine ſolche Capitulation treffen könnt, zu welcher ihr ſonſt nimmermehr gelangen würdet."

*) Mailath III. 239.

„Wenn ihr dieſe unſere wohlmeinende und treuherzige Ermahnung bei euch gelten laßt: ſo gereicht das zu eurem eigenen Beſten. Wenn nicht: ſo müſſen wir es an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. In dieſem Falle aber werden wir vor Gott und der Welt wohl entſchuldigt und in unſerem chriſtlichen Gewiſſen geſichert ſeyn, daß nicht wir, ſondern ihr ſelbſt, und diejenigen, welche euch in eurer Halsſtarrigkeit ſtärken, eures Unheiles und Verderbens einzige Urſache ſeid, und allein ihr und jene Anderen die Verantwortung auf euch ladet, welche bei Gott und der Nachwelt hiernächſt euch ſchwer fallen wird.“

Alſo der alte Feldherr. In gleicher Weiſe bündig und eindringlich ſchrieb er gleichzeitig an den Markgrafen Chriſtian Wilhelm und an den ſchwediſchen Oberſten Falkenberg.

Dieſe letzte eindringliche Ermahnung Tillys blieb nicht ohne Erfolg. Die Stimmung in der Stadt war erſchüttert, zumal da Tilly dieſer ſeiner letzten Mahnung und Warnung durch das Feuer aller ſeiner Geſchütze Nachdruck gab. Daß in der Stadt ſich derartig etwas rege, ward für Tilly dadurch kund, daß man ſeinen Trompeter, der die letzten Schreiben überbracht, nicht wiederkehren ließ. Man behielt ihn in der Stadt zurück. Wozu anders konnte das ſeyn, als weil man dort über die Bitte um eine Capitulation berieth?

Nur Einer ſtand entgegen mit klarer Einſicht, mit bewußtem Willen deſſen, was er that: es war der ſchwediſche Oberſt und Hofmarſchall Falkenberg. Mit ihm hielt die kleine Schaar der entſchloſſenen Eiferer, welche von Anfang an die ſchwediſche Partei in der Stadt ausmachten. Die Wohlhabenden, die conſervativ Geſinnten, die ganze Partei des alten Rathes, die unter den drohenden Umſtänden in dieſer letzten Gefahr ſtündlich wachſen mußte, hatte ja den Bund mit dem fremden Schwedenkönige nie gebilligt. Nur in jenen hatte Falkenberg ſeine Stütze gefunden, in der Partei der ehemaligen

Dingebankbrüder, in Pöpping, in Herkel, in Cummius, in dem Paſtor Gilbert und andern Männern deſſelben Schlages. Dieſe waren für Falkenberg, ſtimmten und wirkten für ihn. Dieſe ganze Partei wollte nichts wiſſen von einer Capitulation: an ihrer Spitze Falkenberg. Wie ſie widerſtrebten, unter welchen Umſtänden ſie entgegenwirkten, das haben wir nachher zu erfragen. Fürerſt genügt uns die Thatſache, daß Falkenberg widerſtrebte bis zum letzten und allerletzten Augenblicke, ſo lange er geſehen wurde.

Und warum that das Falkenberg? Es liegt die Antwort nahe, weil der Dienſt ſeines Königs es ſo erheiſchte, weil er die Stadt für ſeinen König erhalten wollte, ſo lange er konnte, weil er deßhalb lieber auf dem ihm anvertrauten Poſten ſterben, als denſelben aufgeben wollte. Dieſe Antwort ſcheint wenigſtens als die natürlichſte nahe zu liegen. Allein dieſe Antwort erſchöpft die Frage keineswegs. Ein Soldat hält den ihm anvertrauten Poſten, ſo lange er kann, das heißt, ſo lange er das Leben hat. Dieß verſteht ſich von ſelbſt, wenn es nur eben ein von Soldaten beſetzter Poſten iſt. Anders geſtaltet ſich die Sache, wenn dieſer Poſten eine bewohnte Stadt iſt. Hier tritt die Rückſicht auf die Bürger ein. Dieſe Rückſicht ſteigt nach dem Verhältniſſe der Zahl der Bürger gegenüber der militäriſchen Beſatzung, namentlich wenn die Bürger ſelbſt Theil nehmen an der Vertheidigung. In ſolchem Falle wird die militäriſche Aufgabe, den Ort um jeden Preis zu halten, gemildert durch das menſchliche Intereſſe der Schonung. Eine von Bürgern und Soldaten vertheidigte Stadt kann nur ſo lange vertheidigt und gehalten werden, als Ausſicht da iſt auf Entſatz.

Dieſe Ermäßigung der ſtreng militäriſchen Anſprüche durch die Rückſicht auf menſchliches Wohl würde ſchon gültig ſeyn, wenn Magdeburg eine Stadt des ſchwediſchen Königs geweſen wäre, vertheidigt durch ſeine Truppen und durch Bürger als ſeine Unterthanen. Nicht alſo liegt hier die Sache. Die

Rückſicht auf die Bürger und ihre Erhaltung in Magdeburg mußte weit größer ſeyn. Falkenberg vertheidigte die Stadt nicht für ſeinen König, um die Stadt ſeinem Könige zu erhalten, ſondern um der Stadt willen ſelbſt. Der König hatte dort keine Anſprüche und Rechte irgend welcher Art. Magdeburg hatte frei mit dem Schwedenkönige ein Bündniß geſchloſſen. Er hatte keine Truppen dort; denn die wenigen, die Falkenberg angeworben, wurden von den Bürgern unterhalten und zwar höchſt widerwillig, weil der Vertrag mit dem Schwedenkönige ſie davon frei ſprach. Guſtav Adolf hatte in Wahrheit zu Magdeburg nur einen einzigen Mann, den Oberſten Falkenberg. Die Stadt hatte keine Verpflichtungen gegen ihn, nur er hatte gegen ſie Verpflichtungen, deren Vortheile er bereits genoſſen. Er hatte vertragsmäßig gegen Magdeburg die Verpflichtung, ſie in keiner Noth zu verlaſſen, auf ſeine Koſten, ſeine Gefahr ſie zu beſchützen und zu befreien. Dieſe Verpflichtung hatte er von Anfang des Bündniſſes an. Er hatte dieſelbe geſteigert durch ſeine fortdauernden Ermahnungen, daß die Stadt ſich halten möge. Er hatte noch unlängſt in dem Briefe, der zuerſt Tilly in die Hände fiel, ſeine Ehre als König dafür verpfändet. Er ſteigerte dieſe ſeine Pflicht durch ſeine Nähe; denn eben ſo wie der kaiſerlich deutſche Feldherr, der allerdings den Vertrag nicht kannte, durch welchen die Stadt das Schwedenheer auf jeden Fall von den eigenen Mauern ausſchloß, ebenſo wie Tilly mit Beſorgniß die Ankunft des Schweden ſtündlich erwartete: ſo durfte die Partei in Magdeburg ſie ſtündlich mit Freude hoffen. In der That, die Pflicht des Königs, der bedrängten Stadt Entſatz zu bringen, war groß und ſchwer, wie jemals eine von ſolcher Art. Und wenn Guſtav Adolf den Entſatz nicht zu bringen vermochte: ſo erwuchſen aus dieſem Nichtvermögen andere Pflichten gegen die Stadt. Indem wir dieſe etwaige Pflicht nachher zu erörtern haben, drängt ſich zuerſt nochmals die Frage vor, ob im Sinne des Schwedenkönigs ein Entſatz möglich

war. Die Beantwortung dieſer Frage haben wir am ſicherſten nur zu ſuchen bei Guſtav Adolf ſelbſt.

Als Alles vorbei war, erließ der Schwedenkönig für das große Publikum einen kurzen Bericht*), wie er ſagt, warum er der Stadt Magdeburg nicht habe zu Hülfe kommen können. Es iſt ein merkwürdiges Aktenſtück, ein ſeltſames Beiſpiel, wie die Gedanken der Menſchen ſich untereinander entſchuldigen und anklagen. Guſtav Adolf beginnt daſſelbe mit dem Vorwurfe, daß die Stadt Magdeburg zu Anfang aller fleißigen Bitten und Ermahnungen ungeachtet kein Geld für ihn habe hergeben wollen. Man traut kaum ſeinen Augen. Das ſagt derſelbe König, deſſen Abgeſandter Stalmann die unglücklichen Magdeburger dadurch bethört und in's ſchwediſche Netz gelockt hatte, daß er ihnen verſprach: es ſolle ihnen nichts koſten, der König bezahle Alles. Das ſagt ferner derſelbe König, der in dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg ausdrücklich dieß unterſchrieben und unterſiegelt: die Stadt habe nichts zu contribuiren, er wolle ihr helfen auf ſeine Koſten, ſie in keiner Noth verlaſſen auf ſeine Koſten.

Und dennoch ſelbſt wenn dieſe Lüge wahr geweſen wäre: was hatte ſie zu thun mit der bedingungsloſen Verſicherung des Königs, welche am 24. April/4. Mai in die Hände der Magdeburger fiel, mit der Verſicherung Guſtav Adolfs: ſo wahr er ein ehrlicher König ſei, er wolle ſie nicht verlaſſen?

Durch dieſen Mangel an Unterſtützung, ſagt der König, ſei zu Anfang viel verſäumt; das falle aber nicht ihm zur Laſt, ſondern den Rädelsführern und Verräthern von Magdeburg. Wir bemerken nur hier vorläufig, daß Guſtav Adolf der erſte geweſen, der die Anklage des Verrathes in Magde-

---

*) Copia, Kurtzer und wahrhafftiger Bericht, nehmlich warum die K. M. zu Schweden u. ſ. w. der Stadt Magdeburg nicht ſecundiren können. 1631. Der Vertrag bei Hoffmann III. 86.

burg erhoben hat. Wir werden darauf zurückkommen. Der König behauptet dann große und anſehnliche Geldpoſten zur Unterhaltung des Heeres geſchickt zu haben. Davon hat kein Magdeburger etwas berichtet, auch nicht der Rathsherr Otto Gerike, der es hätte wiſſen müſſen. Falkenberg hatte von den Magdeburgern auf den Credit des Königs Anleihen erhoben, von deren Wiederbezahlung die Vernichtung der Gläubiger mit ihren Erben den Schuldner entband. Guſtav Adolf ſagt ferner: er habe der Stadt auch verſchiedenemale Hülfe verſprochen. „Aber alle kriegsverſtändigen und ſonſt klugen und vernünftigen Leute wiſſen", alſo ſagt der König, „daß ein ſolches Verſprechen nach eines jeden Menſchen Möglichkeit und Fleiße zu verſtehen iſt, und nicht ſo buchſtäblich, daß der König blind zufahren und ſich vergeblich in Gefahr ſetzen ſollte, ohne Magdeburg zu helfen".

Wenn der Schwedenkönig den unglücklichen Magdeburgern gegenüber, die blindlings ihm vertrauten, auch nur einmal leiſe angedeutet hätte, daß er bei ſeinem Eide und Schwure dieſe Bedingung eines vernünftigen Mannes, wie er ſagte, im Sinne behalte: ſo möchten die Magdeburger ihr Vertrauen ein wenig beſchränkt haben.

Indeſſen der König konnte doch genügende Gründe haben, weßhalb er ſein verpfändetes Wort, ſeine Ehre nicht einlöste. Es liegt uns mithin ob, dieſelben von ihm zu erfahren. Er hatte dieß Wort, ſo weit wir genau wiſſen, zum letztenmale am 24. April/4. Mai 1631 den Magdeburgern kund gethan. Das Datum iſt nicht unwichtig.

Die Gründe, die Guſtav Adolf aufzählt, ſind zunächſt die Schwierigkeiten, welche er im Herbſte des Jahres 1630 in Pommern und Mecklenburg angetroffen, der kalte, ſcharfe Winter, der Mangel an Lebensmitteln während derſelben, die Beſorgniß vor Tilly in der Mark und in Mecklenburg. Das Alles erörtert der Schwedenkönig, um zu beweiſen, weßhalb er der Stadt Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen ſei vor

der Belagerung durch Tilly. Aber dann? Da es nicht rathſam geweſen ſei, dem Tilly in's Angeſicht zu ziehen und das andere kaiſerliche Heer in ſeiner Stärke zu Frankfurt a. d. O. ſtehen zu laſſen: ſo ſei er im Intereſſe der Stadt Magdeburg, alſo ſagt der König, auf Frankfurt gezogen. Er erzählt, wie er dort geſiegt und dann zurückgekehrt ſei, um Magdeburg zu helfen. Aber der Kurfürſt von Brandenburg habe ihn aufgehalten durch Unterhandlungen über Spandau, der von Sachſen habe ſich auf ſeine Pflicht gegen den Kaiſer berufen

Es iſt die wohlberechnete Kunſt des Schweden, immer wieder dieſe beiden Kurfürſten in die Sache von Magdeburg zu verflechten, mit welcher ſie nichts zu thun hatten, ihnen nach dem Ausgange dort in den Augen der Menge eine Verantwortlichkeit aufzubürden, deren Möglichkeit jene Fürſten vorher nicht ahnen konnten. Aber nun kam es in der Entſchuldigung des Schweden auf die letzten Tage, die entſcheidenden an, wo Guſtav Adolf zwiſchen Saarmund und Altbrandenburg vier Tage lang faſt im Angeſichte der bedrohten Stadt lag, wo Freund und Feind dort ſtündlich ihn erwartete. Guſtav Adolf berührt das nicht. Er ſagt nicht, daß er im Anmarſche geweſen, daß Magdeburg nach ſeiner Berechnung zu ſchnell gefallen, daß er ſich darin getäuſcht, daß er Hinderniſſe gefunden, die innerhalb dieſer vier Tage den Marſch von Saarmund nach Magdeburg unmöglich gemacht, daß er gekommen ſeyn würde, wenn die Magdeburger nur noch ein wenig, nur noch einige Tage ſich gehalten hätten. Von dem Allen nichts. Er ſagt kurz: „da die Lebensmittel, die in der Mark ganz fehlten, von dem Kurfürſtenthum Sachſen aus nicht geſchafft werden ſollten: ſo hätte das Heer, das ohnehin bei ſchwerer Hitze und kümmerlicher Nahrung ausgemattet und ſehr unwillig war, wenn Tilly nur in ſeiner Stellung ſtill und unbewegt liegen geblieben wäre, allein aus Hunger und Kummer zu Grunde verderben, oder wohl eher bei der Nähe des Feindes und neuer Werbung verlaufen müſſen“.

Wie ſeltſam iſt doch das! Der König ſchlägt ſowohl die materielle, wie die moraliſche Kraft ſeines Heeres möglichſt gering an, und dennoch zieht er mit demſelben dem Feinde bis faſt in's Angeſicht, nur nicht völlig! War in der That jene Kraft ſo gering? Da Guſtav Adolf nach dem Falle von Magdeburg noch Wochen lang in der Mark verweilte, ohne daß ſein Heer vor Hunger und Kummer verging oder fortlief: ſo iſt jene Angabe von der inneren Schwäche deſſelben nicht ſo genau zu nehmen. Aber aus den Worten des Schweden ſelbſt drängt ſich eine Bemerkung auf. Wenn die Gründe, auf die er ſein Nichthelfen ſtützt, wirklich vorhanden waren: ſo waren ſie es nicht allein für die vier Tage unmittelbar vor dem Falle der Stadt, ſie waren es auch ſpäter. Der Schwedenkönig legt nicht dar, warum er in jenen vier Tagen nicht habe helfen können, ſondern weßhalb er überhaupt nicht habe helfen können. Der Geſichtspunkt wird ein völlig anderer. Die Darlegung des Nichtkönnens wandelt ſich unvermerkt zu einer Darlegung des Nichtwollens. Wenn Magdeburg auch noch acht Tage länger geſtanden: ſo wäre Guſtav Adolf auf die Gründe hin, die er ſelber angibt, auch in den acht Tagen zum Entſatze nicht gekommen.

Und nun kehren wir zurück zu der Erörterung der Pflicht, welche für den König erwuchs, wenn der Entſatz nicht möglich war. Geben wir hier zu, was wir zuzugeben nicht genöthigt ſind, daß Guſtav Adolf wohl habe helfen wollen, aber nicht können. Sei es alſo, daß er nicht gekonnt habe. Dieß mußte er wiſſen mit der letzten Nachricht, die er von dem Kurfürſten von Sachſen erhielt. Indem er ſicher wußte, daß einen Entſatz zu bringen nicht in ſeiner Hand ſei, war es ſeine menſchliche Pflicht, der Stadt Magdeburg zu ſagen, daß ſie capitulire. Dieſe Pflicht ſteigerte ſich für ihn durch die öftere Verpfändung ſeiner Ehre, daß er helfen wolle. Indem er die Stadt durch ſeine Verheißungen ſo weit hineingeführt, war es nun, da er keine Möglichkeit ſah, dieſe Verheißungen

zu erfüllen, ſeine Aufgabe zu ſorgen, daß ſie nicht um des Vertrauens willen auf dieſe Verheißungen zu Grunde ging. Es war das Wenigſte, was der Schwedenkönig thun konnte, um ſeinen ehrlichen Namen in Magdeburg auch nur ſo weit zu retten.

Dieſes Wenigſte hat Guſtav Adolf nicht gethan. Sein Oberſt in Magdeburg widerrieth jede Capitulation laut, nachdrücklich, mit derſelben Verheißung auf die ſchwediſche Hülfe von Anfang bis auf die letzte Stunde. Er war der Führer des Widerſtandes gegen jedes gütliche Abkommen. An ihn lehnten ſich die Anderen, im Vertrauen auf ſeine Worte. Indem Falkenberg klar einſah, was davon kommen mußte, wenn man nicht capitulire, indem er dann dennoch widerrieth — werden wir zu der Vermuthung gedrängt: Falkenberg wollte das Verderben, den Untergang der Stadt nicht hindern. Eine ſolche Vermuthung, die wir zunächſt nur als Vermuthung hier ausſprechen, zieht ſofort und unmittelbar eine andere Vermuthung nach ſich. Der Commandant einer belagerten Stadt, der den Untergang des von ihm vertheidigten Platzes nicht hindert, befördert denſelben. Es tritt dann die zweite Frage hinzu, ob er bloß negativ befördert durch Nichthindern, oder ob er auch poſitiv befördert durch Erleichtern der Angriffe, durch das in die Hände Spielen feſter Werke oder gar der Stadt ſelbſt.

Es erwächst uns mithin die Pflicht, über dieſe Vermuthung die Thatſachen zu befragen. Doch bevor wir dieſen Beweis antreten, bevor wir aus den Thatſachen in Magdeburg ſelbſt es darzuthun verſuchen, ob dieſe Vermuthung begründet ſei oder nicht, liegt eine andere Aufgabe uns näher. Bevor wir die äußere Wahrſcheinlichkeit unterſuchen, haben wir die innere zu erwägen. Wir haben zu fragen, was denn der König Guſtav Adolf durch eine Hülfe oder Nichthülfe der Stadt Magdeburg für ſich zu erwarten hatte. Wir haben zu dieſem Zwecke zurückzublicken auf den Vertrag, welchen Stalmann im Auguſt 1630 mit der Stadt Magdeburg abſchloß,

welchen der König einige Tage ſpäter unterſchrieb und unterſiegelte.

Den Worten dieſes Vertrages gemäß war der Schwedenkönig verpflichtet der Stadt zu helfen nicht auf ihre, ſondern auf ſeine Koſten. Eine Aufnahme mit ſeinen Truppen in der Stadt Magdeburg vor einem Treffen hatte Guſtav Adolf nicht zu beanſpruchen. Ausdrücklich ſchloßen die Worte des Vertrages das Heer aus. In dem Sinne der Magdeburger waren das nicht leere Worte. Nur durch den Köder dieſer oder ähnlicher Worte vom Verleihen neuer Beſitzungen konnte man eine übel berathene Stadt des deutſchen Reiches bethören, wider Eid, Recht und Pflicht mit einem fernen fremden Könige und erklärten Reichsfeinde ein Bündniß einzugehen. Und daß man in Magdeburg dieſe Worte ſcharf nahm nach dem Sinne, bewies das Verfahren gegen die Truppen des Markgrafen. Dieſe waren zur Vertheidigung der Stadt beſtimmt; dennoch duldete die Stadt ſie nicht innerhalb ihrer Mauern. Sie verleugnete in der Furcht vor einem Söldnerhaufen in der Stadt ſo ſehr alles Rechts- und Billigkeitsgefühl, daß ſie die Truppen, welche Magdeburg ſchützen ſollten, in die Vorſtädte ſich einquartiren ließ, die nichts damit zu thun hatten. Sie nahm endlich dieſe Söldner in die Stadt auf, aber nur mit höchſtem Widerwillen. Geſchah das gegen die geringe Zahl der Truppen des Markgrafen: wie viel weniger durfte Guſtav Adolf darauf rechnen, daß vor einem Treffen ſein Heer innerhalb Magdeburg aufgenommen werde! Auch haben wir geſehen, wie Falkenberg bei der Anlage ſeiner Schanzen auf die Worte dieſes Vertrages Rückſicht nahm. Er beſtimmte mehrere derſelben vor der Stadt ausdrücklich zur Aufnahme des ſchwediſchen Heeres. Alſo entſprach es dem Sinne der Magdeburger. Der Schwedenkönig ſollte kommen und ſchlagen um der Magdeburger willen, für ſie, mit ſeinem Heere, zu ihrer Errettung, ohne ihr Zuthun. Alſo, wir wiederholen es,

beſagte der Wortlaut des Vertrages, welchen der Schweden=könig der Stadt beſiegelt und unterſchrieben.

Alſo war die Sachlage der Dinge vor einem etwaigen Treffen, welches bei der Annäherung des Schweden zwiſchen ihm und Tilly mit Sicherheit zu erwarten ſtand. In dieſem Treffen konnte Guſtav Adolf entweder geſchlagen werden, oder ſiegen. Ward er geſchlagen: ſo ſtand ihm nach dem Wortlaute des Vertrages mit Magdeburg keine Unterſtützung irgend welcher Art in Ausſicht. Wo er keinen Anſpruch hatte, da durfte er noch weniger die Erfüllung eines Wunſches hoffen. Es war nicht zu erwarten, daß die Stadt freiwillig einem ge=ſchlagenen Heere ihre Thore öffnen würde. Mit größerem Rechte durfte Guſtav Adolf beſorgen, daß in ſolchem Falle die Stadt mit dem Sieger ihren Frieden ſchließen werde auf Koſten des geſchlagenen Heeres, nämlich durch die völlige Preisgebung deſſelben, dem ſie vertragsmäßig ohnehin zu nichts verpflichtet war. Nicht einmal den geringſten Unterhalt war die Stadt dem ſchwediſchen Heere ſchuldig. Denn ausdrücklich ſagte der Vertrag: die Bürgerſchaft hat für den Unterhalt des Heeres nichts zu contribuiren.

Es war der andere Fall möglich, daß Guſtav Adolf in dem zu erwartenden Treffen mit Tilly ſiegte, daß in Folge dieſes Sieges Tilly die Belagerung aufgeben mußte. Wenn dieß geſchah: ſo hatte Guſtav Adolf gemäß dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg ſeine Pflicht erfüllt, nicht mehr. Er hatte für die Stadt geleiſtet, was dieſe nach ſeinen Verſprechungen an ſie zu fordern berechtigt war, nicht mehr. Eine weitere Gegenforderung von ſeiner Seite an die Stadt konnte auf den etwaigen Sieg nicht gebaut werden. Der Vertrag mit der Stadt ſicherte derſelben die völlige Autonomie, die unge=kränkte Selbſtſtändigkeit. Deßhalb war an die Aufnahme einer ſchwediſchen Beſatzung in Magdeburg nach einem etwaigen Siege nicht zu denken.

Ein ſolches Verhältniß zu der Stadt Magdeburg, wenn es fortbeſtand, mußte auf die fernere Ausführung der Entwürfe des Schweden eine lähmende Wirkung üben. Es war ſein feſter Plan, den wir ihn ſpäter unwandelbar befolgen ſehen, in den Städten der bisher kirchlichen Fürſtenthümer von Deutſchland die Erbhuldigung für ſich zu fordern und durchzuſetzen. Alſo handelt er bald nachher in Halle, in Erfurt, in Würzburg, in Mainz und wo immer ſonſt. Indem er vor ſolchen Städten predigt vom Worte Gottes und Evangelium, mit der Rechten betheuert, daß es alſo ſein Ziel und Wille ſei, zeigt die Linke mit einigem Nachdruck zur Seite auf die gähnenden Kanonen.*) Dieß war in Magdeburg nach dem einmal geſchloſſenen Vertrage zwiſchen dem Könige und der Stadt vom Auguſt 1630 nicht leicht möglich. Die Stadt Magdeburg verband ſich mit den Plänen und Grundſätzen des Schweden nicht zu einem organiſchen Ganzen. Der Spruch: wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich, ließ ſich an Magdeburg nicht durchführen. Es iſt das erſte und letzte Mal, daß Guſtav Adolf bei einem Vertrage mit einer deutſchen Stadt auf das Recht einer Beſatzung in derſelben verzichtete. Er war für dieß eine Mal und nur für dieß eine Mal von ſeinem Syſteme abgewichen, und zwar aus einem ſehr wichtigen Grunde.

Der Schwede betrat den deutſchen Boden mit dem Rufe des Religionskrieges. Er fand damit in Pommern ſehr wenig Anklang. Der Herzog Bogislav und ſeine Stände, die drei Jahre lang unter dem Uebermuthe der Wallenſteiniſchen Söldner geſeufzt, baten und flehten: der Schwede wolle ſie mit ſeiner Befreiung verſchonen.**) Kein deutſcher Fürſt, keine deutſche Stadt hieß den Schweden willkommen. Da gab

*) Man vergl. die betreffenden Reden bei Chemnitz.

**) Chemnitz p. 50.

Magdeburg das glänzende Beiſpiel. Es war in der That ein glänzendes Beiſpiel, daß eine Stadt des deutſchen Reiches, viele Meilen von der Küſte gelegen, ſich für den fremden König erklärte und ebenſo wie er den Ruf erhob: es gelte einen Kampf um die Religion. Das Beiſpiel hatte gewirkt, unſtreitig. Die große Mehrheit der Menſchen, welchen der innere Gang, die Entwicklung der Dinge zu Magdeburg völlig verborgen war, dachte ſich den Rath zu Magdeburg, wie denjenigen aller anderen deutſchen Städte, als eine Corporation ernſter, bedächtiger Männer, der Mehrzahl nach vornehmen und wohlhabenden Patricierfamilien angehörig, reich an Erfahrung, klebend am Hergebrachten, von Hauſe aus, wie es namentlich von Magdeburg durch viele Thatſachen bekannt war, kaiſerlich und deutſch geſinnt. Wenn eine ſolche Corporation, wie viele Deutſche ſich den Rath von Magdeburg nach dem Eindrucke ſeines Verhaltens in den vorhergegangenen Jahren dachten, wenn eine ſolche Corporation ſich für den fremden König und ſeinen Religionskrieg erklärte, ſo hatte das ein ſehr bedeutendes Gewicht für die öffentliche Meinung, ſo brachte dieſe Erklärung dem Schwedenkönige eine moraliſche Stütze zu, auf die er vorher kaum zu hoffen wagen durfte. Weil Tilly dieſe Redensarten vom Religionskriege für jeden Angriff auf die Sicherheit und den Frieden des deutſchen Reiches ſeit langen Jahren kannte: ſo hatte er mit ängſtlicher Sorgfalt überall und immerdar ihnen die Wurzel abgeſchnitten, indem er die proteſtantiſchen Geiſtlichen, die Schullehrer, die Küſter und wer immer dazu gehörte, mit allen ihren Amtsverrichtungen in ſeine beſondere Obhut nahm. Die Erhebung einer Stadt wie Magdeburg für dieſe Redensart ſchien dennoch derſelben Gewicht zu verleihen. Dieſen unleugbar großen Dienſt hatte Magdeburg dem ſchwediſchen Eroberer erwieſen, und dafür hatte der Schwedenkönig die ſehr gewichtigen Verpflichtungen auf ſich genommen. Ein weiterer Dienſt für Guſtav Adolf war von Magdeburg nicht zu erwarten. Da-

gegen erwartete die Stadt die Erfüllung der Verpflichtungen von dem Schwedenkönige. Dieſe Erfüllung war nur möglich durch eine Schlacht, ein Treffen mit Tilly. Das war ſehr ſtörend, ſehr hinderlich. Denn Guſtav Adolfs Strategik verfolgte den entgegengeſetzten Weg. Er ſuchte nicht ein Treffen mit Tilly; er vermied ein ſolches; er wollte zur Zeit noch nicht mit Tilly ſchlagen. Wie war aus dieſem ſchwierigen Dilemma heraus zu kommen?

Es drängt ſich die Frage auf, ob nicht Guſtav Adolf neue Forderungen an die Stadt erheben, die Abänderung des Vertrages mit der Stadt zu ſeinen Gunſten verlangen durfte? Aber wie? Sollte er den Einlaß ſeines Heeres in die Stadt Magdeburg fordern? Die Forderung wäre bedenklich geweſen. Statt einer Gewährung derſelben mußte Guſtav Adolf befürchten, daß er bei dem allgemeinen Widerwillen von Bürgern gegen ein Söldnerheer dadurch der ſtarken kaiſerlichen Partei in der Stadt zum Siege verhelfen, daß dieſe dann eine Capitulation mit Tilly durchſetzen würde. Daß Tilly überall und jederzeit zu ſolchen Capitulationen ſehr geneigt war, wußte Guſtav Adolf. Einem Könige und Feldherrn von ſeiner Umſicht, ſeiner Kenntniß war die Kriegsweiſe Tillys wohl bekannt, war es wohl bekannt, daß Tilly an jede Stadt, die er belagerte, dreimal das Angebot einer Capitulation auch dann noch und gerade dann anbot, wenn der Erfolg des beabſichtigten Sturmes nach menſchlicher Anſicht handgreiflich vor Augen lag, daß Tilly endlich dieſe Capitulation überall und jederzeit auch in der letzten Stunde noch den Gegnern gewährte mit allen erdenklichen militäriſchen Ehren. Beiſpiele deſſen waren Göttingen, Stade, namentlich zuletzt noch Neubrandenburg, wo Knyphauſen eine Viertelſtunde vor dem letzten Sturme das dritte Angebot Tillys zurückgewieſen hatte. *)

---

*) Chemnitz p. 126 b.

Daß Tilly bei Magdeburg eben ſo handeln würde, durfte Guſtav Adolf vorausſetzen. Daß in Magdeburg eine ſehr zahlreiche Partei ein gütliches Abkommen in dieſer Weiſe wünſchte, wußte Guſtav Adolf. Wenn er nun ſelbſt mit einer neuen Forderung über und wider den geſchloſſenen Vertrag hervor trat, mit einer Forderung, welche ſämmtliche Bürger, ob kaiſerlich, ob ſchwediſch geſinnt, erſchrecken mußte: ſo ſtand aller Wahrſcheinlichkeit nach zu erwarten, daß dieſe Forderung die Anhänger des Schweden wankend machen, viele derſelben den kaiſerlich Geſinnten zutreiben, dieſen zum Uebergewichte verhelfen, und demgemäß die Stadt dem kaiſerlichen Feldherrn in die Hände bringen würde.

Dennoch war es denkbar, daß auch noch im Falle einer ſolchen Forderung des Schweden die demagogiſche Partei in der Stadt die Ueberhand behielt, daß ſie die Forderung gewährte. Was dann? In dieſem Falle würde Guſtav Adolf ſich ſelber den Weg verſperrt haben, den Entſatz der Stadt zu verzögern, oder nicht zu leiſten. Er mußte hinziehen und zwar ſofort. Er mußte dann mit Tilly ſchlagen.

Irgend eine Forderung an Magdeburg noch zu erheben, war für den Schwedenkönig ganz unthunlich. Er mußte den Vertrag mit der Stadt belaſſen, wie er war. Der Vertrag war gleich einer Feſſel für die freie Selbſtbeſtimmung des Schweden. Er mußte ſehen, wie er ſich durch die ſchwierige Lage hindurch wand, die Laſt dieſes Vertrages auf ſich zu haben und doch nicht mit Tilly zu ſchlagen, ſondern auf irgend eine Weiſe dieſe Laſt abzuwälzen.

Denn auf der anderen Seite durfte Guſtav Adolf die Stadt Magdeburg nicht in Tillys Hände fallen laſſen. Wir ſehen hier ab von dem Ehrenworte des Königs, von ſeinen Verheißungen, von den Verpflichtungen, die er gegen die Stadt auf ſich genommen. Wir faſſen nur ſein eigenes Intereſſe in's Auge. Magdeburg war der Schlüſſel, die feſte

Burg des Elbſtromes. Wer die Stadt beſaß, beherrſchte dieſen Fluß. War Magdeburg in den Händen des deutſchen Feldherrn: ſo konnte Guſtav Adolf nicht über die Elbe. An die Erfüllung ſeines Wunſches, den Krieg in die Länder der katholiſchen Reichsfürſten zu tragen, dort unter dem Schein und Namen des Religionskrieges ſich die Mittel zur Fortführung deſſelben zu verſchaffen, war gar nicht zu denken. Dagegen machte dann Tilly die Stadt Magdeburg zur Baſis ſeiner Operationen. Die Stadt war reich verſehen mit Lebensmitteln. Dieſelben reichten, wie Guſtav Adolf aus Falkenbergs Berichten wiſſen mußte, nicht bloß aus für die Bevölkerung auf lange Zeit, ſondern auch für ein ganzes Heer dazu. Die Landſchaften rund umher waren durch den langjährigen Druck der Wallenſteiner ausgeödet. Allzu ſtark waren Pommern und Brandenburg mitgenommen. Wenn Tilly in den Beſitz des unverſehrten Magdeburg kam, ſo hatte er fernere Mittel dort zur Fortſetzung des Krieges, während dagegen diejenigen des Schweden immer geringer wurden. Er konnte dann nicht mehr vorwärts, er mußte zurück. Wenn dagegen Tilly nicht in den Beſitz des unverſehrten Magdeburg kam, wenn er der Lebensmittel, die dort lagen, ſich nicht bedienen konnte, wenn vielleicht auch das genommene Magdeburg ſeinem Heere kein Obdach, kein Quartier bot: ſo mußte Tilly augenſcheinlich zurück, eineſtheils wegen der Ernährung ſeines Heeres, anderntheils weil er im Felde ſtehend ohne bedeutenden Waffenplatz, im Rücken ſich nicht mehr ſicher fühlen konnte; denn Kurſachſen war zweideutig, der Landgraf von Heſſen-Caſſel in ſtarker Werbung. Tilly kannte aus langer Erfahrung dieſe Landgrafen von Heſſen-Caſſel, um zu wiſſen, weſſen das deutſche Reich, der Kaiſer und die Nachbaren ſich von dieſem ruheloſen, hadervollen Geſchlechte zu verſehen hätten.

Indem Guſtav Adolf dieſe Dinge erwog, haftete als Kern derſelben für ihn die Frage: was zu thun ſei mit Magdeburg. Er ſelbſt konnte die Stadt nicht beſitzen, weder mit

Güte, noch mit Gewalt. Tilly durfte ſie nicht beſitzen. Aber Guſtav Adolf konnte oder wollte — ob man den erſteren Ausdruck vorzieht oder den letzteren, iſt hier nicht weſentlich — die Stadt gegen Tilly nicht retten. Er mußte ſie ihm laſſen. Nur durfte Tilly ſie nicht in Güte nehmen, unverſehrt, ſondern mit Gewalt mußte Tilly ſich der Stadt bemächtigen, damit ſie nicht unverſehrt bliebe. Wir faſſen hier nur die negativen Vortheile in's Auge, die Guſtav Adolf davon hatte. Ob er vielleicht auch poſitive Vortheile ziehen konnte, iſt eine Frage, die uns nachher beſchäftigen wird. Damit Magdeburg nicht unverſehrt in Tillys Hände falle, mußte Falkenberg und ſein Anhang in der Stadt alle gütliche Einigung hintertreiben. Darum aber auch mußte er darauf hinarbeiten, daß die Stadt durch Gewalt in Tillys Hände fiel, durch Sturm und nicht in Güte. Falkenberg mußte ferner den kaiſerlichen Truppen den Angriff zu erleichtern ſuchen, damit ein Sturm geſchehen und mit Erfolg geſchehen könne, bevor ein gütlicher Akkord vereinbart würde.

Es liegt uns demgemäß der Nachweis ob, daß das Verfahren des Falkenberg den inneren Gründen des negativen Vortheiles — denn nur von dieſem iſt einſtweilen die Rede — für den Schwedenkönig entſprach. Wir haben mithin einen Rückblick zu werfen auf die Handlungsweiſe Falkenbergs bis an die letzten Tage.

Dieſer Mann hatte eine Aufgabe der ſchwierigſten Art zu löſen, die jemals einem Sterblichen zugefallen iſt. Ohne Geld und ohne Heer, nur im Namen ſeines Königs, hatte er ſich in Magdeburg durch ſeine Perſönlichkeit den Weg zu bahnen und ſich zu behaupten. Er that dieß mit ſolchem Geſchicke, mit ſolcher Umſicht, daß wir ihn ſeine Vorſchläge ſtets durchſetzen ſehen. Nicht bloß iſt der unfähige Chriſtian Wilhelm immer derſelben Meinung mit Falkenberg, auch der kopfloſe Rath beugt ſich ihm und dem faltenreichen Mantel ſeiner militäriſchen Wiſſenſchaft und Erfahrung. Falkenbergs

perſönlicher Muth, ſeine Thatkraft wird von keinem der Berichte in Zweifel gezogen.

Allein überblicken wir noch einmal kurz ſeine Anſtalten zur Vertheidigung, die Bollwerke und Schutzwehren, die er errichtet oder nicht errichtet. Er läßt eine lange Reihe von Schanzen erbauen, und die Arbeit daran gewährt den Schein großer Thätigkeit. Allein dieſe Schanzen ſind verſtreut, vereinzelt, ſie ſind errichtet von loſem Sande. Rückt der Feind näher, beſchießt er gar dieſe Schanzen: ſo ſind ſie entweder nicht lange haltbar, oder werden auch ohne alle Vertheidigung auf Falkenbergs Befehl verlaſſen. Es handelt ſich um das wichtigſte Bollwerk, die Zollſchanze am rechten Stromufer. Falkenberg hat nun daſſelbe neue ſehr ausgedehnte Werke abgeſteckt, und läßt die Arbeit daran thun durch Bürger. Der Feind naht. Die neuen Werke und die Zollſchanze ſind nicht vollendet, weil ſie in der kurzen Friſt nicht vollendet werden können. Der Feind bedroht dieſe neuen Anlagen. Falkenberg beantragt nicht bloß dieſe bedrohten neuen Anlagen, ſondern auch die Zollſchanze ſelbſt, zu deren Schutze ſie dienen ſollten, ohne Schwertſtreich zu verlaſſen. Er beantragt dieß mitten in der Nacht, und führt ſofort den Beſchluß aus, weil er nach der Lage der Dinge fürchtet, am anderen Tage wegen des Unwillens der Bürger gegen eine ſolche Maßregel ſie nicht mehr ausführen zu können. Seine neuen Anlagen und die Zollſchanze ſind dem Erfolge gemäß lediglich im Intereſſe der Angreifer gemacht. Zwei Tage nachher zündet er die Vorſtadt Sudenburg und den Flecken St. Michael an, wiederum am folgenden Tage die Neuſtadt. Die Wiederholung gab den geeigneten Leuten, die Falkenberg dazu verwendete, eine gewiſſe Uebung im Brandlegen. Falkenberg ſagt, daß dieß Anzünden geſchehe im Intereſſe der Vertheidigung. Allein abermals lehrt der Augenſchein, daß der Erfolg, die Vortheile des Verbrennens lediglich dem Angreifer zu Gute kommen. Dieſe haben fortan nicht mehr ein Außenwerk zu berennen,

ſondern die Thürme und Wälle der Stadt Magdeburg ſelbſt. Aus den Trümmern der Häuſer in den Vorſtädten bereiten ſie ſich Schutzwehren, die Keller derſelben wühlen ſie zu Laufgräben aus. Dennoch iſt Magdeburg feſt, ſehr feſt nach Oſt, Süd und Weſt. Nur eine Stelle iſt ſchwach, das neue Werk nach Norden. Dieſes und dieſes allein iſt der Angelpunkt, um den ſich endlich die Frage dreht. Der Graben dieſes neuen Bollwerkes iſt trocken. Eine Bruſt- oder Streitwehr iſt nicht vorhanden. Der Wall ſelbſt iſt ſo thalhangend, daß man mit Leitern leicht hinauflaufen kann *). Dazu iſt dieß durch ſeine Schwäche ſo gefährliche Bollwerk in unmittelbarer Verbindung mit dem Walle und der Stadt. Da alle Berichte der Augenzeugen und Mitleidenden der Schwäche dieſer Stelle gedenken: ſo iſt anzunehmen, daß dieſelbe der Gegenſtand vielfacher Erörterung längſt vorher geweſen iſt. Es änderte nichts. Die eifrigſte Schrift meldet nur, daß zum Abſchneiden des neuen Werkes von der Stadt durch einen Graben „ſie" ſich nicht haben verſtehen wollen**). Wer ſind dieſe ſie? Wir wiſſen es nicht. Es handelt ſich für uns nur um die militäriſche Oberleitung. Die Bürgerſchaft verließ ſich darauf, daß Falkenberg ſelbſt dieſen Poſten in beſondere Obhut nahm ***). Wie Falkenberg im November 1630 dieſes Werk gefunden, alſo beließ er es bis zur letzten Stunde. Er beließ es ſo, obwohl gerade von dorther der gefährlichſte Feind, der eifrige Pappenheim herandrängte.

Dagegen machte Falkenberg andere Anſtalten. Der Graf Mansfeld beſchoß an der andern Seite der Stadt die ſehr feſte Baſtion, Heydeck genannt. Das hatte keinen Erfolg. Er

---

*) Dieſe Beſchreibung in vielen Berichten. Der wichtigſte für ſolche Einzelheiten jedoch iſt für uns die eifrige Fax. Magdb. bei Calviſ. p. 48 ff.

**) Fax. Magdb. bei Calviſ. p. 69. ***) A. a. O. p. 54.

bemühte ſich den Graben zu füllen. Falkenberg traf Vorkehrungen. Er ließ von ſtarken eichenen Bohlen einen Kaſten machen, denſelben mit Muskⅇtieren beſetzen und auf dem Waſſer bis an den gefährdeten Punkt flößen. Als man damit fertig war, ergab ſich, daß dieß Schutzmittel erfolglos ſei*). Hatte Falkenberg überhaupt die ernſte Abſicht, damit etwas auszurichten oder nur ſeine Geſchäftigkeit zu bethätigen?

Alſo hatte Falkenberg gethan bis zum 7./17. Mai. Es kommt auf die folgenden Tage an, den Fortſchritt der Sache in den letzten Stunden.

Am 7./17. Mai ließ Tilly aus allen Geſchützen feuern, und ſetzte dieß am 8./18., auch am 9./19. Mai fort, damit dieß ſeiner dritten Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck verleihe. Am 7./17. antworteten die Geſchütze der Stadt mit gleicher Heftigkeit. Am folgenden Tage verſtummten ſie. Der Grund iſt ſeltſam. Man war plötzlich zu der Kunde gekommen, daß Mangel an Pulver da ſei. Und noch ſeltſamer iſt die Art und Weiſe, wie dieß in Erfahrung gebracht wird**). Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes berichten dem Bürgermeiſter, daß ſie täglich achtzehn bis zwanzig Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner, ausgereicht. Nun ſeien nur noch fünf Tonnen, das iſt fünf Centner vorhanden. Alſo dahin hatten die beiden Rathsherren, die das Pulvermagazin täglich unter Augen haben ſollten, es kommen laſſen, ohne vorher etwas zu ſagen! Oder war vielleicht auf einmal ſo ſehr viel verbraucht? Vielleicht ohne ihr Wiſſen und ohne ihr Zuthun? Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter und fertige daraus täglich zwei Centner Pulvers. Das reiche indeſſen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme ſehr merklich ab. Der Bürgermeiſter beauftragt darauf den Rathsherrn Otto Gerike,

*) Gerike p. 71. **) Gerike p. 72.

dieſen Pulvermangel dem Commandanten Falkenberg kund zu thun. Falkenberg entſetzt ſich ob des Gehörten und äußert: es habe ihm längſt ſo etwas geahnt; denn Niemand habe ſich einreden laſſen und das unzeitige Schießen mit dem groben Geſchütze einſtellen wollen. Demgemäß befiehlt Falkenberg das Schießen mit dem groben Geſchütze nachzulaſſen, und trifft Anſtalten, daß täglich wenigſtens fünf Centner Pulvers bereitet werden können.

Der Bericht, der über dieſe Dinge auf uns gekommen, ſtammt von einer betheiligten Perſon, dem damaligen Rathsmitgliede Otto Gerike. Iſt darum der Bericht in der Hauptſache nicht anzuzweifeln: ſo drängt ſich andererſeits eine merkwürdige Fülle von Unwahrſcheinlichkeiten im Einzelnen zuſammen. Wochen lang haben dieſe Belagerten dem Feuer des Feindes reichlich, auch vielleicht allzu reichlich geantwortet, und Niemand von ihnen weiß, daß das Pulver auf die Neige geht! Falkenberg hat ſechs Monate lang die Oberleitung der Vertheidigung, und Falkenberg weiß nicht, daß nur noch fünf Centner Pulver vorhanden ſind, die nach der bisherigen Weiſe zum Verbrauche nur eines Vierteltages ausreichen. Der Commandant entſetzt ſich über eine Kunde, die er doch, wie er ſelber ſagt, längſt geahnt hat. Er hat dennoch nicht ſelber zugeſehen. Die Kunde muß ihm mitgetheilt werden durch den Rath der Stadt. Zugleich muß ihm mitgetheilt werden, daß die Lunten fehlen. Falkenberg mag immerhin, wie es nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike erſcheint, dem Rathe von Magdeburg zugemuthet haben ſein Entſetzen über eine ſolche Kunde als ein ungeheucheltes anzuſehen. Daß auch die ſpäte Nachwelt das ungeheure Verſäumniß dieſes Nichtwiſſens glauben ſoll, glauben ſoll von einem Offizier, den der Scharfblick Guſtav Adolfs auserwählt hat für einen Poſten von ſolcher Art, den Guſtav Adolf in eine Stadt von 30,000 Menſchen hineinſchickt, ohne einen Thaler und ohne einen Mann mit ihm, damit er allein dort das ſchwediſche Intereſſe wahrnehme:

eine ſolche Zumuthung auf unſeren Glauben an Falkenbergs Ehrlichkeit oder Thorheit wird weder er ſelbſt, noch der Rathsherr Gerike ſtellen wollen.

Die Thatſache iſt nun demnach da: das Pulver und die Lunten fehlen, mithin die weſentlichſten Mittel zur Abwehr. Denkt deßhalb der Commandant an eine Capitulation? Mit nichten. Er läßt die Kanonen ſchweigen, und widerräth eine jede Capitulation.

Aber wo war denn das Pulver? Die Sache lag anders, als es nach Gerike's Berichte erſcheint. Es war Pulver verbraucht und zwar ſehr viel Pulver nicht bloß für das Schießen, ſondern auch für andere Dinge. Es waren Minen davon angelegt, und zwar nicht Minen nach üblicher Art zur Abwehr der Feinde, draußen vor oder an den Werken, ſondern anderswo: in den Häuſern und in den Straßen der Stadt. Man fand auch ſpäter ſelbſt nach dem ungeheueren Brande viel Pulver in heimlichen Gewölben und in Thürmen.*) Man fand auf dem neuen Markte eine Mine, die allein fünf Centner Pulvers enthielt. Die Quantität dieſer einen Mine ſchon deutet an, daß ſie nur aus einem großen Magazine entnommen ſeyn, daß ſie ferner nicht gelegt ſeyn kann ohne Mithülfe und Mitwiſſen einer bürgerlichen oder militäriſchen Obrigkeit. Dieſe Minen blieben erhalten auch nach dem Brande: die andern gingen auf. Wer hat dieſe Minen gelegt? und wozu? Indem die Anführer des Heeres bei dem Kaiſer, bei dem Kurfürſten von Bayern, bei der Infantin zu Brüſſel Bericht erſtatten,**) warum ſie den unſeligen verderblichen, für ſie ſelber ſo traurigen Brand nicht haben löſchen

---

*) Fax. Magdb. bei Calviſius p. 70. Nach der Relation bei Calviſius S. 103 fand man im Magazin noch 30 Centner, bei den Bürgern 30 Centner.

**) Hormayrs Taſchenbuch 18 3/4. S. 298 ff.

können, gaben ſie ſämmtlich als die Urſache dieſer unerhörten Feuersbrunſt das hin und wieder eingelegte Pulver an. Alſo haben es die Gefangenen ausgeſagt, und nach ſämmtlichen Ausſagen iſt der letzte Quell und Urheber alles deſſen Falkenberg. Dieſer hat die Bürgerſchaft oft ermahnt: wenn der Feind wider alles Verhoffen in die Stadt kommen ſollte: ſo möchten ſie die Stadt in Brand ſtecken, damit die Gegner nicht bekämen und genößen, wonach ſie ſo lange getrachtet haben.*) Wenn der General-Commiſſär Ruepp, von dem wir dieſe Worte vernehmen, ſie niedergeſchrieben hätte zu dem Zwecke, um eine Anklage gegen Falkenberg darauf zu bauen: ſo könnten die Worte Bedenken erregen. Allein ſo liegt die Sache nicht. Gegen den Vorwurf der maßloſen Thorheit, um von der Grauſamkeit nicht zu reden, daß die kaiſerlichen Feldherren eine Stadt angezündet, an deren Beſitz in unverſehrtem Zuſtande ihnen Alles gelegen war: gegen einen ſolchen Vorwurf hatten ſich Tilly, Ruepp und die anderen Befehlshaber vor ihren Kriegsherrn nicht zu verantworten. Die Ahnung der Möglichkeit, daß jemals irgend Jemand ihnen dieſen Vorwurf zuſchieben werde, lag ihrer Seele fern. Sie hatten vielmehr ihren Kriegsherrn Rechenſchaft zu geben, warum die Stadt Magdeburg nicht erhalten war. Aber der Verdacht gegen Falkenberg, welcher ſo natürlich aus den Reden und Angaben der gefangenen Bürger entſprang, ward wegen der Anklage des unerhörten Frevels, den er enthielt, von dem Freunde Tillys, dem milden Ruepp noch zurückgewieſen. „Ich halte in meiner Einfalt dafür,“ ſagt er, „daß Gott dieſe hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwert, ſondern auch durch das Feuer hat verderben und austilgen wollen.“ „Doch dem lieben Gott allein,“ ſetzt er dann wieder im Zweifel über die eigene Vermuthung gegenüber dem Thatbeſtande hinzu: „dem lieben Gott allein iſt Alles bewußt.“

---

*) A. a. O. S. 315.

An ſolchen Orten befand ſich das Pulver der Stadt. Es ward nicht mehr verwendet zum Schießen, zur Abwehr der Feinde, ſondern aufbewahrt zur Vernichtung der Stadt und des etwa eingedrungenen Feindes. Ein ſolcher Plan konnte der Natur der Sache nach nicht ein öffentlicher ſeyn. Der Rath in ſeiner Geſammtheit durfte darum nicht wiſſen. Der Bericht eines Mannes, der damals in Magdeburg lebte, ſagt allerdings, daß Falkenberg am 9./19. Mai auch dem Rathe der Stadt den Vorſchlag gemacht: wenn der Feind wider alles Vermuthen die Stadt ſtürmen ſollte, wenn man ſehen würde, der Kampf ſei unglücklich, die Hoffnung auf Sieg ſchwinde, ja ſei nach und nach ganz vernichtet: ſo möge man die Stadt durch angelegtes Feuer dem päpſtlichen Feinde entreißen *) Wenn auch der Rath auf dieſen Vorſchlag nicht einging, zumal da er damals mit dem Gedanken der Capitulation beſchäftigt war: ſo hatte Falkenberg ſelber im Voraus die Sorgfalt dafür getragen, daß die Ausführung geſchehen konnte auch ohne den Rath. Daß anſäſſige wohlhabende Bürger und Familienväter ihre Hand mit zum Werke geboten haben ſollten, iſt undenkbar. Die eifrigſte Parteiſchrift von Magdeburg deutet zwar an, daß vielleicht einigen Bürgern das Beiſpiel der Numantiner vorgeſchwebt habe;**) indeſſen iſt bei den Magdeburgern von 1631 im Allgemeinen nicht etwas von der Art der alten Numantiner wahrzunehmen. Dagegen hatte ja Falkenberg ſeinen beſonderen Anhang. Da waren Pöpping, Herkel und Andere, die nichts zu verlieren, dagegen Lohn vom Schwedenkönige zu hoffen hatten. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Wunſch Falkenbergs nach verzweifelten Kerlen, den er früher dem Heſſen Wolf in Hamburg ausgeſprochen, in Magdeburg nicht unerfüllt geblieben ſei.

---

*) Tepler Mſkpt. in den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 14. p 303.

**) Fax. Magdb. bei Calviſ. 62.

# VI.

## Die magna charta des Proteſtantismus nach Schelling.

### Erſter Artikel.

Es iſt bekannt, wie viele geiſtige Kraft ſchon daran geſetzt wurde, um den Stammbaum des Proteſtantismus zu entwerfen. Nachdem Theologen jeglicher Richtung genealogiſche Verſuche dieſer Art gemacht, hat in der Neuzeit auch der Philoſoph Schelling einen Ritterſchlag gethan, welchen man wahrſcheinlich weithin vernehmen wird. Deßhalb dürfen auch wir denſelben nicht ganz ignoriren. In Abth. II, Bd. 4, S. 310 ſeiner „ſämmtlichen Werke" wird nämlich alles Ernſtes die Anſicht ausgeſprochen: „Der Apoſtel Paulus ſei der erſte Proteſtant geweſen, und die älteſte Urkunde, die der Proteſtantismus für ſich aufzuweiſen habe, die magna charta deſſelben, ſei das zweite Kapitel des Briefs an die Galater".

Man könnte verſucht werden, hierin nichts weiter, denn eine gedankenloſe Aeußerung zu erblicken: wäre es nicht Schelling der alſo ſpricht — Schelling, der auch irrend geiſtreich bleibt, und deſſen nunmehr ganz vorliegender „Philoſophie der Offenbarung" man wenigſtens das Zugeſtändniß machen

muß, daß ſie ein organiſches Ganzes bildet, mit allem Aufwande von Gelehrſamkeit und attiſcher Sprachweiſe abgerundet und von beſtimmten Principien aus künſtlich in ein Syſtem gebracht. Wollen wir deßhalb dieſes Dictum in ſeinem Werthe oder Unwerthe erkennen, ſo müſſen wir etwas tiefer graben; denn dieſe Anſchauungsweiſe vom Anrechte des Proteſtantismus ſteht nicht iſolirt, ſteht und fällt vielmehr mit den Principien Schelling's überhaupt. Namentlich iſt dieſes Wort aus der Feder eines Mannes, welcher ein halbes Jahrhundert lang die Menſchheit am Gängelbande führte, unſeres Erachtens bedingt von ſeiner „Potenzen-Lehre“, die nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe *) Schellings Metaphyſik genannt werden muß. Die Metaphyſik eines Philoſophen aber hält offenes Gericht über ſeine ganze Philoſophie.

Demgemäß können wir dem Manne nur principiell begegnen; ganz objektiv verfahrend, ohne jedes Vorurtheil. Erklärt der viel Geprieſene und viel Geſchmähte ja ausdrücklich (S. 321): „Ich bin nicht veranlaßt, den Apologeten des Proteſtantismus zu machen, mein Standpunkt iſt überhaupt das Chriſtenthum in der Totalität ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen“. Conſequenter Weiſe urtheilt Schelling auch über den Katholicismus nicht blind ab; er erkennt deſſen hiſtoriſches Recht und Bedeutung mit Betonung an und erwähnt, „daß er von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen der Hinneigung zum Katholicismus beſchuldigt worden ſei, worin ſie nicht Unrecht hätten, wenn ſie dieß bloß vom weſentlichen Inhalt, nicht vom Princip verſtünden“. Ja, im erſten Bande ſeiner „Philoſophie der Offenbarung“ macht derſelbe gelegenheitlich der Beſprechung einer willkürlich gedeuteten „Lehrfreiheit“ die pikante Be-

*) Man vergl. Beilage zu Num. 215 der „Neuen Münchener Zeitung“, 1854.

merkung, daß viele dieſer Großſprecher die Berufung auf Lehrfreiheit ſchwerlich geſtatten würden, „wenn z. B. ein Lehrer der Theologie bei einer proteſtantiſchen Fakultät mit Geiſt und Feuer, wie es ja wohl möglich wäre, etwa die Nothwendigkeit eines ſichtbaren Oberhaupts der Kirche, eines oberſten und unfehlbaren Richters in Glaubensſachen, und andere Grundſätze der römiſchen Kirche behaupten und aufſtellen wollte"*). Wir finden es darum ſehr natürlich, wenn der geniale Mann das Palliativ ſtellt: „da ich gegen den Katholicismus ohne Haß, mit Billigkeit und Anerkennung verfahren bin, ſo hoffe ich eben dieß auch von ihnen in Bezug auf mich erwarten zu dürfen." Dem ſei!

Es iſt bekannt, wie Schelling urſprünglich von Kant und Fichte ausging und mit jugendlicher Begeiſterung jenen philoſophiſchen Stand- und Geſichtspunkt als den einzig richtigen verkündete. Zufolge weiteren Fortſchritts ſtellte er ſpäter der „Tranſcendentalphiloſophie" ſeiner Zeit die Naturphiloſophie als nothwendiges Pendant gegenüber, und warf tiefe Blicke in den lebensvollen Zuſammenhang des Weltganzen, wenn auch die metaphyſiſchen Vorausſetzungen ſeines Syſtems falſch waren. Die mißverſtandene „Identität" des Idealen und Realen, des Geiſtes und der Natur, des „Denkens" und „Seyns" war das Hemmniß, welches auch die genialſten Lichtblicke nicht zu beſeitigen vermochten. Inzwiſchen lernte der Gefeierte des Tags Jacob Böhme und Baader kennen, die, wie jetzt außer Frage geſtellt ſeyn dürfte, ſicherlich zur theilweiſen Umgeſtaltung ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung beitrugen. Daß aber Schelling ſelbſt mit Offenheit auf dieſe Quellen hingedeutet hätte, ließ ſich bei ſeinem vornehmen Thun und cavalieren Tone nicht erwarten, bis man ſo frei war, ihn unzart darauf hinzuweiſen. Es ge-

*) Schelling's ſämmtl. Werke, Abth. II, Bd. 3, S. 25.

ſchah dieß im Jahre 1809, als deſſen „philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit“ erſchienen waren. Das Problem des „Böſen“ ſcheint aber dem Philoſophen ſofort ein geheimnißvolles Schweigen auferlegt zu haben. Der große Mann, welcher ſich bereits in Jena und Würzburg verſucht hatte, ſchrieb nämlich 1812 nur noch mit „göttlicher Grobheit“ ſein „Denkmal der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen“, ſowie 1815 drei Abhandlungen über die Gottheiten von Samothrake und ſpäter einige Vorreden, welche die Nachreden nicht abwehren konnten.

Es war einleuchtend, daß ein Schelling die lange Zwiſchenzeit (mehr als vier Decennien) nicht gedankenlos verlebte; aber ſeine Entdeckungen blieben der Welt vorenthalten. Wohl lehrte ſpäter derſelbe wieder kurze Zeit in Erlangen, ſeit dem Jahre 1827 aber an der neuerrichteten Univerſität München, bis er 1841 einem Rufe nach Berlin folgte. Am 20. Auguſt 1854 ſtarb er zu Ragaz in der Schweiz. Es iſt wohl keine Frage, daß er inzwiſchen über ſeine eigene frühere Philoſophie philoſophirte und deren Ungenügenheit erkannte. Darum theilte er ſpäter die Philoſophie in eine negative und poſitive; die letztere aber in Philoſophie der Mythologie und Philoſophie der Offenbarung. Die Schüler aller Orten ſprachen theils begeiſtert, theils kopfſchüttelnd vom attiſch-gebildeten, genialen Lehrer. Auf die größten Hinderniſſe ſtieß er bei ſeinem Auftreten in Berlin. Dr. Paulus ſandte ſeine Vorträge in corrumpirter Form, nach Collegienheften, mit den bitterſten kritiſchen Bemerkungen in die Welt; Frauenſtädt, Marheineke u. A. accompagnirten nach Kräften. Doch auch jetzt wurde das Jahrhundert in Athem erhalten; Schelling trat noch nicht heraus, ſondern verwies auf die Zukunft; offenbar deßhalb, weil er noch nicht fertig mit ſich war. Um ſo größer war die Spannung, als nach ſeinem Tode auf des Verſtorbenen Wunſch deſſen Söhne, an deren Spitze der Pfarrer zu Weinsberg, „Schelling's ſämmtliche Werke“ der Oef-

fentlichkeit zu übergeben begannen, weil der Vater „nicht die letzte Hand an dieſelben legen konnte“. Das iſt allerdings zu bedauern; aber bei Schelling überraſchend. Und würde er noch einige Jahrzehnte länger gelebt haben, auch dann würde er vom Schauplatze abgetreten ſeyn, ohne daß er mit ſich in's Reine gekommen wäre.

Der Grund liegt nahe. Schelling hatte auf den frühe=ren Stadien ſeines Forſchens geirrt. Darum hätte er dieß rückhaltslos eingeſtehen müſſen, um von neuen Principien aus ſicherere Reſultate zu erzielen. Statt deſſen ſetzt er ſich auch jetzt auf's hohe Roß und ſchaut auf ſeine Gegner, wie auf Pygmäen, herab; wogegen er nicht verſäumt, ſich ſelbſt Weihrauch zu ſtreuen. Ausgehend von Kant, kommt er in ſeiner negativen Philoſophie oder reinen Vernunftwiſſen=ſchaft wieder auf Kant zurück, weßhalb der Herausgeber ſelbſt ſagt, daß dieſe rationale Philoſophie Schelling „im Alter zum Syſtem ſeiner Jugend zurückgeführt habe“. Mit allem Auf=wande von Gelehrſamkeit, mit kritiſcher Schärfe und gemeſſe=nem Fortſchritte geht dort Schelling ſeinen ruhigen Gang und beweist, welche ernſte Ariſtoteliſchen Studien inzwiſchen der Verehrer Plato's gemacht hat. Das Reſultat iſt aber ein negatives; die feſtbegründete Ueberzeugung nämlich: daß auf dieſem Wege die Wirklichkeit, Geſchichte und Offenbarung u. ſ. w. nicht wahrhaft begriffen werden könne. Es wird auf eine andere Sphäre der Wiſſenſchaft — die poſitive hin=gewieſen, wenn auch zuletzt ziemlich rhapſodiſch verfahren wird, und die Gliederkrankheit offen zu Tage tritt. Daß Schelling für ſeine Perſon dieſen Weg einſchlug und zum Theil einſchlagen mußte, um ſich von der Nichtigkeit des Abſolutis=mus und reinen Subjektivismus zu überzeugen, iſt wohl keine Frage. Daß aber Schelling, namentlich in den ſpäteren Bän=den, ſo oft und nachdrucksvoll, ſo gelehrt und ſinnig nachzu=weiſen ſucht, dieſe negative Philoſophie ſei für Jeden ohne Ausnahme nothwendig, beide (die negative und poſitive)

verhielten ſich zu einander, wie Hemiſphären eines und deſſelben Kreiſes: das war eine Täuſchung, hervorgerufen durch den Mangel an Selbſtüberwindung, der ihn verhinderte, zu geſtehn, daß er ehedem eine verkehrte Fährte eingeſchlagen habe.

Wir unſerer Seits haben die Anſicht, daß es der Umwege nicht bedürfe, wenn man den geraden Weg kennt. Noch weniger darf man ſich auf dem letzteren von Principien leiten laſſen, welche uns zuvor in die Irre führten. So erging es aber Schelling ſehr oft in ſeiner „poſitiven Philoſophie.“ Ueberall kehrt ſeine rein aprioriſche Conſtruktion wieder, ſelbſt da, wo er die Wirklichkeit ſprechen zu laſſen vorgibt; überall der alte Schelling, welcher mit ſchwärmeriſcher Emphaſe die Wirklichkeit conſtruirt und ſie ſeinen Principien anpaßt.*) Und doch ſagt Schelling ſelbſt (a. a. O. S. 60): „Will man einen Philoſophen ehren, ſo muß man ihn da auffaſſen, wo er noch nicht zu den Folgen fortgegangen iſt, in ſeinem Grundgedanken; denn in der weitern Entwicklung kann er gegen ſeine eigene Anſicht irren.“ Das iſt wahr. Aber herauspeitſchen kann man auch keinen Philoſophen aus ſeinen Principien, wenn er ſich einmal in dieſelben feſt verſchlungen

*) Haben wir hiemit auch offen ausgeſprochen, daß bei Schelling die produktive Phantaſie nicht ſelten das Maßgebende war, ſo können wir doch dem maßloſen Urtheile Noack's nicht beiſtimmen, welcher, unſeres Erachtens, wohl kein „dogmatiſcher Philoſoph“, aber ein ſchwärmeriſcher Parteiträger iſt. In ſeiner neueſten Schrift: „Schelling und die Philoſophie der Romantik, I. Theil“, nennt er Schelling's Philoſophie der Offenbarung „vollendete dogmatiſche Träumerei“. Dem „Aufgeklärten“ in Gießen iſt die Theologie ein caput mortuum; die höheren Vernunftideen, die Erkenntniß des Metaphyſiſchen, ſind ihm „luſtige Einbildung“ ꝛc. Ein ſolcher Mann verſteht Schelling's letztes Streben natürlicher Weiſe nicht; aber überhaupt keinen tieferen Denker. Seine hämiſchen Bemerkungen über das katholiſche, „legendenfreundliche“ München endlich ſind ſehr billig.

hat. „Denn die Philoſophie,“ ſagt neuerdings Ulrici, „iſt wiſſenſchaftlicher Glaube, und wer daher einmal von der Wahrheit eines gegebenen Syſtems überzeugt iſt und ſich in daſſelbe hineingedacht und hineingelebt hat, kann es ebenſowenig aufgeben, als ſeine eigene Perſönlichkeit; er wird es, ſei er Meiſter oder Schüler, trotz aller Einwendungen und Widerlegungen, feſthalten — das zeigt die Geſchichte der Philoſophie wiederum auf jedem Blatte.“

Iſt es jedoch deſſenungeachtet wahr, daß Princip und Methode einen Philoſophen charakteriſiren: ſo kann man mit beſtem Bewußtſeyn ſagen, daß, trotz aller Verſicherungen des Gegentheils, die falſche rein aprioriſche Conſtruktion bei Schelling das Maßgebende war und blieb. Die reine Vernunft hat den Oberbefehl, und der Erkenntnißinhalt muß ſich den aprioren Vernunftforderungen fügen. Wohl ſoll auch die „Erfahrung“ in der Philoſophie zu ihrem Rechte kommen; aber nicht als „Quelle,“ ſondern als „Begleiterin“ Es wird von der „Offenbarung“ im ſtrengen Sinne des Wortes geſprochen; aber auch ſie iſt nicht „Quelle,“ ſondern nur „Inhalt,“ wie jedes andere Objekt. Vom Standpunkt des Pantheismus werden wir jetzt auf jenen des „Monotheismus“ geſtellt (welchen Begriff Schelling zum erſten Mal richtig feſtgeſtellt haben will); aber der Monotheismus muß den Pantheismus nicht aus-, ſondern einſchließen, weil Gott der All-Einige und „alles Seyn das Seyn Gottes iſt.“ Es wird viel von einem abſoluten, ſogar „tranſcendenten“ Gotte geſprochen, der zugleich „Herr des Seyns“ und „freier Schöpfer“ ſei; aber unter der Hand werden beide Begriffe (Gott und freie Schöpfung) wieder verwiſcht. Das Problem des Sündenfalls, der alten Mythologie, der Menſchwerdung Gottes, des Erlöſungstodes, des Engels und Satans, der Sendung des heiligen Geiſtes, der Unſterblichkeit, der Auferſtehung, der Kirche u. ſ. w. werden in den Kreis philoſophiſcher Unterſuchung gezogen, was manches ſchwache Herz

freuen mag; aber ſtatt einer Philoſophie der Offenbarung und des Chriſtenthums ſtoßen wir auf ein philoſophiſches Chriſtenthum eigener Art, ſo ſehr auch Schelling betheuert: „Gott behüte mich, daß ich, wie es mehreren neuern Philoſophen begegnet, als chriſtliche Lehren philoſophiſch deducire, die gar nicht chriſtliche Lehren ſind.“ Und doch ſträubt ſich unſer Philoſoph zu wiederholten Malen vor dem Vorwurfe der „Orthodoxie,“ aus Beſorgniß widrigenfalls kein wahrer Philoſoph mehr ſeyn zu können. Wohl hält er ſich bisweilen an die heiligen Urkunden des A. u. N. T., und kein Philoſoph citirt vielleicht Stellen der heiligen Schrift ſo oft, wie er. Aber der geniale Mann iſt erfinderiſch, wenn es gilt, bibliſche Exegeſe zu ſeinen Gunſten zu treiben und überall zu finden, was er ſucht. Der Buchſtabe fügt ſich der gebieteriſchen Forderung ſeiner Principien, ohne daß er ſich fragt, ob nicht eine petitio principii das ganze geiſtreiche Gerede zu nichte macht. Gar nicht zu gedenken der eigenthümlichen Vorſtellung, welche Schelling von der Inſpiration der heiligen Schrift ſelbſt hat.

Das πρῶτον ψεῦδος der geſammten Schelling'ſchen Philoſophie, ihr Grundirrthum, über welchen der Mann der „Identitätsphiloſophie“ nicht hinauskommen konnte, das großartige Untergebäude ſeines Syſtems — findet ſeinen Ausdruck in der „negativen Philoſophie“ oder reinen Vernunftwiſſenſchaft. Durch ſie will er ſeine Continuität mit der deutſchen Philoſophie ſeit Kant vor aller Welt bekunden und indirekt beweiſen, daß er dasjenige, was für Kant bloß „Kritik“ geweſen, wahrhaft zur „Wiſſenſchaft“ ausgeſtaltet; daß er dasjenige, was der alte Königsberger lediglich als „Poſtulat“ der praktiſchen Vernunft am Schluſſe ſeiner Kritik der Vernunft hinſtellte, wirklich zum Objekte des Wiſſens gemacht habe. Das iſt jenes vielerwähnte „Blatt,“ welches Schelling in der Philoſophie aufſchlug, für welches Fichte und Hegel kein Auge hätten haben können. Durch dieſes ſei er

über Kant und Hegel hinausgegangen, das Unzulängliche ihres Standpunkts frühzeitig durchſchauend, weßhalb er ruhig zugeſehen habe, wie namentlich Hegel auf dieſer Baſis fortgeſchritten ſei und Schellings Identitätsphiloſophie für ſeinen logiſchen Pantheismus als Folie und Nahrungsmittel benützte, hiefür aber bekanntlich Jahrzehnte lang die Hegemonie in Deutſchland behauptete, während Schelling faſt in Vergeſſenheit gerieth. Es war dieß eine ſchwere Prüfung für den von den Schwingen des Glücks getragenen Schelling; aber auch kein unbedeutender pſychologiſcher Grund, warum er ſeine ganze Kraft daranſetzt, auf Koſten noch weit beſſerer Reſultate, mit dem einen Fuße in der abſoluten Vernunftwiſſenſchaft der Zeit ſtehen zu bleiben und deren Nothwendigkeit wiederholt zu accentuiren, während er mit dem andern Fuße einen Schritt in das der Zeit fremde Gebiet — der Offenbarung zu thun vorgibt; wogegen Fichte und Hegel ſich nach dieſer Seite in abſoluter „Sonnenferne" befunden hätten. Wir werden bald Gelegenheit haben, unſeres Philoſophen eigene Sonnennähe genauer zu betrachten.

Die negative oder rationale Philoſophie iſt dem geiſtreichen Manne „philosophia ascendens," iſt ihm „aprioriſcher Empirismus oder Apriorismus des Empiriſchen." Hiedurch ſoll, wie Schelling ſich ſelbſt ausdrückt „auf's ſchärfſte und kürzeſte" ihr Unterſchied von der poſitiven Philoſophie ausgeſprochen ſeyn. Wer aber gibt Rechenſchaft von dieſem A priori alles Seyns? Antwort: die Vernunft und nur die Vernunft. Sie mißt mit ſelbſteigenen Mitteln das ganze Gebiet des Möglichen, des „quid sit" aus. Ihr Terrain iſt das der Begriffe ohne Rückſicht auf die Wirklichkeit, die „Exiſtenz" der Dinge, ohne über das „quod sit" auch nur die geringſte Rechenſchaft geben zu können oder gar zu müſſen. Die Vernunft iſt nämlich „die unendliche Potenz des Erkennens." Hieraus ergibt ſich: „da allem Erkennen ein Seyn entſpricht, dem wirklichen Erkennen ein wirkliches Seyn,

ſo kann der unendlichen Potenz des Erkennens nichts anderes als die unendliche Potenz des Seyns entſprechen, und dieß iſt alſo der der Vernunft an= und eingeborene Inhalt." Dieſen aus ſich ſelbſt geſchöpften Inhalt ſchlägt nun die reine Vernunftwiſſenſchaft zu Faden und erprobt ſich hiedurch als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft, „welche an die Stelle der ehemaligen Schulphiloſophie zu treten und die allgemeine Weihe zum wiſſenſchaftlichen Studium überhaupt und zu jedem insbeſondere zu geben hat. Als reine Vernunftwiſſenſchaft, als bloß aus ſeinen eigenen Mitteln gezogene, aus ſeinem eigenen Stoff gewobene Erfindung des menſchlichen Geiſtes wird ſie aber immer voranſtehen und ihre ſelbſtſtändige Würde behaupten." So nagt nach Schelling, wie bei allen Rationaliſten, die Vernunft an ihrem eigenen Fleiſche, verwebt ſich in ihre eigenen Gewebe, iſt eine Vernunft, die Nichts vernimmt und der Erfahrung nicht als „Quelle" bedarf. „Denn (ſagt der Philoſoph bei einer andern Gelegenheit) die rationale Philoſophie hat ihre Wahrheit in der immanenten Nothwendigkeit ihres Fortſchritts; ſie iſt ſo unabhängig von der Exiſtenz, daß ſie, wie wir früher ſagten, wahr ſeyn würde, auch wenn Nichts exiſtirte. Wenn das in der Erfahrung wirklich Vorkommende mit ihren Conſtruktionen übereinſtimmt, ſo iſt das für ſie etwas Erfreuliches, auf das ſie wohl hinweiſt, mit dem ſie aber nicht eigentlich erweiſt". Deutlicher kann man nicht ſprechen, um ſeinen theocentriſchen Standpunkt zu bekunden, während man den „ehrlichen Weg" Kant's einzuſchlagen vorgibt. Der große Kant hatte allerdings auch auf andere Weiſe im Princip gefehlt; aber er verließ nicht den anthropocentriſchen Stand= und Geſichtspunkt, er wollte nicht anders als menſchlich denken. Bei unſerem Philoſophen aber ſpuckt noch immer die abſolute „intellektuelle Anſchauung", auf die er ſich einſt als auf ein Anrecht des wahren Philoſophen berief, welches anderen Menſchenkindern abgehe. Er ignorirte vornehm, was rings um ihn ſchon vor Jahrzehnten Männer

ernſten Denkens ſeinem „Nachgekommenen“, Hegel nämlich, zur Evidenz dargethan hatten. Der Abſolutismus in der Philoſophie, der in Hegel ſeinen Höhepunkt erreichte, mußte ſich nämlich den Nachweis gefallen laſſen, daß er bei ſeiner angeblich rein aprioriſchen Conſtruktion überall die Erfahrung mitſpielen ließ. Schelling's Collega in Berlin z. B., Trendelenburg, hatte eine Melodie vorgeſungen, auf die man eine vollgültige Antwort allerſeits ſchuldig blieb. Wollen wir deßhalb zuſehen, ob es einem Schelling beſſer, denn einem Hegel, bei ſeinen Conſtruktionen erging.

Um ſein Verſprechen zu löſen mußte ſofort Schelling die Potenzen des Seyns *) überhaupt in ſeiner „Vernunft-Wiſſenſchaft“ aus der Vernunft ſelbſt gewinnen. Als ſolche werden bezeichnet: a) das Seyn-Können, das Anſichſeyn — Subjekt; b) das Rein-Seiende, das Fürſichſeyn — Objekt; c) das ſich ſelbſt beſitzende Seyn-Können, das Beiſichſeyn — Subjekt-Objekt, Geiſt. Das abſolute Prius, welches nicht mehr Potenz, ſondern bloß actus purus ſeyn kann, iſt das Unmittelbar-Seiende, der abſolute Urgrund, welcher dieſer drei Potenzen in ihrer Einheit mächtig, daher „Herr alles Seyns“ iſt. Und dieſe Potenzen oder Principien alles Seyns hätte Schelling wirklich durch bloße immanente Denknothwendigkeit, ohne Rückſicht auf die telluriſche Entwicklung, wie ehedem in ſeiner Naturphiloſophie, gewonnen? Das wäre eine Selbſttäuſchung. Dieſe drei Potenzen werden ſofort als das „Mehrere in Gott“ bezeichnet, während Er ſeiner Gottheit nach nur Einer ſeyn könne. Und erſt von dieſem Geſichtspunkte aus erhalte der „Monotheismus“ eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Bedeutung. Seiner Gottheit nach nur Einer:

---

*) Statt des Ausdrucks „Potenzen“ gebraucht Schelling auch die anderen: „Momente“, „Formen“, „Geſtalten“, „Principien für das Seiende“, und nennt ſie ſogar „Elohim“.

ſei Gott in anderer Beziehung, nämlich hinſichtlich der drei Formen, in denen er ſeyn könne, auch ein Mehreres. Auf dieſe Weiſe ſei der höchſte Begriff der reinen Vernunft-Wiſſenſchaft: der abſolute Geiſt, der ſeiner Natur nach (zufolge der „Begriffsnothwendigkeit") nur Einer, aber Einheit „der drei Geſtalten oder Potenzen iſt", worin ſeine abſolute Vollkommenheit und Macht liegt. Bis zu dem Begriffe des vollkommenſten Weſens, als dem höchſten Ideale der Vernunft, war auch Kant gekommen; mit dem Begriffe des abſoluten Geiſtes hatte auch die Hegel'ſche Philoſophie geendigt. Aber man hatte dieſen Begriff eben nur als Ende, und wußte ihn nicht mehr zum Anfang zu machen, wodurch erſt die Welt und die geſammte Geſchichte in ihrer Wirklichkeit verſtanden werde. Das will Schelling durch ſeine „poſitive Philoſophie" erreichen, weßhalb er dieſe als ſein liebſtes Buſenkind hegt und pflegt.

Die „poſitive Philoſophie" iſt nämlich „philosophia descendens"; was in der „negativen" Poſterius geweſen, iſt hier Prius geworden. Daher iſt die poſitive Philoſophie „empiriſcher Apriorismus, oder ſie iſt der Empirismus des Aprioriſchen, inwiefern ſie das Prius per posterius als Gott ſeiend erweiſt" (Bd. 3. S. 130). Deßhalb geht dieſelbe nicht von der Erfahrung aus, ſondern der Erfahrung zu. „Denn a priori iſt das, wovon ſie ausgeht, nicht Gott; nur a posteriori iſt es Gott. Daß es Gott iſt, iſt nicht eine res naturae, ein ſich von ſelbſt Verſtehendes; es iſt eine res facti, und kann daher auch nur faktiſch bewieſen werden" (S. 128). Conſequenter Weiſe handelte es ſich nicht um den Beweis, daß Gott der abſolut Seiende (Exiſtirende) ſei, ſondern daß das abſolut Seiende — Gott ſei. Hierauf legt Schelling ſo großen Nachdruck, daß die Bedeutung und Faſſung des ontologiſchen Beweiſes ſowie der übrigen Argumente für Gottes Exiſtenz eine ganz andere werden müſſe. Die geſunde Logik aber ſieht hierin ein Spiel mit

Worten, da es über Gott nur identiſche Urtheile gibt, in welchem Subjekt und Prädikat ſich decken. Unter allen Umſtänden aber geht daraus hervor, daß wenn wir glauben würden, daß wir uns in der poſitiven Philoſophie auf anderem Boden befänden als in der negativen, wir uns höchlich irren dürften. Hier wie dort ſtehen wir auf apriorem Gebiete; hier wie dort wird deducirt; nirgends kommt die Induction zu ihrem gleichen Rechte; hier wie dort werden wir in das göttliche Leben ſelbſt verſetzt, um die geheimſten göttlichen Gedanken zu belauſchen und von oben herab die Welt und Weltgeſchichte zu conſtruiren. Um den „Apriorismus des Empiriſchen" wiſſenſchaftlich zu gewinnen, muß man erſt von dem Empiriſchen „ausgehen" und per inductionem den Weg zum Aprioriſchen finden, ehe man per deductionem wieder, vom Aprioriſchen aus, dem Empiriſchen „zugehen" kann und den „Empirismus des Aprioriſchen" zu gewinnen vermag. Und zwar darf man hiebei das logiſche und reale Prius und Poſterius nicht mit einander verwechſeln, darf das principium reale und principium cognoscendi nicht vertauſchen und es bald in dem einen, bald in dem andern Sinne nehmen, wie unſer Offenbarungsphiloſoph gethan. Widrigenfalls kommt es zu einem Vexirſpiele, wobei jede Verſtändigung unmöglich iſt. „Gebt ihr euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie", ſagt Göthe. Erklärt man ſich einmal für den Standpunkt des Monotheismus, dann muß man, wie J. H. Fichte in ſeiner Zeitſchrift richtig bemerkt, auch bedenken, „daß mit dem neugewonnenen Princip der Transcendenz Gottes auch für die Frage nach der Erkennbarkeit deſſelben ganz neue Probleme entſtehen". Dann iſt es vornehme Illuſion, wenn man durch abſolutes Denken die endliche, zeitlich-räumliche Welt aus dem abſoluten Princip „abzuleiten" vorgibt, indem man ſich auf die ſchwindelnde Höhe des abſoluten und darum göttlichen Wiſſens verſetzt. Sei es nun, daß man von einer dialektiſchen Selbſtbewegung der abſoluten Idee faſelt, was

Schelling ſelbſt an Hegel tadelt; ſei es, daß man mit Schelling die Welt von nach einander hervortretenden Potenzen „ableitet“. Allein der phantaſiereiche Mann hat ſich nun ein- für allemal in das Vorurtheil verloren, die wahre Philoſophie müſſe als ſolche rein vorausſetzungslos, rein a priori verfahren; ſonſt ginge ihr philoſophiſcher Charakter zu Grunde. Gibt er ſich ja eben deßhalb ſogar Mühe, den Ausdruck „Offenbarungsphiloſophie“ abzuwehren und hiefür jenen der „Philoſophie der Offenbarung“ ſich zu vindiciren. Man könnte ſonſt leicht der Meinung ſeyn, daß die Offenbarung als Princip und Quelle gefaßt werde, wodurch die Apriorität der philoſophiſchen Wiſſenſchaft als Opfer fallen müßte.

Von dieſem Geſichtspunkte aus war es ſchwer, das Verhältniß Gottes zur Welt richtig zu beſtimmen. Der lange Schritt von den Potenzen zur concreten Wirklichkeit, vom Idealen zum Realen (wie Schelling früher ſich ausdrückte) wurde unſeres Ermeſſens zum salto mortale. Das Verhältniß Gottes zur Welt ſoll in der poſitiven Philoſophie durch die „freie Schöpfung“ allein vollgültig erklärt werden. Bekanntlich hatte Schelling früher die Schöpfung aus Nichts „das Kreuz des menſchlichen Verſtandes“ genannt, während der ältere Fichte ſie als „ungeheures Syſtem“ richtet. Und dennoch iſt gerade jener Ausdruck, wenn er richtig verſtanden wird, der einzige, wodurch das Problem der Weltentſtehung ſeine wiſſenſchaftliche Erklärung findet. Der Begriff des Creare, des Schaffens, muß in's volle Licht geſtellt werden, ſonſt ſpielt man mit Worten. Durch ſein richtiges Verſtändniß wird die Welt als anderen Weſens denn Gott erkannt. Bei allen anderen Verſionen kommen wir nicht über den Pantheismus hinaus, mag er ſich als ſubſtantieller (Spinoza), als logiſcher (Hegel), oder als hiſtoriſcher Pantheismus präſentiren, wie wir ihm bei unſerem Schelling begegnen. Nach ihm iſt „die Welt gar nicht Weſen, ſondern nur Erſcheinung, wiewohl eine göttlich geſetzte Erſcheinung“ (Bd. 3. S. 280).

Bei jedem Probleme iſt nun aber vor Allem die Möglichkeit zu unterſuchen, ehe man zur Wirklichkeit übergeht. Wird die Welt als „Anderes“ denn Gott bezeichnet, ſo möchte der Menſch die Frage beantwortet haben: Wie iſt das möglich? Wie kommt Gott zu dem Gedanken dieſes Anderen? Bekanntlich hatte auch A. Günther die Frage bis zu dieſem Punkte geführt und litt Schiffbruch mit ſeinem „Nicht-Ich“ in Gott, indem er vergaß, daß der Inhalt dieſes Nicht-Ichs des Vaters (der Sohn) auch Gott und nicht die Welt ſei. Und doch hatte Günther ſo entſchieden und penetrant die Welt als weſensverſchieden von Gott dargethan. Aehnliches verſucht Schelling, aber mit Conſequenz, d. h. ohne ſeinen Principien untreu zu werden. Urſprünglich beſteht in Gott die Einheit der drei bezeichneten Potenzen, ja Er iſt ſelbſt in und mit dieſer Einheit, nicht außer und nach derſelben. Aber eben hiedurch ſoll die Möglichkeit geboten ſeyn, daß, wenn Gott will, auch dieſe Potenzen in „Spannung“ gerathen, ſelbſtſtändig und hiedurch perſönlich werden können. Widrigenfalls bleibe Gott in der Einheit ſeiner bloßen Potenzen verſchloſſen, wenn er nicht außer ſich treten wolle. Auf dieſen freien Willen legt Schelling ſo großen Nachdruck, daß man ſich ſcheinbar ganz auf chriſtlichem Gebiete weiß. Noch mehr! Er weist ausdrücklich die Nothwendigkeit der Schöpfung zurück und recuſirt den pantheiſtiſchen Satz: daß Gott die Welt habe ſetzen müſſen, daß Er ohne Welt nicht Gott wäre. Dagegen ſpricht er den herrlichen Satz aus: „Gott iſt ſchon vor der Welt Herr der Welt, Herr nämlich ſie zu ſetzen und nicht zu ſetzen. Der alſo, welcher Schöpfer ſeyn kann, iſt freilich erſt der wirkliche Gott; aber dieſe Behauptung iſt himmelweit entfernt von jener anderen wohlbekannten: daß Gott nicht Gott ſeyn würde ohne die Welt“ (a. a. O. S. 291). Hier tritt uns jedoch ein großes Aber entgegen. Nämlich: — aber das Schelling'ſche „Weltſetzen“ iſt kein Welt-ſchaffen. Dem Philoſophen iſt der

„durch die freiwillig geſetzte Spannung bewirkte Proceß der Proceß der Schöpfung“. Es ſteht in der Freiheit Gottes, „das an ſich Seiende ſeines Weſens als das Gegentheil, als von ſich weg Seiendes, oder außer ſich Seiendes zu ſetzen“. Und doch wird anderwärts ſtets betont, daß hiedurch die abſolute Einheit Gottes in ſeinen Potenzen nicht geſtört werden ſolle, daß Gott der überweltliche, abſolute, tranſcendente, all-einige u. ſ. w. Herr, der vollkommenſte an- für- und beiſichſeiende Geiſt, abſolut-perſönliches Weſen ſei und bleibe. Hier verwickelt ſich der Autor in unlösbare Widerſprüche, die ſich nicht neben einander vertragen. Auf der einen Seite wird von Gott als abſolut vollkommenem Geiſte geſprochen; auf der andern Seite ſoll er in der Schöpfung außer ſich treten und in einen ſucceſſiven Proceß eingehen können, ohne hiedurch ſeine abſolute Vollkommenheit aufzugeben. Wenn irgendwo, ſehen wir hier den alten Sauerteig der früheren Schelling'ſchen Spekulation mit ſeiner ſpäteren beſſeren Ueberzeugung ringen. Es fehlt darum der ſcharfe Begriff und die prägnante ſprachliche Bezeichnung zugleich; ſeine „Schöpfung“ iſt keine Schöpfung.

War nun aber der Gedanke einmal feſtgeſtellt, daß der Schöpfungsproceß zufolge einer „Spannung der göttlichen Potenzen“ vor ſich gehe, ſo wurde die Welt zum außer ſich gekehrten Gotte, zum Univerſum (von unum und versum) gemacht; die Welt iſt nicht weſensverſchieden von Gott. Freilich vergaß hier der Forſcher, daß die lateiniſche Sprache noch andere Ausdrücke für die Bezeichnung des „Weltalls“ hat, während die griechiſche, deutſche und andere Sprachen dieſe etymologiſchen Spielereien von ſelbſt richten. Für Schelling aber war es conſequent, daß er ſucceſſive innerhalb der Zeit die drei göttlichen Potenzen zu ſelbſtſtändigen Perſonen werden läßt. Der Vater wird Perſon durch den Schöpfungs-Akt, vor Allem durch Schöpfung des Menſchen, „des Herrn der Schöpfung“; weßhalb Schelling den urſprünglichen Men-

ſchen „einen gewordenen Gott“ nennt. Aber durch die eingetretene Alteration, durch die Verſuchung und den „Urzufall“ (Fortuna primigenia) wurde die ganze Welt außergöttlich, getrennt von Gott, war nicht mehr bloß praeter Deum, ſondern extra Deum, und Gott waltete in ihr nur noch mit ſeinem abſoluten „Unwillen“. Hiedurch wird nun auch der zweiten göttlichen Potenz, dem Sohne, Gelegenheit gegeben, ſelbſtſtändige Perſon zu werden. Er wird mit Freiheit Herr des außergöttlichen, gottentfremdeten Seyns, nimmt den göttlichen Unwillen auf ſich, wirkt als kosmiſche Potenz in der alten Welt, im Heidenthum; tritt als geſchichtliche Perſon im neuen Bunde auf, beſeitigt die widernatürliche Spannung durch ſein Sühnopfer, um die urſprüngliche Einheit mit Gott wieder herzuſtellen. Durch die „Ausſpannung“ ſeiner Arme am Erlöſungskreuze wurde die ganze frühere „Spannung“ vernichtet. Und jetzt erſt war der Boden geebnet für die wirkliche Erſcheinung der dritten göttlichen Potenz; jetzt erſt kann auch der heilige Geiſt ſelbſtſtändige Perſon werden, um, innerhalb der Gemeinde — der Kirche, die Erlöſung durch die Heiligung zu vollenden; jetzt erſt war aber auch der Sohn vom Vater wahrhaft „gezeugt“, und darum Sohn im ſtrengen Sinne des Wortes; „denn nur ein für ſich beſtehendes Weſen kann wirklich gezeugt heißen“.

Theilt ſich hiedurch die Weltgeſchichte in zwei große Gebiete: Heidenthum und Chriſtenthum, ſo ergibt ſich auch von ſelbſt die Eintheilung der poſitiven Philoſophie in Philoſophie der Mythologie und Philoſophie der Offenbarung. Mythologie iſt die natürliche, Offenbarung die übernatürliche Religion. Beide ſind gleich nothwendig und fordern einander. Ueber beiden aber ſteht als dritte: „die philoſophiſche oder freie Religion“, die Religion der Denkenden und Erkennenden — das Ziel der Schelling’ſchen Muſe.

Die Mythologie ſoll aus ihren eigenen Principien erkannt werden. Und in der That wird Niemand läugnen,

daß Schelling bezüglich der Mythe auf ſeinem Poſten iſt und hier Anſchauungen zu Tage fördert, die ihm ein bleibendes Denkmal ſichern. Hier hatte er für ſeine reiche Phantaſie das weiteſte Feld; iſt ja doch ſeine ganze Philoſophie vielfach ſelbſt nur Mythologie, obgleich er ſich rühmt, die höchſten Probleme in einer Weiſe gelöst zu haben, wie es weder eine Philoſophie, noch eine Theoſophie bis jetzt vermocht. Die Mythologie iſt ihm theogoniſcher Proceß des Bewußtſeyns, und zwar natürlicher Proceß. Daher durchläuft er, analog den drei Potenzen, die drei Stufen der aſtralen und polytheiſtiſchen Religion, ſowie der griechiſchen Myſterien, die den Uebergang zum Chriſtenthum bilden. Da aber bei dieſem natürlichen theogoniſchen Proceſſe das pſychologiſche und ethiſche Moment unberückſichtigt bleiben, ſo kommt es, wie J. U. Wirth treffend bemerkt, in Schelling's Philoſophie der Mythologie zu einem „wahren göttlichen Drama, hinter deſſen Couliſſen Niemand anders ſieht, noch ſehen kann, als derjenige, der es — erfunden und gedichtet hat. Wir können dieſem Drama nur zuſchauen".

Was jedoch in der Mythologie nur als cosmiſche Potenz wirkte: tritt im Chriſtenthum als hiſtoriſche Perſönlichkeit, als Chriſtus auf. Hier ſtehen wir nicht mehr innerhalb des natürlichen Proceſſes, ſondern der freien That der Offenbarung; nicht mehr in der Mythe, ſondern in der Geſchichte. Und zwar wird (zur Ehre Schelling's ſei es geſagt) wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß der Menſch nicht bloß ein ideales, ſondern ein reales Verhältniß zu Gott habe, weßhalb Chriſtus nicht bloß als großer Lehrer, ſondern vor Allem als Erlöſer aufzufaſſen ſei. Die zweite göttliche Potenz, der Sohn Gottes, der inzwiſchen nicht eigentlicher Gott, ſondern wie Gott (ἐν μορφῇ θεοῦ) war — bei welcher Deduktion die bekannte Stelle im Philipper-Briefe eigenthümlich traktirt wird — iſt ſelbſt Menſch geworden. Darum bildet die Perſon Chriſti, die Chriſtologie, mit Recht den Mittelpunkt

der Philoſophie der Offenbarung. Aber leider verletzt auch hier Schelling das erſte und höchſte Denkprincip. Gott wird Menſch im ſtrengen Sinne des Wortes. Unſer Philoſoph gibt der Menſchwerdung oder Incarnation eine ſo eigenthümliche Bedeutung, daß weder das Dogma, noch die Wiſſenſchaft ſich hiemit zufrieden ſtellen wird. Nicht aus zwei Naturen, ſondern in zwei Naturen ſei Chriſtus beſtanden *). Hiemit tritt er allen andern Theorien entgegen, ohne jedoch ſich allſeitig zu verfeſtigen. Die Eine göttliche Potenz erſcheint bloß in zwei verſchiedenen Daſeynsweiſen.

War jedoch einmal durch Chriſtus ein neues Verhältniß zu Gott hergeſtellt, hatte derſelbe ein neues Reich gegründet: ſo war es nur conſequent, wenn Schelling auch innerhalb dieſes Reiches — der Kirche — die Dreizahl ſeiner Potenzen als letzten Erklärungsgrund für das Verſtändniß der ſucceſſiven Entwicklung derſelben benützte. Jetzt wird es dem freundlichen Leſer aber auch klar ſeyn, warum wir auf die Principien, die „Potenzen“ Schellings zurückgehen mußten, um den Schlüſſel zu gewinnen, mit denen derſelbe die Pforten des Himmelreichs zu öffnen verſuchte. Nun erſt wird es uns möglich ſeyn, zu unterſuchen, in welchem Verhältniſſe die katholiſche und proteſtantiſche Kirche nach unſerem Philoſophen ſtehen ſollen, und was es namentlich für eine Bewandtniß mit der geprieſenen magna charta des Proteſtantismus hat.

*) Mit der eigenthümlichen Anſicht Schellings über die Menſchwerdung Chriſti ſteht auch ſeine Lehre vom Tode des Menſchen, von der Auferſtehung und namentlich dem Abendmahle in Verbindung, was uns etwas ferner liegt.

## VII.

## Die Parität im freiſinnigen Holſtein — zum Vergleich mit den proteſtantiſchen Gemeinden in Oeſterreich*.)

### I.

Im Herzogthume Holſtein treten binnen kurzem die Stände wiederum zuſammen, und wiederum werden die vielgeprüften holſteiniſchen Katholiken ihnen ihre Bitte um kirchliche Freiheit per supplicas an's Herz legen. Ob mit günſtigerem Erfolge als im vorigen Jahre, ſteht in Gottes Hand, doch iſt ſolches nach dem, was die Petenten ſeit dem „glorreichen Freiheitsjahre" von ihren proteſtantiſchen Landsleuten erfahren mußten, menſchlicher Vorausſicht nach kaum zu verhoffen. Man denke nur an das, bereits in der erſten Serie dieſer Aphorismen erwähnte, am 27. April eben jenes glorreichen Freiheitsjahres, in dem nicht bloß alle Ketten, ſondern auch alle Bande gelöst waren, von der „Schleswig-Holſteiniſchen Regierung" erlaſſene Reſcript, deſſen Beſtimmung keine andere war, als gerade diejenigen Feſſeln, welche von Gottes- und Rechtswegen zu allererſt hätten fallen ſollen, die rechtswidrige

*) Der „Aphorismen aus dem däniſch-deutſchen Miſſionsgebiete" zweite Serie.

Bedrückung der katholiſchen Kirche nämlich, fortbeſtehen zu laſſen. „Wir fürchten, wir fürchten", ſagte damals gerade in Bezug auf obiges Reſcript ein hochverehrter, jetzt leider verſtorbener Mitbegründer dieſer Blätter *), „der Herr wird zornig werden und die holſteiniſche Freiheit den Peinigern überantworten". Wie dieſes Wort in Erfüllung gegangen, iſt allbekannt. Diejenigen, welche das ungerechte Joch kirchlicher Bedrückung nicht von den Schultern ihrer katholiſchen Mitbürger genommen wiſſen wollten, ſie haben es lernen müſſen, die eigenen Nacken unter ein nicht minder hartes politiſches Joch zu beugen; was ſie aber durch alle über ſie verhängten Trübſale nicht gelernt zu haben ſcheinen, das iſt: Gerechtigkeit auch gegen die katholiſche Kirche. Zeugniß deſſen iſt die vorige Ständeverſammlung. Die Eingabe der ſupplicirenden Gemeinden war einem Ausſchuſſe zur Begutachtung übergeben, der ſeinen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung unter Anderm durch die Behauptung zu motiviren ſuchte, daß wenn zur Begründung der von den Petenten geſtellten Bitte, auf den Art. 16 der deutſchen Bundesakte verwieſen ſei, durch dieſen Artikel das Recht des Königs von Dänemark, die Religionsübung der in den deutſchen Bundesſtaaten anerkannten Confeſſionen durch das jus reformandi verſchieden zu beſtimmen, keineswegs beſeitigt ſei. Man ſieht daraus, wie man hie und da auch dieſſeits der Eider ein deutſches Recht dem Belieben eines außerdeutſchen Monarchen auf das zuvorkommendſte unterzuordnen bereit iſt, ſobald es den eigenen Wünſchen förderſam ſcheint. Deßhalb nahm es uns auch nicht im geringſten Wunder, daß man kein Bedenken trug, auf die zuerſt vor einigen Jahren im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (bei Gelegenheit des von der Kettenburg'ſchen Falles) wieder aufgewärmte Theorie von einem noch heutzutage gültigen Reformationsrechte des Landesherrn auch hier zu re-

---

*) Band 26, Seite 803.

curriren, da die Theorie dieſer Herren ſich ſtets nach der augenblicklichen Sachlage zu richten ſcheint und wahrſcheinlich ſehr viel anders lauten würde, wenn z. B. einmal ein convertirter König von Dänemark gegen den Herrn Propſt Balemann (den Berichterſtatter des Ausſchuſſes) von dem jus reformandi Gebrauch machen wollte.

Von den übrigen bei der Debatte über die in Rede ſtehende Eingabe ſich betheiligenden Rednern war, abgeſehen von dem katholiſchen Grafen Hahn, kein Einziger, der ſich berufen gefühlt hätte, ein Wort zu Gunſten der Petenten zu ſprechen. Die merkwürdigſte unter dieſen Reden war die des Paſtors Versmann, in der (nach dem Referate der „Hamburger Nachrichten") unter Anderm geſagt ward: „Was die Sache anlange, ſo ſtehe hier nicht ein Bittender vor der Thür unſerer Landeskirche, beſcheiden Einlaß begehrend, ſondern Rom ſtehe vor den Thüren unſerer Kirche Einlaß verlangend, um dort ſein Weſen zu haben. Rom betrachte bekanntlich alle Theile der evangeliſchen Kirche als eine verlorene Provinz und gehe darauf aus, ſie wieder zu erobern, und habe daher die Landeskirche alle Urſache, ſich zu hüten, und hätten ebenſo die Vertreter des Landes (die alſo wohl nur Lutheraner vertreten?) auf der Hut zu ſeyn. Würde man auf das Geſuch der Petenten eingehen, ſo würden viele katholiſche Geiſtliche (ach lieber Gott, woher die „vielen" wohl kommen ſollten!) in unſer Land geſandt werden, man würde in der katholiſchen Kirche ſich freuen und triumphiren als über den Anfang zu einem errungenen Siege". Was uns an dieſer Rede, abgeſehen von dem Irrthume als verlange „Rom", oder ſonſt irgend Jemand, durch die „Thüren unſerer Kirche" eingelaſſen zu werden (wozu man wohl nicht erſt an die Stände zu ſuppliciren nöthig hätte), beſonders gefallen hat, iſt die naive Offenherzigkeit derſelben. Man würde in der katholiſchen Kirche „ſich freuen" und das, meint der „evangeliſche" Herr Prediger, darf nimmermehr zugelaſſen werden, es wäre — um mit

dem Geiſt des alten Hamlet zu reden — ſchauderhaft, ſchauderhaft, höchſt ſchauderhaft! Und er hat Recht. Freude oder gar Triumph bei Katholiken iſt (wir müſſen es leider nur zu oft erfahren) äqual Trauer und Niedergeſchlagenheit bei allen denen, die der Kirche gegenüber keiner andern Regung fähig zu ſeyn ſcheinen als der des Haſſes. Gott beſſere es!

Und dieſer zu jenen „freiſinnigen und wohlwollenden Männern“, von denen das „gläubige“ Mitglied der Hamburgiſchen Bürgerſchaft ſprach, gehörende Herr Paſtor wird, wenn wir recht berichtet ſind, auch in der dießjährigen Ständeverſammlung wiederum einen Platz neben Propſt Balemann und ſonſtigen Amtsbrüdern einnehmen, wer aber fehlen wird, iſt Graf Hahn. Und das iſt der Grund, weßhalb wir oben unſern armen holſteiniſchen Glaubensbrüdern auch für ihre dießjährige Petition kein allzugünſtiges Prognoſtikon zu ſtellen vermochten. Doch Gott kann Wunder thun; und warum ſollte er nicht auch die Herzen von Paſtor Versmann und Genoſſen dermaßen rühren können, daß ſie in dieſem Jahre Alles wieder gut machen, was ihre in voriger Ständeverſammlung gehaltenen Reden ſchlecht gemacht haben? Und weil hie und da vielleicht ein Ständemitglied, das bis dahin viel Wichtigeres zu thun hatte, als ſich um die gedrückte Lage eines winzigen Häufleins Katholiken zu bekümmern, ſeine bisherige Indolenz aufgeben würde, wenn ihm ein unverſchleiertes Bild eben dieſer Lage vor Augen träte, wollen wir im Folgenden noch ein paar derartige Fälle aufführen, die ſich mit leichter Mühe verzehnfachen, ja, wollte man einige Decennien zurückgehen, verhundertfachen ließen.

## II.

Im Jahre 1857 beabſichtigte ein aus Preußen gebürtiger Katholik, Johann Adolph Bühner, Stallmeiſter des Gra-

ſen von Weſtphalen, und als ſolcher auf deſſen Gute Rixdorf bei Kiel anſäſſig, ſich mit Charlotte Louiſe Hagemann, der Tochter eines lutheriſchen Schullehrers im Kirchdorfe Lebrade zu verheirathen. Die Brautleute hatten unter einander ausgemacht, daß ihre Ehe vor einem katholiſchen Prieſter geſchloſſen, und die aus derſelben zu verhoffenden Kinder katholiſch getauft und erzogen werden ſollten. Dieſer Vereinbarung, mit der ſich auch die Eltern der Braut nach Beſeitigung mehrfacher Bedenken einverſtanden erklärt hatten, ſtanden jedoch die in der erſten Serie dieſer Aphorismen einzeln benannten, die gemiſchten Ehen betreffenden Verordnungen entgegen, denen zufolge die Trauung nur von einem lutheriſchen Prediger und nur nach vorhergegangenem Angelöbniß ausſchließlich proteſtantiſcher Kinder-Taufe und -Erziehung hätte vorgenommen werden dürfen. Dieſem abſcheulichen Zwange ſuchten die Verlobten durch Erwerbung eines ſogenannten Königsbriefes zu entgehen, eines Briefes der in Kopenhagen allezeit für einen beſtimmten Preis käuflich iſt, und der, außer von der „öffentlichen Verlobung und Abkündigung von der Kanzel“, auch von der Trauung durch den competenten Prediger befreit und geſtattet, daß dieſelbe „wo und wann ſie wollen durch des Prieſters Hand“ geſchehen könne. Auf Grund dieſes Königsbriefes wurden nun die Brautleute von einem katholiſchen Geiſtlichen in Hamburg more solito copulirt, worauf das erſte Kind dieſer Ehe zu Ende ſelbigen Jahres geboren und durch den katholiſchen Miſſionär zu Kiel, Herrn Coſſe, getauft ward. Kaum war jedoch letzteres geſchehen, ſo erhielt der gedachte Miſſionär vom Magiſtrate der Stadt Kiel nachfolgendes Schreiben:

„Zufolge Schreibens des königlichen Miniſteriums für die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg vom 14. d. M. hat nach einer deßfälligen Anzeige der Kieler Kirchenprobſtei der katholiſche Prieſter Clemens Coſſe in Kiel ein in einer von dem Stallmeiſter Bühner zu Rixdorf, katholiſcher Confeſſion, mit der Charlotte

Louiſe Hagemann aus Lebrade, evangeliſcher Confeſſion, in Hamburg vollzogenen, übrigens auch in Anſehung ihrer rechtlichen Gültigkeit noch in Frage ſtehenden ehelichen Verbindung erzeugtes Kind getauft, und dürfte damit einer Uebertretung der beſtehenden Landesgeſetze, nach welchen die Kinder von Eltern verſchiedener Confeſſion von Geiſtlichen der Landeskirche getauft werden ſollen, ſich ſchuldig gemacht haben.

Im Auftrage des königlichen Oberdirektoriums der Stadt Kiel wird vom Bürgermeiſter und Rath dieſer Stadt dem Herrn Paſtor Coſſe unter Hinweiſung auf die demſelben, in Gemäßheit Schreibens des königlichen Oberdirektoriums vom 6. v. Mts., am 13. v. Mts. gemachte Eröffnung *) aufgegeben, innerhalb acht Tagen ab insinuato ſeine verantwortliche Erklärung über dieſe Angelegenheit hierſelbſt einzureichen. Decretirt Kiel in Curia den 29. December 1857. in fidem G. A. Witte, Syndicus."

Auf die von dem Miſſionär in termino praefixo eingereichte „verantwortliche Erklärung" erfolgte dann nachſtehendes Reſcript des Holſtein-Lauenburgiſchen Miniſterii:

„Da nach den dem Miniſterium vorliegenden Akten der katholiſche Pfarrer Clemens Coſſe in Kiel am erſten November v. Js. ein Kind des ſich zur katholiſchen Kirche bekennenden Stallmeiſters Bühner zu Rixdorf und der Charlotte Louiſe Hagemann aus Lebrade, lutheriſchen Bekenntniſſes, getauft und ſich dadurch einer Ueberſchreitung der ihm eingeräumten prieſterlichen Befugniſſe, welche, nach den in Betracht kommenden Landesgeſetzen und insbeſondere auch zufolge der Verordnung vom 10. Jan. 1757/6. December 1781, ſich auf die Vornahme von Taufen an Kindern, die in der Miſchehe eines lutheriſchen Glaubensgenoſſen oder etwa

*) Dieſes bezieht ſich auf die dem gedachten Miſſionär erſt kurz vorher durch den Kieler Magiſtrat mitgetheilte königliche Beſtätigung ſeiner Anſtellung, bei welcher Gelegenheit ihm alle, die katholiſche Kirche beſchränkenden Verordnungen in herkömmlicher Weiſe vorgeleſen worden waren.

von einer Lutheranerin außer der Ehe *) geboren werden, nicht erſtrecken, ſchuldig gemacht hat: ſo wird dem Pfarrer Coſſe wegen dieſer Uebertretung der Landesgeſetze Namens Seiner Königlichen Majeſtät hiemittelſt für dieſes Mal ein ernſtlicher Verweis, zugleich jedoch unter der Verwarnung ertheilt, daß er bei wiederholter Ueberſchreitung ſeiner Befugniſſe unnachſichtlich die Anwendung des bei ſeiner Zulaſſung gemachten Vorbehalts zu gewärtigen habe. Urkundlich unterm beigedrückten königl. Inſiegel. Gegeben königl. Miniſterium für die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg den 1. Mai 1858. L. S. Unsgaard."

Inzwiſchen aber war dem Stallmeiſter Bühner ſelbſt ein Decret des Kieler Landconſiſtoriums zugeſtellt, folgendermaßen lautend:

„Der Stallmeiſter Johann Adolph Bühner zu Rixdorf wird hiedurch befehligt, ſich am 3. März d. Js. Mittags 12 Uhr vor dem verſammelten königlichen Kieler Landconſiſtorium auf dem Rathhauſe zu Kiel in Perſon einzufinden, um wegen der durch die angeblich von dem katholiſchen Prieſter Sommer in Hamburg vollzogene Trauung mit der Charlotte Louiſe Hagemann in Lebrade begangenen Contravention gegen die bei Vollziehung von Ehen zwiſchen Katholiken und Evangeliſchen geltenden geſetzlichen Beſtimmungen vernommen zu werden und weitere Verfügung zu gewärtigen. Decretum Königliches Kieler Landesconſiſtorium Brunswieck den 25. Februar 1858. Direktor, Probſt und Aſſeſſores. In fidem N. N. Act."

---

*) Der Miſſionär hatte nämlich in ſeiner „verantwortlichen Eingabe" ſich unter Anderm darauf berufen, daß wenn die Gültigkeit der quäſtionirten Ehe, wie der Kieler Magiſtrat behaupte, noch in Frage ſtehe, es dann nach eben dieſer Anſicht auch noch unentſchieden ſeyn müſſe, ob das Kind ein eheliches oder ein uneheliches ſei. Hinſichtlich der Taufe unehelicher Kinder enthalte aber die betreffende Verordnung, wie es wirklich der Fall iſt, durchaus keine Beſtimmung.

Bühner erſchien zum feſtgeſetzten Termine vor dem von dem Kammerherrn von Kaufmann dirigirten Kieler Landes-Conſiſtorio, und ward wegen der in Hamburg erfolgten Schließung ſeiner Ehe vernommen. Gleiches geſchah bald darauf auch mit der Ehefrau. Bei einer dritten Vernehmung wurden die Eheleute aufgefordert, ihre Angelegenheit den Landesgeſetzen gemäß zu ordnen, d. h. eine Bittſchrift an den König um allerhöchſte Conceſſion zur Eingehung einer Ehe einzureichen und dann, nachdem ihrem Geſuche allergnädigſt deferirt worden, ſich von einem lutheriſchen Prediger unter Angelobung ausſchließlich proteſtantiſcher Kinder-Taufe und -Erziehung nochmals copuliren zu laſſen. Da Bühner dieß Anſinnen unter der Erklärung zurückwies, daß er ſeine Frau nicht erſt zu heirathen brauche, ſondern mit ihr in einer nach katholiſchem Kirchenrechte vollgültigen Ehe lebe, auch erklärte, daß ſein Gewiſſen ihm weder die lutheriſche Taufe, noch die lutheriſche Erziehung ſeiner Kinder verſtatte, ward ihm nachfolgendes merkwürdige Erkenntniß eines hohen Landconſiſtorii inſinuirt:

„Nachdem die, in Gemäßheit Reſcripts des k. Holſteiniſchen Oberconſiſtorii vom 12. Februar d. Js., betreffend die Denuntiation der durch den katholiſchen Prieſter Sommer in Hamburg mit Umgehung der Vorſchriften der Verordnungen vom 10. Januar 1757 und 6. December 1781 vollzogenen Copulation des Stallmeiſters Johann Adolph Bühner in Nixdorf und der Charlotte Louiſe Hagemann aus Lebrade, eingeleitete Unterſuchung nunmehr beendet, erkennt das königliche Kieler Landesconſiſtorium

in Erwägung, daß der Stallmeiſter J. A. Bühner aus Nixdorf, katholiſcher, und die Ch. L. Hagemann aus Lebrade, evangeliſcher Confeſſion, eingeräumt haben, daß ſie ſich durch den katholiſchen Prieſter Sommer in Hamburg copuliren laſſen, ohne die zu einer Heirath zwiſchen verſchiedenen Religionsverwandten erforderliche Allerhöchſte Conceſſion eingeholt, und ohne ſich verbindlich gemacht zu haben, ihre aus jener Verbindung entſprin-

genden Kinder von einem evangeliſchen Pfarrer taufen und in der evangeliſch-lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen;

in weiterer Erwägung, daß die genannten beiden Denuntiaten durch dieß ihr eingeräumtes Verfahren wider die ausdrücklichen Vorſchriften der Verordnung vom 6. December 1781 gehandelt, welche vorſchreibt, daß die Heirath zwiſchen Perſonen evangeliſch-lutheriſcher und römiſch-katholiſcher Confeſſion nur unter der Bedingung geſtattet ſeyn ſoll, daß dieſelben vor Vollziehung der Ehe erſt die Allerhöchſte Conceſſion zu derſelben impetriren, ſich von einem evangeliſch-lutheriſchen Pfarrer trauen laſſen, und überdieß vor der Copulation ſich verbindlich machen, daß ſie ihre Kinder von einem ſolchen Prediger taufen und in der evangeliſch-lutheriſchen Lehre auferziehen laſſen wollen;

in Erwägung, daß nach Verordnung vom 8. Dec. 1766, extendirt auf den großfürſtlichen gemeinſchaftlichen Diſtrikt unterm 6. Nov. 1786, dergleichen auf geſetzwidrige Art vollzogene Ehen, wie die hier vorliegende, in Anſehung der Getrauten ſelbſt und ihrer mit einander erzielten Kinder null und nichtig ſeyn ſollen;

in ſchließlicher Erwägung, daß die genannten beiden Denuntiaten durch ihr verſchuldetes geſetzwidriges Verhalten die geführte Unterſuchung veranlaßt, deßhalb die durch ſelbige verurſachten Koſten zu erſtatten ſchuldig ſind — dahin für Recht: daß die durch den katholiſchen Prieſter Sommer in Hamburg zwiſchen dem Stallmeiſter J. A. Bühner aus Cörbecke d. Z. in Rixdorf und der Ch L. Hagemann aus Lebrade vollzogene Ehe für null und nichtig zu erachten, die beiden Denuntiaten auch zur ſolidariſchen Erſtattung der Koſten, ſo weit ſie des Vermögens zu verurtheilen. Wie denn ſolchergeſtalt hiedurch erkannt wird. V. R. W. Decretum Königliches Kieler Landconſiſtorium den 7. Juni 1858. Director, Probſt und Aſſeſſores. In fidem N. N. Act."

Da jedoch die Eheleute Bühner trotz dieſes wohl in keinem andern deutſchen Lande möglichen Erkenntniſſes nach wie vor als Eheleute zuſammenlebten, bedrohte man ſie als angeblich im Concubinate lebende Perſonen mehrfach mit polizei-

licher Verfolgung und der Anwendung von — Unzuchtsſtrafen! Um nun letztere, von deren Adhibirung auf wirkliche Unzuchtsfälle im freiſinnigen Holſtein ſonſt kaum noch die Rede iſt, von ſeiner legitimen Ehe fern zu halten, verſchaffte ſich Bühner für ſich und ſeine Ehefrau einen preußiſchen Heimathsſchein, in der Vorausſetzung, man werde den laut dieſes Documents im Königreich Preußen als rechtmäßige Ehegatten Anerkannten nunmehr auch wohl den bloß zeitweiligen Aufenthalt im Herzogthum Holſtein nicht verſagen. Doch auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Die Bedrohung mit polizeilicher Verfolgung dauerte fort. Da trat die Ehefrau Bühner zur katholiſchen Kirche zurück. Aber auch die jetzt beiderſeits katholiſchen Ehegatten wollte man nicht als ſolche anerkennen; es wurde ihnen nach wie vor lediglich die Wahl zwiſchen lutheriſcher Copulation und Kindererziehung auf der einen und Unzuchtſtrafen auf der andern Seite gelaſſen. Selbſt durch eine an des Königs Majeſtät gerichtete Bittſchrift iſt ihre Lage, wenigſtens bis jetzt, nicht verbeſſert worden, denn wie man uns berichtet, haben ſie (ſei es daß bereits eine ungünſtige königliche Reſolution erfolgt, ſei es daß man ihrer Supplikation keinen Suſpenſiveffekt beigemeſſen) ſich bereits in das Unabänderliche gefügt und leben, obwohl vor Gott katholiſche Eheleute, doch faktiſch von einander getrennt.

## III.

Den 19. December 1857 reichte das lutheriſche Compaſtorat der zweiten Rellinger Gemeinde nachfolgende, angeblich eine „Ueberſchreitung der Amtsbefugniſſe des katholiſchen Miſſionärs Schwegmann in Altona“ betreffende „gehorſamſte Anzeige“ bei dem Kirchenviſitatorio der Propſtei Pinneberg ein:

„Es ſind in den letzten Jahren die katholiſchen Familien

des Baumeiſters Joſeph Kräutner, Häuerlings in Pinneberg, und des Oekonomen Theodor Aenganeyndt in Ellerbeck in die hieſige Gemeine gezogen und hat bei den in dieſen Familien vorgefallenen Taufen eine Nichtbeachtung der geltenden Beſtimmungen Seitens des katholiſchen Paſtors Schwegmann in Altona ſtattgefunden.

Dem Joſeph Kräutner wurde am 19. Juni 1855 eine Tochter geboren; er machte darüber Anzeige bei mir und befragte ſich, wie er ſich in Rückſicht der heiligen Taufe ſeines Kindes zu verhalten hätte. Ich theilte ihm mit, daß die von einem lutheriſchen Paſtor verrichtete Taufe in der katholiſchen Kirche anerkannt würde und ich daher bereit ſei, das Kind zu taufen, wie dieß auch im ganzen übrigen Lande die Weiſe ſei (cf. Calliſen §. 30 Anm. 73). Ich ſagte ihm aber auch, daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er ſein Kind nach Altona zur Taufe in der katholiſchen Kirche bringe. Er wählte das Letztere. Aber am Abend des 2. Juli 1855 traf ich auf dem Bahnhofe zu Pinneberg den katholiſchen Paſtor Schwegmann aus Altona nebſt dem katholiſchen Lehrer Clemens Auguſt Böckmann aus Altona in Begleitung des Joſeph Kräutner und es ergab ſich, daß dieſelben die Taufe des Kindes im Hauſe des Kräutner in Pinneberg vorgenommen hatten. Dem Kräutner ſagte ich am nächſten Tage, daß die Anweſenheit des katholiſchen Paſtors zur Taufe in Pinneberg ſowohl gegen die beſtehenden Geſetze als auch gegen meine Erlaubniß ſei, daß ich indeß die Sache in der Erwartung nicht zur Anzeige bringen würde, wenn dergleichen nicht wieder vorfiele.

Als nun dem Kräutner am 11. Auguſt d. J. ein Sohn geboren war, ſprach ich wieder gegen ihn aus, daß ich, wie voriges Mal nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er das Kind nach Altona zur Taufe brächte, aber es nicht dulden dürfe, wenn der katholiſche Paſtor nach Pinneberg zur Taufe käme. Dennoch ſind ein zeitweiliger Stellvertreter des Paſtors Schwegmann ſo wie ein katholiſcher Lehrer am 9. September d. J. in Pinneberg zur Vornahme der Taufe geweſen, wovon ich erſt Nachricht erhalten, nachdem ich den Kräutner am 15. d. M. ſchriftlich aufforderte, die vor der Taufe ſeines Kindes hieſelbſt zu beſchaffenden Angaben für das Kirchenbuch zu machen.

Dem Aenganeyndt in Ellerbeck iſt im Laufe dieſes Monats ein Kind geboren, deſſen Taufe in der katholiſchen Kirche zu Altona ſchon geſchehen war, als die Hebamme Breckwold in Ellerbeck mir am 13. d. M. darüber eine mündliche ungenügende Mittheilung machte. Auch den Aenganeyndt habe ich erſt ſchriftlich auffordern müſſen, die gehörige Anzeige für das Kirchenbuch zu beſchaffen.

Es würde nun weder das Eine noch das Andere dieſer Ueberſchreitungen haben ſtattfinden können, wenn der katholiſche Paſtor ſich an die beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen gebunden hätte. Denn durch das Reſcript d. d. (Glückſtadt) Kopenhagen den 29. März 1661 iſt den römiſch-katholiſchen Geiſtlichen das exercitium religionis außerhalb des Orts, wo ſelbige zugelaſſen, gänzlich unterſagt. Dagegen iſt nun allerdings den Katholiken erlaubt, gemäß dem Rendsburger Synodalſchluß vom 6. April und 5. Juli 1726 § 2. der 2. Abtheilung und dem Reſcript d. d. Chriſtiansborg den 10. November 1779 ihre katholiſchen Prieſter zu ſich auf ihre Höfe und Häuſer kommen zu laſſen, wenn ſie ſelbſt oder Jemand von ihrer Familie mit ſchwerer Krankheit belegt worden, und Kräntner gibt auch an, daß ſein Kind im letzten Falle ſchwach geweſen ſei, ſo daß er unmöglich damit hätte nach Altona zur Taufe reiſen können. Nach meinem Dafürhalten gehört aber die Schwachheit eines Kindes um ſo weniger unter die Fälle, in welchen die Prieſter geholt werden dürfen, da nach der Lehre der katholiſchen Kirche (conc. Trid. sess. VII c. 4 de bapt.) im Nothfalle die Taufe von jedem Menſchen, der ſeiner Vernunft mächtig iſt, und zwar ohne Unterſchied des Geſchlechts, ertheilt werden kann, und die katholiſche Kirche (cf. Richter: Kirchenrecht § 241) auch die von einem Ketzer und ſelbſt von einem Ungläubigen vollzogene Taufe für gültig hält, ſobald ſie nur mit der Intention zu taufen vollzogen iſt. Es iſt alſo keine Nothwendigkeit vorhanden, den Prieſter zur Taufe eines Kindes katholiſcher Eltern zu holen und überdieß darf er nach jenem oben angeführten Reſcripte die Taufe nicht an einem andern als ſeinem Wohnorte vollziehen.

Was ferner die Eintragung der Kinder fremder Religions-

verwandten in die Kirchenbücher betrifft, ſo verfügt das Reſcript d. d. Friedensburg 15. April 1763 die Führung eigener Kirchenregiſter durch fremde Religionsverwandte nur inſoweit ſie eine ordentliche Gemeine ausmachen. Hier im Kirchſpiele Rellingen exiſtirt aber keine ordentliche katholiſche Gemeine, auch gehören die hieſelbſt wohnenden Katholiken nicht zur Gemeine in Altona, ſondern ſie müſſen zu den kirchlichen Laſten und Leiſtungen der hieſigen Gemeine contribuiren und überdieß ſind die lutheriſchen Prediger darauf angewieſen, die fremden Religionsverwandten, die in den Gemeinen zerſtreut wohnen, in vorkommenden Fällen mit in den Kirchenregiſtern zu verzeichnen (cf. Calliſen § 52 Anm. 22). Auf Vorangeführtes möge es mir daher erlaubt ſeyn, den gehorſamſten Antrag zu gründen: Das hohe Kirchenviſitatorium der Propſtei Pinneberg wolle dahin angewandt ſeyn, daß dem katholiſchen Pfarrer Schwegmann in Altona durch ſeine vorgeſetzte Behörde aufgegeben werde, ſich in keinem Falle zur Taufe eines Kindes außerhalb ſeiner Gemeine in Altona zu verfügen, ſo wie nur dann an einem außerhalb ſeiner Gemeine geborenen Kinde katholiſcher Eltern die Taufe in der katholiſchen Kirche zu Altona zu vollziehen, wenn von denſelben eine Beſcheinigung des Paſtors ihres Wohnortes beigebracht worden, daß wegen Eintragung des Kindes in die dortigen Kirchenbücher und Entrichtung der deßfälligen Gebühren Richtigkeit getroffen ſei. Gehorſamſt Meßtorff."

Hören wir zum Schluſſe, was dem Altonaiſchen Kirchen-Viſitatorio, welches auf Requiſition des Pinneberger Kirchenviſitatorii dem hochwürdigen Herrn Schwegmann die vorſtehende Eingabe mit einem dem Petitum derſelben entſprechenden Erlaſſe zugeſtellt hatte, von letzterem erwidert ward:

„Unter Rückſendung des unterm 4. März d. J. mir zugeſandten Berichts des Compaſtorats der zweiten Rellinger Gemeinde erlaube ich mir hinſichtlich der unter gleichem dato vom hohen Kirchenviſitatorium der Propſtei Altona mir gemachten Vorſchriften folgende Bemerkungen:

1) daß mir geſtattet ſei, einem kranken Kinde katholiſcher

Eltern auch außerhalb Altona die heilige Taufe zu ertheilen, kann nach dem Reſcripte d. d. Chriſtiansborg 10. November 1779 keinem Zweifel unterliegen und begreife ich nicht, wie der Verfaſſer obigen Berichts, der doch, wie aus ſeiner Citation des Concils von Trient sess. VII. c. 4 de bapt. erſichtlich, zu denen gehören will, die ihrer Vernunft mächtig ſind, das Gegentheil zu beweiſen ſich hat bemühen können;

2) die Eintragung eines Actes in's Kirchenregiſter kann doch wohl erſt dann geſchehen, wenn derſelbe wirklich vorgenommen worden, nicht aber ſchon, wenn derſelbe noch zukünftig und folglich ungewiß iſt. Was endlich

3) die Gebühren angeht, welche übrigens dem Verfaſſer des erwähnten Berichts Nebenſache zu ſeyn ſcheinen, indem er derſelben erſt ganz am Ende Erwähnung thut, ſo hat ſich der betreffende Prediger dieſerhalb an die Eltern zu halten, welche ſich der Entrichtung derſelben gewiß ebenſowenig weigern werden, als ich mich zur Beitreibung derſelben als Werkzeug werde gebrauchen laſſen.

Hoffentlich wird ein hohes Kirchenviſitatorium dieſe Bemerkungen in Ordnung finden. Als meine competente Behörde erkenne ich übrigens nicht dieſes Kirchenviſitatorium ſondern das hieſige königl. Ober-Präſidium. Ergebenſt B. Schwegmann, Paſtor der katholiſchen Gemeinde."

Es dürfte überflüſſig erſcheinen, dieſer ebenſo kurzen als ſchlagenden Erwiderung auch nur noch ein Wort hinzuzufügen.

## IV.

Der in dem holſteiniſchen Dorfe Neuenbrock anſäſſige Uhrmacher Georg Fidelius Hirth, katholiſcher Religion, hatte ſich mit einer Proteſtantin, Anna Maria Wendt, verheirathet, und zwar unter pünktlicher Befolgung aller Vorſchriften der Verordnung vom 6. December 1781, d. h. er hatte ſich von

einem lutheriſchen Prädikanten copuliren laſſen, und die **pro**-teſtantiſche Taufe und Erziehung ſeiner ſämmtlichen Kinder **an**-gelobt. Nachdem jedoch ſeine beiden älteſten Kinder von einem lutheriſchen Prediger getauft waren, begann bei dem bis da-hin „aufgeklärten" Uhrmacher — er iſt ein geborner Baden-ſer — das Gewiſſen ſich dergeſtalt zu regen, daß er es bei der Geburt ſeines dritten Kindes nicht mehr über ſich vermochte, daſſelbe von einem lutheriſchen Prediger taufen zu laſſen, ſon-dern es in die zwölf deutſche Meilen entfernte „privilegirte" Stadt Kiel trug und von dem dortigen Miſſionär taufen ließ. Die Folge davon war, daß Hirth und ſeine Ehefrau ein lan-ges Verhör zu beſtehen hatten, und mit Geld- und Gefängniß-Strafe bedroht wurden. Dennoch lief die Sache für dießmal ohne Folgen ab. Erſt vier Jahre ſpäter, im Februar 1856, ward dem Hirth, wahrſcheinlich weil demſelben ſoeben ein viertes Kind geboren war, ein von dem Propſt Wolf in Itzehoe unterzeichnetes Erkenntniß zugefertigt, in welchem ihm für den Wiederholungsfall „willkürliche Strafe" verheißen wird. Dieſer ihm von gedachtem Wolf in Ausſicht geſtellten Eventualität iſt es denn auch wohl beizumeſſen, daß Hirth ſolches vierte Kind wiederum als gehorſamer Unterthan von einem lutheriſchen Prediger taufen ließ, wogegen bei der Ge-burt des fünften das katholiſche Gewiſſen auf's Neue der-maßen die Oberhand gewann, daß er dieſem Kinde die hei-lige Taufe aus der Hand eines katholiſchen Prieſters, des damals gerade in Glückſtadt anweſenden Kieler Miſſionärs, verſchaffte. Daß dieſer „Rückfall" in die alte papiſtiſche Nei-gung nicht ohne „willkürliche" Strafe bleiben durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Hirth ward nach Itzehoe citirt und daſelbſt nachfolgendes Verhör mit ihm vorgenommen:

„Geſchehen auf dem königlichen Steinburger Amthauſe zu Itzehoe den 8. Juni 1859. Gegenwärtig der Herr Kammerherr und Amtmann von Levetzau. In Veranlaſſung einer Anzeige des Paſtor Döring vom 28. v. M. war auf heute vorgeladen der

Uhrmacher Georg Fidel Hirth zu Crempe, um über die Taufe ſeines Kindes durch einen katholiſchen Pfarrer visitatorialiter vernommen zu werden. Derſelbe deponirte darauf praevia admonitione wie folgt:

„Er heiße wie angegeben, ſei 38 Jahre alt, Uhrmacher, katholiſcher Religion und aus dem Großherzogthum Baden gebürtig. Er habe freilich bei ſeiner Trauung verſprochen ſeine Kinder lutheriſch taufen und erziehen zu laſſen. Auch ſei ihm 1856 ein Schreiben des Visitatorii zugegangen, worin ihm die wiſſentliche Verletzung dieſes Verſprechens unter Androhung willkürlicher Strafe im Wiederholungsfall verwieſen und zu erkennen gegeben, daß ſein katholiſch getauftes Kind lutheriſch zu erziehen ſeyn würde. Er habe jetzt freilich wieder ſeine angegebene Verpflichtung übertreten, da er aber das erſte Mal, nachdem er ſeinem katholiſchen Pfarrer ſeine Gewiſſensſcrupel über das gegebene Verſprechen mitgetheilt, von dieſem darüber belehrt worden ſei, daß er demſelben nicht nachzuleben brauche, ſo habe er ſein Kind katholiſch taufen laſſen. Dieß ſei mit dem Pater Richard*) paſſirt als er ſich das erſtemal vergangen. Später habe er ſich an den Pater Coſſe in Kiel in derſelben Weiſe gewandt, da ihm die Gewiſſensbiſſe wiedergekommen ſeien und denſelben gebeten, ſein neuerdings geborenes Kind katholiſch zu taufen, indem er demſelben das deßfalls für ihn beſtehende Strafverbot ſowie, daß er

*) Derſelbe iſt jedoch kein Ordensgeiſtlicher, wie man nach obiger Titulatur meinen ſollte, ſondern, wie im gegenwärtigen Augenblicke alle Miſſionäre der däniſch-deutſchen Miſſion, Weltprieſter. Ueberhaupt fällt dem Leſer wahrſcheinlich das Schwankende der in obigen Aktenſtücken einem Miſſionär amtlich beigelegten Titulatur auf. Bald heißt ein ſolcher „Pfarrer“, bald „Paſtor“, bald, wie in dieſem Falle, „Pater“, ſelbſt der Ausdruck „katholiſcher Prediger“ kommt vor. Bis in's erſte Viertel dieſes Jahrhunderts wurden alle Miſſionäre, da ſie ohne Ausnahme Ordensgeiſtliche, meiſt Jeſuiten, waren, als Patres titulirt. Erſt von da ab ſcheint der bei den Proteſtanten übliche Titel „Pastor“ auch den Miſſionären beigelegt und endlich ſogar der officielle geworden zu ſeyn.

inzwiſchen 2 Kinder habe lutheriſch taufen laſſen, mitgetheilt habe. Derſelbe habe geantwortet: als katholiſcher Prieſter könne er trotz des Verbots der Landesgeſetze dieſe Taufe nicht ablehnen, denn wenn er es auch als Staatsuntergehöriger nicht dürfe, ſo ſei in einem ſolchen Falle doch die Furcht vor Menſchen nicht maßgebend und vielmehr Gottes Gebot zu befolgen.

Ihm wurde vorgehalten, daß er dadurch einen Bruch ſeines Verſprechens begangen, welches er bei Eingehung ſeiner Ehe geleiſtet und daß dieſes ſich keinesfalls rechtfertigen laſſe.

Er, Comparent, habe dieſes Bedenken dem gedachten Pfarrer auch ſeinerſeits vorgehalten. Man brauche aber nur ſolche Verſprechen zu halten, deren Inhalt zuläſſig und die durchaus freiwillig geleiſtet ſeien. Auch ſei er von ſeinen Gewiſſensſcrupeln überwältigt worden.

Ihm wurde vorgehalten, daß derartige Grundſätze, nach denen geleiſtete Verſprechen von Katholiken ſpäter unter dem Vorgeben unzuläſſigen Inhalts annullirt werden könnten, offenbar dazu führen müßten, daß Katholiken überhaupt nicht mehr in dem Staatsverbande geduldet werden würden.

Comparent erwiderte: Seine Gewiſſensbiſſen habe er nicht bewältigen können. Er als Vater müſſe dereinſt jenſeits ſich wegen ſeiner Kinder verantworten. Dieß werde er nicht können, wenn er das Verſprechen, welches er in jungen Jahren, wo er es kaum noch habe beurtheilen können, gegeben, befolgt hätte.

Ihm wurde vorgehalten, daß er einem wiſſentlichen Bruche der Landesgeſetze Auswanderung nach einem katholiſchen Staat hätte vorziehen müſſen, daß er auch zunächſt ſich an die Gnade Sr. Majeſtät des Königs hätte wenden können.

Comparent erwiderte: Er halte die Kindererziehung für ein auch durch die Bundesbeſchlüſſe garantirtes bürgerliches Recht. Er habe den feſten Entſchluß gefaßt, alle ſeine Kinder katholiſch taufen und erziehen zu laſſen.

Ihm wurde ſodann bedeutet, daß ſeine Frau jedenfalls noch erſcheinen müſſe, um ebenfalls über die in Frage ſtehende Angelegenheit vernommen zu werden und wurde dazu Freitag den 10. Juni beſtimmt.

V. G.

Nachdem eine Bitte des Comparenten um eine Abſchrift dieſes Protokolls bewilligt worden und ihm zugeſagt, daß er ſie bei ſeinem Erſcheinen am Freitage erhalten werde, Comparent noch angegeben, daß das jetzt in Rede ſtehende Kind bei der dieß-jährigen Anweſenheit des Pfarrers Coſſe in Glückſtadt getauft worden in Gegenwart zweier Zeugen, des Mathiä Woller aus Collmar*) und einer Schweſter ſeiner Frau, Sophie Wendt, welche vorher davon unterrichtet worden, ſo wie, daß er ſeine Kinder, welche in der Schule lutheriſchen Unterricht genößen, im Hauſe im katholiſchen Katechismus unterweiſe und katholiſche Gebete mit ihnen halte und zwar ohne Wiſſen des Paſtors Zieſe, wurde geſchloſſen und Comparent entlaſſen. A. u. s. in fidem protocolli: Weſtphal, Amtsſekr. In fidem copiae: Levetzau. Gebühr: 2 Rthlr. 77 R. M."

Wir laſſen jetzt dieſem erſten Verhör das in demſelben ſchon angezeigte zweite, und zwar gleichfalls vollſtändig folgen, um überall, ſo weit irgend thunlich, die Acten ſelbſt reden zu laſſen. Das Protokoll des zweiten Verhörs lautet:

„Königl. Steinburger Amthaus. Itzehoe den 18. Juni 1859. Gegenwärtig: der Herr Kammerherr und Amtmann von Levetzau. Auf gegebene Veranlaſſung ſiſtirte ſich am heutigen Tage wiederum der Uhrmacher Georg Fidel Hirth aus Crempe ſo wie deſſen Ehefrau Anna Maria geborene Wendt und wurde die viſitatoriale Vernehmung in Folgendem fortgeſetzt. Es erſchien zunächſt die Ehefrau des Hirth und deponirte auf gegebene Veranlaſſung wie folgt:

Sie heiße, wie angegeben, ſei 42 Jahr alt, evangeliſch-lutheriſcher Confeſſion, gebürtig aus Collmar. Das Verſprechen ihres Mannes, ihre Kinder lutheriſch zu taufen und zu erziehen, ſei ihr bekannt, ſo wie der Viſitatorialverweis, als dieſes Verſprechen zum erſtenmale übertreten worden. Ihr Mann habe ſie gefragt,

*) nicht der elſäſſiſchen Stadt, ſondern einem holſteiniſchen, an der Elbe belegenen Dorfe.

bevor das erſtemal eines ihrer Kinder katholiſch getauft wurde, und ſie habe ihren Willen dazu gegeben. Paſtor Döring ſowenig wie Paſtor Stinde hätte je mit ihr über jenes bei Eingehung der Ehe geleiſtete Verſprechen geſprochen. Den katholiſchen Pfarrer habe ſie nicht anders geſprochen, als bei der Taufe in Glückſtadt und habe ſie durch ihren Mann dieſem erklären laſſen: es ſei ihr gleich, ob ihr Kind lutheriſch oder katholiſch getauft würde und werde ſie jede über ihren Mann verhängte Strafe theilen. Sie glaube, die Katholiken würden ebenſo gut ſelig, wie die Anhänger der lutheriſchen Religion. Daß ſie das gegebene Verſprechen gebrochen hätten, ſcheine ihr nicht unrecht zu ſeyn, denn ſie hätten es gewiſſermaßen zwangsweiſe geleiſtet, da ſie ohnedem nicht copulirt worden wären, und glaube ſie, daß der katholiſche Glaube ebenſo gut ſei wie der lutheriſche.*) Taufzeugen ſeien geweſen der katholiſche aus Baden gebürtige Uhrmacher Woller aus Collmar und ihre unverheirathete Schweſter Sophie Wendt. Dieſelbe ſei Lutheranerin und davon vorher unterrichtet geweſen, daß das Kind katholiſch getauft werden ſollte. Daß die Kinder von ihrem Manne katholiſch unterrichtet würden, wiſſe ſie; ſie leſe manchmal ſelbſt im katholiſchen Katechismus, der ihr recht gut gefalle. Sie beabſichtige, vielleicht ſelbſt noch zur katholiſchen Religion überzugehen. V. G. und wurde Comparentin einſtweilen entlaſſen.

Vorgerufen wurde ſodann der Uhrmacher Georg Fidel Hirth aus Crempe. Demſelben wurde die erbetene Abſchrift des Protokolls der Vernehmung vom 8. Juni vorgeleſen. Nach Vorleſung des Protokolls fügte Comparent hinzu: er habe die Abſicht, alle, auch ſeine lutheriſch getauften Kinder katholiſch erziehen zu laſſen; worauf demſelben von dem Herrn Kammherrn von Levetzau visi–

*) Man ſieht, die gute Frau legte damals noch — wenn anders das Protokoll ihre Aeußerungen richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat — ein ſprechendes Zeugniß für jenen Christianismus vagus ab, den wir in der erſten Serie die „Mir-iſt-Alles-eins-Religion" genannt haben.

latorio nomine eröffnet wurde, daß ſeine Verpflichtung alle ſeine Kinder, ſo wohl die katholiſch- als die evangeliſch-lutheriſch getauften, in der evangeliſch-lutheriſchen Religion erziehen zu laſſen, nach wie vor fortbeſtehe und daß ihm daher bei nachdrücklicher Strafe unterſagt werde ſeinen wiederholt ausgeſprochenen Willen, alle ſeine Kinder katholiſch zu erziehen, in irgend einer Weiſe zur Ausführung zu bringen. Um Uebrigen werde er, hinſichtlich der Taufe ſeines letztgeborenen Kindes durch einen katholiſchen Pfarrer, einen näheren Beſcheid zu gewärtigen haben. V. G. in fidem protocolli: Weſtphal Amtsſec. Pro copia: Voß, Juſtizrath und Amtsverwalter. Geb. 38 ß. Stpl 24 ß.

Damit iſt die Geſchichte der Hirth'ſchen Glaubensverfolgung zu Ende, denn der im Obigen verheißene nähere Beſcheid iſt niemals erfolgt, da Hirth die ihm vom Herrn von Levetzau angerathene „Auswanderung" wirklich in's Werk ſetzte, wozu ihn, außer den bisherigen Erfahrungen, auch wohl noch die Furcht vor Landesverweiſung bewogen haben mag, da ihn ſeine ſehr natürliche Mitwirkung bei der wahrſcheinlich nahe bevorſtehenden Converſion ſeiner Ehefrau der Anwendung dieſer Strafe gegen ihn ausſetzte, mit der in Holſtein Jeder bedroht iſt, der „zum Abfalle von der lutheriſchen Landeskirche behülflich iſt". Doch wanderte er nicht, dem Rathe des Herrn Amtmann gemäß, nach „einem katholiſchen Staate", ſondern nach Friedericia in Jütland aus, wo ſich eine kleine katholiſche Gemeinde unter einem vortrefflichen Miſſionär (Dr. theol. Coppenrath) befindet und wo, wie in ganz Dänemark, vollſtändige Gewiſſens- und Religions-Freiheit herrſcht. Allein die Jüten lieben den Deutſchen nicht, und deßhalb iſt es dem armen Kreuzträger dort noch nicht gelungen, ſich und ſeiner zahlreichen Familie eine ſorgenloſe Exiſtenz zu begründen.

Hätten wir nun gleich außer den mitgetheilten Fällen noch mancherlei aus dem gelobten Lande Holſtein zu er-

zählen, z. B. von einem Propſte, der ſich alljährlich einmal den niedlichen Scherz erlaubt, die bei ſeinen „Amtsbrüdern“ circulirenden Predigttexte, unter andern auch die zu den „Reformationspredigten“, gleichfalls dem des Orts anſäſſigen katholiſchen Geiſtlichen zuſtellen zu laſſen, oder von dem Klingelbeutel, mit dem auch die katholiſchen Bürger Kiels im lutheriſchen Gotteshauſe einherſchreiten müßten, wenn ſie ſich nicht jedesmal von dieſem Officio loskaufen könnten u ſ. w., ſo wollen wir doch, da der uns für unſere kleinen Territorial-Angelegenheiten in dieſen Blättern zu verſtattende Raum vielleicht ſchon überſchritten iſt, die Güte der verehrlichen Redaktion nicht länger auf die Probe ſtellen und hiemit unſere Aphorismen unter dem Wunſche, daß ſie etwas Gutes, und ſei es auch am Ende noch ſo wenig, bewirken mögen, endgültig ſchließen.

# VIII.

## Zeitläufe.

Noch immer die Schaukel zwiſchen England und Rußland? — Vater Saturn in Italien. — Warum der Liberalismus gerade nur in Frankreich ſchachmatt iſt?

Seit Jahr und Tag hat die Annahme, als wenn der franzöſiſche Imperator ernſtlich oder gar „uneigennützig“ die nationale Unifikation, beſſer geſagt die Piemontiſirung von ganz Italien anſtrebe, immer allgemeiner Wurzel geſchlagen, während wir ſtets die entgegengeſetzte Anſicht feſtgehalten haben. Noch vor Kurzem ſind ein paar ſehr geiſtreiche Militär-Schriften*) unter der Vorausſetzung, daß die neue Großmacht Italien in den Tuilerien definitiv beſchloſſen und deren Allianz oder Vaſallenſchaft den Franzoſen völlig ſicher ſei, an die Erwägung der politiſchen Lage Europas gegangen und ſind zu dem, wenn anders die Vorausſetzung wahr iſt, ganz richtigen Schluß gekommen: der Napoleonide werde demnächſt über Venetien hin operiren und, vom Herzen Oeſterreichs aus die

*) So namentlich die einem hochgeſtellten preußiſchen General (Peucker) zugeſchriebene Broſchüre: „Der Beſitz Venetiens und die Bedeutung des neu-italieniſchen Reiches“. Berlin. Springer 1861.

Hand auf Deutſchland und die Türkei zumal legend, auf dieſem Wege den drei großen Aufgaben ſeiner Stellung zu genügen ſuchen: der Einverleibung des linken Rheinufers, der Demüthigung Englands und der Verwandlung des Mittel-Meers in einen „franzöſiſchen See".

Um dieſe drei Punkte drehen ſich ohne Widerrede die Gedanken der Tage und die Träume der Nächte des Neffen vom Onkel, und den mit jedem Jahr ſteigenden Werth des Mittelmeers wird er über der Rhein-Affaire ſo wenig vergeſſen, daß die letztere unter Umſtänden einem Drang günſtigerer Gelegenheiten zwiſchen Syrien und Gibraltar ſogar nachſtehen dürfte Die deutſche Erbſünde und die preußiſche Politik läuft ihm ohnehin nicht davon, während die orientaliſche Frage über den Beſitz des großen Waſſerbeckens zwiſchen den drei Welttheilen und ſomit über das Problem entſcheiden wird, ob Frankreich oder England die europäiſche Weltmacht der Zukunft ſeyn ſoll. Ueber die Ziele alſo kann kein Streit ſeyn, wohl aber über die Wege. Was England in Italien anſtrebt, kann unmöglich auch für die napoleoniſche Politik Frankreichs gut ſeyn. Und wenn die Unifikation Italiens wirklich der auserleſene Hebel der letztern, wenn die revolutionäre Allianz der neuen Großmacht dem Imperator in Wahrheit unbedingt ſicher wäre, dann bliebe es völlig unerklärlich, wie dennoch gerade England mit Händen und Füßen daran arbeiten könnte, ganz Italien unter die Botmäßigkeit Piemonts zu bringen.

Niemand hat uns noch genügenden Beſcheid auf dieſe einfache Frage gegeben. Allerdings mag man ſich auf den fanatiſchen Katholikenhaß und überhaupt auf die phraſeologiſche Bornirtheit der öffentlichen Meinung Englands berufen, welche in der verächtlichen Perſon Ruſſels ihren würdigſten Vertreter gefunden hat: das erklärt wohl Manches aber weitaus nicht Alles. Es handelt ſich um keinen Strich weniger

als um die ganze Zukunft, ja um die Exiſtenz jenes Inſel-Reichs, deſſen ſociale Zuſtände, in der äußerſten Spannung begriffen, eine unbeſchränkte Ausbeutung der ganzen Welt ohne Stillſtand und Unterbrechung bedingen; England täuſcht ſich darüber auch nicht; wie kann man dennoch annehmen, daß es bloß aus bigottem Vorurtheil eigenhändig an der Herſtellung einer neuen Großmacht arbeite, welche abſolut nichts anderes ſeyn könnte als das willenloſe Werkzeug Frankreichs gerade gegen England und deſſen Lebensintereſſen im Mittel-Meer? Die engliſchen Staatsmänner ſind offenbar der entgegengeſetzten Ueberzeugung: ſie rechnen darauf, daß Piemont, ſobald es zum Herrn der ganzen Halbinſel geworden wäre, ſofort den napoleoniſchen Strohſack vor die Thüre ſetzen und zum Schutz ſeiner Unabhängigkeit von Frankreich die Allianz Englands ergreifen würde. Und in der That läge eine ſolche Politik vollkommen in der treuloſen und verrätheriſchen Tradition des ſavoyiſchen Hauſes; mit den Feinden ihrer Alliirten ſich verbinden, ſobald der nächſte Zweck einer Allianz erreicht war: dieß iſt ſtets ein Lieblingsmanöver der Savoyer geweſen, wie Frankreich ſelber mehr als einmal zu ſeinem Schaden erfahren hat.

Sobald aber die Vorausſetzung, daß der Imperator ſich die Unifikation Italiens als das Mittel auserſehen habe, um an den Rhein und zu den beherrſchenden Stellungen des Mittelmeeres zu gelangen, definitiv zu Boden fällt, dann liegt auch der Conflikt mit England näher als der mit den Oſtmächten, und der natürliche Erſatz einer franzöſiſch-engliſch-garibaldiſchen Allianz wäre die franzöſiſch-ruſſiſche. Man darf nur nicht vergeſſen, daß es heutzutage nicht mehr bloß Einen Weg zu den napoleoniſchen Zielen gibt, und weil er die Wahl hat, deßhalb iſt keine Coalition mehr gegen ihn möglich. Der Rhein läßt ſich über England ſo gut angreifen wie über Venetien, von Syrien und vom Bosporus aus wird er vielleicht

bequemer erreicht als durch Vernichtungskämpfe von Dalmatien bis Ungarn. Das Mittelmeer aber und der kürzeſte Weg nach Indien läßt ſich durch befreundete und abhängige Machthaber in Syrien, Aegypten, auf den griechiſchen Inſeln, in Neapel und Sicilien viel ſicherer beherrſchen als durch die ſtets problematiſche Treue und Dankbarkeit einer geſammtitaliſchen Großmacht. Kurz, alle Wege führen nach Rom, eventuell ſelbſt der über Dänemark und Schleswig-Holſtein nicht ausgenommen; welcher Weg aber der wohlfeilſte, kürzeſte und ſicherſte ſei, das iſt die Frage, und die Antwort dürfte ſchwerlich zu Gunſten einer engliſch-garibaldiſchen Unifikation Italiens ausfallen.

Täuſchen wir uns nicht ganz, ſo hat der Imperator aus den Schriften und Geſchichten des Onkels vor Allem die Lehre herausſtudirt, daß er nicht zu viel auf einmal verlangen und unternehmen dürfe. Gerade jetzt traut man ihm Projekte von unabſehbarer Tragweite gegen Venetien, Iſtrien, Dalmatien, Ungarn, Polen zu, welche nothwendig alle Mächte gegen ihn aufbringen und vereinigen müßten, vielleicht ſogar England. Wir glauben, daß er klüger iſt. Wenn die Koſſuth's und Mazzini's und Garibaldi's ihm bei der raſtloſen Arbeit (nulla dies sine linea), um die ganze Welt zu verwirren und zu verblenden, behülflich ſein wollen, ſo gefällt ihm dieß ſehr wohl; den allgemeinen Brand aber will er zur Zeit nicht, und er weiß ganz gut warum. Nicht vernichten will er dieſe oder jene Macht, aber mürbe machen will er ſie alle, und am weiteſten iſt er bei dieſer Procedur ohne alle Frage mit England noch zurück.

Daſſelbe England iſt aber eben jetzt in das Stadium eingetreten, wo ihm am leichteſten beizukommen ſeyn dürfte — nicht allein wegen ſeiner innern Verlegenheiten, ſondern auch wegen ſeiner beiſpielloſen Aufführung in der italieniſchen Sache, die es principiell von allen Mächten iſolirt und ihm im Grunde

keine andere Allianz übrig gelaſſen hat, als die koſſuth-garibaldiſche. Seit vier Jahren hat der Imperator Europa im Schach gehalten, indem er mit unvergleichlicher Kunſt die Schaukel zwiſchen England und Rußland trat. Sollte er jetzt die Zeit gekommen glauben, um die rührende Geduld Gortſchakoffs zu belohnen und plötzlich auf czariſche Seite zu treten, ſo wäre England buchſtäblich geprellt und lahm gelegt, ohne daß er vorerſt eine weitere Hand anzulegen brauchte. Jedenfalls bedarf er zum Hausgebrauch ſeiner Franzoſen wieder irgend eines Erfolgs, und da die Rechnung auf eine kräftige Diverſion von Seite Piemonts im Falle des unmittelbaren Angriffs am Rhein nun völlig in die Brüche zu gehen ſcheint, ſo wäre es nicht zu verwundern, wenn die Conſtellation vom Oktober 1859 jetzt wiederkehrte, und zwar bei ungleich günſtigern Umſtänden für Rußland. Sollte es ſich beſtätigen, daß wegen Gaeta ein franzöſiſch-ruſſiſches Einverſtändniß beſtehe und ein ruſſiſches Corps mit den Franzoſen in Syrien ſich vereinigen werde, während die Londoner Miniſter gegen die Fortdauer der franzöſiſchen Occupation Feuer und Flammen ſpeien — dann dürfte bald wieder eine Breslauer Conferenz nöthig werden und die Welt wüßte endlich: wo hinaus!

Die Händel mit England ſind in Syrien ohnehin ſchon da und ſie werden ſich nothwendig verböſern, ſobald Frankreich der italieniſchen Unifikation entſchieden den Rücken kehrt; das erſte Schlachtfeld iſt im ganzen Türkengebiet weit und breit gegeben; für die erforderliche Diverſion und Schwächung aber ſcheint abermals Indien ſorgen zu wollen. England hat es dem 2. Dezember zum großen Verdienſt angerechnet, daß er die Panik des erſten indiſchen Aufruhrs von 1857 durch keine Aggreſſion von ſeiner Seite erſchwerte; in dieſem Augenblicke aber iſt das indiſche Trauerſpiel im Begriff, ſich zu wiederholen. Während das grauſam unterdrückte Feuer des Religionskriegs unter der Aſche fortglimmt, hat nun eine durch

die Finanznoth erzwungene neue Einkommenſteuer auch die im Jahre 1857 nicht entzündeten Präſidentſchaften an den Rand der Empörung gebracht; zugleich erfährt man, daß der gefürchtete Nena Sahib nicht geſtorben iſt, ſondern lauernd an der Grenze Nepals ſteht; und was das Schlimmſte iſt: in der europäiſchen Armee ſelber wüthet der Geiſt der Meuterei, weil ſie ſeit der Vereinigung Indiens mit der Krone die Vortheile ihrer Ausnahmsſtellung verloren hat. Schon heißt es: die ganze Truppe gleiche nur mehr einem Haufen von Verſchwörern, und man werde vielleicht das Heer der Eingebornen gegen ſie gebrauchen müſſen — die Brüder der zu Hunderten von den Kanonen weggeblaſenen Sipahi's zum Schutz der Regierung gegen die engliſche Soldateska! Gewiß ein eigenthümliches Zuſammentreffen mit dem Schluß der franzöſiſchen Cooperation gegen China durch den Frieden von Peking.

Lord Ruſſel hat neulich in Paris das Aufhören der verhüllten Intervention vor Gaeta — alſo implicite auch das Zurückziehen der franzöſiſchen Beſatzung zu Rom — in ſo ungezogen heftigen Ausdrücken verlangt, daß Thouvenel die Annahme der Note verweigerte. Gleichzeitig ſollen ſich die Mächte der Warſchauer Conferenz in aller Höflichkeit das Gegentheil erbeten haben. Von Seite Ruſſels war es der Muth der Verzweiflung, denn die engliſche Politik in Italien iſt ſchon verloren. Zieht der Imperator jetzt auch ſeine Flotte von Gaeta zurück, ſo iſt es doch für das Intereſſe Englands zu ſpät. Jenſeits des Kanals wie dieſſeits des Rheins hat man, von den eigenen ſchlechten Leidenſchaften verblendet, durch die trügeriſchen Manöver des Verſchlagenen ſich kläglich narren laſſen und den rechten Moment verſäumt; jetzt hat er gewonnen Spiel. Wenn die Stimmung im eigenen Lande, wie die raſche Entwicklung der Anarchie in Italien und die Ueberreife der türkiſchen Zuſtände ihn zwingen, endlich mit der Farbe herauszurücken, ſo kann er dieß jetzt ſehr wohl thun. Denn

bei der thatſächlichen Lage Oeſterreichs kommt die Beſinnung überall zu ſpät, ob er ſich nun gegen England oder gegen Preußen wenden mag. Im erſtern Falle iſt die Frage bloß die: ob es mit dem Mürbemachen abgehen kann, wenn die von Gott gebundene Zuchtruthe endlich auf den ſchuldbeladenen Rücken jener ehr- und gewiſſenloſeſten Macht fällt, ob ſich nicht vielmehr der Kampf bis auf's Meſſer entwickeln wird: ich oder du!

---

Wir haben vor ein paar Monaten, als die Sache des Sardiniers und ſeiner Raubthaten eben ſehr glänzend zu ſtehen ſchien, die Meinung ausgeſprochen: wenn der Imperator es mit dieſem Menſchen, der Kind und Wiege an ihn verſchachert hat, wirklich gut meinte, ſo würde er ihn um jeden Preis von dem Marſche nach Süden abhalten, anſtatt ihn mit Rieſenſchritten ins Verderben rennen zu laſſen; ſchon rufe Niemand mehr dem ſchlauen Cavour ein Hoch zu, bald werde es auch mit den Evviva's für den „König-Ehrenmann" aus ſeyn, und Garibaldi, der Feldmarſchall Mazzini's, allein das Feld behaupten. Cavour wußte freilich recht wohl, warum er den verzweifelten Wurf gewagt hat, den Kirchenſtaat und Neapel ohne Kriegserklärung wie der Dieb bei Nacht zu überfallen; um die „monarchiſche Revolution" zu retten, mußte er ſo thun, denn ſonſt wäre entweder der tollköpfige Volksheld im rothen Hemd von den königlichen Truppen vor Capua vernichtet worden, oder er hätte ſofort die Franzoſen in Rom angegriffen und die franzöſiſche Nation gegen die Italia una empört. Sardinien konnte nicht mehr anders, es mußte Alles auf Eine Karte ſetzen, und dieſe Karte hat fehlgeſchlagen. Es bedurfte nicht einmal eines Congreſſes, die Bauern in den Abruzzen reichten hin, um unſere Vorherſage wahr zu

machen; Viktor Emmanuel iſt verzagend aus Neapel davongeſchlichen und Cavour wäre ein verlorener Mann, wenn auch nicht die ſchwere Hand Gottes ihn getroffen hätte.

Daß der bittere Antagonismus zwiſchen dieſem machiavelliſtiſchen Unterhändler und dem reinen Revolutionsblut Garibaldi's von Anfang an mehr als bloße „Komödie" war, wird jetzt Niemand mehr abſtreiten wollen. Das rothe Hemd wird ſich aber auch ferner nicht als die Zitrone zur monarchiſchen Revolutions-Limonade hergeben, vielmehr wird dem königlichen Schnurrbart demnächſt nichts Anderes übrig bleiben, als entweder der ſocial-demokratiſchen Republik oder — dem abwiegelnden Frankreich ſich in die Arme zu werfen. Seinen cyniſchen Neigungen gemäß würde er ſicher Erſteres vorziehen, wenn es bloß um die Wahl zwiſchen Garibaldi und Louis Bonaparte zu thun wäre, und nicht auch England die mazziniſtiſche Solidarität perhorrescirte. Erſt noch am 20. Dec. hat Koſſuth dem Garibaldi-Comité in Glasgow die ſchwere Noth geklagt, daß ſein und Garibaldi's Wahlſpruch: Oeſterreich müſſe völlig vernichtet werden, wenn die italiſche Halb-Inſel frei ſeyn ſolle — bei den Staatsmännern Englands auf die hartnäckigſten alten Vorurtheile ſtoße, indem ſie die Exiſtenz Oeſterreichs für eine engliſche Nothwendigkeit erklärten und ſogar dem Krieg Italiens wider Venetien, geſchweige der Aufwiegelung Ungarns, „mit Bitten und Drohungen" entgegenträten. „Sie gehen ſo weit", fährt Hr. Koſſuth fort, „daß ſie für Oeſterreich ſogar Polizeidienſte thun und die ungariſchen Flüchtlinge überwachen; vor einigen Jahren hat England die Ruſſen wegen ihres Einfalls in die Donaufürſtenthümer bekriegt, jetzt ſanktionirt es die Drohungen der czariſchen Regierung, dieſe Provinzen einer abermaligen Occupation unterwerfen zu wollen, damit nur Oeſterreich von dieſer Seite nichts zu fürchten habe".

Man ſieht daraus, daß die Realität der europäiſchen

Machtintereſſen immerhin ſelbſt in England noch ſtärker iſt als die demokratiſch-kosmopolitiſche Phraſe und der Dolch der geheimen Sekten. Aber dem Viktor Emmanuel iſt damit freilich wenig geholfen, er bleibt in den Klauen der Geiſter, die er beſchworen hat. Es iſt von Noten zwiſchen Paris und Turin und von Verhandlungen die Rede, wobei die Unifikation Italiens bereits als „Träumerei“ und „Chimäre“ figurire. Will aber der Sardenkönig einen ſolchen Rückzug antreten und auf's Markten ſich einlaſſen, dann wird er es ohne Zweifel mit Garibaldi an der Spitze aller „Patrioten“ zu thun haben; eine fürchterliche Eruption wird ihm ſeine eigenen tollen Proklame ungezählt in's freche Geſicht ſchleudern, und ſie werden dem königlichen Verräther den republikaniſchen Vernichtungskrieg machen.

Die Pariſer Börſe iſt von dieſen Ausſichten empfindlicher berührt worden als der verſchmitzte Imperator, und als ein Verſuch den armſeligen „König von Italien“ durch ein Hinterpförtchen der Wuth des Garibaldithums zu entziehen, darf die berüchtigte Broſchüre über den Verkauf Veneticns für 600 Millionen Franken angeſehen werden. Hr. Pereire, der Gründer des Pariſer Creditmobilier, Mitkäufer der öſterreichiſchen Staatsbahnen, Oberrabbi des napoleoniſch-ſaintſimoniſtiſchen Geldjudenthums, iſt der Verfaſſer der Schrift; der Imperator ſelber aber hat ſie revidirt und nicht nur alle auf die Unifikation Italiens bezüglichen Stellen geſtrichen, ſondern auch ausdrücklich den Satz eingefügt, daß Oeſterreich durch den Verkauf Venetiens das Recht erhielte, „vortheilhafte Bedingungen für den Papſt und für Neapel zu verlangen“. Daß der 2. Dec. mehr als Eine Fliege zumal träfe, wenn es ihm gelänge, auf ſo wohlfeile Weiſe ſein Wort „bis zur Adria“ zu erfüllen, leuchtet auf den erſten Blick ein. Auch Cavour dürfte mit beiden Händen nach dem Schacher greifen; denn die Italia una iſt ohnehin verloren, und wenn er

Venetien ohne den Krieg, deſſen ſchwere Folgen er fürchtet, „befreien“ könnte, ſo wäre nicht nur den Lombarden geholfen, welche die Trennung von Venetien ſchon aus induſtriellen und commerciellen Rückſichten als ein unerträgliches Uebel empfinden, ſondern es wäre auch der Führerſchaft Garibaldi's der Boden unter den Füßen weggezogen. Ja, man könnte ſich mit ihm vielleicht ſogar dahin abfinden, daß der Unabhängigkeitskampf in Ermangelung Oeſterreichs fortan — gegen Frankreich und Nizza zu richten ſei, und zwar mit der Baſis des machtvollen Feſtungsvierecks und im Bunde mit England.

Napoleon wußte wohl, daß Oeſterreich den Judenſchacher verächtlich von ſich ſtoßen würde; wird er nun ſeine Adler abermals über die Alpen ſenden, um die ſtarken Poſitionen Oberitaliens für Sardinien zu erobern? Hätte Cavour dieſe Ausſicht, ſo würde er den venetianiſchen Krieg nicht ſo ſehr fürchten, und das Geldjudenthum würde nicht 600 Millionen bieten, um den demokratiſch-ſocialiſtiſchen Eroberungskampf zu verhüten, den die Bankokratie nicht weniger ſcheut als Cavour und England ſchon den politiſchen Krieg gegen Venedig. Die Geldjuden allerdings haben ein theures Intereſſe am ſardiniſchen Großwerden, ja an der Italia una; denn ſie haben viel Geld dahin geliehen, ſchon aus antichriſtlichem und revolutionärem Intereſſe, und der „Ehrenmann“ wird Bankerott machen, wenn er nicht bald geſammtitalieniſche Papiere auf den Markt zu bringen vermag. Der Imperator aber ſorgt für keine andern Papiere als die ſeinigen, und wenn nicht alsbald die preußiſche Politik die Sylveſternachts-Träume der Gothaer verwirklicht und an der Seite Englands für die italieniſche Einheit aktiv einſchreitet, ſo dürfte die neue Großmacht nicht nur ungeboren bleiben, ſondern auch der „Befreier“ Venetiens noch nicht geboren ſeyn.

Die berüchtigte Broſchüre ſcheint uns alſo vor Allem ein

Compliment an das Geldjudenthum zu ſeyn, ſehr verbindlich zwar, aber — leer. Und ſo viel Rückſicht haben die Pereire, Fould, Mirès ꝛc. gewiß verdient; denn ſie waren die ſpecifiſchen Stützen ſeines Throns von Anbeginn, die Tauſendkünſtler welche ſein großes Wort vom „Wohlſtand Aller" und daß er ein „Kaiſer der Leidenden" ſei, wahrmachen ſollten. Sie haben zudem bis jetzt den Dienſt beim Danaidenfaß der napoleoniſchen Privatkaſſe gethan, was bei einem Herrſcher nicht wenig ſagen will, der eine Civilliſte von 25 Millionen Franken bezieht und mehr als 100 Millionen jährlich verbraucht, dem das Fould'ſche Genie durch Börſen- und andere Spekulationen ein Californien außerordentlicher Zuflüſſe geſchaffen hat und der dennoch 140 Millionen Privatſchulden beſitzt. Zum Dank hat der Imperator nicht nur den allgemeinen Finanzſchwindel als höchſte Staatsraiſon eingeführt, ſondern er hat dem Geldjudenthum nun auch die Satisfaktion verſchafft, daß es zum erſtenmal als ſelbſtſtändiger Motor der europäiſchen Politik auftreten konnte. Ja, er hat es wirklich zur politiſchen Macht erhoben, aber wie Alles in Frankreich — nur auf Ruf und Widerruf. Der Mann hat ſelber zwei finanzpolitiſche Seiten, nur auf der einen iſt er Plutokrat, auf der andern aber Sansculott, und je nachdem er ſich wendet, dient ihm das jüdiſche Capital heute als hochgeſchätzter Bundesgenoſſe gegen Oeſterreich und den Papſt, während es vielleicht morgen ſchon die traurigen Ueberreſte confiscirter Milliarden nach dem nicht-verkauften Venedig flüchten wird.

---

Das iſt keineswegs zu viel geſagt; denn die Mehrſeitigkeit des Napoleonismus iſt unerſchöpflich, und man vermag kaum jemals zu ſagen was er heute iſt, geſchweige denn was

er morgen ſeyn wird. Allzu häufig wird der dritte Napoleon als eine bloße Wiederholung des erſten angeſehen, während er doch im Grunde eine durchaus moderne Erſcheinung und viel weniger noch eine politiſche als eine ſociale Drohung iſt. Die unruhſtiftende Geſchäftigkeit nach Außen erſchöpft ſein Weſen ſo wenig, daß ſie vielmehr die volle Entfaltung dieſes Weſens aufhält; denn wäre das Syſtem einmal ganz nach Innen auf ſich ſelbſt zurückgeworfen, ſo müßte es nothwendig der Socialismus ſeyn, wozu man es auch in ruhigern Zeiten jedesmal Anlauf nehmen ſieht Daß der zweite Napoleonismus durch die Schule Saint-Simons hindurchgegangen, bringt die Pereire'ſche Broſchüre ſelbſt in auffallende Erinnerung, indem ſie, wie Garibaldi in ſeinem phantaſtiſchen Manifeſt an die Souveraine Europa's, die ſaint-ſimoniſtiſche Idee eines „permanenten Congreſſes" empfiehlt, das iſt den organiſirten Communismus im Völkerrecht. In der That ſind nicht nur die Großjuden Pereire und Genoſſen, ſondern auch mehrere der hervorragendſten Staatsmänner des 2. Dezembers wirklich aus der gedachten Socialiſten-Schule hervorgegangen; insbeſondere hat Miniſter Perſigny, der älteſte Vertraute Louis Bonaparte's, als Schüler Saint-Simons die Einſicht gewonnen, daß der Napoleonismus die „ſociale Wahrheit" ſei, weil er durch die unité du pouvoir befähigt iſt alleiniger Einnehmer der Güter der Erde und auch ihr alleiniger Ausgeber zu werden.

Frankreich würde ein ſolches Regiment allerdings auf die Länge nicht ertragen, wenn es nicht ſein natürlicher Zuſtand wäre; daß aber dieſe Congruenz leider eine Thatſache iſt, ſcheint die eigenthümliche Erſcheinung zu lehren, daß die Liberalen von heute, während ſie in ganz Europa von Neuem die glänzendſten Siege feiern, gerade nur in Frankreich nach wie vor ſchachmatt ſind. Es iſt, als wenn dort auf dem großen Grabe des Liberalismus die Inſchrift ſtünde: „Unſer Werk folgt uns nach." Kaum hatte der Imperator in Italien das blutige

Zeichen gegeben, ſo ſind die Scheintodten von 1848 überall ſonſt wieder auferſtanden; alle die Männer, welche ſich zehn Jahre lang in vorſichtiger Stille vergeſſen ließen, tragen jetzt, nachdem ſie nichts mehr zu fürchten haben, ihren Heldenmuth wieder zu Markt, ſo daß man oft zu fragen verſucht iſt: wo waret ihr denn, als wir den Kampf führten gegen die Fehler und Thorheiten der mächtigen Reaktion? Bereits ſchießt der Liberalismus überall ins demokratiſche Kraut; Miniſter Schmerling zählt innerhalb drei Tagen zu den liberalen Muſtern und zu den überwundenen Standpunkten; Graf Schwerin und die Neue Aera in Preußen gehören zu den Ueberſchrittenen, man wartet nur auf den Sieg in Kaſſel, um auch in Berlin das „unterdrückte Recht" der Charte Waldeck zu reklamiren; und allenthalben droht der März 1860 mit dem März 1848 ſo eng zuſammenzufallen, als wenn die zwölfjährige Lücke niemals dageweſen wäre. Nur auf Frankreich hat die liberale Bewegung nicht den geringſten Rückſchlag geübt! Der Imperator kokettirt nach Außen mit allen Wühlern Europa's, er liegt in giftigem Krieg gegen die Kirche, und je antikatholiſcher irgend eine neue Broſchüre auftritt, deſto gewiſſer wird ſie ſeiner Inſpiration zugeſchrieben;*) dennoch aber rühren ſich die Geiſter des Liberalismus nicht! Am 24. November hat

*) Dieſe Ehre iſt auch der „Rom und die Biſchöſe Frankreichs" betitelten neueſten Flugſchrift widerfahren. Ihr Verfaſſer, Abbé Guettée, ein längſt ſuſpendirter und vielfach cenſurirter Prieſter, iſt derſelbe, welcher in Verbindung mit ruſſiſchen Staats-Popen das Journal „Union chrétienne" gegründet hat. Aus Anlaß der im vorigen Bande der Hiſt.-polit. Blätter darüber gemachten Angaben zieht Hr. Guettée in ſeinem Journal vom 25. Nov. v. Js. ſehr heftig gegen uns zu Felde. Da der Unglückliche an der Manie der Jeſuitophoben laborirt, ſo iſt es kein Wunder, daß er uns für heimliche Jeſuiten anſieht, wie uns eine andere Manie auch ſchon für heimliche Freimaurer erklärt hat.

er ſelbſt das Ventil geöffnet und „liberale Conceſſionen“ gemacht; Jedermann meinte, daß jetzt wenigſtens ganz ſicher die liberale Oppoſition in Fluß kommen müſſe — aber nichts davon, es iſt Alles ſo devot und leitſam wie zuvor!

Die Allgemeine Zeitung ſteht rathlos vor dieſem Räthſel, und doch iſt die Löſung ſehr einfach. Alle die Elemente, welche anderwärts den hochfahrenden und ausſchließlichen Liberalismus zu nähren und in eitelm Dünkel damit zu prunken pflegen, ſind in Frankreich gebrannte Kinder; ſie fürchten für ihren Reichthum, für das „Eigenthum;“ ſie wiſſen keinen andern Schutz deſſelben außer der furchtbaren „Einheit der Gewalt“ im Napoleonismus; ſie fürchten aber auch die Schutzmacht ſelbſt, und hüten ſich weislich ſie zu reizen oder in die Enge zu treiben, denn ſie ahnen die Fähigkeit ihres zwieſchlächtigen Weſens, über Nacht einmal von der Plutokratie zum Sansculottismus, und von den Börſen-Oligarchen zu den Socialiſten überzuſpringen; ſie machen daher gute Miene zu allem böſen Spiel des Meiſters nach Innen und Außen, in der Hoffnung, daß er um ſo eher den Maſſen den Geldſack der Burgeoiſie aus der Witterung bringen werde. Man entrüſtet ſich bei uns gar tugendlich über die „Sittenloſigkeit des 2. December,“ vielleicht thäte man aber beſſer, die Präcedentien zu beherzigen, welche ihm ſeine dämoniſche Macht über Frankreich gegeben haben, und der Grabſchrift des franzöſiſchen Liberalismus die paar Worte beizufügen: „Thut ihr Anderen nicht wie wir gethan!“

Den 12. Januar 1861.

# VIII.

## Die magna charta des Proteſtantismus nach Schelling.

### Zweiter Artikel.

Nachdem Schelling wohl nicht „eine ſpekulative Dogmatik, ſondern die Erklärung des Chriſtenthums aus ſeinem höhern, geſchichtlichen Zuſammenhang“ verſucht hatte: macht er den „Uebergang aus dieſer höhern und innern Geſchichte in — die äußere“. Dieſer Uebergang ſei durch die Kirche vermittelt, „welcher die Ausführung des Wortes Chriſti anvertraut iſt“. Daher die von ſelbſt ſich ergebende Aufgabe, die leitenden Ideen für die Geſchichte oder Entwicklung der chriſtlichen Kirche aufzufinden und aufzuſtellen. Hatte nun Schelling bis jetzt noch weit ſchwierigere Probleme mit Gewandtheit in die Fugen ſeiner aprioren Potenzenlehre zu bringen vermocht, und wußte er bei ſeiner außergewöhnlichen Begabung alle ſchwachen Seiten zu decken, aber nicht zu beſeitigen: ſo wird es ihm auch bei der Theorie von der Kirche nicht an Anhaltspunkten fehlen, um ſeine Trias in Scene zu ſetzen.

Die beiden letzten Vorleſungen über die Philoſophie der

Offenbarung behandeln dieſes Thema*). Schelling unterſcheidet einen vorgeſchichtlichen, einen geſchichtlichen und einen nachgeſchichtlichen Zuſtand der Kirche. Nur mit dem geſchichtlichen will er ſich befaſſen. Gleichwie der urſprüngliche Menſch in einem vorgeſchichtlichen Aeon im Potenzzuſtande ſich befand und aus demſelben trat, ohne gewiſſermaßen zu wiſſen, wie ihm geſchah: ſo befand ſich auch die apoſtoliſche Zeit des Chriſtenthums in der „Potentialität“. Dieſer Zuſtand war ein unwahrer, aus welchem die Menſchheit heraustreten mußte; er war ein durchaus unfreier, ganz unter dem Einfluſſe unmittelbarer göttlicher Inſpiration ſtehend. Daher der große Abſtand zwiſchen dem Bewußtſeyn der Apoſtel und der ſogenannten apoſtoliſchen Väter: „die Schwäche der Letzteren laſſe erkennen, wie der großen und göttlichen Erregung unmittelbar die tiefſte Abſpannung folgte“! Nicht minder ſollen die tiefſinnigen Stellen 1. Kor. 13, 8—13 für Schelling's Idioſynkraſie ſprechen. Das „Ex parte enim cognoscimus“ bezieht der Philoſoph lediglich auf die apoſtoliſche Zeit, nicht auf alle Zeiten, in denen die Kirche hier auf Erden ihre Miſſion zu erfüllen hat. Und doch ſieht jedes unbefangene Auge bei V. 12, daß dort der geſammte Unterſchied zwiſchen dem dieſſeitigen und jenſeitigen Erkennen überhaupt vom Apoſtel hervorgehoben wird.

Wenn wir darum gerne zugeben, daß das Chriſtenthum, „indem es in die Welt trat, ſich auch den allgemeinen Bedingungen und Geſetzen unterwerfen mußte, denen alle Entwicklung in der Welt unterworfen iſt, wie das Gleichniß des Herrn vom Säemann beweist“, ſo können wir doch die Art, wie Schelling dieſe geſchichtliche Entwicklung ſich vorſtellt, nicht billigen, weil ſie auf principiellen Irrthümern beruht. Aller-

*) Vgl. Schelling's ſämmtliche Werke, Abth. II, Bd. 4, S. 294 bis 332.

dings muß das Chriſtenthum „wachſen“ nach Außen, durch immer weitere Verbreitung deſſelben über die ganze Welt, ſowie nach Innen, durch immer tiefere „Erkenntniß“; aber auch durch ſtetigen ſittlichen Fortſchritt, was nicht betont wird. Allein wir können die apoſtoliſche Zeit bei dieſem Proceſſe nicht außerhalb der Zeit ſtellen; wir können uns den ſubjektiven Fortſchritt nicht ſo denken, daß das Wiſſen der Apoſtel ein bloß „partielles“ geweſen, welches im Laufe der Zeiten ſich zur „allgemein-menſchlichen, darum auch freien, wiſſenſchaftlichen Erkenntniß“ ſteigern müſſe. Nach unſerer Anſicht wußte z. B. der heilige Apoſtel Paulus viel Mehr und Gründlicheres, als der Erzrationaliſt Dr. Paulus in Heidelberg, Schelling's Gegner; aber auch mehr als unſer Schelling ſelbſt, welcher die Pauliniſchen Schriften ſo eigenthümlich exegeſirt. Und doch liegen 1800 Jahre in der Mitte! Auch Auguſtinus und Thomas von Aquin, die zwei vorzüglichſten Vertreter der Patriſtik und Scholaſtik, waren in ihrer Art weit größer, als alle Philoſophen der ſogenannten neu-europäiſchen Philoſophie bis zur Gegenwart. Wer ſich überzeugen will, der ſtudire erſt deren Schriften vollkommen, ehe er urtheilt. Die Zeit der Charismen mußte allerdings nach dem weiſen Plane des Weltenlenkers aufhören, aber die Grundbedingungen für die menſchlich-religiöſe Erkenntniß waren auch dort dieſelben, wie ſpäter; nur dort geſteigert, bis das Chriſtenthum feſten Fuß in der Welt gefaßt hatte. Die ſubjektive Thätigkeit war auch damals nicht aufgehoben. Das beweist das rege und vielſeitige Mühen der Apoſtel ſelbſt; auch ſie mußten mitwirken. Freiheit und Gnade in ihrer Concurrenz löſen, wie in allen Zeiten, auch das Räthſel der apoſtoliſchen Thätigkeit.

Allein Schelling hält nun einmal das Programm ſeiner „Potenzen“ feſt. Es muß ſich auch in der Kirchengeſchichte rechtfertigen. Und zwar wird, da Chriſtus hiſtoriſche Perſönlichkeit iſt, derſelbe während ſeines Lebens, bei der Ordnung

ſeines Reiches auf Erden, den Gang vorgedeutet haben, welchen ſeine Kirche im Laufe der Zeiten nehmen muß. Wie ſo? wird man fragen. Antwort: Chriſtus zeichnete bekanntlich bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten die drei Jünger: Petrus, Jakobus und Johannes beſonders aus. In ihnen erkannte nämlich der Herr die drei Repräſentanten von drei Zeiten der chriſtlichen Kirche; ſie repräſentiren die drei Potenzen oder Principien, die „in Chriſto Einheit waren“. Da nun aber Jakobus durch Herodes Agrippa frühzeitig enthauptet wurde, berief der Herr auf außerordentliche Weiſe an ſeine Stelle Paulus, der noch ein weit entſchiedeneres und rüſtigeres Werkzeug werden und die Miſſion des Jakobus übernehmen ſollte. „Daher ſtellt ſich die Linie der Succeſſion ſo: Petrus, Paulus, Johannes“. Hier die berühmte Trias! „Wie in Gott ſelbſt drei Unterſcheidungen (Potenzen) ſind, ſo ſtellen ſich im Chriſtenthum drei Hauptapoſtel dar. So wenig Gott bloß in Einer Perſon iſt, ſo wenig iſt die Kirche in Einem der Apoſtel allein. Petrus iſt mehr der Apoſtel des Vaters. Er blickt am tiefſten in die Vergangenheit. Paulus iſt der eigentliche Apoſtel des Sohnes. Johannes der Apoſtel des Geiſtes — er allein in ſeinem Evangelium hat die Worte, die weder das petriniſche Evangelium des Marcus, noch das pauliniſche kennt, die herrlichen Worte vom Geiſt, den der Sohn vom Vater ſenden wird, den Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgeht und der erſt in alle Wahrheit, d. h. in die ganze und vollkommene, leiten wird“ (S. 326 u. ſ. f.).

Hier iſt der Punkt, wo der Hebel einzuſetzen iſt, wenn man Schelling principiell widerlegen will. Nach ihm bildet, wie wir im erſten Artikel genauer erörterten, Gott die Einheit der drei Potenzen oder Principien. Sie gerathen in „Spannung“ und dadurch in Widerſpruch, weßhalb ſie erſt ſucceſſive zu ihrer Selbſtſtändigkeit und Perſönlichkeit durch die Weltſchöpfung und Weltgeſchichte kommen ſollen. Das

aber involvirt eine innere Unmöglichkeit; hierin liegt der Grund-Widerſpruch ſeiner ganzen Philoſophie der Offenbarung. Aehnlich bezüglich der Geſchichte der Kirche. In der von Chriſtus geſtifteten Kirche ſchlummern gleichfalls drei gleichberechtigte Principien, vertreten durch Petrus, Paulus und Johannes. Die Wahrheit dieſer Behauptung vorausgeſetzt, verlangte es die Idee der Kirche, daß dieſe drei Principien ihre Einheit behaupten, gleichwie es zur Idee des abſoluten Geiſtes (Gottes) gehört, daß er ſein Weſen nicht „außer ſich" ſetzen, nicht in „Spannung" mit ſich ſelbſt, in Widerſpruch mit ſeinem eigenen Weſen gerathen könnte, ohne aufzuhören Gott zu ſeyn. Was aber bei Gott möglich gemacht wurde, konnte in der Theorie von der Kirche noch weit weniger auf Schwierigkeiten ſtoßen. Die drei Grundpotenzen der vorgeſchichtlichen apoſtoliſchen Kirche konnten nicht bloß, ſondern mußten unter gegebenen Vorausſetzungen ſogar in Spannung und Widerſpruch gerathen, und als leitende Principien in der Geſchichte nach einander auftreten, während ſie doch in der apoſtoliſchen Kirche zumal und neben einander wirkten (ohne daß jedoch die Träger der Principien der wahren und Einen Kirche Chriſti ſelbſt — der geſchichtlichen Zeit des Chriſtenthums angehören ſollen). Auf ſolche Weiſe ergibt ſich die Stufenleiter der Petrus-, Paulus- und Johannes-Kirche — des Katholicismus, Proteſtantismus und der Zukunftskirche, welche letztere natürlich keinen beſondern Namen führt. Man könnte ſie etwa die Schellings- oder auch Freimaurer-Kirche nennen. Das Alles verlangte die Conſequenz in der Inconſequenz von Seite der Schelling'ſchen Spekulation; aber nicht die Idee des Chriſtenthums.

Im Beſondern macht Schelling der petriniſchen oder katholiſchen Kirche Zugeſtändniſſe, die nur demjenigen auffallend erſcheinen dürften, welcher glaubt, es hätte Schelling überhaupt aufrichtig ſich für eine der beſtehenden Confeſſionen entſchieden, oder nach ſeinen Principien entſcheiden können.

Doch bleiben ſolche Aeußerungen immerhin beachtenswerth. Vor Allem erklärt ſich unſer Forſcher für den Primat oder Principat des heiligen Petrus, beweist ſolchen aus der heil. Schrift und ſpricht ſich namentlich hinſichtlich der bekannten Stelle bei Matth. 16 dahin aus: „es gehörte die ganze Verblendung des Parteigeiſtes dazu, das Beweiſende dieſer Worte zu verkennen, oder den Worten einen andern, als dieſen Sinn unterzulegen.“ Hier aber macht Schelling eine Schwenkung und unterſcheidet zwiſchen Priorität und Superiorität; die erſtere ſchließe die letztere noch nicht ein; der Anfang ſei noch nicht Mitte und Ende. „Da Chriſtus den Apoſtel mit einem Felſen vergleicht, auf den er ſeine Kirche bauen, alſo den er ſeiner Kirche zum Grund geben wolle, ſo darf der Begriff dieſes Principats nicht über den Sinn hinaus erſtreckt oder ausgedehnt werden, in welchem auch der Grund eines Gebäudes das Erſte und Vornehmſte genannt werden kann. Der Grund, obgleich das Erſte jedes Gebäudes, iſt darum noch nicht über dem, was er begründet, und ſetzt vielmehr nothwendig ein Höheres voraus, durch welches der Bau erſt vollendet iſt.“ „Petrus fordert alſo den Paulus, ein neues Princip, durch welches die Gemeinſchaft der Chriſto Angehörigen einer höhern freiern Geſtalt, einer ganz andern als bloß äußeren Herrlichkeit entgegengeführt wird.“ So Schelling. Allerdings iſt das Uebergebäude der Zeit nach ſpäter, als das Fundament, und der Form nach höher; aber es wird nicht nach einem andern Princip erbaut, ſoll anders das Gebäude nicht ſchon in ſeiner Grundanlage den Dualismus in ſich tragen und hiemit der Einheit und monumentalen Feſtigkeit entbehren. Abgeſehen davon, daß jedes Gleichniß hinkt und immer nur ein Grundzug urgirt werden darf — die Kirche iſt nicht bloß ein mechaniſches Gebäude, ſondern ein lebensſtarker Organismus. Bei dieſem ſind bereits alle ſpäteren Erſcheinungen im Keime angelegt und die einheitlichen Momente des Princips, die ſtufenweiſe Entwicklung der-

ſelben, gründen bereits im Princip und kommen zur ſtufenweiſen Ausgeſtaltung; aber ſie gehen nicht als ſelbſtſtändige Principien auseinander. Widrigenfalls geht die Einheit und mit der Einheit die Wahrheit zu Grunde.

Nebſt dem „Primat" läßt Schelling der Lehre der katholiſchen Kirche Gerechtigkeit widerfahren. Er ſpricht nämlich den denkwürdigen Satz aus: „Dem Katholicismus muß zugeſtanden werden, er hatte die Sache und hat ſie noch jetzt; ſein Verdienſt iſt, dieſe, den geſchichtlichen Zuſammenhang mit Chriſto, bewahrt zu haben. Von der andern Seite muß man ſagen: die römiſche Kirche hatte die Sache, aber nicht das Verſtändniß derſelben." Genug! Die katholiſche Kirche hat „die Sache," hat alſo den wahren, objektiven Inhalt. Was bedarf es mehr? Antwort: des „Verſtändniſſes." Und dieſes ſoll uns durch die Reformation, durch den Proteſtantismus geworden ſeyn. Fürwahr, eine liebenswürdige Ironie! Hat wohl Schelling und mit ihm die größte Zahl proteſtantiſcher Philoſophen jemals im Leben die Werke der Väter und Scholaſtiker ſtudirt? Vor dem 16. Jahrhundert iſt alſo Nichts gedacht, kein „Verſtändniß" des objektiven Glaubensinhalts verſucht worden? Das wäre das Werk Luther's geweſen, der ſich bekanntlich erſchöpft in Schmähwörtern über die menſchliche Vernunft und ſie als blind-taub-ſtumm erklärt? Wir halten dagegen dafür, daß nach den Grundprincipien der Reformatoren gar keine Wiſſenſchaft möglich war. Nur durch Abirrung von jenen Principien konnte die ſpätere Philoſophie, die mit dem Katholicismus und Lutherthum zugleich brach, eine modern-heidniſche Religion und Wiſſenſchaft an's Licht befördern.

Eben ſo erkennt endlich Schelling das hiſtoriſche Recht des Katholicismus, d. h. deſſen weltgeſchichtliche Stellung, die er in den früheren Jahrhunderten hatte, als eine nothwendig berechtigte an. Aber gerade hier hätten ſich zu allen Zeiten alle Fehler wiederholt, die Petrus in ſeinen Leb-

zeiten kennzeichneten; denn nicht weil Chriſtus ihn am meiſten liebte (was nicht der Fall geweſen) ſei er von Chriſtus zum „Erſten“ gemacht worden, ſondern weil er nach ſeinem Naturell am meiſten dazu geeigenſchaftet war. Schon im Schwerte Petri, das er einſt für Chriſtus zog, ſei der „verzehrende Geiſt“ vorgebildet, „der ſpäter alle Feinde des römiſchen Stuhls mit Feuer und Schwert vertilgte.“ Nicht minder ſoll die „Weltklugheit,“ mit der Petrus einſt den Herrn vom Vorſchreiten gegen Jeruſalem abhalten wollte, das Prototyp für die nämlichen Eigenſchaften der Päpſte geweſen ſeyn. Hiefür habe aber der Heiland dem Petrus das Prädikat „Satan“ oder Widerſager gegeben. Ja, noch mehr! In den Worten: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne ſich ſelbſt;“ und: „was hülf's dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?“ — ſei die römiſche Kirche gerichtet, die wirklich die ganze Welt gewonnen hatte. Endlich wiederhole ſich ſogar die dreifache Verleugnung des Herrn durch Petrus in der römiſchen Kirche. Sie habe es auf dreifache Weiſe gethan: „Zuerſt indem ſie nach politiſcher Allgewalt ſtrebte; dann, als ſie ſelbſt in die Abhängigkeit von dieſer Gewalt gerathen, dieſe zu ihrem Werkzeug machte, Blutbefehle von ihr heiſchte und durch ſie zu herrſchen ſuchte; zuletzt, indem ſie ſich ſelbſt zum Werkzeug der politiſchen Macht herabſetzte.“ Schelling gibt ſich daher der Hoffnung hin, daß die katholiſche Kirche ob dieſer Verleugnung des Herrn auch einmal bei einem Blick des Heilandes ſeiner Vorherſagungen ſich erinnern und mit Petrus bittere Thränen vergießen werde.

Doch hören wir weiter! Schelling ſagt: „Die offenbare Abſicht Chriſti war, daß alle Autorität bei Petro ſeyn und von ihm ſich herleiten ſollte. Damit ſteht nun aber die außerordentliche Berufung Pauli, der ſein Apoſtelamt unmittelbar von dem Herrn empfängt und damit als unabhängig von Petrus erklärt iſt, im Widerſpruch. Die offenbare Abſicht-

lichkeit, mit der Paulus ſich gegen jede Abhängigkeit von Petrus verwahrt, zeigt deutlich: er war ſich bewußt daß er ein von Petro freies Princip, eine von ihm unabhängige Autorität ſeyn ſollte. Indeß verhinderte dieß nicht, daß die Kirche in dem Verhältniß, als ſie geſchichtlichen Grund faßte, ſich immer mehr auf die ausſchließliche Autorität Petri zurückzog. Soll etwas ſich entwickeln, ſo muß vor Allem deſſen Fundament erhalten werden. Dieſen negativen Dienſt leiſtete, und leiſtet noch jetzt dem Chriſtenthum die Autorität, indeß die Kirche Pauli mehr eine Kirche im Verborgenen war, die zwar nie aufhörte, in der ſichtbaren mitbegriffen zu ſeyn, und ſich fortwährend in ihr erhielt; aber lange Zeit ohne als ſolche hervortreten zu können. Zwar regte ſich immer und vorzüglich ſtark, wenn auch ohne Erfolg, während der Periode des Mittelalters das pauliniſche Princip. Denn je ſtrenger das reale Princip ſich abſchloß, deſto entſchiedener mußte es das ideale Princip ausſchließen. Wer daher das wahre Verhältniß erkannte, hätte längere Zeit vorausſehen können, daß eine Zeit bevorſtehe, wo dieſes Princip zum Durchbruch kommen, in freiem Gegenſatz gegen die Kirche Petri hervortreten, ſich zu einem eignen geſchichtlichen Princip, zum Princip einer zweiten und neuen Zeit conſtituiren würde." — Dieſer „Durchbruch" gelang in Deutſchland, bei den freien, germaniſchen Nationen, gegenüber den romaniſchen Völkern. Um ſo mehr, als ſich „im Lande der Hierarchie ſelbſt an die Stelle des Chriſtenthums eine ganz andere, eine moderne Mythologie geſetzt! Dem Neapolitaner, ſchon dem Paduaner liege Chriſtus in viel zu weiter Ferne, ſo weit bemühe ſich ſein Geiſt nicht in die Vergangenheit zurück; der heilige Antonius ſei ein viel näherer, gegenwärtiger Troſt"!?

Das freie, von Petrus unabhängige pauliniſche Princip iſt alſo der innere Grund für die hiſtoriſche Berechtigung der proteſtantiſchen Kirche. „Der Apoſtel

Paulus war der erſte Proteſtant und die magna charta des Proteſtantismus iſt das zweite Kapitel des Briefes an die Galater!“ Auf dieſe magna charta beriefen ſich nun aber ſchon in den früheſten Zeiten alle Häretiker;*) die meiſten Sektirer bezogen ſich bekanntlich auf die pauliniſchen Schriften. Nicht bloß die Janſeniſten und die ekſtatiſchen Methodiſten, wie Schelling ſelbſt hervorhebt, ſondern noch viele Andere bis herauf zu den Irvingianern, die auch an „die außerordentliche Berufung des Paulus“ appelliren, um ihre Schwärmereien zu rechtfertigen. Es hätte ſonach ſchon in dieſer Beziehung der deutſche Proteſtantismus nichts Apartes. Aber es gibt noch andere Gründe, um die Richtigkeit dieſer Schelling'ſchen Lukubrationen darzuthun und ſeine philoſophiſche Exegeſe zu entkräften.

Unſer Philoſoph hat nämlich den Muth, ſchon in den erſten Zeiten der Kirche durch Chriſtus ſelbſt einen „*Widerſpruch*“ ſetzen und hiedurch den Dualismus gutheißen zu laſſen. Wir haben hier die klar ausgeſprochene *Nothwendigkeit* der „Spannung“ oder des „Widerſpruchs,“ wie auf ihr nach Schelling das ganze Daſeyn, das Univerſum ſelbſt beruht! Schelling bleibt ſich hierin conſequent. Auf der einen Seite iſt die Abſicht Chriſti, „daß *alle* Autorität bei Petro ſeyn und von ihm ſich herleiten ſollte;“ auf der andern Seite ſoll die unmittelbare Berufung des Paulus hiemit in „Widerſpruch“ ſtehen. Und doch iſt es das Werk des nämlichen Chriſtus geweſen. Er ſelbſt ſoll alſo a priori zwei *Principien*, zwei „Autoritäten“ in ſein Reich eingeführt haben? Wer dieſe Inconvenienz nicht fühlt, den kann man aufgeben, aber nicht bekehren.

---

*) Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Diſcuſſion wurde die Stelle: *Gal.* 2, 11 und 14 vor Allem für Hieronymus und Auguſtinus, wobei Letzterer den Sieg davontrug. Man vergleiche die gründlichen Werke *Möhler's* in ſeinen von Döllinger „geſammelten Schriften und Aufſätzen“, Bd. 1, S. 1—18.

Oder übt vielleicht auch hier Gott ſeine „Verſtellungskunſt oder Ironie“ bezüglich der Regierung ſeiner Kirche? Jene göttliche „Verſtellung,“ auf welche ſich eine im Uebrigen ſehr achtungswürdige Capacität bei Gelegenheit der vorjährigen bayeriſchen Kammerverhandlungen berief und den großen „Lehrer“ Schelling als Autorität hiefür citirte? Das wäre ſelbſt die offenſte Ironie auf Gott.

Verträgt ſich daher dieſer principielle Widerſpruch weder mit der Idee Gottes noch mit der Idee ſeiner Kirche: ſo iſt es ferner auch Thatſache, daß Paulus ſelbſt ſich nicht im Widerſpruch, ſondern im vollſten Einklange mit der Lehre der übrigen Apoſtel und vor Allem des Petrus wußte. Mißverſtändniß oder Verläumdung hatte das Gegentheil behauptet, indem man ihm vorwarf, daß er um den Heiden zu ſchmeicheln, unerlaubte Conceſſionen mache und überhaupt „Neuerungen“ einführe, von welchen die übrigen Apoſtel nichts wüßten. Um dieſe falſche Vorausſetzung zu widerlegen, ſchrieb Paulus vor Allem ſeinen Brief an die Galater. Deſſen hätte ſich Schelling leicht überzeugen können, wenn er auf die Veranlaſſung dieſes Sendſchreibens zurückgegangen wäre und vor Allem die erſten Kapitel nach ihrem Zuſammenhang unbefangen betrachtet hätte. Der Galater-Brief iſt darum ſelbſt die Widerlegung deſſen, was Schelling aus ihm beweiſen will. Ja, wir ſtehen nicht an, zu behaupten: würde Paulus, „der erſte Proteſtant,“ die Exegeſe ſeines Sendſchreibens von Seite des letzten, d. h. letztgeſtorbenen deutſchen Philoſophen vernommen haben, ſo hätte der Apoſtel wohl nicht geſäumt, ſolcher Ausbeutung ſeiner Schriften das bekannte „Anathem“ in ſeinem Galater-Brief engegenzuhalten. Vergißt man ferner nicht, was Hieronymus beſonders hervorhebt, daß die Galater deutſcher Abſtammung waren und die Sprache der Bewohner von Tier (nebſt der griechiſchen) ſprachen: ſo iſt unſer deutſcher Philoſoph, der die Vorurtheile mancher Galater theilt, von Paulus inderekt zugleich widerlegt.

Weit entfernt nämlich, daß Paulus die Behauptung ſeiner Feinde, namentlich der Stock-Judenchriſten zugegeben hätte, daß er ein neues Princip in das Evangelium einführen wolle, daß er „Neuerer" ſei: widerlegt er vielmehr dieſe Inſinuation, welche „ſein Anſehen als Apoſtel" getrübt hätte und beweist im Brief an die Galater direkt und inderekt ſeine principielle Einheit mit Kephas und den übrigen Apoſteln. Ohne dieſe Vorausſetzung wäre der Vorwurf ſeiner Gegner in Kraft geblieben, daß er kein wahrer Apoſtel ſei und namentlich eine Rechtfertigungstheorie vortrage, welche der Lehre der übrigen Apoſtel widerſpreche. Um das Gegentheil darzuthun, beweist Paulus namentlich in den beiden erſten Kapiteln: 1, er habe wie die übrigen Apoſteln ſeine Miſſion unmittelbar vom Herrn empfangen und zugleich den Auftrag, das Evangelium vorzugsweiſe den Heiden zu predigen, wie Petrus vorzugsweiſe den Juden. Und der nämliche Geiſt, welcher mit dem Apoſtelamt des Petrus geweſen, habe auch ſein Wirken begleitet. 2, Seine Lehre erfreue ſich der beſtimmten Approbation der „angeſehenſten Apoſtel," der ſogenannten „Säulen der Kirche." Um nämlich ſein Evangelium dieſen vorzulegen, damit er „nicht vergeblich liefe oder gelaufen wäre" und ſomit fruchtlos arbeite,*) ſei er eigens nach Jeruſalem gereist. Aber Jene, die „im Anſehen ſtanden," haben ihn „nichts Neues" gelehrt. Sie waren nämlich auf dem Concil zu Jeruſalem (Apoſtelgeſch. 15), wo Petrus den Vorſitz führte, mit Paulus ganz einig, daß die moſaiſchen Ceremonialgeſetze keine bindende Kraft für die Heiden haben ſollen, weil der letzte Grund unſerer Rechtfertigung nicht das moſaiſche „Geſetz," ſondern die „Gnade in

*) Auguſtinus ſagt daher treffend: „Selbſt dem Apoſtel Paulus, den doch Chriſtus vom Himmel aus berufen hat, würde die Kirche nicht glauben, wenn er ſeine Lehre nicht vor die Apoſtel gebracht hätte, um mit ihnen in Gemeinſchaft zu bleiben".

Chriſto,“ die Heilsgnade des Erlöſungstodes ſei. Dort vereinigten ſie ſich auch dahin, daß er (Paulus) und Barnabas vorzugsweiſe Heidenapoſtel ſeyn ſollten. 3) Er habe dem Conciliienbeſchluſſe faktiſch Nachdruck gegeben, dadurch, daß er den Heiden Titus nicht beſchneiden ließ; denn es handelte ſich „falſchen Brüdern,“ gewiſſen excentriſchen Judenchriſten gegenüber, welche die Beſchneidung für nothwendig erklärten, um eine Principienfrage (in welcher alle Apoſtel einig waren). Bei den nicht Böswilligen, ſondern „Schwachen“ machte Paulus eine Ausnahme; z. B. bei der Beſchneidung des Timotheus (Apoſtelgeſchich 16). Dieſe ſtrenge Handhabung des Princips habe ihm von Seite der Apoſtel keine Oppoſition zugezogen: wohl aber habe er (Paulus) ſich erlauben dürfen, dem Petrus einmal zu Antiochien offen „in's Geſicht“ zu widerſprechen (Gal. 2, 11), was ſich dieſer in aller Demuth gefallen ließ, weil er jenes ausgeſprochene Princip, aus Rückſicht auf die Judenchriſten, nicht gewiſſenhaft handhabte, in ſeiner Paſtoralklugheit irrte und beim Erſcheinen der Judenchriſten nicht mehr länger mit den aus dem Heidenthum Bekehrten aß. Dieß nun iſt die Stelle, auf welcher die magna charta des Proteſtantismus beruhen ſoll. Aber auch der Kurzſichtigſte muß einſehen, daß hiemit Paulus nicht als Vertreter eines „neuen Princips“ auftritt, ſondern als conſequenter Verfechter eines und deſſelben vereinbarten Princips, während ſelbſt Kephas momentan in der Anwendung des Princips unklug war. Und in einem ſolchen Falle dürfte heute noch jeder katholiſche Biſchof dem Nachfolger des Apoſtelfürſten Petrus opponiren, ohne deßhalb ein „deutſcher Proteſtant“ zu ſeyn. Abgeſehen davon, daß dasjenige, was Paulus hier beweiſen wollte, nichts Anderes war als ſeine von allen Apoſteln anerkannte Ebenbürtigkeit, ſein wahrhafter Beruf zum Apoſtelamt unter den Heiden (wodurch ſich die Apoſtel in die Arbeit für das Reich Gottes theilten); aber nicht ſeine „Superiorität,“ die ihm Schelling vindicirt.

Wie Paulus ſich in Harmonie mit den übrigen Apoſteln

wußte, ſo auch die Apoſtel mit Paulus. Was hier Schelling anführt, um das Gegentheil darzuthun, kehrt abermals gerade die Spitze gegen den Philoſophen. Aus II. Petr. 3, 15 und 16 folgt deutlich, daß die von Petrus bezüglich der Schwierigkeit der pauliniſchen Schriften gegebene Andeutung nicht die pauliniſche Lehre betrifft, mit welcher er ganz einverſtanden war. Nur gegen Mißdeutung dieſer Schriften von Seite „ſchlechtunterrichteter und leichtfertiger Menſchen“ ergreift das Oberhaupt der Kirche das Wort. Und wenn deſſen Nachfolger ſtets warnten vor dem Leſen der heiligen Schrift, wie ſie thatſächlich corrumpirt und abſichtlich verfälſcht von den „Bibelgeſellſchaften“ in die Welt geſchleudert wurde und wird: welchen vernünftigen Grund will Schelling gegen dieſe Vorſichtsmaßregel vorbringen? Auch hier mußte er ſich erſt beſſer informiren. Gegen das Leſen der heiligen Schrift als ſolcher von Seite Befähigter hatte die katholiſche Kirche niemals etwas. Auch Petrus hatte vor dem wahren Paulus, wie er ſich in ſeinen Schriften ausſprach, nur Achtung; aber er verwahrte ſich vor dem entſtellten Paulus, vor der Mißdeutung ſeiner Ideen, welche dem Befangenen für den erſten Augenblick neu und — darum falſch ſchienen. Wir ſagen: „ſchienen.“ Nicht am objektiven wahren Inhalte, ſondern am ſubjektiven Verſtändniß oder vielmehr Mißverſtändniß lag alſo die Schuld. Ebenſo erging es manchen Corinthern. Dort nannten ſich Einige Anhänger des Paulus, des Apollo, des Petrus, und werden wegen dieſer falſchen Auffaſſung der Sache des Chriſtenthums von Paulus ſelbſt getadelt. Wie konnte nun Schelling aus dieſer falſchen Anſchauung Einzelner den wiſſenſchaftlichen Schluß ziehen: „Paulus wurde allgemein als ein neues Princip in der Kirche empfunden?“ — Paulus tadelt die Unterſcheidung des pauliniſchen vom petriniſchen Chriſtenthum, und doch muß man bis zur Stunde von dieſem Unterſchied hören. Petrus war ſchon vor Paulus durch Gott über die Univerſalität des Chriſtenthums, beſtimmt für

alle Generationen und Völker, unterrichtet (Apoſtelgeſchichte 10 und 15, 7); er lehrte und ſtarb in Rom, der Hauptſtadt der heidniſchen Welt, gemeinſam mit Paulus für die Eine göttliche Wahrheit den Martyrertod! Wo wäre hier eine Spur von einem Zwieſpalt im Princip? — Wie Petrus, ſo aber auch die übrigen Apoſtel; vor Allem Jakobus der Jüngere, der Verwandte des Herrn. Selbſt Schelling gibt zu, daß der Brief Jakobi „offenbar veranlaßt iſt durch pauliniſche Briefe.“ Wohl! Aber ſetzen wir bei: durch Mißverſtändniß der letztern. Aehnlich, wie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten auch zur Zeit der Apoſtel Viele die Rechtfertigungstheorie des heiligen Paulus, namentlich ſeine Lehre vom Glauben und der Gnade mißverſtanden und ſich deßhalb, auf dem Ruhekiſſen des „Glaubens,“ vielfache Sünden erlaubt. Wie Paulus den einen objektiven Faktor, das Erlöſungsverdienſt Chriſti, ſehr accentuirt hatte, gegenüber der äußeren Werkheiligkeit der Juden, wenn es ihm auch niemals einfiel, den Werth der guten Werke darum zu verwerfen: ſo betont nun Jakobus den ſubjektiven Faktor — die perſönliche Mitwirkung. Wir wiſſen freilich, daß er ſich darob von Luther das Compliment gefallen laſſen mußte, er habe eine „ſtroherne Epiſtel“ geſchrieben.

Faſſen wir dieß Alles zuſammen, ſo reſultirt, daß der Umſtand: Paulus habe einmal dem Petrus „opponirt“, ohne daß das „Warum“ und das „Wie“ genauer berückſichtigt wird, keineswegs berechtigt, hierauf die magna charta des Proteſtantismus zu baſiren. Das wäre in der That eine parva charta! Nimmt man vielmehr oberflächlich das „Proteſtiren“ in ſo weitem Sinne, dann war nicht Paulus, ſondern der Satan der erſte Proteſtant im Paradieſe — er, der Widerſager vom Anbeginn, der Sophiſt im Original. Wir ſind weit entfernt, hiemit die ganze „Reformation“ als Ausgeburt der Hölle zu bezeichnen und hiemit alle Sünden, welche hiebei inner- und außerhalb Ilions begangen wurden,

dem Satan leichten Preiſes in die Schuhe zu ſchieben, um den Menſchen die Verantwortung um ſo leichter zu machen. Aber andeuten wollten wir nur, wie einſeitig unſer Philoſoph hier zu Werke ging. Auch können wir nicht verheimlichen, daß jene „Potenz“, welche nach unſerem Schelling der „Satan“ repräſentirt, den er in ſeinen Schriften ſo patriarchaliſch liebkoſet und deſſen hohe Gunſt bei Gott der Philoſoph nicht genug zu ſchildern weiß — daß jene „Potenz“ wirklich weit mehr dem „Princip des Widerſpruchs“ gleicht, als dem pauliniſchen Princip, welches mit dem proteſtantiſchen ſchlechterdings identificirt wird.

Schelling hat den Muth, dieſen „Bruch“ im 16ten Jahrhundert als nothwendig zu erklären, ohne daß hiedurch eine „Trennung“ der wahren Kirche veranlaßt geweſen wäre. Ein Bruch ohne Trennung! „Den Zeiten der Reformation — ſo ſagt er — ging ein allgemeines Sehnen und Seufzen der Chriſtenheit nach einer Verbeſſerung an Haupt und Gliedern voraus. Hatten nun aber die Zuſtände der Kirche durch alle Conflikte früherer Zeit ſo ſich verwickelt, daß ſie aus ſich ſelbſt dieſe Kriſis nicht vollbringen konnte (was erſt zu beweiſen wäre!), ſo mußte ein Bruch geſchehen, und das Princip, das ſie in ſich nicht behalten, nicht beherbergen, nicht aufnehmen konnte (was wieder zu beweiſen wäre!) mußte für ſich, unabhängig von ihr hervortreten, nicht um ſie auch als Fundament aufzuheben (Dr. Luther nennt die römiſche Kirche ſelbſt noch ſeine liebe Mutter), ſondern ſie auf dem Wege zur gänzlichen Degeneration aufzuhalten, und ihr ſelbſt in der Folge zu höherer Verklärung, zur letzten Befreiung zu verhelfen“. Wie gnädig doch der Proteſtantismus war und iſt! Daß dieſer nicht das Ziel der Plane Gottes iſt, geſteht Schelling ſelber. „Der Proteſtantismus ſoll erkennen, daß er bloß Uebergang und Vermittlung iſt“. Dennoch bedauert er die Mittel, durch welche die Reformation in Deutſchland unterdrückt wurde, während andererſeits der Pro-

teſtantismus bis jetzt ſeine „wahre Frucht noch nicht getragen habe“, und — ſetzen wir bei — niemals tragen kann. Und warum? Weil er ſich vom Einen Lebensgrunde wirklich „trennte“ und, nach Schelling's eigenem Geſtändniſſe, „Paulus Nichts ohne Petrus wäre“. Aber von Petrus hat ſich ja Luther, der zweite Paulus, nicht getrennt; er nennt ja die römiſche Kirche „ſeine liebe Mutter“. Sollte dieß Schelling alles Ernſtes gemeint haben: dann müßte er Luther's Werke niemals vollkommen ſtudirt haben. Er würde ſonſt auf eine Legion von Schmähwörtern geſtoßen ſeyn, mit welchen Luther „ſeine liebe Mutter“ beehrt, und die wir hier nicht nachſchimpfen wollen, weil ſie gar zu gemeiner Natur ſind.

Aber Schelling mußte alſo calculiren; widrigenfalls hätte ihn ſeine Trias im Stiche gelaſſen, und die „Zukunfts-Kirche“ hätte nicht geboren werden können. „Die auf Petri Autorität gebaute Kirche brachte es nur zur äußern Einheit“, ſagt Schelling. „In Paulus war ein Princip vorbereitet, durch welches die Kirche nicht von der Einheit, ſondern nur von ihrer blinden Einheit wieder befreit werden konnte. Dieſes Princip trat in der Reformation hervor, die indeß nur Vermittlung und Uebergang iſt zu einer dritten Periode, in welcher die Einheit, aber als mit Freiheit beſtehende, mit Ueberzeugung gewollte, und darum erſt als ewige, bleibende hergeſtellt iſt. Dieſe letzte ohne allen äußern Zwang beſtehende Einheit fällt in eine dritte Periode, die zum voraus angedeutet iſt durch den dritten der großen Apoſtel, den heiligen Johannes“ (S. 324). Ihn liebte der Herr vor Allen, und „die der Herr liebt, denen gibt er das Geſchäft des Vollenders“. Johannes ſoll nach Schelling „die herrſchende Potenz der Kirche erſt in der letzten Zeit ſeyn“.

Dieß findet unſer Philoſoph vorgedeutet nicht bloß durch den Umſtand, daß Johannes in der heiligen Schrift ſtets als der Dritte genannt wird, ſondern er eruirt es auch aus ſei-

nem ganzen Charakter, ſowie aus dem Geiſte der Johannei- ſchen Schriften, gegenüber den Evangeliſten und übrigen Apo- ſteln. Vor Allem aber ſoll es der Herr nach dem letzten Ka- pitel des Johannes-Evangeliums ſelbſt vorhergeſagt haben, namentlich V. 22, wo es heißt: „Wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht das dich an? Du, folge mir"! Der Philoſoph gibt ſich alle Mühe darzuthun, daß das „Bleiben" nach dem Zuſammenhang nur den Sinn von „Nichtfolgen" haben könne; was ihm aber nicht gelingen konnte, wie jeder Kundige, der eine geſunde Exegeſe dieſes ganzen Kapitels zu geben vermag, im Voraus zugeben wird. Demgemäß wäre Petrus „der unmittelbare Nachfolger Chriſti: Johannes aber erſt um die Zeit, da Er kommt." Das ſei jedoch nicht ſo zu faſſen, „daß Johannes erſt auftritt im Augenblick des wirklichen Kommens Chriſti (denn da bedürfte es keines Stellvertreters mehr); ſondern daß die Funktion des heiligen Johannes anfängt mit der Zeit, in welcher der Herr kommt, alſo mit der letzten Zeit der Kirche." Und doch heißt es ausdrücklich: Johannes ſoll blei- ben, d. h. nach Schelling nicht folgen, bis Chriſtus kommt. Die Ankunft Chriſti wäre dann nicht als terminus ad quem, ſondern a quo bezeichnet. Doch Schelling will, und das genügt ihm hier, wie an vielen Stellen. Er weiß ja, was Leſſing ſagt: zum Behaupten gehört vor Allem ein Haupt; dieſes aber fehlte Schelling nicht.

Hatte auf dieſe Weiſe der Philoſoph ſeine Lieblingsidee, die Johanneiſche Kirche, zur vollen Austragung gebracht, ſo erübrigte nur noch, daß er ſeiner Idee auch ein Monument ſetze, welches in die Zukunft hinausrankt. Er ſchließt daher mit den emphatiſchen Worten: „Der prachtvolle Tempel des heiligen Petrus, deſſen Bau eine der nächſten Veranlaſſungen zur Reformation geben mußte, ſteht in der Mitte der Stadt Rom. Die Kirche des heiligen Paulus, die gegen Ende der Regierung Pius' VII. abgebrannt und noch jetzt nicht voll-

ſtändig hergeſtellt iſt, iſt in einer Vorſtadt. Hätte ich in unſerer Zeit eine Kirche zu bauen, ich würde ſie dem heiligen Johannes widmen!“ So feſt glaubt Schelling an ſeine Johannes-Kirche. Vielleicht greift das Freimaurerthum dieſen Gedanken auf und baut zu Ehren des heiligen Johannes, ſeines angeblichen Patrons, einen Dom. Der geeignetſte Platz hiezu wäre ſonder Zweifel — Berlin!

Eine nüchterne Betrachtung der Sache aber läßt alsbald die Unmöglichkeit dieſer Philoſophen-Kirche einſehen. Einerſeits beruht das Ganze auf einem Principienfehler, iſt ſonach von vorne herein unmöglich. Andererſeits wird niemals die geſammte Menſchheit dieſe geiſtige Reife erhalten, um nach Schelling’ſcher Manier zu philoſophiren, „ſo daß Chriſtus kein Geheimniß mehr iſt;“ es ſei denn daß religiöſer „Unglaube“ gleichbedeutend mit Aufklärung und Philoſophie wäre, wie es in der That der vornehme Pöbel der Neuzeit faßt. Und geſetzt es wäre möglich, daß lauter Philoſophen nach Schelling’ſchem Programm auf der Erde lebten, ſo wäre es nicht einmal gut; denn „nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae.“ Die Welt würde ein noch größeres Narrenhaus werden, als ſie ſchon iſt. Das behaupten wir bei aller unvergrößbaren Achtung vor der wahren Philoſophie, die ſtets nur Erbtheil bevorzugter Geiſter ſeyn wird.

Ueberſchauen wir nun ſchließlich das Ganze, ſo ergibt ſich als Reſultat, daß der große Todte durch ſeine Philoſophie der Offenbarung nicht leiſtete, was er verſprach. Reich an tiefen und erhabenen Wahrheiten im Einzelnen, iſt die poſitive Philoſophie überhaupt von unrichtigen Principien getragen; aber auch das Untergebäude, die negative Philoſophie leidet am Principienfehler des modernen Abſolutismus in der Philoſophie. Das Weſen Gottes und deſſen Verhältniß zum Weltall, das Weſen der Sünde und der Erlöſung, hiemit zuſammenhängend das Weſen der chriſtlichen Kirche wird durchaus nicht richtig beſtimmt. Schelling trennt, was

Gott verbunden hat; läßt nacheinander werden, was doch der Idee nach zumal ſeyn ſoll. Nach ihm entſteht durch eine widernatürliche Spannung der göttlichen Potenzen die Welt, er läßt in der Succeſſion der Zeit die einzelnen göttlichen Potenzen erſt zu „Perſonen“ werden. So ſind in der Kirche ebenfalls durch Petrus, Paulus und Johannes drei Potenzen geſetzt, die gleichfalls erſt nach einander in der Zeit zum Durchbruch kommen. Doch dem iſt nicht ſo. Wie dieſe drei Apoſtel neben einander für die nämliche göttliche Wahrheit durch Wort und That einſtanden: gab es zu allen Zeiten innerhalb der Einen, auf den Felſen „Petrus“ gegründeten Kirche Glaubenshelden wie Petrus, Männer ernſter Geiſtesthätigkeit, doctores ecclesiae, nach dem Vorgange Pauli, Johanneiſche Naturen, die den Geiſt der chriſtlichen Liebe wirklich erfaßten, neben einander. Es iſt nur Anmaßung, wenn man die Wiſſenſchaft, geiſtige „Bewegung und Entwicklung“ bloß dem Proteſtantismus vindicirt, während der Katholicismus ſich an das Poſitive, „Stabile,“ gedankenlos halte, wenn man behauptet, daß wir „die Sache,“ der Proteſtantismus aber „das Verſtändniß“ habe. Das wiſſenſchaftliche Ringen von den Vätern bis zu den katholiſchen Forſchern der Gegenwart ſpricht gegen dieſen Hochmuth. Wir wollen bloß Petrus und Paulus nicht getrennt wiſſen, und zwar zu allen Zeiten. Und in dieſer Forderung müßte uns ja Schelling, wenn er conſequent ſeyn will, nur unterſtützen. Indeſſen hat Gott die Reformation, wie manche andere geſchichtliche Erſcheinung, zugelaſſen. Er wird wiſſen, wozu es gut war. Ob er ſie poſitiv gewollt, wäre eine andere Frage. Wir ſehen daher mit Schelling im Proteſtantismus gleichfalls nur ein Mittel zum Zweck; aber kein nothwendiges, wie er will.

# IX.

## Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf.

### V.

Wir haben geſehen, was bei einem etwaigen Eindringen der kaiſerlichen Truppen in die Stadt Magdeburg zu erwarten war. Wir haben uns nun zurückzuwenden zu dem Eindrucke, den das letzte nachdrückliche Schreiben Tillys am 8./18. Mai auf den Rath von Magdeburg machte.

Das Schreiben des Feldherrn gelangte zur ſelben Zeit in die Stadt, als die Kanonen derſelben verſtummten. Die ernſten und doch freundlichen Worte des Feldherrn thaten Wirkung. Der Rath erkannte an, daß etwas geſchehen müſſe. Er berief auf den nächſten Tag die Bürger in die Häuſer der Viertelsherren. Sie ſollten dort ihre Meinung kund geben, ob man Abgeordnete zu Tilly ſchicken und mit demſelben ſich in Unterhandlung einlaſſen ſolle oder nicht. Alſo geſchah es am Montag Morgen, dem 9./19. Mai. Die Meinungen waren verſchieden. Einige Viertel ſprachen ſich mit Mehrheit dahin aus, wieder andere wollten von keiner Capitulation etwas wiſſen. Sie beriefen ſich darauf, daß jeden Augenblick der Schwedenkönig eintreffen und Hülfe bringen könne. Ein Stadtbezirk gar, deſſen Einwohner Zweifel hatten an der

Aufrichtigkeit ihres Viertelsherrn, ſchickte noch am ſelben Abend eine Deputation an den Bürgermeiſter mit der Erklärung: ſie wollten durchaus nicht mit Tilly traktiren, ſondern lieber ſich wehren bis auf den letzten Mann.

In derſelben Weiſe gaben die Prediger ihre Anſicht kund. Sie erſchienen an einem dieſer letzten Tage zu Rathhauſe, unberufen und ungeladen. An ihrer Spitze ſtand der Dr. theol. Gilbert. Er führte das Wort. Im Namen zugleich ſeiner Amtsbrüder ermahnte er den Rath als die lieben Beicht- und Pfarrkinder zum letzten Muthe und zur Beſtändigkeit. Er vertröſtete ſie, daß der allmächtige Gott in einer ſo gerechten Sache, die allein zur Erhaltung ſeiner Ehre und Lehre gemeint ſei, die Stadt gewißlich ſchützen und ſchirmen werde. Nur müßten ſie beſtändig bleiben und ſich mit den Katholiſchen in keine Unterhandlungen, noch Bündniſſe einlaſſen. In gleichem Sinne redete Gilbert weiter, und der Rath der Stadt Magdeburg hörte ihm zu*).

Waren die zwölf Prediger von Magdeburg insgeſammt derſelben Meinung, die hier Gilbert in ihrem Namen verkündete? Sie waren es nicht. Es gab unter ihnen doch einige**), welche erwogen, daß weder der Kaiſer, noch Tilly jemals von der Stadt die Aenderung der Religion verlangt, ſondern daß Tilly lediglich die Unterwerfung unter den Kaiſer fordere. Dieſer Theil der Geiſtlichen von Magdeburg bedachte, ob es recht ſei, die Stadt und ſo viele tauſend Menſchen in augenſcheinliche Gefahr zu bringen. Sie bedachten ferner, ob man nicht lieber durch einen Akkord die Religion für die Stadt ſichern, ob man nicht auf Gott das Vertrauen ſetzen ſolle, daß er durch ſeine Allmacht die Stadt auch ohne grauſamen Untergang bei ſeinem Worte und ſeiner Lehre erhalten könne. Sie

---

*) Gerike p. 85. **) Gerike a. a. O.

bedachten ferner, daß im Falle dieſer äußerſten Bedrängniß es ja doch auch um die Religion gethan ſeyn würde. Alſo dachten dieſe Geiſtlichen. Auch wagten ſie zuweilen dieſen Gedanken Worte zu geben. Sie wagten es zu andern Zeiten und an anderen Orten dieſe Gedanken auszuſprechen und mitzutheilen. Aber ſie wagten es nicht an entſcheidender Stätte, das heißt, ſie wagten es nicht in der Gegenwart und vor den Ohren des Dr. theol. Gilbert. Dazu fehlte dieſen Männern der Muth und das eigene Vertrauen. Niemand von ihnen wollte die bei Gilbert ſtets bereit liegende Anklage auf ſich nehmen, als ein ungetreuer Hirte erfunden zu werden, der abtrünnig werde zur Zeit der Anfechtung. Deßhalb traten ſie Alle mit Gilbert in die Reihe, zogen mit ihm zu Rathhauſe, ließen dort ihn reden, ihn allein ſeine Meinung als die Meinung Aller ausſprechen, und thaten durch ihr Schweigen, als ob die Worte ihres Führers auch ihre Gedanken ausſprächen.

Tillys Trompeter war ſeit dem 8./18. Mai in der Stadt und harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes ſtand eine Capitulation in Ausſicht. Sollte dieſe Capitulation vereitelt werden, ſollte Tilly die Stadt nicht auf gütliche Weiſe, nicht in unverſehrtem Zuſtande erlangen: ſo erwuchs aus der Lage der Dinge für den Mann, welcher alles dieß vereiteln wollte oder ſollte, die dringende Aufforderung, die wir in die wohlbekannten Worte eines ähnlichen Verhältniſſes zu faſſen haben: was du thun willſt, thue bald.

Am Nachmittage des 9./19. Mai verſammelte ſich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl. Der Rathsherr Gerike erſtattete Bericht über die Lage der Dinge am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim den Angriff leitete. Die Sturmpfähle an dieſem Bollwerke ſeien die Face entlang aufgegraben: mithin könne die in der Fauſſebraye, im Unterwalle liegende Wache jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden. Er endete ſeinen

Bericht mit den Worten: man müſſe einen Entſchluß faſſen, ehe es zu ſpät werde.

Darauf erhob ſich der Syndikus Denhardt. Er ſei nicht allein des Rathes Syndikus, ſagte er, ſondern der ganzen Stadt. Es ſei ſeine Pflicht zu reden nach ſeiner Ueberzeugung und für die Tauſende der Menſchen, die hier Gefahr liefen. Er frage, was denn endlich die Stadt machen wolle, wenn ſie kein Pulver mehr habe, wenn ſie auch ſonſt den Angreifern ſo wenig Widerſtand thun könne, daß dieſe bereits bis an den Wall gelangt ſeien. Der Rath möge bedenken, wie er das Aeußerſte abwende.

In der That, der Rath bedachte die ungeheure Gefahr, die offen vor Aller Augen lag. Er beſchloß eine Deputation an den kaiſerlichen Feldherrn hinaus zu ſenden, mit der Bitte um Unterhandlung. Er trug von Raths wegen dem Mitgliede Gerike auf, dem ſchwediſchen Oberſten Falkenberg zu melden, was er in Betreff der Fortſchritte des Feindes wahrgenommen.

Wie ſeltſam iſt abermals das! Falkenbergs Regiment hat den bedrohten Ort zu vertheidigen. Er ſelbſt als Commandant iſt verantwortlich für jeden einzelnen Theil. Er iſt es zumal für dieſes Bollwerk, welches er in der Regel ſelbſt in Acht nimmt, welches nun ſo augenſcheinlich bedroht iſt, daß jeder Nichtmilitär auf den erſten Blick dieſe Gefahr erkennt. Und über dieſe Gefahr ſoll Falkenberg amtlich von Bürgern in Kenntniß geſetzt werden! Warum doch hielt der Rath dieſe amtliche Anzeige an Falkenberg durch einen eigens dazu abgeordneten Rathsherrn für nöthig?

Während Gerike ſeinen Bericht erſtattete, begaben ſich weitere Dinge. Pappenheim ließ über hundert Leitern an den geneigten, thalhangenden Wall dieſes neuen Werkes anlegen. Auch das ward Falkenberg ſofort gemeldet. Er kam und ſah. Er erwiderte: die Leitern ſeien zu kurz, ſie ſeien nur ange-

legt, um Schrecken einzujagen. Er ließ ſie ſtehen *). Vermöge ſeiner Kriegserfahrung mußte ja er am beſten wiſſen, ob die Leitern reichten oder nicht.

Zwei Wege und Mittel waren nun am Abende des 9./19. Mai für den Rath von Magdeburg möglich: entweder die ſofortige Ausführung des Beſchluſſes, welchen der Rath ſoeben gefaßt, daß man nämlich mit Tilly unterhandeln wolle. Da der Beſchluß gefaßt war wegen der Dringlichkeit der Gefahr, weil die Stadt vom neuen Werke her jeden Augenblick mit Sturm angelaufen werden könne: ſo war die Ausführung des eben gefaßten Beſchluſſes gerade eben ſo dringlich, wie der Beſchluß ſelbſt. Oder, wenn man nicht ſofort zu Tilly ſenden wollte, was doch jedenfalls als das Sicherſte erſchien: ſo war es gerathen, wo möglich einen ſtarken Ausfall zu machen, um wenigſtens dieſe augenſcheinlich drohende Gefahr am neuen Werke abzuwenden, die Sturmpfähle wieder zu befeſtigen oder neue zu ſetzen, die Leitern wegzunehmen oder zu vernichten, und dergleichen.

Beide Mittel erwog Falkenberg, und traf demgemäß ſeine Maßregeln. Er erſuchte den worthaltenden Bürgermeiſter, ohne ſein Vorwiſſen keinen Schritt bei dem feindlichen Heerführer zu thun, ſondern am anderen Morgen um vier Uhr den Rath zu verſammeln, damit man gemeinſchaftlich die Punkte vereinbare**). Der Bürgermeiſter ſagte es zu. Der Gewinn an Zeit, nachdem man einmal zu capituliren beſchloſſen, kam offenbar den Angreifern zu gute. Von einem Stillſtande der Waffen, von einer Bitte darum ward kein Wort laut; mithin wurden die Angreifer dadurch nicht gehindert. Aber man konnte ſich ja einſtweilen ſichern durch einen Ausfall, der die Kaiſerlichen vom Walle und aus dem Gra-

*) Truculenta expugnatio etc. Nach derſelben auch die Fax. Magdb. bei Calviſ. p. 53. **) Gericke p. 87 ff.

ben vertriebe. Falkenberg kam mit dem Erbieten zu dieſem Ausfalle dem Wunſche des Rathes entgegen. Er erbot ſich in der Nacht dieſen Ausfall zu machen. Derſelbe iſt nicht erfolgt. Falkenberg hat einen Verſuch zu einem Ausfalle nicht gemacht. Der Rathsherr Gerike rechnet das Unterbleiben dieſes Ausfalls für eines der wichtigſten Verſäumniſſe.

Zur ſelben Zeit, wo der Magiſtrat zu Magdeburg am Nachmittage des 9./19. Mai mit Beſorgniß erfüllt ward vor der drohend offen liegenden Gefahr, hielt auch Tilly Kriegsrath zur Erwägung der Frage, ob man ſtürmen ſolle oder nicht. Die Seele des Feldherrn war nicht frei von trüben Beſorgniſſen *). Der Schwedenkönig ſtand in der Nähe bei Saarmund. Man konnte ſtündlich ſeiner gewärtig ſeyn. War es rathſam, unter ſolchen Umſtänden, faſt im Angeſichte des Schwedenkönigs **), gegen die große, feſte Stadt Magdeburg, die noch nicht durch irgend einen Wallbruch zugänglich gemacht war, Sturm laufen zu laſſen? Die Beſorgniß vor Guſtav Adolf malt ſich in allen Schreiben der kaiſerlichen Heerführer ***). Wie auch konnten ſie wiſſen, konnten ſie ahnen, daß der Schwedenkönig unbeweglich liegen bleiben werde zu Saarmund?

Dazu hatte Tilly einen andern Grund, nicht zum Sturme zu ſchreiten. Er hatte am Tage zuvor den Trompeter mit der dringenden Mahnung der Uebergabe in die Stadt geſandt. Noch war derſelbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr ſo ausſchließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich ſich ergeben werde. Und dieß mußte Tilly in jeder Beziehung wünſchen, als Feldherr für

---

*) Vgl. die Briefe in Hormayrs Taſchenbuch 18$\frac{3}{3}\frac{2}{3}$. S. 296 ff.

**) Alſo der Ausdruck Ruepp's a. a. O. S. 315.

***) A. a. O. S. 302.

ſeine Sache und für ſein Heer, aus Mitgefühl für die Stadt; denn angenommen auch, was Tilly doch noch ſehr bezweifelte, daß der Sturm gelang, ſo konnte ſelbſt Tilly die Plünderung nicht hindern. Der ſchwediſche Artikelsbrief in ſolchem Falle lautet: In einer eroberten Stadt gehört das Kriegszeug dem Könige, das Uebrige mit Abzug des zehnten Theiles den Soldaten. Die Gefangenen müſſen ſich ranzioniren, d. h. durch ein Löſegeld ſich das Leben und die Freiheit erkaufen. Der Soldat ſoll die Ranzion genießen *). So war es in allen Heeren. Demnach geſtattete das Kriegsrecht die Plünderung, und machte die Erlaubniß derſelben dem Feldherrn zur Pflicht. Nicht bloß für die Bürger war das mit unendlichem Jammer und Leid verbunden, ſondern in Folge der Plünderung einer ſo reichen Stadt mußte auch die Diſciplin, durch welche Tillys Krieger ſo unübertroffen daſtanden, tief und ſchwer leiden. Dieſelbe war ſo ſchon gefährdet durch die fremdartigen Elemente, welche Tilly mit ſeinem Heere hatte verbinden müſſen, durch die Aufnahme der ehemaligen Wallenſteiner unter Pappenheim. Deßhalb war Tilly einem Sturme nicht geneigt.

Um ſo mehr waren es einige Andere, voran unter ihnen Pappenheim. Er wußte ja, wie weit ſeine Erfolge gediehen waren, welche Ausſichten er dort am neuen Werke im Norden der Stadt ſich auf das Gelingen machen durfte. Bei dem häufigen Ueberlaufen der Söldner von Einem zum Anderen iſt mit Grund anzunehmen, daß Pappenheim auch über die weitere Beſchaffenheit des neuen Werkes, über die Verbindung deſſelben mit der Stadt genau unterrichtet war. Dazu kam noch ein anderer Umſtand, der für Pappenheim die gegründete Ausſicht auf das Gelingen eines Sturmes an ſeinem Orte eröffnete.

Guſtav Adolf ſelbſt erhob zuerſt die Anklage des Ver-

*) Schwed. Kriegsrecht oder Artikelsbrief Tit. XIX. Art. 86. 87.

rathes. Er wirſt dieſelbe in ſeiner Entſchuldigungsſchrift ganz allgemein und unbeſtimmt hin, ohne einen Gegenſtand des Verrathes, oder eine Perſon zu bezeichnen. Wir haben deßhalb das Recht und die Pflicht, weiter nachzuforſchen. Es wird von mehreren Seiten berichtet, daß Pappenheim täglich am Abend Briefe aus der Stadt empfangen mit Nachricht, was den Tag über vorgegangen ſei, was die Nacht über vorgehen würde. Pappenheim ſelbſt hat dieß im Beiſeyn vieler Cavaliere nach der Eroberung dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm ausgeſprochen *). Er hat dieſen gefragt, wie er doch nur bei den untreuen Bürgern ſo viel hätte zuſetzen und ſich wagen mögen. Pappenheim alſo ſchiebt es den Bürgern zu. Er erhielt noch am ſelben Abend des 9./19. Mai abermals ſolche Briefe, und beſchloß deßhalb, auf jeden Fall am nächſten Morgen anzulaufen.

Die Sache wurde damals viel erwogen. Unparteiiſche Schriftſteller in fremden Ländern vertheidigten die Bürger durch die Bemerkung: da bei der Plünderung und Mißhandlung keines Bürgers geſchont wurde: ſo iſt zu glauben, daß es grundloſer Argwohn war **). Dieß iſt wohl nicht anzufechten. Allein es läßt ſich doch auch nicht annehmen, daß der ehrgeizige Pappenheim etwas aus der Luft gegriffen. Denn ſein Ruhm war um ſo größer, je mehr Hinderniſſe er fand, und eine ſolche Lüge, deren Zweck nicht abzuſehen, hatte ſicherlich den Erfolg, ſeinen Ruhm etwas zu verringern. Mithin müſſen, da weder eines Bürgers geſchont wurde, noch Pappenheim oder irgend ſonſt Jemand einen Namen nennt, die Briefe anonym gekommen ſeyn. Nun aber fragen wir: wel-

---

*) Trucul. expugn. oder kurzer jedoch wahrhafftig eigtl. Bericht u. ſ. w. Der Verfaſſer iſt prot. Soldat, Augenzeuge der Erob. Fax. Magdb. bei Calviſius p. 70. Verfaſſer aller Wahrſcheinlichkeit nach prot. Theologe aus Magdeburg.

**) Aitzema: Zaken van staet en oorlog III. 551. Quart. A.

cher Bürger wird die Stadt verrathen, ohne nicht wenigſtens den Vortheil davon zu tragen, ſich durch Nennung ſeines Namens Anſpruch auf irgend welchen Lohn zu erwerben? — Es kann es kein Bürger gethan haben. Es muß ein Anderer geweſen ſeyn. Wer iſt dieſer Andere?

Um dieß zu beantworten, wäre zuvor die andere Frage zu ſtellen: was iſt denn berichtet? Am Montag Abend, dem letzten Abende der Stadt enthält dieſer anonyme Bericht die Angaben: wie ſtark die Wache ſei, welche Poſten am ſtärkſten beſetzt ſeyn würden, um welche Stunde die Wache von den Poſten wieder abziehe *). Wir fragen weiter: wer in einer belagerten Stadt kann das wiſſen? — Unſer Bericht, der die Bürger im Allgemeinen beſchuldigt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach von einem Magdeburger Geiſtlichen herrührt, ſetzt hinzu: „dieß haben die Verräther gar leicht können zu Werke richten, weil man nichts hat vornehmen dürfen, es hat denn dem Rathe und der Gemeinde zuvor zu wiſſen gethan werden müſſen".

Der eifrige Theologe hat offenbar geglaubt, was er geſchrieben. Anders liegt für uns die Sache. Iſt es denkbar, daß ein militäriſcher Commandant einer Feſtung auch nur eine Stunde einen Oberbefehl fortführt, an welchem ſolche Bedingungen haften? Und wenn er es thut: wie wird man ihn benennen?

Falkenberg war nicht ein ſolcher Mann. Er war aus der Schule Guſtav Adolfs. Wir geben zu, daß er dem mannigfaltigen Gewebe der Täuſchung, mit welchem er die bethörten Magdeburger umſpann, auch noch dieſe Maſche hinzugefügt: er thue nichts ohne Vorwiſſen des Rathes. In Wahrheit konnte es nicht alſo ſeyn. Als es bei Guſtav Adolf einmal vorkam, daß ein Kapitän ſeinen Officieren einen Anſchlag

*) Fax. Magdb. bei Calviſ. 70.

vorher mitgetheilt, ſagte der König ſehr unwillig *): „Eines rechtſchaffenen Oberſten und Kapitäns Hand darf nicht wiſſen, was er im Sinne führt“. Wenn Falkenberg in Magdeburg dieſer Anſicht ſeines Königs gemäß gehandelt hat: ſo kann der Verdacht der Angabe jener Dinge nur auf ihn ſelber fallen. Pappenheim ſollte und mußte ſtürmen in der Nacht oder in der Morgenfrühe des 10./20. Mai. Der Verrath in dieſer Art iſt ein Glied in der langen Kettte. Es iſt noch nicht das letzte.

Der Feldherr Tilly gab in dem Kriegsrathe am Abend des 9./19. Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Er ſetzte den Sturm auf die Frühe des nächſten Morgens. Wenn aber dieſer Sturm mißlänge: ſo ſcheint Tilly entſchloſſen geweſen zu ſeyn zum Abzuge. Darauf deutet die Abführung der Kanonen an der Sudenburg.

Der Morgen des 10./20. Mai brach an. Der Magiſtrat, der Ausſchuß, die Viertelsherren begaben ſich der Ladung gemäß um vier Uhr zu Rathhauſe **). Sie erwogen hin und her, welche Vorſchläge man dem kaiſerlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg beſichtigte unterdeſſen die Wachen und entließ ſie. Nur 600 Mann blieben in den ausgedehnten Werken; die Andern kehrten heim, um ſich der Ruhe, dem Schlafe zu ergeben, die übliche Predigt zu hören, oder die Vorfälle auf der Bierbank zu erwägen. Falkenberg eilt nach dem Rathhauſe. Dort weilte er mit Stalmann und den Räthen des Markgrafen in einem beſondern Zimmer, bis der Magiſtrat mit ſeiner Berathung fertig war. Vier Abgeordnete desſelben erſchienen vor Falkenberg und den Andern, um den Beſchluß einer Deputation an Tilly kund zu thun. Falkenberg nahm ſogleich das Wort und redete. Er ſprach kein Wort davon, weßhalb er den am Abend zuvor verheißenen Ausfall

*) Theatr. Europ. II. 245. **) Gerike p. 88 ff.

in der Nacht nicht ausgeführt habe. Auch fragten die Deputirten des Rathes wohl kaum darnach, weil ja doch das Unterbleiben des Ausfalles bis dahin keinen erſichtlichen Schaden gethan, und ferner nun, da man zum Capituliren fertig war, auch kaum noch einen Schaden nach ſich ziehen zu können ſchien. Man war ja nun einmal ſo weit gekommen, hatte dieſe gefürchtete Nacht ſicher überwunden. Falkenberg erwähnte das nicht. Dagegen zählte er der Länge nach alle Zuſagen und Verſprechungen des Entſatzes auf, welche ſein König ſo vielfach gegeben und ſo oft betheuert hatte. Er mahnte, daß man mit Sicherheit auf die Erfüllung derſelben vertrauen könnte. Jeder Augenblick, ſagt er, könne die erſehnte Hülfe erſcheinen, und jede Stunde, die man ſich länger hielte, ſei nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen. Auch ſei ja die Gefahr noch keineswegs ſo groß, wie Einige meinten.

In dieſem Augenblicke ließ der verſammelte Rath durch einen Secretär melden: die Wächter auf den Thürmen des Domes und St. Jakobi zeigten an, daß die Kaiſerlichen aus allen Lagern ſich ſtark nach der Sudenburg und der Neuſtadt zögen, und ſich hinter die Schutzwälle und ſtehen gebliebenen Mauerreſte begäben. Zur ſelben Zeit erſchien ein Bürger vom Walle und berichtete: im Felde lebe es hinter allen Hügeln und Gründen von Reitern, auch habe man ſehr viel Volkes in die Neuſtadt rücken ſehen. Falkenberg, der eben zuvor die Wachen von den Wällen entlaſſen, die Vertheidiger auf die möglichſt kleinſte Zahl verringert hatte, gab den Ueberbringern dieſer Nachrichten die Antwort: „Ich wünſche, daß die Kaiſerlichen es ſich unterſtehen und ſtürmen möchten: ſie ſollten gewiß ſo empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele“.

In wiefern dieſer Commandant einer alſo bedrohten Stadt für einen üblen Empfang der Stürmenden Sorge getragen, werden wir erſehen.

In der Frühe deſſelben Morgens harrte Pappenheim des verſprochenen Zeichens zum Sturme. Es erfolgte nicht. Statt

deſſen kam eine abermalige Ladung zum Kriegsrathe. Der Feldherr hatte die Nacht im Gebete verbracht, nur eine Stunde hatte er der Ruhe gegönnt*). Er hatte nach ſeiner Gewohnheit zwei Meſſen gehört; und doch war er mit ſich nicht einig, was zu thun ſei. Sein ganzes Beſtreben ging unverkennbar darauf hin, Zeit zu gewinnen für die Magdeburger. Der Trompeter war noch nicht zurück. Die Capitulation ſtand mithin in faſt gewiſſer Ausſicht. Sollte man da ſtürmen? Ja, es ſcheint, daß Tilly den Aufſchub, der von ihm ausging, nun als Grund gegen den Sturm geltend machen wollte. Da der Sturm nicht gleich mit Tagesanbruch unternommen, ſei es nun zu ſpät. Immerhin ließ er die Truppen ſich aufſtellen, ſich entwickeln, aber um zu ſchrecken, um zu drohen, um dadurch die Bitte um eine Capitulation hervorzurufen; denn es lag ihm ja Alles daran, ſich der Stadt in unverſehrtem Zuſtande zu bemächtigen. Nicht alſo entſprach es dem Sinne Pappenheims, der ja ſeine Vortheile kannte. Ein alter italieniſcher Oberſt gab den Ausſchlag. Er hielt dem Feldherrn das Beiſpiel von Maſtricht entgegen. Dieſe Stadt ſei mehrere Stunden nach Tagesanbruch gewonnen, weil die ermüdeten Wachen ſich dem Schlafe überließen. Das Wort riß auch die Anderen hin. Tilly willigte in den Sturm, den er nicht wünſchte. Er verſprach um 7 Uhr durch ſechs Kanonenſchüſſe das Zeichen zu geben. Die Oberſten begaben ſich an ihre Poſten, um von drei Seiten zugleich zu ſtürmen. Doch nur die Nordſeite, wo Pappenheim mit vier Regimentern dem neuen Werke von der Elbe an bis zur hohen Pforte gegenüber ſtand, fordert unſere Aufmerkſamkeit. Nur gegen dieſes Bollwerk, deſſen Fürſorge Falkenberg ſpeciell auf ſich genommen, hatte ein Sturm Ausſicht auf Erfolg.

Hat Pappenheim auch da noch wieder Bericht empfan-

*) Tepler Mſkpt. in den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 14.

gen, daß die Wache am neuen Werke ſchlecht beſtellt ſei? — Nicht bloß dieß wird uns gemeldet, ſondern ſogar auch, daß die Stürmenden das Loſungswort gewußt *). Und zwar ſetzt der Berichterſtatter das merkwürdige Wort hinzu: „Nicht weiß ich, durch was Mittel". Alſo iſt dieſer Verfaſſer nicht in die Klaſſe der ſchwediſchen Schreiber zu werfen **), welche nach dem Vorgange des Königs eifrig befliſſen ſind, die unbeſtimmte, haltloſe Anklage des Verrathes gegen die Bürger oft und oft zu wiederholen. Doch ſei dem, wie es wolle: es kommt auf die Thatſache an, ob die Wache am neuen Werke ſchlecht beſtellt geweſen iſt oder nicht, ob die Stürmenden dort, wie Falkenberg zur ſelben Stunde, den Umſtänden nach kurz vor dem Anlauf der Pappenheimer, auf dem Rathhauſe es ausſprach, ſo empfangen wurden, daß es ihnen übel gefiel.

Der Zeitpunkt, wann Pappenheim anlaufen ließ, iſt mit ziemlicher Sicherheit zu beſtimmen. Es war vor dem Zeichen, welches Tilly verſprochen; aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Tilly über die beſtimmte Zeit hinaus daſſelbe verſchoben; denn der alte Feldherr erwartete von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute die Rückkehr des Trompeters aus der Stadt. Dieſe Rückkehr machte aller Wahrſcheinlichkeit nach den Sturm mit ſeinem zweifelhaften, jedenfalls gefährlichen Ausgange unnöthig. Als Tilly verzog, glaubte der ungeduldige Pappenheim, der allein um die Vortheile ſeiner Stelle wußte, ſich in ſeinem Rechte den Sturm auch ohne das Zeichen zur beſtimmten Stunde zu beginnen. Die anderen Führer warteten das Zeichen ab. Daß Pappenheim bei ſeiner Ungeduld dennoch in gutem Glauben handelte, erſehen wir daraus, daß er in der Stadt die Officiere der anderen Abtheilungen leidenſchaft-

*) Gründliche wahrhafftige Relation, wasmaßen die uralte u. ſ. w.

**) Arlanibaeus: Arma S. 168. Soldat suédois I. 75. — Chemnitz hält es für beſſer, davon zu ſchweigen.

lich anfuhr: „Heute habt ihr gehandelt, wie verrätheriſche Schelme" *). Wir ſehen eben daſſelbe aus ſeiner Forderung an Tilly, ein Kriegsgericht über die Säumigen zu berufen. Als Tilly nicht willfahrt, bringt Pappenheim dieſelbe Klage an den Kaiſer **). Auch dort findet er damit nicht Gehör. Aber eben das Nichtwillfahren Tillys bewies, daß jene anderen Anführer in ihrem Rechte waren. Sie hatten das Zeichen zum Sturme abgewartet. Da ſie nicht ähnliche Vortheile vor ſich ſahen wie Pappenheim, ſo mag ihr Eifer minder groß geweſen ſeyn.

Pappenheim wartete bis nach ſieben Uhr. Seine Soldaten erhielten vorher ein Glas rheiniſchen Weines. Die Loſung war Jeſus, Maria. Da Uniformen damals noch nicht allgemein waren, ſo bedurfte man eines beſonderen Zeichens. Die Soldaten ſchlangen eine weiße Binde um den Arm. Etwa um halb acht Uhr gebot Pappenheim den Anlauf gegen das neue Werk.

Dieſes war am Morgen des 10./20. Mai in derſelben Beſchaffenheit, wie am Tage zuvor, wo Gerike dem Rathe die Gefahren deſſelben berichtete. Es war, wo möglich, durch die nächtliche Arbeit der Pappenheimer, in einer noch ſchlechteren. Die Pappenheimer laufen an. Sie nehmen die Sturmpfähle heraus, welche nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike am Tage zuvor ſchon loſe ſtanden. Sie ſteigen auf den Tags vorher ſchon angelegten Leitern den Unterwall hinan. Sie finden dort 15 bis 20 Soldaten ***) des Regiments Falkenberg unvorbereitet. Nur die Schildwachen haben brennende Lunten. Die andern Soldaten in dem Unterwalle, der Fauſſebraye, haben keine Lunten. Sie haben keine Pike, kei-

*) Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 354.

**) Förſter: Wallenſteins Briefe II. 94.

***) Fax Magdeb. bei Calviſ. 54. — Gerike a. a. O.

nen Morgenſtern oder ſonſt eine Waffe, mit welcher man die Stürmenden, am Wall Hinanklimmenden niederſchlägt *). Sie fallen oder fliehen auf den Oberwall. Die Pappenheimer folgen auf dem Fuße. Sie fürchten dort Minen nach Kriegs-Gebrauch in ſolchem Falle **). Die Furcht erweist ſich als unbegründet. Ein markgräflicher Prediger hält dort oben mit den Soldaten Betſtunde. Um ſo leichter geht Alles von ſtatten. Nach wenigen Minuten ſind die Pappenheimer Herren des neuen Werkes. Von dort aus fürchten ſie beim weiteren Vordringen, daß die Lücken und Gaſſen von kurzen Streichbüchſen, mit Hagel geladen, beſtrichen werden ***). Alſo war es der Kriegesbrauch. Hier jedoch iſt dieſe Beſorgniß nicht gegründet. Es ſteht ihnen nichts mehr im Wege: der Wall an der Nordſeite der Stadt iſt in ihren Händen und ſie dringen in die Stadt. Ihr Verluſt bis dahin beträgt nicht fünf Mann †).

Aehnlich ergeht es bei der hohen Pforte. Die Schildwache dort ahnt den Feind nicht eher, als bis ſie ſchlaftrunken von den Heraufgeſtiegenen den Todesſtreich empfängt.

Und ferner läßt Pappenheim ſtürmen an der Elbſeite. Dort ſprang das Waſſerrondeel vor. Pappenheim hatte in den vorhergehenden Tagen rund um daſſelbe einen Erddamm aufwerfen laſſen, der an das Fiſcherufer innerhalb der Stadt führte. Dieſen Weg ſchlagen einige Compagnien Croaten ein. Sie reiten durch das Waſſer, ſteigen das Ufer hinan, eilen dem Fiſcherthore zu. Sie finden daſſelbe offen, unbewacht. Sie ſtürzen hindurch in die Straßen, und werfen ſich ſofort auf die nächſten Häuſer zum Plündern.

War das der Empfang, den Falkenberg für die Stürmenden verheißen hatte?

---

*) Gerike a. a. O.

**) Pappenheims Bericht bei Hormayr a. a. O. p. 321.

***) Fax. Magdb. bei Calviſ. p. 54.

†) Pappenheims Bericht bei Förſter: Wallenſteins Briefe II. 94.

Wir haben ihn verlaſſen in ſeiner Rede auf dem Rathhauſe, daß noch keine Gefahr, daß nun, wo man ſich des Entſatzes nicht mehr ſtündlich, ſondern augenblicklich verſehen dürfe, der Gewinn einer Stunde nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen ſei. Er redete weiter, immer weiter, und die Anderen hörten zu. Da bläst vom nahen St. Johannisthurme herab der Thürmer Sturm. Er ſteckt zugleich die weiße Kriegsfahne aus. Falkenberg redet fort. Gerike eilt vom Rathhauſe und gewahrt in der Fiſcherſtraße die plündernden Croaten. Er kehrt zurück nach dem Rathhauſe, wo noch die Verſammlung ruhig anhört, wie Falkenberg redet. Während Gerike Bericht erſtattet, kommen auch Falkenbergs Diener und erzählen, daß der Feind ſich des Walles im Norden gegen die Neuſtadt bemächtigt habe*).

Es iſt kein Zweifel mehr: die Zeit iſt verronnen. Für eine Capitulation iſt es zu ſpät.

Da endlich ſteigt Falkenberg zu Pferde. Aber wohin? Sein Ritt abermals beweist, daß für einen Empfang und eine Abwehr der Kaiſerlichen auch nicht die leiſeſte Sorge getragen iſt. Er reitet nicht zuerſt nord- oder nordoſtwärts nach dem bedrohten Punkte, ſondern vom Rathhauſe aus ſüdoſtwärts nach der Elbinſel, dem Marſche, um von da das Regiment des Oberſtl. Troſt herein zu holen. Nachdem er ſelbſt dieſes Regiment herangeführt, wirft er ſich mit demſelben, oder ſo vielen als davon beiſammen ſind, den Kaiſerlichen entgegen. Sie ſind ſchon in den Straßen. Er treibt ſie zurück bis an den Zwinger. „Weil er aber am Volke ſchwach und die Feinde ihm zu mächtig waren, iſt er, vielleicht ohne Gedanken, an die Spitzen geritten und von dem Feinde erſchoſſen worden. Sein Körper iſt nachher vom Feuer ganz verbrannt, daß man von ihm nichts finden mögen. Dem lieben Gott ſind alle Dinge bekannt".

*) Gerike a. a. O.

Alſo erzählt den Ausgang dieſes Mannes die eifrige Schrift eines Augenzeugen für Magdeburg, in welchem wir aus inneren Gründen einen Magdeburger Theologen vermuthen *). Sichtlich ſtellt dort dieſer Theologe dem Falkenberg an treuer Pflichterfüllung den Markgrafen entgegen. Der Sinn jener Schlußworte iſt indeſſen dunkel. Er kann bedeuten: Falkenberg hat ſeinen Tod geſucht. Dieſe Deutung würde ſtimmen mit derjenigen eines Katholiken in Magdeburg **). Es bliebe dann je nach der Auffaſſung des Thuns und Laſſens von Falkenberg die Wahl: ob aus Reue und Verzweiflung über ſeine ungeheuern Verſäumniſſe, oder um durch ſeinen Tod dem Plane der Vernichtung Magdeburgs im Intereſſe des Schwedenkönigs das letzte Siegel aufzudrücken. Wir nehmen nämlich an, daß Falkenberg dort umgekommen ſei. Gewiß *iſt* es nicht. Falkenberg wurde verwundet in ein Bürgershaus bei der Jakobi-Kirche gebracht, und nachher hat man nichts wieder von ihm vernommen. Der Mann, der ſo meiſterhaft Alles berechnet, kann dieſe meiſterhafte Rechnung auch auf ſeine eigene Sicherheit ausgedehnt haben. Die Möglichkeit iſt vorhanden: dem lieben Gott ſind alle Dinge bekannt.

Wie dem auch ſei: das Werk Falkenbergs war im Gange. Er konnte es als gelungen bereits betrachten. Die Kaiſerlichen waren in Magdeburg mit Sturm: was ferner geſchah, kam auf ihre Rechnung.

Die Kaiſerlichen waren in Magdeburg; doch noch war die Stadt nicht in ihrer Gewalt. Nur Pappenheim an ſeinem Orte hatte Ausſicht auf Erfolg, und nicht die anderen kaiſerlichen Befehlshaber. Pappenheim war in die Stadt gekommen, weil ihm die Bahn geebnet war. Die anderen Anführer kamen nicht hinein, weil ſie anliefen gegen hohe Mauern

*) Fax. Magdeb. bei Calviſ. p. 54.

**) Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 303.

und feſte Thore. Dazu war der Zeitpunkt viel ungünſtiger für ſie, als vorher für Pappenheim. Sie warteten das verabredete Zeichen der drei Kanonenſchüſſe ab. Mansfeld mag auch darüber hinaus gewartet haben. Er zauderte, weil die Ausſicht des Gelingens für ihn ſo wenig günſtig war. Er begann den Angriff erſt dann, als längſt die ganze Stadt in Aufregung war über den bis ſo weit gelungenen Sturm des Pappenheim. Deßhalb fand Mansfeld noch dazu eine andere nachdrückliche Gegenwehr.

Die Pappenheimer waren in der Stadt. Dennoch ſtand für ſie auch dort eine ganze Stunde lang die Sache nicht günſtig. Es fehlte den Vertheidigern, weil man Falkenberg nicht mehr ſah, die einheitliche Führung, die zuverläſſige Ordnung. Dazu war ihre Zahl bei weitem geringer*). Aber dieſe kleine Zahl leiſtete mannhaften Widerſtand. Der Führer derſelben war ein Hauptmann, Namens Schmidt. Als er ſchwer verwundet niederſank, war keiner mehr da, der ihn erſetzte. Es entbrannte ein wildes, regelloſes Straßengefecht, welches noch viel Blut und Menſchen koſtete, deſſen endlicher Ausgang indeſſen nicht mehr zweifelhaft war.

Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem ſie zuerſt leicht die ſchlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerſtand. Dort kämpften Bürger. Um die Gegenwehr derſelben zu brechen, um die Bürger vom Kampfe abzuziehen, ließ Pappenheim dort zwei Häuſer anzünden. Die Soldaten thaten es ungern**), weil jeder Brand die Hoffnung auf Beute verringerte. Es war ein heller, ſchöner, ſtiller Maimorgen. Die Häuſer brannten wohl eine Stunde hell wie ein Licht in ſich

*) Truc. expugn. mit Vorwürfen gegen die Bürger. Fax. Madgb. bei Calviſ. 61 ſagt 1000 gegen 40.

**) Bericht des Capitäns Ackermann bei Calviſ. 106.

zuſammen. Vielleicht erreichte Pappenheim eben dadurch ſeinen Zweck nicht. Statt zu löſchen, beharrten die Bürger im Kampfe *).

Pappenheim hatte, wie es ſcheint, ſchon zuvor durch den Adjutanten Morrien an Tilly die Meldung bringen laſſen, daß die Stadt bereits gewonnen ſei. Es war zu früh. Der alte Feldherr kam an die hohe Pforte und fand den Kampf dort noch in aller Gluth. Er ließ ein unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde ſprengen. Dort drang er ſelber ein, gebot einige Kanonen hereinzuſchleppen und gegen die Straßen zu wenden. Das mußte entſcheidend wirken.

An den andern Orten, im Oſten, Süden und Weſten der Stadt führte der Sturm zu keinem Ergebniſſe. Es ließ ſich mit unzweifelhafter Gewißheit ſagen, was alle Magdeburger Berichte von damals wiederholen, daß der Sturm auf die Stadt keine Ausſicht auf Erfolg gehabt haben würde, wenn nur das neue Werk an der Nordſeite der Stadt einigermaßen beſſer verwahrt geweſen wäre **). Eben dieß iſt auch die Rechtfertigung für Tilly, für ſein Zaudern, ſeine Abneigung gegen den Sturm. Was da verborgen mitwirkte, was Pappenheim höchſtens ahnte, das konnte Tilly nicht wiſſen, nicht mit in Anſchlag bringen. Als Pappenheim durch einen ſchnell geebneten Weg über den Wall auch eine Anzahl Reiter ihre Pferde einzeln hatte herüber führen laſſen, als die Seinigen von der Nordſeite aus immer weiter in die Stadt vordrangen, als ſie den Vertheidigern der andern Werke, der anderen Thore in den Rücken fielen: da war kein Halten mehr. Die Bürger fliehen entſetzt auseinander zu ihren Häuſern, die Thore werden geöffnet, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten bringen die kaiſerlichen Truppen in hellen Haufen ein, und es hallt durch die Straßen der jauchzende, entſetzensvolle Ruf: „All gewonnen, All gewonnen"!

---

*) A. a. O. **) Fax. Magdb. bei Calviſ. 57.

Alles? Das war noch die Frage. Bis nach 10 Uhr dauerte ein ordentlicher Widerſtand, ein wirklicher Kampf. Noch war derſelbe nicht beendet, als ſchon die Dinge ſich anders geſtalteten *). Gleich nach 10 Uhr lodert Feuer auf, zuerſt neben der Apotheke am alten Ringe **). Es greift weiter. Die Luft iſt ſtill und ruhig; dennoch greift das Feuer weiter. Es brennt zugleich an 40, 50 Orten. Ungeheure Rauchſäulen ſteigen empor. Verborgene Minen entzünden ſich, fahren auf mit Gekrach und Geknatter. Sie nähren den Brand, ſie zünden ihn neu. Am breiten Wege flammt jedes dritte, vierte Haus ***). Die leckenden Flammen begrüßen, vereinen ſich, ſchlagen hoch zuſammen. In einer halben Stunde brennt es durch die ganze Stadt †). Wer hat das gethan?

---

*) Ein wahrhafftiger Bericht wegen der Belagerung u. ſ. w. 4 Blätter in 4. Der Verf. iſt Augenzeuge, Proteſtant.

**) Tepler Manuſcript in Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 14. S. 306. Verfaſſer kath.

***) Fax. Magdb. a. a. O.

†) So ausdrücklich: Exitii et excidii M. hist. relatio, deutſch: kurze aber doch eigentliche u. ſ. w. 1631. proteſtantiſch.

# X.

## Freikuxen für Kirchen und Schulen in Schleſien.

(Ein Beitrag zur Geſchichte der preußiſchen Parität.)

Es iſt ſeiner Zeit*) bekannt geworden, wie die von der Regierung, jedoch nicht aus Staatsmitteln, ſondern aus Beiträgen der Gruben und der Knappſchaften errichteten Knappſchaftsſchulen zu einer Propaganda für proteſtantiſche Zwecke benutzt wurden. Man hatte dieſe Schulen in dem katholiſchen Oberſchleſien errichtet, und dabei angeſtellt:

| | | | kathl. und | prot. Kinder | kath. u. | prot. Lehrer |
|---|---|---|---|---|---|---|
| in | Königshütte | für | 314 | 40 | 1 | 2 |
| „ | Friedrichshütte | „ | 42 | 6 | kein | 1 |
| „ | Paruſchowitz | „ | 63 | 17 | kein | 1 |
| „ | Gleiwitz | „ | 195 | 94 | 1 | 2 |
| „ | Malapane | „ | 100 | 100 | kein | 2 |

Von den ſechs proteſtantiſchen Kindern in Friedrichshütte waren zwei die des Lehrers, zwei die eines höheren Beamten;

---

*) Die katholiſchen Intereſſen bei den Budgetverhandlungen in den preußiſchen Kammern $18\frac{52}{53}$. Paderborn bei Schöningh. 1853. S. 357.

dieſe vier Kinder gehörten alſo dem aus den Bergarbeitern beſtehenden Knappſchaftsverbande nicht an.

Wir kommen heute hierauf zurück, um darzulegen, aus welcher Quelle dieſe Thatſachen gefloſſen ſind, und um feſtzuſtellen, ob etwa jetzt dieſe Quelle verſtopft worden iſt. Wir müſſen zu dieſem Ende etwas weiter zurückgehen.

Die Schleſiſche Berg-Ordnung vom 5. Juni 1769 beſtimmt im Cap. XXXI. §. 1 und §. 2, daß jedes Bergwerk in 128 Kuxen zu theilen ſei, von denen zwei für die Knappſchafts- und Armenkaſſe, zwei „zu Erhaltung der Schule und Kirche" frei gebaut werden ſollten. Die Ausbeute von den Kirchen- und Schulkuxen ſollte der „daſigen Ortskirche" berechnet werden. Das Allgemeine Landrecht, bei deſſen Abfaſſung die ſchleſiſche Geſetzgebung eine weſentliche Berückſichtigung fand, drückt letzteres im §. 134 Theil II. Tit. 16 ſo aus: zwei Kuxen werden der Kirche und Schule, „unter deren Sprengel die Zeche liegt," beigelegt. Es kann alſo nichts klarer ſeyn, als daß die Kirche und Schule des Abbau-Orts nach dem Geſetze zwei Freikuxen zu beziehen hatte, und das war auch billig. Im Allgemeinen iſt der Bergmann, deſſen Leben täglich beſondern Gefahren ausgeſetzt iſt, mehr als viele andern Stände auf das tägliche Gebet hingewieſen; ehe er vor Ort geht, verrichtet er ſein frommes Gebet, überall ſind Altäre und Capellen zur Ehre der heiligen Barbara in den Bergwerks-Gegenden errichtet. Der Bergmann hält auch ſeine Kinder zu Frömmigkeit und Gottesfurcht an; die Kinder füllen die Ortsſchule übermäßig, und doch hat nach der ſchleſiſchen Schulgeſetzgebung der Bergmann, der in der Regel zu den Nichtangeſeſſenen gehört, zum Unterhalt des Lehrers und der Schule faſt Nichts beizutragen; lediglich das Kleinhacken des Brennholzes für den Lehrer liegt den Nichtangeſeſſenen der Schulgemeinde in Schleſien ob. Endlich aber iſt es bekannt, daß der Bergbau nicht immer in Blüthe iſt; es kommen auch

Zeiten des traurigſten Verfalles; Kirche und Schule müſſen aber forterhalten werden, und um ſo mehr iſt es alſo als eine weiſe Vorſchrift anzuerkennen, daß in den ſieben fetten Jahren ein Vorrath angeſammelt wird für die ſieben magern Jahre. Die Freigebigkeit der ſchleſiſchen Berg-Ordnung für Kirche und Schule iſt hienach vollſtändig gerechtfertigt.

Allein die Regierung ſelbſt, von welcher das Geſetz ausgegangen war, hat es nicht gehalten. Die reichen Bergwerke in Oberſchleſien auf Blei, Kohlen, Galmei lagen in katholiſchen Gegenden, und man fand es für beſſer, die nach dem Geſetze den katholiſchen Kirchen und Schulen zuſtehenden Freikuren dieſen nicht zukommen zu laſſen. Das Oberbergamt behielt die Ausbeute der zwei Freikuren an ſich, und verrechnete ſie mit den zwei andern für die Knappſchafts- und Armenkaſſe beſtimmten Freikuren.

Unter dem Oberbergamte ſtanden alle Gruben, ohne Rückſicht darauf ob ſie königliche waren oder Gewerken gehörten, außerdem aber auch die königlichen und zwar nur die königlichen Hüttenwerke. Das Oberbergamt war eine königliche Behörde, und es benutzte die angemaßte Dispoſition über die Kirchen- und Schul-Freikure vorzugsweiſe dazu, um bei den königlichen Hüttenwerken proteſtantiſche Kirchen und Schulen zu errichten; alle oben genannten Knappſchaftsſchulen ſind in dieſer Weiſe entſtanden. Darin lag ein doppeltes Unrecht; die Hüttenwerke ſind nicht in Kuren eingetheilt, alſo gaben ſie auch keine Ausbeute von Freikuren; deſſen ungeachtet kam den Hüttenarbeitern und nicht den Bergleuten der reiche Ertrag der Freikuren vorzugsweiſe zu gute. Weiter waren nach der Bergordnung Kirche und Schule in Verwendung der ihnen zukommenden Kuren nicht beſchränkt; es war ihnen nicht zur Pflicht gemacht, die Ausbeute ausſchließlich, auch nicht einmal vorzugsweiſe für die Bergleute zu verwenden; wenn ſie dieſes nun auch gewiß nicht unterließen und nicht unter-

laſſen konnten, ſo war doch durch die eigenmächtige Einziehung der Kirche- und Schul-Kuxe ihnen jede Dispoſition entzogen; ſie mußten es als Gnade anſehen, wenn ihnen die Bergbehörde etwas zutheilte, dabei aber ſelbſtſtändig und ausſchließlich für die Bergleute.

Das Oberbergamt war bei dieſen das Recht der katholiſchen Kirche und Schule auf das Tiefſte verletzenden Anordnungen nicht ganz ohne höhere Genehmigung vorgegangen. Im Jahre 1778 war vielmehr der Miniſter für Schleſien mit dem Juſtizminiſter und dem geiſtlichen Departement in Verbindung getreten, und hatte, ohne Zuziehung des Fürſtbiſchofs oder auch nur eines Katholiken, die Verrechnung der Freikuxgelder zu der Knappſchaftskaſſe für billig erachtet; die königliche Genehmigung zu dieſer Abweichung von einem Landesgeſetze wurde jedoch erſt beinahe 50 Jahre ſpäter, nämlich im Jahre 1825 eingeholt, und zwar aus Veranlaſſung eines Proceſſes, welchen die katholiſche Kirche in Deutſch-Pinkow gegen das Oberbergamt auf Verabfolgung des Ertrages einer Freikuxe für die Kirche, auf Grund der Berg-Ordnung, erhoben hatte. In erſter Inſtanz wurde der Kirche das Recht zugeſprochen, in zweiter Inſtanz wurde ſie aber abgewieſen, weil inzwiſchen die eben erwähnte königliche Ordre vom 21. Febr. 1825 ergangen war. Vom Geheimen Obertribunal wurde letzteres Erkenntniß beſtätigt, der klägeriſchen Kirche jedoch in Bezug auf die im Landtags-Abſchiede vom 2. Juni 1827 verheißene landesherrliche Entſcheidung wegen Verwendung der Kirchen-Freikux-Gelder die Rechte reſervirt. Der ſchleſiſche Provincial-Landtag hatte nämlich auch Beſchwerde darüber erhoben, daß die Freikuxgelder nicht zum Beſten der Gruben-Arbeiter verwendet wurden.

Die verheißene Anordnung wurde durch die in der Geſetzſammlung publizirte Kabinets-Ordre vom 9. März 1830 erlaſſen, beſtätigte aber nur das bisherige Verfahren. Daß ſich

der Provincial-Landtag, wie eben erwähnt, der Sache annahm, müſſen wir nicht etwa einer Sympathie deſſelben für katholiſche Intereſſen zuſchreiben. Schleſien zählt ſehr ehrenwerthe katholiſche Magnaten, der ſchleſiſche Provincial-Landtag viele brave Katholiken als Mitglieder, allein daß ſie namentlich um jene Zeit durch ihr öffentliches Auftreten für katholiſche Intereſſen von ſich reden gemacht haben, dieß können wir von ihnen nicht rühmen. Es war um dieſelbe Zeit als der Landtag durch die zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Decem-Angelegenheit viele in Bewegung brachte und Anlaß wurde, daß dieſe in gerechter Weiſe geordnete Reallaſt in das Gegentheil verkehrt ward. Wir müſſen darnach annehmen, daß es weniger in der Abſicht des Landtags lag, den katholiſchen Kirchen und Schulen eine ihnen durch das Recht zuſtehende Einnahme zuzuwenden, als vielmehr die Beitragspflicht der Grundherren und Grubenbeſitzer für Kirchen und Schulen zu erleichtern; denn ſelbſtredend hatten die Grundherren zu dieſen Anſtalten in dem Maße weniger beizutragen, in welchem ſie durch eigene Einnahmen ſich ſelbſt erhalten konnten.

Die Einnahme von den Freikuxen war aber eine ſehr bedeutende; ſie würde für die katholiſche Kirche in Deutſch-Pinkow allein jährlich über 1000 Thlr. betragen haben; im Jahre 1852 betrug ſie im ganzen Bezirke des Oberbergamts mit Einſchluß der Zinſen von den angeſammelten Kapitalien über 19,000 Thlr.

Die Haupt-Knappſchafts-Kaſſe, welche außer den Beiträgen der Knappſchafts-Mitglieder den Ertrag der Freikuxen verwaltete, ſtand unter der Aufſicht des Oberbergamts, letzteres hatte alſo die beſte Gelegenheit mit vollen Händen zu bewilligen oder auch zu verſagen. Mit dem Eintritt in die Reihe der conſtitutionellen Staaten fand es die Regierung geboten, die Knappſchafts-Vereine an der Verwaltung ihres Vermögens Theil nehmen zu laſſen. Indeß war es, wie uns die Mo-

tive des Geſetzentwurfes belehren, nicht dieſe Rückſicht allein, welche das Geſetz hervorrief: die Beiträge der Bergwerks-Eigenthümer, ſagt der Miniſter von der Heydt, für die Arbeiter ſind nicht überall geſetzlich geregelt, und doch, ſetzt er hinzu, iſt längſt anerkannt, daß die Beiträge der Arbeiter allein nicht ausreichen, um die Anforderungen zu befriedigen, welche mindeſtens an die Knappſchafts-Kaſſe gemacht werden müſſen. In conſtitutioneller Entrüſtung führt der Miniſter weiter an, daß die Leitung des Betriebes und der Haushalt der Gruben nach dem Geſetze vom 12. Mai 1851 den Gewerken zuſtehe, und alſo eine fortlaufende Controle der Werks-Rechnungen zur Feſtſtellung der Beträge der Freikurgelder gar nicht mehr zuläſſig ſei. Ungeachtet der Entrüſtung, womit das Eindringen in den Betrieb und Haushalt der Privatwerke hier zurückgewieſen wird, läßt doch der §. 8 „die geſetzlichen Beſtimmungen über die Freikurgelder für die Kirche und Schule, ſie mögen unmittelbar an dieſe oder zur Verwendung für deren Zwecke an die Knappſchafts-Kaſſen gezahlt ſeyn" — fortbeſtehen. Darin liegt, ſoweit die Bergbehörde die Freikurgelder für Kirche und Schule verwaltet, zwar ein Widerſpruch; dieſer wird unſern Leſern nach dem Geſagten aber wohl erklärlich ſeyn. In den Kammerverhandlungen über den Geſetzentwurf kam zwar Alles zur Sprache, was wir oben angeführt haben; das Geſetz wurde aber angenommen und iſt unterm 10. April 1854 publicirt.

Für die ſchleſiſche Haupt-Knappſchafts-Kaſſe bedurfte es nun einer Sonderung der Freikurgelder für Kirche und Schule von den eigentlichen Einnahmen, und hiebei machte der geſammelte Kapitalbeſtand die Hauptſchwierigkeit. Es hätte nahe gelegen, ſich noch jetzt zu einem kühnen Schritte zu entſchließen; der Knappſchaftsverein in Schleſien blieb nach §. 8 des Geſetzes beſtehen, und es war durch den §. 5 fürgeſorgt, daß der Bergbehörde der gebührende Einfluß auf die Beſchlüſſe

des Knappſchafts-Vorſtandes bewahrt blieb. Warum alſo dieſem Vorſtande nicht auch die Verwaltung der Kirche- und Schulkuxe übertragen. Doch verfiel Niemand auf dieſen Gedanken; der ſchleſiſche Knappſchafts-Verein theilte ſich in einen oberſchleſiſchen und niederſchleſiſchen und trat mit dem Miniſter in eine Sonderung des Kapitals, welches bis zum Mai 1858 ſchon auf 465,000 Thlr. angewachſen war. Von dieſer Summe zog der Miniſter ſogleich 49,000 Thlr. ab, weil er dieſen Betrag als eine Schuld des Geſammtvereins anſah, was ihm auch concedirt wurde; allein außerdem zog er noch 50,000 Thlr. ab für die Verwendung zu gleichen Zwecken, nämlich zu Kirchen- und Schulbauten. Darüber iſt nun heftiger Streit entbrannt; die Knappſchaftsvorſtände verlangen die 50,000 Thlr. für ſich, der Miniſter gibt indeß mit vollen Händen von dem Kapitale aus. Auf dem königl. Hüttenamte Malapane baut er an die vor vielleicht 60 Jahren errichtete, und in dieſer Zeit für ausreichend erachtete proteſtantiſche Kirche jetzt auch einen Thurm; viele Tauſende empfing die proteſtantiſche Gemeinde in Gleiwitz wegen einiger proteſtantiſchen Hüttenarbeiter zum Neubau einer Kirche, und wahrſcheinlich werden, wenn der Streit zur Entſcheidung kommt, die 50,000 Thlr. großentheils vergeben ſeyn.

Inzwiſchen hat ſich jedoch auch die Angelegenheit der katholiſchen Knappſchaftsſchulen günſtiger geſtaltet, indem in Königshütte und Gleiwitz beſondere katholiſche Schulen erbaut ſind; auch für das Zuſtandekommen eines katholiſchen Pfarrſyſtems in Königshütte hat der Miniſter Beiträge geſpendet; jedoch fallen dieſe, wenn wir recht unterrichtet ſind, alle in die Zeit vor der Trennung der Knappſchafts-Kaſſe und die Beiträge in Königshütte waren durch die Parität abſolut geboten, weil man hier vorher den Proteſtanten, ungeachtet ihrer geringen Zahl, ſchon ganz bedeutende Summen überwieſen hatte.

Wie ſich überhaupt die Seelenzahl der katholiſchen zu den proteſtantiſchen Knappſchafts-Genoſſen verhalte, wird nicht bekannt gemacht; aus der im Eingange dieſes Aufſatzes angegebenen Kinderzahl läßt ſich darauf kein Schluß ziehen, weil die größte Anzahl der Schulkinder die Gemeindeſchulen beſucht. Die eigentlichen Knappſchafts-Genoſſen, d. h. die Bergarbeiter, vom Oberſchichtmeiſter abwärts: Schichtmeiſter, Steiger, Hauer ſind katholiſch, die höher Geſtellten aber faſt ohne Ausnahme Proteſtanten. Bei der Sonderung der Oberſchleſiſchen von der Niederſchleſiſchen Knappſchaft zählt man dort 7593, hier 2535, überhaupt alſo 10,128 Genoſſen. Die Beiträge dieſer Bergarbeiter zu der Hauptknappſchafts-Kaſſe ſind geſetzlich feſtgeſtellt; ſie beſtehen in Antrittsgeld und Lohnabzügen, und machten im Jahre 1852 die erhebliche Summe von 64,607 Thlr. 20 Sgr. aus. Dieſen hinzugerechnet die Zinſen von den Kapitalien, den Ertrag der Freikuxen und ſonſtige Einnahmen, ergibt ſich ein ſo bedeutender Jahresertrag, daß daraus mit Leichtigkeit alle den Knappſchafts-Genoſſen gebührenden Unterſtützungen hätten gewährt werden können. Aus dem Verdienſte und den Lohnabzügen der Arbeiter aber, und aus den geſetzlich für dieſe beſtimmten Intraden wurde eine Anzahl proteſtantiſcher Kirchen und Schulſyſteme unterhalten, d. h. die Arbeiter mußten einen Theil des ihnen Zukommenden abgeben, damit die höher geſtellten Beamten und auch andere in den katholiſchen Gegenden lebende Proteſtanten, zumeiſt alſo Nichtknappſchafts-Genoſſen, Kirchen, Prediger und Lehrer ihrer Confeſſion haben konnten.

So ſtellt ſich die Sache äußerlich betrachtet dar, und es wäre im Intereſſe der Regierung dringend zu wünſchen, daß dieſe durch eine öffentliche Bekanntmachung über die Zahl und Beiträge der katholiſchen Knappſchafts-Genoſſen den Schein, den ſie auf ſich geladen hat, zerſtreute, als ob die katholiſchen Knappſchaftsmitglieder ihre Groſchen hergeben müßten, damit

höhere proteſtantiſchen Berg- und Hütten-Beamten Beneſizien in Bezug auf Kirche und Schule ihrer Confeſſion genießen.

Die königlichen Hüttenwerke in Schleſien bringen nicht allein keinen Ertrag, ſondern erfordern noch jährlich Zuſchüſſe aus dem Staatsſäckel; von einer Verzinſung ihrer Anlagekoſten iſt alſo keine Rede. Nach der Theorie der Liberalen mußte man ſie alſo in Privathände übergehen laſſen, wie auch ſchon die Abſicht geweſen. Aber es wird uns glaubhaft verſichert, daß der Zweck dieſer Werke: „Proteſtantismus und Germanismus in Oberſchleſien zu verbreiten,“ der Hauptgrund ſei, der bis jetzt dem Verkaufe entgegengeſtellt worden iſt, und wie wir geſehen, wird der fragliche Zweck hauptſächlich durch die Lohnabzüge katholiſcher Bergwerksarbeiter und durch die den katholiſchen Kirchen und Schulen entzogenen Freikuxen erreicht.

# XI.

## Zeitläufe.

Die preußiſche Führung gegen Dänemark und ihr Verhältniß zur jetzigen Weltlage.

Den 24. Januar 1861.

Am 11. Februar 1858 iſt vom Frankfurter Bundestag das deutſche Ultimatum nach Kopenhagen geſendet und am 12. Auguſt 1858 das Exekutions-Verfahren gegen Dänemark beſchloſſen worden, mit dem Vollzug aber hat es in dieſer langen Friſt keineswegs geeilt. Noch unter dem verwegenen Heldenlärm der preußiſchen Kammer-Sitzungen vom 20. April und 4. Mai vorigen Jahres durften die Miniſter, ohne auf Widerſpruch zu ſtoßen, die „Wahl des Zeitpunkts" um thätlich in der däniſchen Sache vorzugehen, ihrem Ermeſſen vorbehalten. Um ſo mehr mag die Welt von der plötzlichen Kunde überraſcht worden ſeyn, daß man in Berlin eben den gegenwärtigen Moment für geeignet erachte, den Dänen das Schwert vor die Bruſt zu ſetzen, und daß ſich auch am Bundestag die allgemeine Ueberzeugung geltend mache, die Exekution nach der Eider könne nun durchaus keinen Aufſchub mehr erleiden.

Man mißverſtehe uns nicht: es gibt in der That ein gutes Recht und die deutſche Ehre gegen die übermüthige Kleinmacht der däniſchen Demokratie zu retten, und wenn die ſchleppende oder impotente Diplomatie des Bundes die unheilſchwangere Angelegenheit in bedauerlichſter Weiſe verzögert hat, ſo iſt die endliche Ermannung an und für ſich um ſo erfreulicher. Auch die Frage, ob denn wirklich eben jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen ſei, iſt von vornherein nichts weniger als zu verneinen. Man muß ſie vielmehr ganz entſchieden bejahen, aber freilich nur unter der Bedingung, daß die fragliche Ermannung eine wahre, ganze und allſeitige ſei. Alle Anforderungen, die wir an die deutſche Politik gegenüber den Anſchlägen des franzöſiſchen Imperators von jeher geſtellt haben, wären dann erfüllt, wenn das Verfahren gegen Dänemark wirklich als eine That von unermeßlicher, über das Schickſal von ganz Deutſchland beſtimmender Tragweite verſtanden und muthig aufgefaßt würde. Dazu gehören aber einige weſentlichen Vorausſetzungen, welche wir in folgende drei Fragen einkleiden:

Iſt erſtens Preußen mit ſich und mit den Verbündeten unter ſeiner Führung zweifellos einig und klar in dem Ziel, welches in den Landen der Eider erreicht werden ſoll, und wird es jederzeit, unbeirrt von den hinterhaltigen Rathſchlägen der in Berlin herrſchenden Parteien, beſtimmt angeben können, was es denn eigentlich will nicht nur in Bezug auf Holſtein und Lauenburg, ſondern auch in Bezug auf Schleswig? Dieſe Frage iſt viel inhaltreicher, als man gemeinhin glaubt, und ſollte hierin den geringſten Schwankungen Raum gelaſſen werden, ſo müßte in Kurzem nicht nur der alte Unwille Europas, ſondern auch der alte Hader unter den deutſchen Regierungen ſelber aufleben, und man dürfte noch vom Glück ſagen, wenn die Nationalſache abermals nur auf dem diplomatiſchen Wege zu Schanden würde.

Wenn aber Preußen mit ſich und dem Bunde einig iſt, was denn von Dänemark verlangt werden muß und erreicht werden kann — dann kommt die größere zweite Frage: iſt es auch gewillt und darauf gefaßt, mit der exekutiven Geltendmachung ſeines ganzen und ungeſchmälerten Programms eine europäiſche Initiative zu wagen und den Zuſammenſtoß mit dem franzöſiſchen Selbſtherrſcher, nachdem er heute oder morgen nun doch unvermeidlich iſt, lieber gleich ſelbſt zu provociren? Trägt man entſchloſſenen Muthes von vornherein darauf an, ebenſo der offenen Gewalt Frankreichs wie feindſeligen Maßnahmen von Seite Rußlands begegnen zu müſſen, oder lebt man vielleicht in der trügeriſchen Hoffnung, daß das berühmte Princip der Nichteinmiſchung auch den deutſchen Angelegenheiten zu gute kommen werde, weil man es in Italien ſo gewiſſenhaft oder gewiſſenlos gewähren ließ? Und brächte man es im letztern Falle vielleicht gar über ſich, durch gewiſſe Nachgiebigkeiten hinſichtlich des Landes Schleswig einen Nichtinterventions-Brief vom Imperator erkaufen zu wollen? Lägen der preußiſchen Führung wirklich Berechnungen dieſer oder jener Art zu Grunde, dann würde ſie tauſendmal beſſer den ganzen Proceß niederſchlagen, als Deutſchland der brennenden Gefahr eines Rückzugs ausſetzen, der unter dem Hohngelächter Europas das Ehrgefühl der eigenen Völker zu Boden träte.

Will aber der Bund im Gegentheile ſeine ganze Macht ernſtlich zuſammenfaſſen, um das deutſche Recht an der Eider gegen wen immer durchzuſetzen und den Conflikt mit Frankreich nicht nur zu wagen, ſondern ſo gut wie abſichtlich herbeizuführen: dann genügt es offenbar nicht, daß die Einigung der deutſchen Regierungen bezüglich Holſteins und Schleswigs nichts zu wünſchen übrig laſſe, ſondern die Einigung muß ſich über alle Grenzen und bedrohten Punkte des Bundes und

beider Großmächte erſtrecken, namentlich auch über Italien. Ueberall muß man wiſſen, was man will; ſonſt iſt nach allen Regeln der Erfahrung nichts gewiſſer, als daß die lockere Verbindung durch den nächſten beſten Zwiſchenfall aufgelöst und die Trümmer nach entgegengeſetzten Seiten auseinander getrieben werden müßten. Beſteht aber, fragen wir drittens, eine ſolche Einigung über alle deutſchen Rechte und Intereſſen in der That?

Wenn ja, dann wäre Deutſchland jetzt in der Lage zu thun, was es im Frühjahr 1859 hätte thun ſollen. Auch in dieſem glücklichſten Falle käme die Ermannung ſehr ſpät, vielleicht zu ſpät, nachdem Oeſterreich nun einmal durch die mit den dämoniſchen Umtrieben der „monarchiſchen Revolution“ wetteifernde Verblendung des Liberalismus gelähmt und faſt ganz auf ſich ſelbſt verwieſen iſt. Immerhin wäre es aber beſſer, der Entſchluß zu einer raſchen Entſcheidung — „ſiegen oder untergehen“, wie der neue König von Preußen die Lage ſelber bezeichnet — käme ſpät aber freiwillig, als gar nicht oder gezwungen.

Gerade für Preußen ſcheint es die dringendſte Nothwendigkeit zu ſeyn, endlich den äußerſten Schritt zum Entweder-Oder zu wagen. Denn abgeſehen von der ſocialen Calamität einer zweijährigen Kriegsbereitſchaft ohne Krieg, welche die Kräfte der Völker täglich mehr erſchöpft und zwar in Preußen keineswegs zuletzt*) — iſt die Stellung dieſer Macht im Innern

*) Muß man es ja nun erleben, daß das reiche England zuallererſt dieſen Zuſtand unerträglich findet, und eine Reduktion der Kriegs-Ausgaben von der Regierung vorgenommen wird, obwohl ſie des Friedens weniger ſicher iſt als je.

und im Verband der deutſchen Staaten viel bedenklicher als man gemeinhin annimmt. Die tonangebende Partei in der Kammer und im Lande iſt des Zauderns müde, ſie macht Miene, ihr radikales Programm mit allen Mitteln des parlamentariſchen und außerparlamentariſchen Zwangs durchzuſetzen. Soeben erläßt ein jüdiſcher Agitator aus der Mitte der ehemaligen liberalen Union ſeinen Mahnruf an die Kammer, weil „Preußen in den zwei Jahren der Regentſchaft auch nicht den kleinſten Fortſchritt zur Entwicklung der Freiheit gemacht habe“; inzwiſchen ſpricht der König ſelbſt bei jeder Gelegenheit die Beſorgniß aus, daß man ihn „zu drängen“ ſuche und über die eingenommene Stellung hinaus treiben wolle. Gewiß iſt es nicht ſo faſt das „Drängen“ gegen die letzten Vermächtniſſe der Reaktion im Lande ſelbſt, was er fürchtet, als das Drängen gegen die deutſchen Mitfürſten zur Sprengung des Bundes und zu ihrer Unterjochung unter eine preußiſche Centralgewalt. So lange Berlin in dieſem Geruche ſteht, bringt jeder Tag die Gefahr, daß ſich die Mittelſtaaten plötzlich einmal auf ſich ſelber ſtellen und Preußen ſo iſolirt bleibt, als der Imperator nur immer wünſchen kann. Nichts ſcheint daher einer geſunden Politik Preußens näher zu liegen, als mit beiden Händen nach einem Anlaß zu greifen, wo ſich die Kräfte des geſammten Bundes unter preußiſcher Führung zuſammen faſſen laſſen zum Behuf eines großen Schlages, welcher vor Allem dem Führer ſelbſt in der leidigen Sackgaſſe Luft machen würde. Den beſten, wenn nicht einzigen Anlaß dieſer Art bietet aber gerade der däniſche Streit.

Wenn irgendwo ſo iſt hier die Phraſe wahr, daß die Intereſſen Preußens und Deutſchlands identiſch ſeien. Aber im großartigen Maßſtabe einer europäiſchen Initiative, was immer von Seite Frankreichs und Rußlands daraus erfolgen möge, muß die Aktion aufgefaßt und durchgeführt werden,

was hinwieder nur in einer ſolchen Vereinigung aller deutſchen Mächte möglich iſt, welche jeder von ihnen den gebührenden Rechtsſchutz gewährt. Iſt der Zug gegen Dänemark anders gemeint: will man nur die Detailfrage löſen, einen häuslichen Zank im Rayon des Bundes; einigt man ſich nur ad hoc, um zwar an der Eider deutſche Rechte und Intereſſen zu verfechten, in Italien aber und an der Adria, in Ungarn und an der untern Donau ſie wie bisher preiszugeben; rechnet man auf die gutmüthige Zurückhaltung und Nichteinmiſchung Napoleons, oder ſucht man ſie gar durch Vertuſchen zu erkaufen; wirft man kurz geſagt nicht endlich die feige und kleinliche Planmacherei des gothaiſchen Liberalismus reſolut in die Ecke — dann iſt unfehlbar zu beſorgen, daß nicht nur die zweite Inangriffnahme Dänemarks noch ſchlimmer ausfallen wird, als der „Profeſſoren-Feldzug" von 1848, ſondern daß ſich auch das Unglück nur allzu bald von der Eider an den Rhein verlegen würde.

Ob man die Führung gegen Dänemark zu Berlin im Geiſte einer Partei oder im Geiſte der realen Weltlage übernommen hat, wollen wir nicht entſcheiden. Wir ſagen nur, daß im letztern Falle die völlige und reumüthige Umkehr von der bisherigen Politik und der gründliche Bruch mit den gothaiſchen Einflüſſen nicht ausbleiben kann. Was ſollte auch das für ein Führer ſeyn, der unter dem Geſpött des europäiſchen Publikums zwiſchen Recht und Revolution, Legitimität und Volksabſtimmung, Wollen und Nichtwollen, Ja und Nein hin und her ſchwanken wollte, ſo wie Preußen bisher gethan? Und wie ſonderbar würde es ſich ausnehmen, wenn man gegen Dänemark den Rechtsſtandpunkt und die vertragsmäßigen Anſprüche des Bundestags im Namen des Bundes exekutoriſch verfechten, im eigenen Hauſe aber die Partei fortwährend hegen wollte, welche noch in der vorigen Kammerſaiſon mit

knabenhafter Petulanz alles Recht der Verträge verhöhnt, und der Regierung insbeſondere die Auflehnung gegen den Bund, die Verläugnung des Bundesrechts, die Sprengung des Bundestags, mit einem Worte die Nachahmung Cavours und Garibaldi's zur Pflicht gemacht hat? Für ſolche Widerſprüche hatte die Mehrheit der Kammer freilich kein Gefühl der Scham, es iſt aber unter den europäiſchen Machthabern Einer, der auch das Ehrgefühl zu ſeinen großen Mitteln zählt.

Zur Verwunderung Vieler hat ſich in Preußen ſelbſt und zwar nicht von Seite der Kreuzzeitungs-Partei, ſondern unter den feurigſten Anhängern Garibaldi's und des Nationalvereins ſcharfer Widerſpruch gegen den Zug nach Holſtein erhoben, weil derſelbe nichts Anderes als die unvorſichtigſte Heraufbeſchwörung eines europäiſchen Krieges wäre. Wir glauben ſogar, daß man Unrecht thut, dieſe Erſcheinung bloß aus den ſchmutzigen Motiven des Geldſacks herzuleiten, ſo nahe auch eine ſolche Erklärung bei Banfiers- und Juden-Blättern wie die Kölniſche, die Berliner National- und die Volkszeitung liegen mag; ja es würde uns nicht wundern, wenn plötzlich der ganze Gothaismus von ſpecifiſch-preußiſchem Waſſer umſchlüge und wie Ein Mann für den Aufſchub in der Sache der Herzogthümer einträte. Denn nichts iſt klarer, als daß die Führung derſelben entweder in durchaus anti-gothaiſchem Geiſte angefaßt werden muß, oder aber unglücklich enden und Preußen in ein Meer von Untiefen irrlichten wird. Allerdings hat die Mehrheit der preußiſchen Kammer in der Debatte vom 4. Mai mit dem Kriegslärm gegen Dänemark zugleich die ärgſten Schmähungen gegen Oeſterreich und die Mittelſtaaten verbunden; aber der Entſchluß einer Regierung und die frazzenhafte Spiegelfechterei einer liberalen Kammer iſt zweierlei. Zudem war man damals noch der naiven Anſicht, daß Napoleon III. die Krone ſeines Herrſcher-

Lebens weitaus nicht am deutſchen Rhein, ſondern ganz und gar in der italieniſchen Einheit ſuche.

Schon die richtige Auffaſſung der Streitfrage gegen Dänemark an und für ſich ſetzt den Bruch mit jenem Kern des National-Vereins voraus, welchen die einflußreiche Fraktion der ſchleswig-holſteiniſchen Emigranten unter der Führung des ehemaligen Kieler Statthalters W. Beſeler bildet. Je verrückter der Fanatismus irgend eines gothaiſchen Conventikels, deſto gewiſſer findet man einen Juden und einen Schleswig-Holſteiner an der Spitze. Beſeler ſelbſt, deſſen neueſte Broſchüre den Haß gegen Oeſterreich und ſeine Verbündeten bis in die Region des höhern Blödſinns treibt, iſt aber von Preußen jüngſt erſt zum Curator der paritätiſchen Univerſität Bonn ernannt worden. Was er von Dänemark verlangt, iſt auf eine künftige Annexion der Herzogthümer an die deutſche Nordmacht gewiß vortrefflich berechnet, nur muß man keinen Rechtsgrund für ſolche Anſprüche geltend machen wollen. Der alte Schleswig-Holſteinismus war wenigſtens aufrichtig, die „legislative und adminiſtrative Verbindung Schleswigs mit Holſtein“ aber iſt nur die zahmere Formel für dieſelbe Sache. Denn daraus folgt die reine Perſonalunion zwiſchen einem conſtitutionellen Schleswig-Holſtein und dem däniſchen König, aus der Perſonalunion aber folgt einerſeits die Auflöſung der däniſchen Monarchie, und andererſeits der „engſte Anſchluß an das centraliſirte Deutſchland unter Preußens Führung“, welchen der Holſteiniſche Nationalverein in der Kieler Conferenz vom 13. Jan. für die drei Herzogthümer angeſprochen hat. Daß Dänemark ſelbſt den erſten Schritt dazu mache, kann Preußen durch napoleoniſche Thaten vielleicht erzwingen, aber einen Rechtstitel gibt es dafür nicht: das hat der Landtag zu Itzehoe im vorigen Jahre ſelbſt ausdrücklich erklärt, und auch

der Bundestag hat die ſchmale Linie des Vertragsrechts von 1852 bis jetzt gewiſſenhaft eingehalten.

Freilich iſt es aber auch nicht zu läugnen, daß ſchon die Forderungen des Bundestags, ſoweit ſie eine conſtitutionelle Selbſtſtändigkeit Holſteins und Lauenburgs betreffen, mit der Exiſtenz eines conſtitutionellen Geſammtſtaats Dänemark unvereinbar ſind. Hier oder dort muß ſich das conſtitutionelle Syſtem eine Ausnahme gefallen laſſen, oder die Einheit der Monarchie muß in Stücke gehen. Der einſichtige Miniſter Oerſtedt hat in ſeiner Verfaſſung vom 24. Juli 1854 den Verſuch gemacht, einen geſammtſtaatlichen Reichsrath mit nur berathender Stimme herzuſtellen — das fand aber der däniſche Liberalismus unerträglich; und daß die holſtein-lauenburgiſchen Stände in geſammtſtaatlichen Dingen nur berathende Stimme haben ſollen, das findet man in Deutſchland unerträglich. So ſind alle erdenklichen Auskunftsmittel bis jetzt von der einen oder andern Partei für unannehmbar erklärt worden, und zwar vom ſtrengconſtitutionellen Standpunkte aus mit allem Recht. Wenn der Kopenhagener Reichsrath das von ihm genehmigte Geſammtbudget nicht auch noch von der Genehmigung zweier deutſchen Ständekammern abhängig machen will, ſo iſt dieß gewiß ebenſo begreiflich, wie wenn man auf deutſcher Seite den Vermittlungsvorſchlag Englands abweist, wornach der Beitrag Holſteins zu den gemeinſamen Ausgaben der Monarchie auf eine beſtimmte Summe feſtgeſetzt würde, und jede Erhöhung von der Zuſtimmung der Stände abhinge, „über die Verwendung dieſer Summe aber nur dem däniſchen Reichsrath ein Zuſtimmungsrecht zuſtehen ſollte“. Die bundestägliche Exekution geht eben von der Thatſache aus, daß Dänemark das Budgetpatent vom 25. Sept. 1859 und das Finanzgeſetz vom 3. Juli 1860 ohne Zuſtimmung der holſtein-lauenburgiſchen Stände erlaſſen hat, wäh-

rend der Bundesbeſchluß vom 8. März 1860 den unverbrüchlichen Grundſatz aufſtellt, daß ohne jene Zuſtimmung kein gemeinſchaftliches Geſetz in Kraft treten könne, und überhaupt den Ständen von Holſtein und Lauenburg die ganz gleiche Competenz zuſtehen müſſe mit dem Reichsrath in Kopenhagen. Wie das aber in der Praxis zu machen ſei, hat der Bund nie geſagt und auch die Itzehoer Stände vom vorigen Jahre wußten keinen andern Rath als die conſtitutionelle Viertheilung des Reichs: jeder der vier Landestheile ſolle eine für ſich ſelbſtſtändige Kammer haben, und jedes gemeinſchaftliche Geſetz ſolle durch die Abſtimmung aller vier Kammern von Dänemark, Schleswig, Holſtein, Lauenburg hindurchgehen müſſen. Wer kann es der däniſchen Regierung verargen, wenn ſie eine ſolche Organiſation für moraliſch unmöglich und unausführbar erklärte?

Wohl mag man ſagen: nun denn! wenn die zwei-, drei- oder viererlei conſtitutionellen Körper innerhalb der Reichseinheit ſich nicht vertragen, ſo garantirt ja auch das Londoner Protokoll nur die gleichheitliche Erbfolge in allen Theilen der däniſchen Monarchie, nicht aber den „Geſammtſtaat", der ſich alſo immerhin auflöſen mag! Allerdings ſcheint das ſehr einleuchtend, würde aber die Verwicklung nicht löſen, ſondern erſt recht die Entſcheidung durch das Schwert herausfordern. Der Bund hat ſich auch ſtets wohlweislich gehütet, dieſe Seite der Frage zu berühren, während hingegen Dänemark wiederholt ſeine Geneigtheit für eine ſolche Auskunft verrathen hat. Aus dem Verband der Geſammtſtaats-Verfaſſung ſind Holſtein und Lauenburg bereits durch das Patent vom 6. Nov. 1858 entlaſſen, ſie auch aus dem Geſammtſtaat hinauszuſchieben, hat die Kopenhagener Regierung durch allerlei ſchwach verdeckte Mittel, z. B. durch den ſogenannten Delegirten-Vorſchlag vom 2. Nov. 1859, am Bunde ſelbſt verſucht — aber

immer nur um den Preis der völligen Incorporation Schleswigs. Nicht nur bei der Partei der Eiderdänen, welche ſeit zehn Jahren mit aller Macht auf eine nationale Reducirung und Conſolidirung des Geſammtſtaats hinſtrebt, und nicht nur bei den Schleswig-Holſteinern als dem andern Extrem iſt die Frage immer die: „auf welche Seite ſoll Schleswig fallen"? ſondern alle Dänen überhaupt wollen und dürfen Schleswig nicht an Teutſchland, und alle Deutſchen wollen und dürfen es nicht an das Dänenland kommen laſſen.

So ergibt ſich alſo die baare Unmöglichkeit auf beiden Seiten, den ſtrengen Buchſtaben des Rechts auf dem einen Punkte durchzuführen, ohne ihn auf dem andern zu opfern, und dieſe untrennbare Verſchwiſterung iſt der beſte Beweis, daß die beiden Mächte niemals in zwei feindliche Lager hätten auseinander gehen ſollen. Dänemark war lange Zeit eines der werthvollſten und verwandteſten Vorlande des deutſchen Volksthums, und hätte es in ein näheres Bundesverhältniß zu Deutſchland herangezogen werden können, ſo wäre der Vortheil beiderſeits unſchätzbar geweſen. Anſtatt deſſen hat nun die zelotiſche Pedanterie des doktrinären Liberalismus hüben und drüben leider Alles auf immer verdorben. Dafür wird man auch von dem Zwiſt weder hüben noch drüben einen Gewinn haben, ſondern der lachende Dritte wird den Profit einſtreichen und unſern deutſchen Politikern den einzigen Troſt hinterlaſſen, durchaus regelrecht nach dem Spruch gehandelt zu haben: fiat justitia, pereat mundus *)!

---

*) Die Hiſtor.-polit. Blätter haben dem deutſch-däniſchen Streit ſeit mehreren Jahren von Band zu Band ihre Aufmerkſamkeit gewidmet, zuletzt noch im 45. Band S. 1012 ff. aus Anlaß der vorjährigen Verhandlungen in der preußiſchen Kammer. Wenn die

Wenn ſich der Bundestag bis jetzt mit Glück auf der vertragsmäßigen Schneide von 1852 zwiſchen den eiderdäniſchen Fußangeln und den ſchleswig-holſteiniſchen Fallgruben durchgewunden hat, ſo verdankt er dieß der klugen Taktik, daß er ſich nie auf die Frage einließ, wie denn das, was er von Rechtswegen verlangte, praktiſch zu machen wäre. Die Art und Weiſe der Ausführung vorzuſchlagen, hat er ſtets und ausſchließlich der däniſchen Regierung ſelbſt und den holſteiniſchen Ständen überlaſſen. Glaubt man aber im Ernſte die fremden Mächte am Dareinreden verhindern zu können, ſpäteſtens dann, ſobald die preußiſchen Schildwachen an der Eider ſtehen, und wenn der Streit einmal vor das europäiſche Forum kommt, wird ſich der Bund dann nicht gezwungen ſehen, aus der bloß receptiven Stellung herauszutreten, und auch von ſich aus einige Worte über die Ausführbarkeit ſeiner Anſprüche zu äußern? Wir fürchten dieſen Fall; denn ſollte ſich Preußen nicht entſchließen, die Wiedereinführung des „Abſolutismus“ mit bloßen Provinzialſtänden für ganz Dänemark zu beantragen, ſo wird es kaum umhin können, *den* Beſtand der däniſchen Monarchie, auf welcher die Bedeutung eines ſehr wichtigen Mittelgliedes der europäiſchen Machtverhältniſſe ruht, in Frage zu ſtellen.

Will man ſich ein Bild von den Veränderungen machen, welche durch die definitive und conſtitutionelle Befriedigung der Herzogthümer in letzter Inſtanz bedingt ſind, ſo hat man eben jetzt gute Gelegenheit. Man braucht nur die in den rückſichtsloſen Kreiſen des Gothaismus curſirenden Hoffnungen

---

Regierung in Berlin jetzt erſt dem Impuls folgen zu müſſen glaubt, den ſie damals empfing, ſo könnten wir uns doch auf dortigen Vorherſagungen wörtlich zurückbeziehen.

auf Schweden und ſeine angeblich veränderte Haltung zur Frage in's Auge zu faſſen. Gegen den Aufſtand der Schleswig-Holſteiner hat Schweden militäriſche Hülfe geleiſtet, und noch vor zwei Jahren hat es dem däniſchen König auch gegen die Bundesexekution Truppen angeboten. Zu dieſer Zeit ſtand die Idee der „Scandinaviſchen Union" noch in Blüthe, unter beſonders eifriger Förderung des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Schweden und der mächtigen Freimaurer-Logen beider Länder. Leider war man nur über die Eine Frage ſtreitig, ob Stockholm oder Kopenhagen die Hauptſtadt der nordiſchen Union ſeyn, mit andern Worten, ob das däniſche Reich dem ſchwediſchen oder das ſchwediſche dem däniſchen annexirt werden ſolle, und bei dem unglaublichen Hochmuth der Dänen übte ſchon der bloße Zweifel an ihrer Vorherbeſtimmung erkältenden Einfluß auf ihren Unions-Enthuſiasmus aus. Ueber Schweden hingegen gehen verſchiedene Gerüchte; während die Einen behaupten, es ſtehe noch immer hinter Dänemark gegen den Bund, will man in Berlin wiſſen: es habe die Unions-Idee in der Richtung ausgebildet, daß Dänemark als Einzelſtaat überhaupt nicht mehr lebensfähig ſei, und eine Theilung des ganzen Staats zwiſchen Deutſchland und Schweden das Gerathenſte wäre. In dieſer Abſicht habe denn auch der ſchwediſche Viktor-Emmanuel und ſein in den liberalen Zeitungen vertretenes Volk, welches in ſchwärmeriſchem Garibaldi-Cult ſogar die Engländer ausgeſtochen hat, die Augen auf Berlin und auf ein herzliches Bündniß mit Preußen gerichtet. Wie geſagt legen gewiſſe Organe der Berliner Inſpiration großes Gewicht auf das Erſcheinen eines neuen Guſtav Adolf und ſie halten dafür, daß es nicht ohne tiefern, mehr als bloß „proteſtantiſchen" Grund geweſen ſei, wenn der Prinz-Regent den napoleoniſchen Vorſchlag, Spanien in die Zahl der Großmächte aufzunehmen, mit dem Ge-

genvorſchlag erwidert habe, auch Schweden für großmächtig zu erklären.

Natürlich ſtellen wir den Fall nur als ein Exempel hin, wie man ſich die gründliche Löſung der Herzogthümer-Frage logiſch richtig etwa zu denken hätte. Die fragliche Löſung ſelbſt mag Jeder für gut halten, der da meint, daß Schweden im Stande wäre, die däniſchen Inſeln der ruſſiſchen Macht vor dem Munde wegzuſchnappen, Deutſchland alſo bei der nordiſchen Veränderung nicht aus dem Regen in die Trauſe käme. Es iſt übrigens wenig oder gar kein Grund zu der Beſorgniß vorhanden, daß Preußen ſeine transalbingiſche Führung mit derlei Hintergedanken vermiſchen möchte. Denn wie wäre es möglich, die deutſchen Kabinette jemals für eine ſo heroiſche That in Holſtein, Lauenburg und Schleswig zu vereinigen? Und wenn auch, wie wollte man mit Rußland zurechtkommen, deſſen Uebergewicht in der Oſtſee zu brechen das Hauptaugenmerk des Schweden bei ſeinen ſcandinaviſchen Unions-Plänen iſt? Und wenn ferner auch die Schadenfreude über den grüngelben Neid bei der engliſchen Seekönigin den Sieg davontrüge, woher wollte man die Mittel nehmen, um den großen Wauwau an der Seine für den Verluſt ſeines Schützlings am Sund zu entſchädigen? Kurz, wir befinden uns bis auf weiteres in der Lage, von der preußiſchen Führung nicht zu viel, ſondern zu wenig Verwegenheit beſorgen zu müſſen.

Für die letztere Befürchtung liegt auch ſchon ein beſtimmtes Symptom vor — ein ominöſes Wahrzeichen wornach an den Bedingungen eines glücklichen Gelingens noch ſehr viel fehlen muß, wenn nicht Alles. Täuſcht das Symptom nicht ganz, ſo iſt man ſo wenig darauf vereinigt und gefaßt, auch der Gefahr eines förmlichen Conflikts mit dem Imperator kühnlich zu trotzen, daß man vielmehr entſchloſſen ſcheint, einer

ſolchen Begegnung um jeden Preis aus dem Wege zu gehen, ſogar um den Preis — Schleswigs. Es wird nämlich mit großer Beſtimmtheit verſichert, man werde ſich, um den Großmächten nur ja keinen Anlaß zur Einmiſchung zu geben, „einzig und allein“ auf die Angelegenheit Holſteins und Lauenburgs beſchränken; denn erſt durch die Herbeiziehung Schleswigs würde der Streit den Charakter einer häuslichen Affaire verlieren und zur europäiſchen Frage werden, da Holſtein und Lauenburg zum deutſchen Bunde gehörten, Schleswig nicht. Aber ſelbſt angenommen, daß die gefürchtete Einmiſchung auf dieſem Wege umgangen werden könnte, ſo bliebe auch dann immer noch die Thatſache beſtehen, daß eine definitive Regelung ohne Rückſicht auf Schleswig ganz und gar unmöglich iſt, ſchon aus dem Grunde weil Dänemark den beiden Herzogthümern jeden Augenblick Alles gewähren wird, was man nur immer verlangen kann, aber eben — um den Preis der Einverleibung Schleswigs. Man würde ſich alſo nur von vornherein ein Armuthszeugniß ausſtellen, ein um ſo traurigeres, weil es völlig nutzlos wäre.

Allerdings hat der Bundestag es auch verſtanden, ſechs Jahre lang mit Dänemark über die deutſchen Beſchwerden zu verhandeln, ohne den Namen Schleswigs jemals zu nennen, während dieſes Land, auf deſſen Nicht-Einverleibung Deutſchland ein vertragsmäßiges Recht hat, mit jedem Tage mehr einverleibt wurde. Noch der Beſchluß vom 8. März v. J. hat Schleswig nur tecto nomine berührt, indem er die Delegirten eines Dänemark und Schleswig vertretenden Reichsraths zurückwies und Delegirte von jedem der „ſämmtlichen Landestheile“ verlangte. Hiemit hat aber der Bundestag das deutſche Recht in Schleswig wenigſtens indirekt gewahrt; und eben jetzt im Moment der Exekution, wo gewiß Niemand etwas Anderes als ein offenes Eintreten für alle und jede berechtigten For-

derungen erwartete — jetzt ſollte man einen Hauptpunkt umgehen wollen, um eine Abſicht zu erreichen, die doch unmöglich zu erreichen iſt. Denn wenn auch der Bund den ſchleswigiſchen Trumpf unter den Tiſch ſteckt, ſo kann ihn doch Dänemark jedesmal nach Belieben ausſpielen, und iſt ſomit der Vorwand gefunden, ſobald der franzöſiſche Imperator ihn will. Daß er ihn aber will, fürchten wir allerdings.

Bisher hat kein Einſichtiger dieſſeits und jenſeits der Königsau daran gezweifelt, daß gerade Schleswig der eigentliche Angelpunkt der deſperaten Verwicklung ſei. Hier hat auch der Uebermuth der däniſchen Demokratie am ärgſten gehaust. Sogar dem Paſtor Grundtvig, dieſem Muſterbild eines zelotiſchen Nationaldänen, ſind in jüngſter Zeit die daniſirenden Gewaltthaten in Schleswig zu grell geworden, und die Regierung ſelbſt hat in den von England erwirkten Conceſſionen, welche ſie in Schleswig für den Verzicht der Holſteiner auf das Budget-Votum gemacht wiſſen will, ein indirektes Sündenbekenntniß abgelegt. Sie geſtattet, daß deutſche Kinder wieder in ihrer Mutterſprache confirmirt werden dürfen, daß für den Privatunterricht auch geprüfte deutſche Lehrer zuläſſig ſeien ꝛc. — was bedarf es mehr zum Beweiſe, wie man mit der vertragsmäßigen Gleichberechtigung der Nationalitäten in Schleswig umgegangen iſt? Und eben jetzt ſollte eine Bundesexekution gegen Dänemark mit gänzlicher Verſchweigung des „europäiſchen Herzogthums“ veranſtaltet werden! Wäre das möglich, ſo würden wohl nur Wenige begreifen, warum man denn nicht lieber die engliſchen Vorſchläge annehmen wollte. Aber Jedermann wird begreifen, daß ein unter dem Ausdruck des Kleinmuths und der Halbheit begonnenes Vorſchreiten der jetzigen Weltlage am wenigſten gewachſen iſt, und nicht anders als mit Unglück, ja mit Spott und Schande enden kann.

Nicht um die Herzogthümer handelt es ſich bei der Frage,

ob die Exekution des Bundes mit dem ganzen oder mit dem halben Programm an die verhängnißvolle Eidergrenze rücken wird, ſondern es handelt ſich um viel mehr. Denn ſobald die Thatſache feſtſteht, daß der Bund unter preußiſcher Führung auf ein zaghaftes Diſſimuliren ſich einläßt, dann ſteht auch feſt, daß die Einigung der Kabinette nicht von eilf Uhr bis Mittag reichen wird, daß ſie hinter den Anforderungen der gegenwärtigen Weltverhältniſſe weit zurückbleibt, und nicht einmal dem nächſten Zweck, geſchweige denn den europäiſchen Zwiſchenfällen, welche ſie faſt mit Nothwendigkeit hervorrufen muß, gewachſen iſt. Schon einmal hat Preußen einen unbeſonnenen Anlauf jenſeits der Elbe genommen und ſich mit Waffengewalt zum Vertheidiger eines angeblichen deutſchen Rechts aufgeworfen, dem es nachher ſelbſt den Stempel des revolutionären Unrechts aufdrücken mußte. Wenn die Schmach jenes Rückzugs in Berlin heute noch ſchmerzt, ſo ſollte man um ſo weniger vergeſſen, daß dießmal in einer andern Richtung ungleich größeres Unglück droht. Denn kaum iſt eine Verwicklung denkbar, welche den Plänen des franzöſiſchen Autokraten günſtigere Stellungen böte, um Deutſchland in Europa und unter Umſtänden ſogar Preußen in Deutſchland zu iſoliren, als der in der ganzen Welt verrufene deutſch-däniſche Streit, wenn er unreif und unbeſonnen auf's Tapet gebracht wird. Was aber zur fraglichen Reife gehört, das iſt eine Einigung Deutſchlands, welche wir nach allen Prämiſſen von zwei oder zwölf Jahren her bis auf weiteres für unmöglich halten müſſen.

Wäre es anders, ſo würde England nicht fürchten, ſondern hoffen. Die ſichtliche Angſt, womit man in London Alles aufbietet, um den Bruch zwiſchen Preußen und Dänemark zu hintertreiben, erſcheint als ein böſes Vorzeichen für die Perſpektive der Folgen, welche auch leider nur allzu durchſich-

tig iſt. Dänemark nimmt ſeine Zuflucht offenbar nur ungern zum franzöſiſchen Protektorat, denn eine ſolche Allianz iſt ſtets theuer; ſobald es ſie aber haben will, iſt ſie ihm zweifellos ſicher, denn für die napoleoniſchen Projekte kann ein däniſches Bündniß im Streit mit dem deutſchen Bund leicht noch lohnender werden als das franzöſiſch-ſardiniſche. Es hat vor Allem ſchon den Vortheil, daß es Rußland nothwendig in's franzöſiſche Intereſſe zieht gegen Deutſchland. Es hat ſodann den Vortheil, daß es England wenigſtens ſolange an ſich feſſelt, bis die Reue zu ſpät kommt, und die Entſcheidung im gewählten Moment unmittelbar an den Rhein verlegt wird. Die Berliner Kammermehrheit hat vor acht Monaten freilich ganz anders gerechnet; mit einer ſelbſt in der Geſchichte des deutſchen Liberalismus unerhörten Bornirtheit hat ſie nicht geſehen, daß die franzöſiſch-däniſche Allianz unter Umſtänden in der Luft liegt; hat ſie noch weniger bemerkt, daß dieſelbe ein neues Einigungsmoment mit dem Czaren und das Unterpfand einer ruſſiſchen Freundſchaft wäre, deren Koſten Niemand anders zu bezahlen hätte als Deutſchland; hat ſie am wenigſten begriffen, daß England, nicht wegen Holſtein, ſondern trotz Holſtein, nur dann ſich den Deutſchen nähern wird, wenn es Ausſicht hat, mit ihrer Hülfe ſich ſelbſt zu retten, reſpektive den Imperator zu ruiniren. Alſo nur d a n n, wenn alle deutſchen Mächte für alle deutſchen Fragen an allen deutſchen Grenzen mit allen deutſchen Mitteln feſt vereinigt ſind, wenn ſie überall genau wiſſen was ſie wollen, und wagen was ſie müſſen!

Kurz geſagt: nicht eine Exekution gegen Dänemark, ſondern eine Exekution gegen den Napoleoniden iſt die Frage, ob man will oder nicht will. Unter ſolchen Verhältniſſen übernimmt Preußen die Führung, welche ihm in [illegible] nordiſchen Aktion naturgemäß zuſteht und von Oeſterrei[illegible] in

glücklicher Ferne vom Schuß befindet, gewiß ganz neidlos überlaſſen wird. Er jenſeits des Rheins lauert auf die beſte Gelegenheit; aber Preußen wäre nun in der Lage, ihm zuvorzukommen und damit, wie geſagt, zugleich ein Nothgebot ſeiner eigenen Situation zu erfüllen. Die Mittelſtaaten ſind heute willig, morgen ſind ſie es vielleicht nicht mehr. Wird man in Berlin der Aufgabe gewachſen ſeyn? Wir haben keinen Beweis dafür, wollen aber auch nicht den Teufel an die Wand malen, ſondern nur wiederholen, daß es bloß Ein Mittel gibt, um großes Unheil zu verhüten: die reumüthige Umkehr nämlich von der Politik, welche man in Berlin ſeit zwei Jahren, um nicht zu ſagen ſeit zwei Generationen, eingehalten hat. Alſo ein „zweites Olmütz“, denn Teplitz hat augenſcheinlich nicht genügt!

# XII.

## Hiſtoriſche Novitäten.

*De* peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Clare montanam. Vratislaviae, 1859.

Die Habilitationsſchrift des Dr. W. Junkmann, Profeſſors der Geſchichte in Breslau, verdient in weitern Kreiſen bekannt zu werden. Dem Verfaſſer ſcheinen einige Unternehmungen gegen die Saracenen, welche vor der Kirchenverſammlung von Clermont ausgeführt ſind, den Kreuzzügen ſich würdig anzuſchließen. Wollte er die Urſache und den Urſprung der letzteren erörtern, ſagt er, ſo würde er auf die eifrigen Beſtrebungen der Päpſte und der Kaiſer, auf die feurige Thätigkeit des Cluniacenſer-Ordens, auf die Bedeutung des Ritterſtandes, und auf die weite Verbreitung der ſo tapfern und kampfluſtigen Normannen die Aufmerkſamkeit lenken. Aber dieſe vier Punkte berühre er bloß; den Gottesfrieden hingegen müſſe er näher beſprechen, weil derſelbe mit den Wallfahrten und den Zügen gegen die Saracenen zuſammenhänge, welche ſein eigentliches Thema ſeien.

Der erſte Abſchnitt umfaßt die Zeit von 1002 bis 1024, und beſpricht hauptſächlich die Verdienſte des Papſtes Benedikt VIII., des Kaiſers Heinrich II. und des großen Abtes Odilo von Clugny. Näher wird hiebei der Zug Benedikts VIII. gegen Modſchahed beſchrieben. Dieſer kühne ſaraceniſche Seeräuber war 1016 an der Küſte von Luni gelandet und hatte überall großen Jammer verbreitet; dreimal geſchlagen, floh der Freibeuter nach Afrika und griff die ſpaniſche Mark an, wo ihn die Normannen unter dem Grafen Roger von neuem überwanden. Sodann wird der verunglückte Zug der Normannen in Verbindung mit dem Longobarden Melus gegen Griechen und Saracenen erwähnt, deſſen Schäden jedoch Heinrich II. bald heilte (S. 11).

Im zweiten Abſchnitte wird über das Zeitalter des Cluniacenſer Abtes Odilo und ſeiner Schüler und Genoſſen von 1024 bis 1049 geſprochen und dann der 1041 gegründete Gottesfriede dargeſtellt, um den ſich Odilo große Verdienſte erwarb. Um dieſe Zeit vermehrten ſich unglaublich die Wallfahrten nach Jeruſalem, welche durch die Annahme des Chriſtenthums in Ungarn ſehr erleichtert wurden. „Die größten Könige, Grafen, Markgrafen und Prälaten, ja viele edle Frauen", ſagt der gleichzeitige Geſchichtſchreiber Rodulphus Glaber, „ſtrömten zum Grabe des Erlöſers. . . Faſt Alle, die aus Italien und Gallien zum Grabe des Herrn in Jeruſalem zu gehen wünſchten, gaben die ſonſt gewohnte See-Reiſe auf und zogen durch Ungarn, wo der König ihnen die größte Sicherheit des Weges gewährte, ſie wie Brüder aufnahm und ihnen reiche Geſchenke gab".

Der Verfaſſer zählt ſodann eine Menge von frommen Pilgern auf, welche nach Jeruſalem gewallfahret ſind, unter ihnen Robert I., Herzog der Normannen, welcher 1035

barfuß mit einem großen Geleite aus ſeinem Volke nach dem heiligen Grabe zog. An die Wallfahrer nach Jeruſalem ſchließt er die nach Compoſtella und nach Rom. Unter den letztern zeichnen wir Gudrida aus, welche (nach dem Verfaſſer) „aus Amerika“ zurückgekehrt im Anfange des 11ten Jahrhunderts zu den Schwellen der Apoſtel pilgerte, ſodann Kanut d. G. und den durch Shakeſpeare ſo bekannt gewordenen Schottenkönig Macbeth.

Der Verfaſſer hebt mit Recht den Einfluß ſolcher Wallfahrten auf Beilegung und Ausſöhnung heftiger Streitigkeiten, auf Hebung des moraliſchen Gefühls und ächt chriſtlicher Geſittigung und auf Förderung der Künſte und Wiſſenſchaften hervor. Wenn namentlich die Herrſcher ſich vor Gott beugen, ſo beugen ſich die Untergebenen leicht vor ihrer Obrigkeit um Gottes willen! Um dieſe Zeit gerade entſtand im Abendlande, beſonders in Italien und Gallien, ein bewunderungswürdiger Eifer, herrliche Kirchen zu bauen, und der romaniſche Styl verſchaffte ſich Geltung.

Das dritte Kapitel beſchreibt zuerſt die unermüdliche Thätigkeit Papſt Leo's IX., der auch die Normannen gewinnt, ſodann die lobenswerthen Beſtrebungen der folgenden Päpſte und ihren ſteigenden Einfluß, ſowie ihre Verhältniſſe zu Kaiſer Heinrich III. und zu Hildebrand. Unter den Pilgern nach Jeruſalem nenne ich hier Sweyn, des bei Haſtings am 14. Oktober 1066 gefallenen Harold Bruder, welcher büßend von Flandern mit bloßen Füßen nach Jeruſalem ging, und die Biſchöfe von Mainz, Bamberg, Regensburg, Utrecht, eine Wallfahrt, an der auch der Weſtfale Altmann, nachmaliger Biſchof von Paſſau, ſo wie Ingulf aus London mit dreißig der vornehmſten Normannen Theil nahmen. Wir haben hier Marquard, Bruder Heinrichs II. von Eppenſtein, Her-

von Kärnthen vermißt, welcher auf ſeiner Rückkehr nach Jeruſalem bei einem Schiffbruche im joniſchen Meere 1053 ertrunken ſeyn ſoll. Daß Aribo, Erzbiſchof von Mainz, der den 6. April 1031 auf der Wallfahrt nach Rom ſtarb, u. A. nicht erwähnt ſind, iſt bei der großen Menge der Romfahrer abſichtlich geſchehen.

Im Uebrigen aber müſſen wir uns verwundern, daß der Verfaſſer im Widerſpruche mit dem Titel die Wallfahrten und religiöſen Kriegszüge gegen die Saracenen erſt mit der Regierungszeit Heinrichs II. beginnt. Gehören die Züge gegen die Araber und Mauren unter Leo IV. nicht hieher? Und welche endloſe Reihe Wallfahrten nach Jeruſalem vom 4ten Jahrhundert an! Doch freilich iſt die ganze Abhandlung nur ein Bruchſtück. Möge es dem gelehrten Verfaſſer recht bald gefallen, das ganze im Titel bezeichnete Thema in unſerer Mutterſprache bearbeitet, der gelehrten und religiöſen Welt zu übergeben!

T.

# XIII.

## Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf.

### VI.

Bald brennt es durch die ganze Stadt Magdeburg. Es iſt die Fortentwicklung des ſchauerlichen Stratagemes, welches im Auftrage des Schwedenkönigs ſein Diener Falkenberg, der ſich dem Schweden geopfert, mit der deutſchen Stadt treibt, weil ſie die Thorheit hat, ihm zu vertrauen, ihr Geſchick in ſeine Hände zu legen, von ihm zu hoffen, daß er fechten und kämpfen wolle für ſie ohne ihr Zuthun, daß er dagegen mit dem Gewinne ſeines Schwertes ſie reichlich beſchenken und begaben werde, und zwar deßhalb von ihm hofft, weil er vertragsmäßig dieß beſiegelt und gelobt.

Haben wir moraliſch ein Recht, dem Schwedenkönige das ungeheure Bubenſtück zuzuſchreiben, ſelbſt nachdem erwieſen iſt, daß Falkenberg das Alles wirklich gethan, mit Abſicht gethan und unterlaſſen, was bei einer anderen ſchwächeren Perſönlichkeit auch der Unfähigkeit zugeſchrieben werden könnte? Brief und Siegel gibt es über Aufträge ſolcher Art nicht, und hat es höchſt wahrſcheinlich nie gegeben. Es fragt ſich, ob ein Aktenſtück von Guſtav Adolf exiſtire, eines ähnlichen Inhalts, in welchem er Geſinnungen

äußert, die an Tücke und Bosheit mit jenen, die wir ihm im Betreffe Magdeburgs beimeſſen, etwa verwandten Urſprung zeigen.

Es liegt uns ſein Plan vor, den er im Jahre 1624 für einen Krieg gegen den deutſchen Kaiſer entwickelte, zu einer Zeit, wo auch nicht der leiſeſte der ſpäteren Scheingründe und Vorwände von Seiten des Schwedenkönigs gegen den Kaiſer erhoben werden konnte. Damals will er durch Polen nach Schleſien ziehen. Um ſich dieſen Weg zu bahnen, ſchlägt Guſtav Adolf folgende Mittel vor. Es verſteht ſich von ſelbſt, meint er *), daß der König von Polen Widerſtand leiſten wird. Dieſer Widerſtand kann gebrochen werden durch den Angriff mehrerer Feinde — denn auch den Moskowiter, der damals für die Deutſchen auf gleicher Linie mit dem Türken ſtand, denkt der Schwedenkönig mit hereinzuziehen — und ferner durch Verheerung des polniſchen Gebiets, da dort keine Mannszucht gehalten zu werden pflegt. Dieſe Verheerung kann noch zu Weiterem dienen, meint der König Guſtav Adolf. Es iſt wahrſcheinlich, daß die polniſchen Stände, die ohnehin ſich zur Frechheit neigen, die Urſache dieſer Leiden auf den König von Polen ſchieben, gegen ihn ſchwierig werden und andere Plane verfolgen, namentlich wenn ſie ſehen, daß der Krieg ſich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden iſt. In dieſem Falle würden die polniſchen Stände ſelbſt den Durchzug nach Schleſien gewähren.

Das heißt mit kurzen Worten: der Schwedenkönig will durch die allgemeine Verheerung des polniſchen Landes es dahin bringen, daß die ohnehin frechen polniſchen Großen und Adelichen dem eigenen Könige die Schuld zuſchieben und gegen ihn rebelliren. Selbſtverſtändlich muß hier ergänzt werden, daß eine ſolche Täuſchung der polniſchen Herren nicht

*) Moser: Patriot. Archiv V. 175.

möglich war ohne die entſprechende Thätigkeit des Schwedenkönigs in der Umkehrung der Wahrheit.

Auf den deutſchen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin mißtrauiſchen proteſtantiſchen deutſchen Stände nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuſchreiben, ſondern ihrem Kaiſer, dem General Tilly, dem katholiſchen Reichstheile und deßhalb gegen ihren Kaiſer rebelliren. Im deutſchen Reiche war es nicht thunlich, ein Land zu verheeren, und davon die Schuld den Kaiſerlichen beizumeſſen. Dagegen bot ſich die Möglichkeit dazu in dieſer Stadt Magdeburg.

Das iſt das ungeheure Stratagem des Schwedenkönigs. Treten wir der Sache näher und erörtern zu den negativen Vortheilen, welche die Vernichtung Magdeburgs dem Könige verſchaffte, nun auch die poſitiven.

Wir haben geſehen, wie Guſtav Adolf keinen Vortheil davon hatte, wenn die Stadt erhalten blieb. Die Bürger klemmten ſich auf den Vertrag, durch welchen der Schweden-König ſie geködert hatte. Sie wollten demgemäß Alles von ihm haben, und nichts für ihn thun. Dagegen hatte Guſtav Adolf Vortheil davon, wenn die Stadt zu Grunde ging, wenn ſie vernichtet wurde. Er wurde dadurch einestheils von ſeinen läſtigen Verbindlichkeiten, andererſeits von der Furcht befreit, daß die reichen Mittel der Stadt, welche er als Freund und Beſchützer nicht in ſeine Hände bringen konnte, auf irgend eine Weiſe ſeinem Gegner Tilly dienſtbar würden. Eine Capitulation mit Tilly ließ die Stadt erhalten, gewährte für Tilly die Mittel, die Stadt zu ſeiner Kriegesburg zu machen. Deßhalb wollten Guſtav Adolf und Falkenberg zunächſt keine Capitulation. Die Stadt ſollte nicht unverletzt bleiben: ſie ſollte mit Sturm genommen werden. Aber auch bei einem Sturme und der in dieſem Falle nach Kriegsrecht unvermeidlichen Plünderung konnte die Stadt ſelbſt für Tilly gerettet werden. Guſtav Adolf kannte ſeinen Gegner. Er kannte die

Diſciplin der Tilly'ſchen Truppen. Er mußte wiſſen, wie dieſelben in Neubrandenburg ungeachtet der Erbitterung, mit welcher ſie auf die Schweden einhieben, von Tilly zum Löſchen der brennenden Häuſer bewogen waren, wie ſie ungeachtet alles deſſen nach Ablauf der ihnen verſtatteten drei Stunden in Reihe und Glied vor den Thoren geſtanden *). Ein Aehnliches war in Magdeburg zu erwarten. Deßhalb mußte hier mitgeholfen werden, damit die Stadt nicht unverletzt bliebe. Das Mittel dazu war Feuer, Anlegung von Minen innerhalb der Stadt, Brandſtiftung im großen Maßſtabe. Wenn die Stadt, welche Tilly mit Sturm zu nehmen gedachte, im Augenblicke des Sieges ihm unter den Händen zerrann: ſo verzehrte die Lohe theils die beutegierigen Krieger mit, zerſtörte die Kriegsmittel und Vorräthe, theils aber und auf jeden Fall lockerte die Plünderung, das Feuer ſelbſt und Alles, was damit im Zuſammenhange ſtand, den Geiſt der Ordnung, der Zucht, welcher Tillys Veteranen zum gefürchtetſten Heere Europas machte.

Und dann kam die andere Ausſicht: die weitere Reihe der Vortheile des Schweden. Erinnern wir uns der Worte: es iſt wahrſcheinlich, daß die polniſchen Stände, die ohnehin zur Frechheit ſich neigen, die Urſache der Verheerung auf den König von Polen werfen und gegen ihn rebelliſch werden. Wie ſo ſehr viel leichter war das hier! Wie lag es ſo nahe, die Schuld der Zerſtörung der Stadt demjenigen beizumeſſen, der ſie mit Sturm erobert! Allerdings mußte ja eine beſonnene, vernünftige Erwägung in dieſem Falle zu der entgegengeſetzten Anſicht kommen, zu der richtigen nämlich, daß das kaiſerliche Heer durch die Vernichtung einer Stadt, in welcher jeder Einzelne deſſelben eine reiche Beute, der Führer eine Burg des Krieges, einen Vorrath an Mitteln aller Art zu

*) Frank: altes und neues Mecklenburg XIII. 112.

finden hoffte, Niemanden einen größeren Schaden thun würde, als ſich ſelbſt, daß darum eine muthwillige Zerſtörung höchſt unwahrſcheinlich war. Allein nur eine beſonnene Erwägung konnte zu dieſer Anſicht kommen. Nicht auf dieſe ſpekulirte Guſtav Adolf, ſondern auf die Leidenſchaft, auf den Parteigeiſt und auf ſeine eigene meiſterhafte Kunſt. Vorausgeſetzt nämlich, daß der Erfolg der Waffen ſeinem Worte die Weihe der Wahrheit gab. Dann ließ ſich mit Hülfe des trüben Nebels der Leidenſchaft und des Parteigeiſtes, mit Hülfe der proteſtantiſchen Theologen, deren Sprache der König redete als ſei er Einer der Ihrigen, denen gegenüber er ſich benahm, als ſeien ſie ſeines Gleichen, mit Hülfe endlich der tauſendfach gewandten Liſt und Verſchlagenheit des Schwedenkönigs ſelbſt ließ ſich die ganze Schuld des ungeheuren Frevels auf Tilly wälzen. Der bis dahin in den Augen aller Zeitgenoſſen fleckenloſen Ehre des alten Mannes, der den Schwedenkönig durch das ruhig kalte Abweiſen ſeiner Beſtechungsverſuche zwei Jahre zuvor ſo ſchmerzlich gekränkt *), ließ ſich hier ein bleibender Makel anhängen, deſſen weitere Ausbildung und Pflege bis zur Verdunkelung und Verſchwärzung des ganzen Bildes die Kunſt des Schwedenkönigs fernerhin ſich angelegen ſeyn laſſen würde. Zugleich ward die ganze Partei mitgetroffen. Dem ganzen Katholicismus in Deutſchland ließ ſich der Frevel aufbürden, und dadurch zugleich der Fanatismus der bisher ſehr lauen deutſchen Proteſtanten entflammen.

Und hier endlich ſind wir zur *Hauptſache* gekommen. Der Pfälzer Friedrich, ſeine Söldnerführer Mansfeld und Chriſtian waren mit ihrem Religionskriege geſcheitert. Die Lutheraner im Reiche ſelber ſtanden gegen ſie. Kaum beſſeren Erfolg hatte der Dänenkönig im Solde der Engländer, Holländer und Franzoſen gehabt. Mit dem Religionskriege war es

*) Adlzreitter: Ann. B. G. Pars III. lib. XIV. p. 208.

nichts. Da gab das Reſtitutions-Edikt dem alten, faſt erſtorbenen Argwohne der Fürſten und Stände — denn nur um Güter handelte es ſich, und nicht um eine kirchliche Lehre — neue Nahrung. Der Schwede landete und predigte abermals den Religionskrieg. Viele ſahen ihn nicht ungern; aber ſie hüteten ſich, etwas für ihn zu thun. Da bot ſich Magdeburg dar, die von Demagogen zerwühlte Stadt. Sie war geeignet, dem Schweden als Brandfackel zu dienen, damit er endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamire, an welchen die Deutſchen noch nicht glauben wollten. Um der Religion willen, alſo konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerſtört, und dieſe Religion euch zu ſchützen, zu erhalten: das iſt meine Sendung. Erſt mit Magdeburg begann der eigentliche „Religionskrieg". Wie der Schwede das betrieb, haben wir nachher kurz anzudeuten und zunächſt zu fragen, wie ſich die kaiſerlichen Truppen ferner benahmen.

Als der Erfolg des Sturmes ſicher war, durfte Tilly kriegsrechtlich die Plünderung der Stadt nicht wehren. Er geſtattete ſie mit der Ermahnung an die Soldaten, ſich des Blutvergießens und des Frevels gegen die Frauen zu enthalten*). Er ſelbſt ritt zuerſt nach dem Liebfrauenkloſter, um dem Pater Sylvius dort**), den Falkenberg und der Markgraf hatten feſſeln laſſen, zur wieder erlangten Freiheit Glück zu wünſchen. Er traf ihn am alten Ringe. Eben dahin kam auch Pappenheim. Ging dort vielleicht vor ihren Augen das Feuer an? Es krachte, die dort verborgene Mine ſprang auf, die Lauffeuer zündeten. Es flackerte zugleich an vielen Orten. Mit Entſetzen ſah es der alte Feldherr. Was in ſeinen Kräf-

*) Adlzreitter: Ann. B. G. Pars III. p. 230.
**) Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 306.

ten, in ſeiner Macht ſtand, um die Stadt vor der Plünderung zu erretten, das hatte er aufgeboten, treu und ehrlich. Es war ihm nicht gelungen; er konnte die Plünderung nicht abwehren. Und nun kam noch dieß hinzu; ſeine ſchlimmſten Befürchtungen wurden überboten durch die teufliſche Tücke. Was ſollte er thun?

Tilly durchreitet die Straßen hierhin, dorthin. Er bittet, er verſpricht, er droht, daß die Soldaten ablaſſen mögen vom Plündern und Rauben und ſich an's Löſchen begeben. Andere Oberſten und Officiere handeln in gleichem Sinne*). Aber das Feuer nimmt zu. Tilly kehrt zurück nach dem alten Ringe. Dort ſteht noch der Pater Sylvius, weithin kennbar durch ſein weißes Gewand, umdrängt vom Volke, das Schutz ſucht bei ihm. Tilly ruft in franzöſiſcher Sprache zu ihm hinüber: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, ſo viele du kannſt, dem Verderben". Und er ſelber ſteigt vom Pferde, der Held, den ein Kriegsleben von 55 Jahren geſtählt, der Greis, der Leiden und Freuden eines Vaters nie gekannt, hebt einen Knaben empor von der Bruſt der getödteten Mutter, und ruft, indem die Thränen ſeine Wangen hinabrollen: „Das ſei meine Beute"!

Die Bemühungen Tillys, das Feuer im Ganzen zu löſchen, waren vergeblich. Nur noch auf bedeutende Gebäude konnte man Bedacht nehmen. Tilly ritt zum Dome. Dahin, wußte er, hatten ſich viele Menſchen geflüchtet, um dem Schwerte zugleich und dem Feuer zu entgehen. Das prächtige Gebäude an ſich, die Eingeſchloſſenen forderten die Bemühung des Feldherrn. Er beſtellte 500 Mann, zu retten und zu löſchen, dazu 100 Mann, um Wache zu halten für die Sicherheit derer, die an dieſer Stelle Zuflucht geſucht. Meiſt waren es Frauen und Kinder. Dieſelbe Thätigkeit widmete er

*) Bericht des Theodaenus bei Calviſ. 116.

den Häuſern am neuen Markte. Was da erhalten blieb, das ward es durch Tillys perſönliche Fürſorge*).

Er kehrte zum Kloſter zurück. Auch dieß war in Gefahr. Tilly und Sylvius vereinten ihre Bemühungen, um Soldaten heranzuziehen. Es hielt ſchwer; denn lieber gingen dieſe der Beute nach. Da benutzte Tilly daſſelbe Mittel, wie einige Monate zuvor in Neubrandenburg. Die Trommel wirbelte um, ſo weit man noch gelangen konnte, und der Feldherr ließ ausrufen: ein Jeder, der helfen werde zu retten, erhalte unbedingt ſeine Freiheit. Das wirkte. Siebenmal ſpielte die Flamme zündend herüber, eben ſo oft wurde ſie gelöſcht. Das Kloſter ward zur Freiſtatt. Nach und nach kamen 600 Menſchen dahin, ſo daß man nicht wußte, wohin den Fuß zu ſetzen**).

Aber weiter ging die Sorge des Feldherrn. Schon um eilf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt ſo gefahrvoll, daß auch viele Soldaten freiwillig wichen. Um zwölf Uhr geſtattete Tilly die Plünderung nicht mehr. Die Soldaten mußten hinaus. Einige Regimenter beſetzten den Wall. Tilly ſelbſt blieb da.

Daß nun in dieſen zwei Stunden***) Habgier, Grauſamkeit und andere Lüſte in wilder Zügelloſigkeit haarſträubende Dinge verübten, iſt eine ebenſo offenkundige Thatſache, wie es gewiß iſt, daß die Magdeburger nichts Anderes erwarten durften. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß manche katholiſche Soldaten des kaiſerlichen Heeres ihren Eifer für ihre Religion durch Dinge dargethan haben, die mit der Religion ſehr wenig gemein haben. Dieſen Eifer zu erregen, hatten freilich die Magdeburger das Ihrige gethan. Sie hat-

*) Bericht des Kapitäns Ackermann bei Calviſ. 107.

**) Tepler Mſkpt. in den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 14. S. 307.

***) Gerike ſagt zwei Stunden, eben ſo bei Calviſ. 21.]

ten früher vom Walle aus den Katholiken höhnend zugerufen, wo ihre Göttin Maria ſei, ob ſie ihnen nicht bald in die Stadt helfen würde, hatten ſie Götzendiener genannt *). Auch iſt kaum anzunehmen, daß die fanatiſchen Predigten des Dr. theol. Gilbert und ſeiner Gleichgeſinnten im kaiſerlichen Lager unbekannt geblieben ſeien.

Dennoch kann von einer Grauſamkeit der Sieger aus Religionseifer im Allgemeinen nicht die Rede ſeyn. Von den zwölf Geiſtlichen der Stadt, von denen die Mehrzahl ſo nachdrücklich zum Verderben mitgewirkt, wurde einer in der Plünderung getödtet, einer ſchwer verwundet **); die übrigen wurden wohlbehalten in's Lager gebracht, mehrere unter beſonderem Schutze der Officiere Tillys. Einer von ihnen, der die Geſchichte ſeiner Rettung erzählt, verdankt dieſelbe offenbar dem Umſtande, daß ſeine Amtstracht ihn kenntlich macht ***). „Siehſt du nicht, daß er ein Geiſtlicher iſt"? ruft einer der Soldaten dem anderen zu.

Die ſchwediſch-theologiſche Meinung von einer Grauſamkeit, die in einem beſonderen Religionseifer ihren Urſprung haben ſolle, ſchließt zugleich die irrige Anſicht ein, als habe das ſtürmende Heer aus lauter Katholiken beſtanden. Dem war nicht ſo. In dem ehemals Wallenſteiniſchen Heere pflegte die Zahl der Proteſtanten diejenige der Katholiken zu überwiegen. Auch das Tillyſche Heer enthielt jederzeit zahlreiche Proteſtanten, für welche Tilly lutheriſche Feldprediger anſtellte †). Ein ſchwediſcher Bericht hebt die Soldaten aus dem Meißener Lande, mithin Lutheraner, als beſondere Wütheriche hervor ††). Ebenſo ſagt ein anderer ſehr eifriger Bericht, daß

---

*) Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 308.

**) Hoffmann III. 137. n. 1.

***) Bericht des Theodaenus bei Calviſ. 114.

†) Calviſ. p. 120.

††) Invent. Suec. III. p. 311.

die Soldaten des Feindes, ſowohl deutſche Glaubensgenoſſen, als gar auch etliche Vaterlandskinder, d. h. geborene Magdeburger, ganz eben ſo gehaust haben, wie die Croaten *). Mithin ſcheint nicht, daß das Religionsbekenntniß der Sieger in der Behandlung der Beſiegten einen nennenswerthen Unterſchied gemacht habe.

Ein beſonderer Zorn dagegen mag allen Soldaten des Belagerungsheeres gemeinſam geweſen ſeyn. Die Magdeburger hatten den Feldherrn, den die Soldaten ihren Vater nannten, perſönlich zu beleidigen geſucht. Man fand bei der Eroberung einer Schanze eine Fahne mit der Inſchrift:

Das Mägdlein das iſt jung,
Der Bräutgam der iſt alt,
Er wollt ſie gern heirathen,
Und hat doch keine Gſtalt.

Tilly, wie ſein Verhalten bewies, dachte offenbar an ſolche Dinge nicht. Seine Soldaten aber erwiderten den Spott mit dem ſchauerlichen Witzworte der magdeburgiſchen Hochzeit.

Um zu einiger Klarheit darüber zu kommen, wie weit ſich das Morden ausgedehnt haben möge, haben wir den Zeitraum in's Auge zu faſſen, und was darin geſchehen könne. Der Sturm beginnt um halb acht Uhr Morgens. Es wird an einigen Stellen ſehr ſcharf gefochten, und namentlich die Führung der Magdeburger unter dem Hauptmann Schmidt ſetzt den Pappenheimern arg zu. Erſt nach zehn Uhr iſt der Kampf beendet. In dieſer Zeit ſind nach dem Berichte Ruepps an den Kurfürſten in Allem höchſtens hundert Mann von Kaiſerlichen und Ligiſten gefallen, 7 bis 800 verwundet. Es zwingt uns nichts, den Verluſt auf Seiten der Stadt und der

*) Gründl. u. wahrh. Relation wasmaßen u. ſ. w. p. 6.

Bürger während dieſer Zeit auch nur doppelt ſo hoch anzunehmen.

Dann erſt beginnt die eigentliche Plünderung. Sie dauert bis zum Mittage, wo der zunehmende Brand die Sieger nur noch an die eigene Sicherheit zu denken zwingt. In dieſer Zeit von etwa zwei Stunden kann allerdings viel geſchehen. Wenn wir aber die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreiſtündigen Kampfes gefallen ſind: ſo kann die Zahl der nachher in reichlich der Hälfte der Zeit Erſchlagenen ſo übermäßig groß nicht ſeyn. Sie kann ſelbſt dann nicht ſo ungeheuer groß ſeyn, wenn die Soldaten ſich nur oder vorzugsweiſe nur mit Morden beſchäftigt hätten.

Iſt dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und die Forderung des Löſegeldes von den Gefangenen. Was darüber hinausging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubniß. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte ſie ausdrücklich ermahnt, ſich des Mordens zu enthalten. Eben ſo wenig hatte ein Anderer, hatte auch ſelbſt Pappenheim es geſtattet. Auch die Oberſten mahnen die Soldaten ſo zu handeln, daß ſie es verantworten können *). Darum, wie ſich von ſelbſt verſteht, unterblieb Schlimmeres nicht. Auch andern Leidenſchaften der Thierheit im Menſchen konnte bei derſelben Gelegenheit ungeſtraft gefröhnt werden. Es geſchah. Aber die vorwiegende Leidenſchaft unter ſolchen Umſtänden iſt der menſchlichen Natur gemäß die Habgier und nicht die Mordluſt. Das Reichwerden durch Beute war die Hauptſache. Danach fragten ſie Alle ohne Unterſchied **). Und freilich muß eingeräumt werden, daß ſo

---

*) Calviſ. p. 114.

**) Gerike a. a. O. Man vgl. auch die ganze Geſchichte des Theodaenus bei Calviſ. 110 ff.

wie die Dinge einmal lagen, die Forderung der Beute dem Rechte des Krieges entſprach.

Dazu kam ein beſonderer Umſtand. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegführung jener Zeit zogen oft die Weiber und Familien mit umher. Dieſe Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde ſie erſchlagen, ſondern Beweiſe ihrer Tapferkeit in klingender Münze, in Ringen, Silbergeſchirr und dergleichen. Es iſt uns ein Bericht erhalten, wie ein Tillyſcher Soldat anſtatt der Beute an Gold und Silber ſeiner Frau die Lagerhütte mit zwanzig Kindern füllt, die er unterwegs mit Gefahr geſpeist und getränkt hat. Er erhält darüber ſcharfen Tadel. Aber trotz Tadelns und Scheltens iſt die Frau von ſelbem Stoffe, wie ihr Mann. Während ſie noch tadelt, iſt ſie ſchon beſchäftigt mit der Pflege und Wartung der verlaſſenen Kinder. Am andern Tage zieht das Ehepaar zuſammen in die Stadt, im feſten Vertrauen, Gott werde ihnen wohl Beute beſcheeren, weil ſie ſo viele Kinder gerettet. Es gelingt. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit, ſeiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurückzugeben*).

Habgier, wir wiederholen es, war die vorwaltende Leidenſchaft. Sie führte zu anderen Gewaltthaten, zum Quälen, zum Tödten. Allein kann deſſen ſo überaus viel geweſen ſeyn in einer Zeit von noch nicht zwei Stunden? Viele Häuſer waren beinahe von Anfang an unzugänglich durch den Brand. Viele andere wurden es ſehr bald. Und in den Häuſern ſelbſt boten doch ſehr ſelten die Bewohner ſofort ſich dar. Sie hatten ſich verſteckt, hier und dort, in Kellern und auf den Böden, hinter geſchloſſenen Thüren. Bevor man dort ſie fand, ſie zwang hervorzukommen, auch wohl gar ſie tödtete, war die Zeit ſehr bald verronnen.

*) Benſen: das Verhängniß Magdeburgs p. 561.

Auf zweierlei Weiſe bot ſich der Habgier Befriedigung, entweder durch ſofortige Beute, oder durch das Löſegeld der Gefangenen. Denn alſo entſprach es dem Kriegsrechte: die Gefangenen mußten ſich löſen. Hier nun erprobte ſich abermals der Unterſchied in der Mannszucht der ehemaligen Wallenſteiner, der Trupen Pappenheims und der eigentlich Tillyſchen *). Dieſe verlangten daſſelbe, was die Pappenheimer: augenblickliche Beute und Löſegeld. Alſo war es ihr Recht. In jeder anderen Beziehung gebührte ihnen, hauptſächlich aber den Deutſchen unter ihnen das Lob, daß ſie an ſehr vielen Leuten Barmherzigkeit bewieſen, und um ein Löſegeld nach eines jeden Vermögen Quartier zugeſagt und gehalten haben. Sie wendeten ſich mit Abſcheu hinweg von den Grauſamkeiten der Pappenheimer. Es iſt ferner nicht ohne Intereſſe zu bemerken, daß diejenigen Geretteten, von denen uns Berichte ihrer Erlebniſſe hinterlaſſen ſind, jedesmal beſonderer Handlungen der Menſchlichkeit gedenken, nicht bloß von Officieren, ſondern auch von Soldaten. Ein ſolches Verhältniß ruft den Schluß hervor: wenn das bei dieſen zufälligen Einzelberichten ſämmtlich geſchieht, ſo iſt anzunehmen, daß auch von denen, die gerettet ſind, ohne uns einen Bericht ihrer Rettung zu hinterlaſſen, ſehr viele ähnliche Erfahrungen gemacht ſeyn mögen.

Bei dieſer Lage der Dinge glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zahl derer, welche in Magdeburg durch das Schwert gefallen ſind, eine verhältnißmäßig viel geringere iſt, als man gemeinhin annimmt. Sie iſt nicht in Vergleich zu bringen mit der anderen Zahl, welche das Feuer hinraffte. Dieſes wirkte ſo beſonders verderblich durch die Schnelligkeit der Ausbreitung. Die Furcht vor den Plünderern trieb die

*) Wahrhaftiger und ausführl. Bericht u. ſ. w. 1631. Man vergl. Calviſ. 17. 22.

Unglücklichen hinauf in die oberſten Räume, unter das Dach der Häuſer, oder in die Keller. Dort verbrannten, hier erſtickten ſie in Rauch und Qualm, oft dreißig, vierzig und mehr in einem einzigen Keller.

Nach zwölf Uhr zogen auf Tillys Geheiß die Soldaten aus der brennenden Stadt. Der ſicherſte oder vielleicht auch der einzige noch übrig gebliebene Weg war zum Sudenburger Thore hinaus. In den folgenden Tagen wenigſtens war allein dieſer Weg gangbar*). Dort mußten Alle vorüber, und darum erwählte dort auch Tilly ſeinen Poſten. Er wollte dort fortfahren Beute zu machen nach ſeiner Art. Dieſe Beute beſtand aus den Hülfloſen, den Frauen, den Kindern. Es ward den Soldaten geſtattet, etwaige gefangene Bürger, die ſich mit ihnen über ein Löſegeld geeinigt, mit hinauszuführen: die Frauen, ſelbſt wenn ſie mit ihren Gatten dort ankamen, ließ Tilly nicht mehr in's Lager hinaus. Sie wurden dort in ein Gebäude gewieſen, das mit Wachen umgeben ſtand**). Der alte Feldherr hielt daneben. Er ſelbſt übernahm die Obhut und die Sorgfalt für ſie.

Es ward Nachmittag. Bis dahin war die Luft heiter und ſtill, nur aus Süden wehte ein leiſer Hauch. Dann ward es anders. Ein Sturm brauste empor und jagte die ſauſenden Flammen der Stadt himmelan. Mit Entſetzen gewahrten die Führer, die Soldaten, wie ſo wenige Bürger geflüchtet oder gefangen waren. Jeder krachende Einſturz da drinnen in dem unendlichen Feuermeere vernichtete Menſchenleben, die hülflos, rettungslos der Macht der Elemente preis gegeben waren. Es war kein Entfliehen, kein Entrinnen für ſie noch möglich. Als der Abend dunkelte, hob ſich erſt mächtig die flammende Gluth. Der Widerſchein am Himmel leuchtete weit hinaus über das

*) Truc. expugn. kurzer jedoch wahrhaftiger Bericht u. ſ. w.
**) Calviſ. p. 130.

deutſche Land, zu verkünden, daß die kommenden Zeiten noch unendlich ſchlimmer ſeyn würden, als die vergangenen. Vielleicht auch leuchtete er hinein in das Lager bei Saarmund und meldete dort dem Einen, der um alle dieſe Dinge wußte, daß ſein Stratagem wenigſtens bis dahin gelungen war. Die aus Magdeburg geflüchteten oder gefangenen Väter führten ihre Kinder hervor aus den Hütten und Zelten, wo ihnen ein Obdach geworden, und zeigten ihnen die noch lohende Flamme der Heimath zum unvergänglichen Gedächtniſſe dieſes ſchauerlichen Tages. Die Armen ahnten nicht, daß nicht ſie allein, ſondern daß alle deutſchen Väter mit gleichem Schmerze auf dieſe brennende Stadt ſchauen durften. Der Gedanke, daß dieſe Flamme nicht einen Sieg des deutſchen Helden verkünde, ſondern denjenigen des fremden Eroberers, einen Sieg der Tücke und der Lüge, wie kaum ein zweiter auf Erden — der Gedanke lag ihnen allzu fern. Um zehn Uhr des Abends war Alles vollbracht, die Gluth ſank zuſammen.

Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung der Plünderung. In dieſer Thatſache liegt nichts Auffallendes. Es war einmal das Kriegsrecht der Soldaten, die mit Sturm genommene Stadt zu plündern. Tilly pflegte dafür drei Stunden zu bewilligen. Nun hatte am Tage zuvor das Feuer dieß Recht den Soldaten ohne ihre Schuld verkümmert. Mithin durften ſie beanſpruchen, das Verſäumte nachzuholen. Tilly mochte ihnen um ſo weniger ein Hinderniß in den Weg legen, als die Gewinnſucht der Soldaten der mächtigſte Sporn ſeyn würde, die Keller und Gewölbe bloßzuwühlen, und die etwa dort noch verborgenen Menſchen vollends zu retten. Dieß war deßhalb möglich, weil Tilly am zweiten Tage wohl das Plündern noch geſtattete, nicht jedoch mehr den andern Gewinn der Soldaten: die Forderung von Löſegeld. Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausge-

blaſen*). Das kann nicht heißen: Schonung des Lebens; denn dieſes bei Wehrloſen anzutaſten, hat Tilly überhaupt niemals, haben auch die andern Officiere nicht geſtattet. Es kann nur heißen: unentgeltliche Schonung des Lebens und die Freiheit. Daß es alſo ſich verhielt, erſehen wir auch daraus, daß keiner der eifrigſten Berichte etwas von Grauſamkeiten gegen die Ueberlebenden an dieſem zweiten Tage weiß.

Auch Tilly begab ſich wieder in die Stadt zur Fortſetzung ſeines Werkes. Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Sie ſaßen häufig auf den Leichen der Eltern, riefen Vater und Mutter, und wußten weiter nicht zu berichten, woher und wohin. Tilly ließ eine Kirche ausräumen, die Kleinen dahin zuſammen bringen und ſie mit Brod und Waſſer ſpeiſen. Dann ward ausgerufen: wenn noch Mütter vorhanden wären, die Kinder unter jener Zahl zu haben glaubten, ſo möchten ſie ſich melden, und ohne Leid zu fürchten, dieſelben an ſich nehmen und behalten. Alſo berichtet uns einer der eifrigſten Gegner mit dem Zuſatze: das Weinen und Schreien der Kinder ſei endlich dem Feinde ſelbſt zu Herzen gegangen, und er habe ſich geſtellt, als trüge er Mitleid mit der verderbten und ermordeten Stadt **). Etwa zweihundert Mütter meldeten ſich. Dann aber folgt der ſchwerſte Vorwurf von dieſem Standpunkte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren Eltern nicht mehr aufzufinden, ſoll der Tilly, wie man ſagt, etliche in die Jeſuiter- etliche in gemeine päpſtliche Klöſter ſchicken, daß ſie allda auf-

*) Geijer: Geſch. v. Schweden. In dem Briefe von Salvius an den Reichsrath iſt die angegebene Thatſache vielleicht das einzig Wahre an dem ganzen Reiterberichte. Denn das Blaſen war eine Thatſache, welche der Reiterknecht mit eigenen Ohren vernehmen konnte. Das Andere iſt ſagenhaft.

**) Gründl. u. wahrh. Relation, wasmaßen die uralte u. ſ. w. 1631. Ebenſo Exitii et excidii M. hist. relatio.

erzogen und zu päpſtlichen Gräueln gebracht werden". So hart dieſer Mann von ſeinem Standpunkte aus ſeinen Vorwurf für Tilly auszudrücken ſich bemüht: ſo haben wir doch große Urſache, ihm dankbar zu ſeyn für ſeinen Beleg zu der allerdings von ſelbſt nahe liegenden Vermuthung, daß ein Mann wie Tilly ſeine Fürſorge nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kleinen beſchränkte, ſondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldherr dazu die Mittel, die ihm offen ſtanden und in ſeinem Bereiche waren.

Dieſen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verſchloſſen. Der Grund iſt wahrſcheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erſt am Morgen des 12/22. Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf ſich auf die Knie und ſprach die Worte Virgils, welche dieſer dem Prieſter Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Jlium et ingens
Gloria Parthenopes!

Tilly beruhigte den alten Mann und ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Sie waren ohne Löſegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derſelben ließ er in die Möllenvogtei führen, und dort beſonders ſpeiſen und tränken.

Am 14./24. Mai nahm Tilly ſelbſt ſein Quartier in der Stadt. Zugleich wurde bei Trommelſchlag verkündet, daß von nun an, was etwa noch vorhanden ſei, den übrig gebliebenen Bürgern nicht dürfe genommen werden. Es mochten Klagen eingekommen ſeyn von Frauen. Jegliche Kränkung derſelben wurde bei Todesſtrafe unterſagt *).

Und hier nun iſt der Ort zurückzublicken auf das, was Tilly

---

*) Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 307.

für dieſe unglückliche Stadt gethan. Er ſelbſt ließ ſofort am zweiten Tage nach der Eroberung eine Schrift ausgehen: daraus manniglich ſehen und ſpüren könne, wie väterlich treu und wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt, wie wenig aber ſolches gefruchtet habe*). In Uebereinſtimmung mit ſeinem Wahlſpruche: nec a Deo, nec a Caesare gibt der Feldherr ſeiner Schrift das bedeutungsvolle Motto: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt. Er weist hin auf die Rebellion der Magdeburger, wie ſie zur Durchführung derſelben auf fremde Hülfe vertraut, auf den Schutz der Ausländer, die unter trüglichen Vorwänden von Religion und Freiheit auf deutſchem Boden nichts ſuchen, als eigenen Nutzen und Herrſchaft. Er meldet mit Verwundern und Bedauern, daß noch während des Sturmes eine ſolche Feuersbrunſt aufgegangen, die nicht zu löſchen geweſen. So ſei die Stadt heimgeſucht zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. Nicht jedoch ſage er das, ſetzt der Feldherr hinzu, als wenn er an ſolchem Leide und Jammer irgend welches Gefallen trage; denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt. ſondern er ſage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur ſich ſelber und dem Vertrauen auf die fremde verderbliche Hülfe zuzumeſſen haben; er ſage das endlich zur Warnung, damit alle Deutſche treu beharren mögen bei ihrem Kaiſer, als der von Gott geſetzten Obrigkeit, welche allein ſie ſchütze gegen alle fremden Feinde.

Der Feldherr fügt die Briefe hinzu, welche er an den Rath zu Magdeburg, an den Markgrafen, an Falkenberg geſchrieben. Jeder Deutſche mochte daraus den Schluß ziehen, ob es dem alten General ein Ernſt geweſen mit ſeiner milden Freundlichkeit. Was er dann perſönlich am 10./20. Mai und den folgenden Tagen in Magdeburg gethan, das fügte er nicht

*) Copia manifesti, abg. bei Calvìſ. p. 171.

hinzu. Seine Thaten dort mochten reden. Das was gerettet war, verdankten die noch übrigen Magdeburger ja nur ihm und ganz allein ihm.

Es iſt an dieſer Schrift Tillys ganz beſonders merkwürdig, daß er von den Tücken Falkenbergs nicht redet. Er mochte die Anklage gegen den ſo eben Gefallenen, wie man glaubte, verſchmähen, zumal da doch ihm die Sache ſo wenig klar vorlag, daß ſein Freund Ruepp noch gar die Meinung von einer beſondern Strafe Gottes über Magdeburg ausſprach. Den Kriegsherren dagegen, denen die Anführer ſchuldig waren ſich zu verantworten, warum Magdeburg nicht erhalten ſei, berichten ſie die Verdachtsgründe gegen Falkenberg.

Auch der Schwedenkönig gab ſofort ſeine Entſchuldigung heraus. Wie hat doch dieſer Baumeiſter am Elende und Jammer der deutſchen Nation ſeine Schritte immer im Voraus ſo kunſtvoll berechnet! Wie trifft er ſeine Maßregeln im Voraus mit ſolcher feſten Sicherheit der Erfahrung! Daß nach Allem was vorgefallen, der Verdacht des Verrathes an Magdeburg aufſteigen mußte, war unvermeidlich. Wiederum aber ließ ſich das benutzen. Der Pfeil, der zu erwarten war, mußte nur von ſchwediſcher Seite aus zuerſt abgeſchnellt werden. Von dort her zuerſt mußte das Geſchrei erſchallen, daß Verrath geübt ſei, daß die kaiſerlich Geſinnten in der Stadt dieſelbe verrathen hätten. Der Schwedenkönig ſcheute ſich nicht. Ohne irgend einen Beweis zu führen, ohne irgend einen Umſtand anzugeben, der das hätte glaublich machen können, trat er in ſeiner Entſchuldigungsſchrift zuerſt mit der Anklage hervor: es ſei Verrath geübt; begann er mit dieſem Vorwurfe ſeine Schrift, und endete ſie mit derſelben. So hatte er ſich den Vortheil des erſten Wortes in dieſer Sache geſichert.

Dann erging das Loſungswort der Seinen: „daran mögen ſich alle wankelmüthigen Evangeliſchen ſpiegeln“ *). Es fand

*) Geijer III. 185.

noch nicht den gewünſchten Anklang, den erſt ein Erfolg der Waffen dieſem Worte verleihen konnte. Der Untergang von Magdeburg ſchien eine Zeitlang in Wahrheit ein Gewinn für Tilly zu ſeyn. Guſtav Adolf zwang ſeinen armen Schwager, den Brandenburger, der nach der Tradition der Familie nur der Politik folgte niemals einen eigenen Entſchluß zu haben, nun vollends als Schemel ſchwediſcher Größe eben ſo dienſtbar zu werden, wie der Pommernherzog; aber freiwillig bot ſich Niemand an. Die Noth des Schweden ſtieg. Er hatte kein Geld, keine Lebensmittel. „Wir helfen uns durch," ſagt er, „mit größter Armuth, Beſchwerde und Unordnung. Wir leben einzig und allein vom Raube, zum Schaden und Verderben aller unſern Nachbaren. Wir haben nichts für die Leute, als was ſie ſelbſt mit unleidlichem Plündern und Rauben uſurpiren" *) So dauerte es hin, bis die meiſterhaften Schachzüge des Schweden den Schwächling, auf deſſen Charakterloſigkeit er zu Stockholm bereits gerechnet, den Kurfürſten Johann Georg zum Verrathe an Kaiſer und Reiche verführten.

Und dann erfolgte die unſelige Schlacht von Breitenfeld, die verderblichſte, die auf deutſchem Boden ſeit vielen Jahrhunderten geſchlagen worden iſt.

Der Schwedenkönig war Sieger, und mit Macht erſcholl nun ſeine Predigt des Religionskrieges, welche das Gottesurtheil des Erfolges zur Wahrheit geſtempelt zu haben ſchien. Die Deutſchen wußten noch nichts von einem Religionskriege ſolcher Art. In der mainziſchen Stadt Erfurt lebten Proteſtanten und Katholiken in traulicher Eintracht. Jene Partei war die herrſchende; aber ſie hatte von Anfang an die Beiträge für den Bund der Liga mitbezahlt, weil es ſo in der Ordnung war, weil jener Bund nicht bloß die katholiſche Kirche, ſondern den Rechtszuſtand des Reiches ſchützte. Guſtav Adolf kam, wies auf ſeine Kanonen und predigte den Religionskrieg.

*) Chemnitz p. 218 ff.

Er erzählte den erſtaunten Proteſtanten dieſer Stadt, die unter ihrem katholiſchen Fürſten ſich über nichts beklagten, daß er das erlittene Unrecht ſeiner Glaubensgenoſſen rächen müſſe. Jene baten für ihre Mitbürger, die Katholiken, um gleiches Recht und gleiche Sicherheit. Aber der Schwede bedurfte des Religionskrieges, des Anfachens dieſer Leidenſchaft des Haſſes. Darum befreite er die proteſtantiſchen Geiſtlichen von allen Laſten, und bürdete den katholiſchen Geiſtlichen dieſelben doppelt auf. Für ſich aber verlangte er hier und dort ferner die Erbhuldigung.

Und wohin auch immer der Schwede kam, da redete er von Magdeburg und dem Untergange dieſer Stadt, da erzählte er, daß er gekommen ſei als Rächer für das vergoſſene Blut, daß er ſein ſicheres Land nur verlaſſen, um ſeinen bedrängten Glaubensgenoſſen zu helfen. Und immer wieder war es Magdeburg und Tilly, und je weiter der Schwede drang, deſto eifriger predigte er: in Würzburg, in Mainz, in Augsburg, in Landshut, in München — und ſeine Kanonen gaben den Nachdruck. Noch hatte die Erde nicht Tillys Gebeine aufgenommen, als ſchon der Schwede in München verkündete: „Er war ein Barbar, er war ein Tyrann" *).

Es war nicht leicht damit durchzudringen; denn noch wußten Alle es beſſer. In allen den Flugſchriften, in welchen uns die Augenzeugen von Magdeburg den Jammer dieſer Stadt verkünden, wird über Tilly nicht ein böſes Wort vernommen. Die eifrigſte von allen, die wir aus inneren Gründen einem Magdeburger Theologen zuſchreiben, kann ſich der Anerkennung, welche Magdeburg dem edelen Manne ſchuldig war, nicht völlig enthalten. „Und wie man ſagen will, ſoll es dem Herrn General Tilly ſelbſt nicht gefallen haben, daß man eine ſo uralte, weit berühmte Stadt, welche dem Kaiſer und dem ganzen Reiche wichtig, ſo völlig in die Aſche gelegt

*) Hormayr: Taſchenbuch 1839.

hat“ *). Eher beſchuldigte man Pappenheim. Dieſer habe ſich freilich vor Tilly zu entſchuldigen geſucht, ſagt ein Eiferer von Magdeburg**), daß er nicht der Urheber des großen Brandes ſei; allein es ſei doch wahr. Man ſieht, wie auch dieſe Schrift nicht entfernt an eine Anklage gegen Tilly denkt. Die Andern, wo ſie nicht loben wollten, ſchwiegen. Wir wiederholen es: kein Bericht eines Augenzeugen, wenn auch keiner von ihnen die Sache bis auf den Grund durchſchaut, keiner hat eine Anklage gegen Tilly. Von dorther iſt die Verläumdung gegen den edlen Mann nicht ausgegangen.

Reichlich ein Jahr hernach erſchien eine franzöſiſche Schrift in Genf: Soldat Suédois genannt. Sie ward viel geleſen. Der hauptſächliche Zweck dieſer Schrift war für die romaniſchen Länder des Katholicismus der Beweis, daß der Krieg des Schwedenkönigs in Deutſchland nicht ein Religionskrieg, ſondern lediglich ein politiſcher Krieg gegen das Haus Oeſterreich ſei. Das Buch kennt Tilly nach ſeinem edlen Charakter. Es zeichnet ihn an einer Stelle nach Gebühr. Aber dann kommt es auf Magdeburg. „Man hat bemerkt,“ ſagt dieſes Buch***), „daß Tilly nach den Grauſamkeiten zu Magdeburg in ſeinen Unternehmungen wenig glücklich geweſen iſt. Und gewiß, wenn dasjenige was man von ihm beharrlich berichtet, ſich als wahrhaft befindet, ſo darf man ſich nicht wundern, daß von jenem Tage an die göttliche Rache ihn verfolgt hat. Denn obwohl er ſonſt ſich als einen Mann von großen Fähigkeiten bewies, obwohl er manchen Ruhm ſich erworben: ſo muß man doch geſtehen, daß er bei der Zerſtörung von Magdeburg auftrat wie ein Menſch mit dem Herzen eines Tigers. Dort näherten ſich ihm einige ſeiner Offiziere und thaten Meldung von den ganz außerordentlichen Grauſamkeiten.

*) Fax. Magdeb. bei Calviſius p. 61.

**) Wahrhaftiger und ausführl. Bericht u. ſ. w.

***) Soldat Suédois I. 238.

Sie berichteten, daß man nichts ſähe als Mord und Schändung, Verſtümmelung ſchwangerer Frauen, zerſchmetterte, zerſtückelte Kinder, erwürgte Greiſe, daß das Blut in breiten Lachen durch die Straßen rinne. Sie baten, der Feldherr möge Einhalt thun. Er entgegnete kalt: „„Man laſſe ihnen immerhin noch eine Stunde, dann kann man wieder mit mir davon reden."" Die Stunde verrann. Die Offiziere kamen wieder. Sie berichteten, das Blutbad ſei ein ſolches, wie es auch unter den wildeſten Völkern nie erhört ſei. Tilly war wie taub. Er ſuchte dieſen Aufſchub, er ſuchte jenen, bis er endlich zum Aufhören blaſen ließ."

Alſo der Genfer Profeſſor Spanheim. Man ſieht dem Zuſatze dieſes Mannes an, daß er zweifelt an der Wahrheit ſeines Berichtes. Er gibt ihn nur, weil man es ſo beharrlich wiederholt. Wer denn? — Der Genfer Profeſſor beſchreibt den ſchwediſchen Feldzug. Er hat mithin ſchwediſches Material, ſchwediſche Zeugniſſe. Sein Buch iſt in ſchwediſchem Intereſſe verfaßt. Doch noch mehr: wir haben das ausdrückliche Zeugniß eines Gelehrten, der dieſen Dingen völlig fremd und fern ſteht, wir haben das ausdrückliche Zeugniß des bekannten Kritikers Bayle*): daß Spanheim ſein Buch verfaßt hat im Auftrage des Schwedenkönigs Guſtav Adolf. Von dorther alſo, von Guſtav Adolf ſelbſt iſt dieſer Bericht gekommen.

Die Abſicht des Schweden liegt nahe. In Deutſchland diente ſchon das Wirrſal, welches er durch ſeinen Ruf des Religionskrieges angerichtet, das wahre Verhältniß in Magdeburg zu verdüſtern. Aber dort, wo man den Religionskrieg nicht anerkennen ſollte, war die Meinung von einer perſönlichen Grauſamkeit Tillys das beſte Mittet zum Verhüllen der Sache. Je ſchwärzer Tilly erſchien, je leichter man ſich geneigt fühlen würde, der Tigerwuth dieſes Mannes den ver-

*) Bayle sub voce: Spanheim.

nichtenden Brand von Magdeburg beizumeſſen: deſto eher war das ſchauerliche Stratagem Falkenbergs und des Königs gegen Entdeckung geſichert.

Der Schwede fiel 1632. Aber die Herrſchaft der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland blieb. Das Bild Tillys verdüſterte ſich. Dennoch muß anerkannt werden, daß weder das Theatrum Europäum in Frankfurt a. M., noch der offizielle Schwede Chemnitz jene ſchaurige Lüge, die Spanheim wider ſeinen Willen niedergeſchrieben zu haben ſcheint, einer Rückſicht werth halten.

Die teutſche Nation lag zu Boden. Wie ſie in dem unſeligen Kriege, der an ihr und auf ihre Koſten gegen ihre Intereſſen geführt wurde, ſich ihre Schickſale hatte auferlegen laſſen von Fremden: ſo ließen auch die Nachkommen ſich die Leiden ihrer Vorfahren darſtellen von Fremden, die dabei entweder die eigenen Abſichten ihrer Nation und Regierung verfolgten, wie der Deutſchſchwede Chemnitz, oder das eigene Halbwiſſen mit phantaſtiſchen Einbildungen der Vergötterung des Schweden ausſchmückten. So ein Engländer Namens Harte.

Wir nennen den Einen ſtatt Vieler, weil ſeine Einwirkung auf die Geſtaltung der Tilly-Sage bedeutſam war. Harte fand bei ſeiner Arbeit, das Leben Guſtav Adolfs zu ſchreiben, den Soldat Suédois des Genfer Profeſſors Spanheim. Der Genfer Profeſſor wies für katholiſche Franzoſen und Italiener nach, daß der Krieg Guſtav Adolfs mit der Religion nichts zu thun habe. Das ließ Harte weg: es paßte ihm nicht. Der Kanonikus bedurfte für ſeine glaubenseifrigen Landsleute eines Glaubenshelden. Er fand die Geſchichte von Tilly in Magdeburg. Sie gefiel ihm. Aber Spanheim hatte die Würze derſelben abgeſtumpft durch den Zuſatz ſeines Mißtrauens: „wenn es wahr iſt.“ Das ließ Harte weg, und gab ſtatt deſſen zur ferneren Veranſchaulichung einigen weiteren

Schmuck aus eigener Erfindung dazu. Dieſen Harte wieder fand unſer Dichter Schiller, und den Dichter Schiller wiederum hat die Unzahl der Scriptoren gefunden, die ſeitdem ihn klein ausmünzen für die deutſche Jugend.

Das iſt in den Grundzügen die Geſchichte der Tilly-Tradition. Es iſt bekannt, wie in neuerer Zeit viele Schriftſteller dieſem Geſpenſte der Lüge entgegen getreten ſind. Man hat Tilly vertheidigt, oft und viel. Aber dieſe Vertheidigung führt deßhalb nicht zum Ziele, weil ſie uns im Räthſel ſtecken läßt. Wenn nicht Tilly Magdeburg zerſtörte: wer dann? Die Vertheidigung Tillys wird überflüſſig durch die Anklage und den Beweis derſelben gegen den Schweden. Wir haben jene aufgeſtellt, indem wir dieſen zu erbringen verſuchten. Wir haben uns bemüht dem fremden Eroberer, der unſerer Nation das Wehe des Religionskrieges anthat, die freundlich lächelnde Maske abzureißen, und hinter derſelben die unendliche Tücke der Heuchelei und Eroberungsgier zu zeigen.

# XIV.

## Die beginnenden Sonderbunds-Kämpfe der nordamerikaniſchen Union.

Ein politiſches Zeitbild.

Unſere Tage ſind wahrhaftig rieſengroß in der Sucht und Macht, alles Das zu zerſtören was frühere Generationen aufgebaut und heilig gehalten haben. Nicht nur im alten Europa regen ſich dieſe dunkeln Mächte von einem Ende zum andern, nicht nur in der verrotteten Welt Aſiens wirken ſie von Syrien bis Peking und Japan; auch der jüngſte Sohn der neuern Geſchichte, der transatlantiſche Freiſtaaten-Bund, iſt nun von der allgemeinen Staats- und Völkerkrankheit niedergeworfen. Eben noch ein himmelſtürmender Titane in ſeiner erſten Jugendkraft, dem die moderne Ethnographie prophezeite, daß er in Kurzem mit Rußland die Herrſchaft über den ganzen Erdball theilen werde — ſetzt er nun Jedermann durch die raſche und plötzliche Entwicklung ſeiner innern Auflöſung in Erſtaunen.

Freilich ſind wir weit entfernt, deßhalb ſchon an ein vorzeitiges und unrühmliches Ende der Weltrepublik zu glauben; das aber glauben wir und gedenken es zu beweiſen: daß die nordamerikaniſche Union nach der Kriſis, welche mit der Los-

reißung Südcarolina's am 20. December v. J. begonnen hat, auf keinen Fall mehr das gleiche Gemeinweſen ſeyn wird und ſeyn kann wie vorher. Es iſt dabei zunächſt gleichgültig, ob die Trennung zwiſchen den Staaten des Südens und des Nordens eine dauernde werde, oder ob eine friedliche Wiederausgleichung zu Stande komme, oder ob ſich der Norden durch die Gewalt des Schwertes den Süden wieder anſchließe; jedenfalls werden die amerikaniſchen Dinge eine entſcheidende, ſozuſagen europäiſchere Wendung nehmen. Wir denken auch nicht gleich an die Einführung der Monarchie, aber die Flegeljahre des jugendlichen Völkerrieſen werden unbedingt vorbei ſeyn.

Zum vorhinein verdient es bemerkt zu werden, wie arg die liberalen Staatsphiloſophen ſich über die innere Geſundheit der Union getäuſcht haben. An die ernſte Möglichkeit deſſen, was zwiſchen den dreiunddreißig Freiſtaaten nun thatſächlich vor ſich geht, vermochten ſie gar nicht zu glauben; von der „Auflöſung der nordamerikaniſchen Union" zu reden, galt ihnen als ſicherſtes Wahrzeichen reaktionärer Heulerei. Wie ſicher ſie ihrer Sache bis vor Kurzem noch waren, dafür bieten die radikalen Correſpondenten deutſcher Zeitungen aus den nördlichen Staaten Amerikas (natürlich größtentheils deutſche Flüchtlinge) die ſchlagendſten Beiſpiele. Namentlich iſt auch die Allgemeine Zeitung mit einem ſolchen Berichterſtatter aus Newyork verſehen, welcher ſich vor kaum ſechs Monaten noch triumphirend vernehmen ließ: die Drohungen des Südens mit Zertrümmerung der Union erregten bei der republikaniſchen Partei nur höhniſches Lachen und ſelbſt bei den Demokraten des Nordens nur Schamröthe, denn ſie durchſchauten die Hohlheit dieſes Poſſenſpiels um ſo beſſer, als ſie ſich ſonſt bei den kindiſchen Rodomontaden ſelber betheiligt hätten; wohl gebe es eine Anzahl ſüdlicher Heißſporne, welche aufrichtig an die Möglichkeit eines Sonderbund's unter engliſchem Protektorat glaubten, aber dieſe Leute lebten eben in fortwährenden Hallucinationen und täuſchten ſich völlig über die Stimmung der Maſſen.

Kurz, der gelehrte Politiker von Newyork ſah dem Siege der republikaniſchen Partei bei der nahen Präſidenten-Wahl wohlgemuth entgegen, in der feſten Ueberzeugung, der Süden werde ſich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen, daß „die Herrſchaft in dem unvergleichlichen Völkerbunde von den Drohnen auf die Bienen übergehe."

Nun aber hat kaum die Wahl Lincoln's ſtattgefunden, noch hat er weder eine Abſicht gegen den Süden, im Namen der 18 freien Staaten gegen die 15 Sclavenſtaaten ausgeſprochen, noch ſein Amt angetreten oder die Gegenpartei aus den höchſten Bundesbehörden verdrängt, und ſchon bringt jede transatlantiſche Poſt die Kunde neuen Abfalls von der Union. Die Hoffnung, daß der Austritt Südcarolina's iſolirt bleiben werde, iſt verſchwunden; ſchon ſind von den eigentlichen Südſtaaten Florida, Georgia, Alabama, Miſſiſſippi gefolgt, und man zittert für Louiſiana und Texas, ja für die ſklavenhaltenden Mittelſtaaten Arkanſas, Tenneſſee, Nordcarolina, Virginia u. ſ. w. Tritt letzteres gleich Georgien, dem „Herrſcherſtaat des Südens," den Ausſcheidenden bei, dann iſt die Union in zwei widerwärtige Staatenbünde, wenn nicht gar in mehrere kleineren Gruppen zerfallen.

Die zunehmende Verwilderung im ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Leben Nordamerikas vermochte längſt ſchon kein Menſch mehr zu leugnen. Aber die Einen vertrauten feſt auf die alleinſeligmachende Kraft der Abſtimmungs-Maſchinerie, während die Anderen in den Wind predigten, es fehle eben am ſouverainen Volke ſelber. „Wir müſſen anfangen einzuſehen," ſagte der Herald von Newyork am 11. November 1858, „daß bei uns der Janhagel die oberſte Gewalt behauptet, und dieſer Deſpotismus iſt ſchlimmer als derjenige Rußlands oder Frankreichs, weil er ſinnlos, grauſam und blutig iſt." Aus ſolchen Zuſtänden heraus hätte ſich die naturnothwendige Entwicklung zur Auflöſung und von der Anarchie zur militäriſchen Tyrannei auch ohne Sklavenfrage vollziehen müſſen.

Durch das Hinzutreten dieſes mehr äußerlichen Motivs der Trennung wird der Proceß nur beſchleunigt; und Niemand kann ſagen, welches raſche Tempo er dann annehmen wird, wenn es zwiſchen den getrennten Theilen der Union zum Bürgerkrieg kommen ſollte.

Noch vor wenigen Jahren hat der Enthuſiasmus für die unermeßliche Zukunft der Republik bei den Amerikanern ſo ſehr als unverbrüchlicher Modeton gegolten, daß keiner die Möglichkeiten in Betracht zu ziehen wagte, welche jetzt plötzlich in die Realität der Dinge eingetreten ſind. Man vermied darüber zu reden. Um ſo peinlicher war die Ueberraſchung, als vor mehr als zwei Jahren der oberſte Beamte der Union, Präſident Buchanan ſelber, mit Einemmale den Schleier vor dem düſtern Hintergrunde wegzog, und im melancholiſchen Ton des Propheten wider Willen die Gefahren kennzeichnete, welchen die Föderation entgegengehe. Jetzt mag ſich vielleicht Mancher erinnern, wie ſehr der Mann damals Recht gehabt hat. Es war keine officielle Botſchaft, ſondern ein privates Schreiben an das Feſtcomité einer hundertjährigen, in Pittsburg gehaltenen Jubiläumsfeier, worin Buchanan ſeine ahnungsvollen Befürchtungen am 25. November 1858 niederlegte. Er hat hier gewiſſermaßen das Horoſkop der heutigen Verwicklung zum voraus geſtellt:

„Wenn unſere Nachkommen den 200jährigen Gedächtnißtag der Erſtürmung vom Fort Duquesne und Pitt feiern, wird dann unſer ganzes Land einen einzigen geeinigten Staat bilden, einen volkreichern, mächtigern und freiern Staat als es je gegeben hat? Oder wird bis dahin der Staatenbund zerriſſen und in Gruppen feindlicher und eiferſüchtiger Staaten geſpalten ſeyn? Oder iſt es nicht möglich, daß vor der nächſten Erinnerungsfeier alle Bruchſtücke, erſchöpft durch Kämpfe miteinander, ſich für immer wieder vereinigt und unter den Schirm und Schutz Eines großen Alles überſchattenden Deſpotismus geflüchtet haben? Dieſe Fragen, das iſt mein feſter Glaube, werden mit Gottes Hülfe faktiſch von

der jetzt lebenden Generation entſchieden werden. Bei der Kriſis, zu der wir gelangt ſind, hängt vom Handeln der heutigen Generation die Aufrechthaltung der Union nach dem Geiſt und Buchſtaben der Verfaſſung ab; und iſt dieſe einmal hin, ſo iſt Alles verloren. Die Zeichen der Zeit, ich ſage es mit Bedauern, ſind nichts weniger als glückverheißend. Im letzten Menſchenalter der Republik galt es beinahe für Landesverrath, das Wort Trennung auszuſprechen. Die Zeiten haben ſich in trauriger Weiſe geändert, und ohne Scheu hört man jetzt die Auflöſung der Union empfehlen als ein Heilmittel für vorübergehende wirkliche oder eingebildete Uebel, die ſich ſelbſt überlaſſen im natürlichen Lauf der Dinge von ſelbſt verſchwinden würden."

Unter dieſen Uebeln hat Herr Buchanan natürlich die Sklavenfrage verſtanden. Wenn er damals wirklich noch hoffte, daß menſchliche Weisheit zur Löſung des vereinzelten aber verzweifelten Problems nicht zu ſpät komme, ſo kann man ihm doch nicht die Oberflächlichkeit vorwerfen, daß er Urſache und Wirkung verwechſelt habe. Buchanan hat die Sklavenfrage von jeher als die Klippe betrachtet und behandelt, an welcher die Föderation nur durch einträchtiges Zuſammenwirken mit der klügſten Steuerung unzerſchellt vorbeiſegeln werde. Er hat aber auch erkannt, daß das Schiff ſelber kielfaul ſei und gründlicher Beſſerung bedürfe, wenn es nicht endlich auch ohne äußern Anſtoß in ſich zuſammenſinken ſolle. Das hat er im zweiten Theil ſeiner Zuſchrift den Theilnehmern am Pittsburger Bankett zu Gemüth geführt:

„Ich nehme mir die Freiheit, die meinen vorgerückten Jahren zuſteht, auf ein anderes wachſendes und gefährliches Uebel hinzudeuten. Obgleich in früheren Zeiten auch unſere Väter in politiſche Parteien geſchieden waren, die oft in ſcharfen Streit miteinander geriethen, hörten wir doch nie davon, daß ihre Wahlen mit Geldmitteln betrieben wurden. Sollte dieſe Gewohnheit überhand nehmen, bis zuletzt die Stimmenden wie die Vertreter in den Geſetzgebungen der einzelnen Staaten und im Congreß angeſteckt wären, dann würde die freie Regierung in ihrer Quelle

vergiftet und unſer Ende wäre, wie die Geſchichte beweist, ein *Militärdeſpotismus*. Eine demokratiſche Republik, dieß geſteht alle Welt zu, kann ſich nicht lange erhalten, wenn ſie nicht die *Tugend des Volkes* zur Stütze hat."

Als ein wahrhaft erſchütterndes Beiſpiel der wachſenden Corruption ſteht aber der greiſe Präſident Buchanan ſelber da. Nicht bloß jetzt, nachdem der große Bruch geſchehen, wird er öffentlich als ein Hoch- und Landesverräther angeklagt, der im Complott mit ſeinen Miniſtern die Bundesfinanzen, die Bundesarſenale, die Bundeszeughäuſer ausgeraubt und beſtohlen habe, um ſeiner Partei im Süden auf die Beine zu helfen, als ein Verbrecher dem der Galgen blühe, den der Congreß wie einen Hund aufzuhängen habe, wenn er nicht vielleicht als verrückt befunden werde und alſo in's Narrenhaus geſperrt werden müſſe*) — nicht nur jetzt geht man ſo mit dem Manne um, den die Republik vor vier Jahren zu ihrem erſten Vertreter gewählt hat. Es war über ſein Pittsburger Schreiben kaum ein Jahr dahin gegangen, ſo ſtand Buchanan ſelbſt als der erſte und ſchamloſeſte Dieb in der Union, als der Miniſter der Corruption und Beſtechungskunſt, als der bewußte Theilnehmer an den unaufhörlichen Veruntreuungen öffentlicher Gelder vor dem Gericht der Gegenpartei**). Warum ſollte auch, wenn alle Wähler und alle Beamten und alle Richter unter der Herrſchaft des „allmächtigen Dollar"

---

*) Solche Dinge liest man namentlich auch in der Allg. Zeitung, vgl. z. B. die Nummer vom 12 Januar 1861.

**) Als im Frühjahre 1859 verſchiedene Fälle zur Sprache kamen, wo der Präſirent ſeine Partei-Anhänger auf Koſten des Staats begünſtigt habe, ſchrleb ein Correſpondent aus Newyork: „Was für draſtiſche Illuſtrationen zu den Weherufen eben dieſes Präſidenten über die Corruption unſerer politiſchen Parteien! Man iſt verſucht, dabei an jenen Trunkenbold zu denken, der dadurch Prepaganda für die Sache der Mäßigkeit machte, daß er als „„warnendes Beiſpiel"" im Lande herumzog". Allg. Ztg. vom 24. März 1859.

ſtehen, Herr Buchanan allein dieſem Geſetz der amerikaniſchen Natur nicht unterworfen ſeyn? Im März v. J. kam es endlich ſoweit, daß der Congreß beſchloß, „es ſolle ein aus fünf Mitgliedern zuſammengeſetzter, vom Sprecher des Hauſes zu ernennender Ausſchuß unterſuchen, ob der Präſident der Union oder irgend ein Regierungsbeamter durch Geld, Nepotismus oder ſonſt unrechtmäßige Mittel auf das Durchgehen irgend welcher Geſetze einzuwirken getrachtet habe.“ In einem fulminanten Proteſt gegen dieſe Ueberhebung des coordinirten Repräſentantenhauſes gegen die Perſon und Würde des amerikaniſchen Staatsoberhauptes wies Herr Buchanan zugleich nach, wie ein ſolches Verfahren ſelbſt wieder eine furchtbare, jede Regierung unmöglich machende Waffe in den Händen der Parteimänner wäre, da ſie eine Bande von eigennützigen Speichelleckern und Angebern großziehen müßte, die ſtets bereit ſeyn würden, „aus eigennützigen Beweggründen eidliche Angaben über angebliche Privatgeſpräche mit dem Präſidenten zu machen, die ihrer Natur nach keine Widerlegung zulaſſen.“ Bald darauf trat aber ſogar ein weiland diplomatiſcher Collega des Präſidenten, Herr Saunders, mit den ehrenrührigſten Beſchuldigungen gegen ihn auf. Saunders hatte ſich einſt in Europa durch das Beſtreben bekannt gemacht, mittels eines Bundes der amerikaniſchen Republik mit Koſſuth und Mazzini den allgemeinen Völkerfrühling in’s Leben zu führen; jetzt wirft er dem Chef des beſten Staates vor: daß er in gemeiner Niedertracht und wahnwitziger Selbſtſucht abſichtlich darauf ausgehe, die Union zu ruiniren. „Nicht nur,“ ſagt er, „die politiſche, ſondern auch die geſellſchaftliche Atmoſphäre der Bundeshauptſtadt wird durch Ihren verderblichen Einfluß vergiftet; Ihr nichtswürdiges Gebahren iſt der Art, daß anſtändige Leute das weiße Haus*) meiden; es wird von der Regierung kaum je ein Lieferungscontrakt geſchloſſen, an dem

*) So heißt die Reſidenz des Bundespräſidenten in Waſhington.

Sie nicht Antheil nehmen, nicht etwa zur Wahrung der Intereſſen des Volks, ſondern zum Beſten irgend eines Schranzen*)!

Nun aber iſt dieß das Tragiſche an der Sache, daß man unbeſorgt annehmen darf, James Buchanan ſei der einzige wirkliche Staatsmann, den die Union noch beſitzt,**) und dabei ſo ehrlich wie irgend einer von den Unglücklichen, welche durch die Wahl ſelbſtſüchtiger Parteien zum Beſitz der Regierungsmittel eines großen Reiches gelangen. Seine leitende Abſicht war allerdings keine andere als um jeden Preis die eigene Partei am Ruder zu erhalten; aber dieſer Geſichtspunkt rechtfertigt ſich nicht nur durch die natürliche Stellung eines Parteihauptes im Allgemeinen, ſondern insbeſondere durch die tiefe Ueberzeugung Buchanans, daß es um die Exiſtenz der Union geſchehen ſei, wenn die Gegenpartei mit ihren verfaſſungswidrigen Principien zur Herrſchaft gelange. „Union und Conſtitution:“ war die Deviſe welche Buchanan auf ſeine Fahne geſchrieben hatte; die Männer der ſogenannten demokratiſchen Richtung, ſagte er bei ſeinem Amtsantritt, ſeien die „einzige noch vorhandene conſervative Partei im Lande.“

Für Buchanan ſpricht überdieß die Thatſache, daß man ihm die ehrgeizige Abſicht einer Wiederwahl ſeiner Perſon nicht

*) Allg Ztg. vom 27. Aug. 1860. — Wie ſehr die Wuth des amerikaniſchen Parteigeiſtes ſich auch in der europäiſchen Preſſe breit macht, mag man aus der Thatſache ſchließen, daß ſelbſt katholiſche Blätter die Schimpfereien über Buchanan den „alten Heuchler“ ꝛc. unbeſehen nachdrucken.

**) Die Gegenpartei erklärt freilich: „Hr. Seward ſei unbedingt der einzige jetzt lebende amerikaniſche Staatsmann, der dieſe Bezeichnung auch im europäiſchen Sinne des Wortes verdiene“ (Allg. Ztg. vom 15. Nov. 1858). Sonderbarerweiſe hat aber die Partei dieſen ihren „einzigen Staatsmann“, ihren Führer und Gründer, bei der jüngſten Wahl völlig durchfallen laſſen, und den ganz obſcuren Herrn Lincoln auf den Präſidentenſtuhl erhoben.

wohl unterſchieden kann; im ſtrengen Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger Pierce hat er von vornherein erklärt, daß er nach Umfluß der vier Amtsjahre ſich unwiderruflich in's Privatleben zurückziehen werde. Auch an Muth und Energie pflegt es den Abkömmlingen von Ulſter im Norden Irlands, welcher der Union manche ihrer tüchtigſten Staatsmänner gegeben hat und woher erſt Buchanans Vater nach Amerika eingewandert war, ſonſt keineswegs zu fehlen. Wenn er dennoch mit ſeinen Bemühungen, für die alte Conſtitution und durch ſie für die Exiſtenz der Union eine dauernde Sicherung zu begründen, wahrhaft kläglich ſcheiterte, ſo iſt dieß ein um ſo böſeres Zeichen für die Zukunft Nordamerika's. Wohl mag man ſagen, die neuerungsluſtige Gegenpartei habe nicht durch ihre eigene Macht geſiegt, ſondern die Wahl Lincolns ſei nur ein zufälliger Triumph, welcher durch die Uneinigkeit der Andern erleichtert worden ſei. Es iſt nämlich Thatſache, daß die Partei, welche bis jetzt die Herrſchaft behauptete, in der abſtimmenden Bevölkerung faſt um eine Million mehr Stimmen zählte als die Gegner und daher neuerdings Siegerin geblieben ſeyn würde, wenn ſie Einen anſtatt drei Candidaten zur Präſidentur aufgeſtellt hätte. Aber gerade der Umſtand, daß dieſe Partei im Angeſicht der dringendſten Gefahr zu keiner Einigung und Diſciplin ſich zu ermannen vermochte, ſondern gänzlich zerſplitterte, ſcheint zu beweiſen, daß es mit der „einzigen noch vorhandenen conſervativen Partei im Lande" in ihrer bisherigen Geſtalt für immer vorbei iſt.

Die innere Schwäche und Zerſplitterung derſelben war es ſchon, was den politiſchen Gedanken der Präſidentſchaft Buchanans vereitelt und unmöglich gemacht hat. Die conſervative Partei Nordamerika's war nämlich von jeher ebenſo revolutionär nach Außen als ſcrupulös gegen jede Veränderung der hergebrachten Zuſtände im Innern. Ihren Traditionen getreu ſah insbeſondere Buchanan wohl ein, daß es die höchſte Zeit ſei, nicht nur die Aufmerkſamkeit von den ein-

heimiſchen Wirren durch auswärtige Unternehmungen abzuleiten, ſondern auch durch ſüdliche Annexionen das materielle Uebergewicht der Partei zu ſchaffen und ſichern, und ihre Stimmenmehrheit von den nördlichen Staaten unabhängig zu machen. Die conſervative Partei beſaß nämlich zwar ihren feſten Kern in den Südſtaaten, die Majorität bei den Volksabſtimmungen aber verdankte ſie immer nur ihrem mehr oder weniger zufälligen Anhang im Norden. Durch die Trennung dieſer nördlichen Stimmen unter der Führung des Herrn Douglas aus Illinois von den ſüdlichen iſt eben die neuliche Niederlage der Partei und der Sieg Lincolns möglich geworden. Daß es früher oder ſpäter ſo kommen würde, war bei dem wachſenden Terrorismus der liberalen oder radikalen Ideen und bei der koloſſalen Steigerung des Reichthums im Norden längſt vorauszuſehen. Nur ein bedeutender Zuwachs ihm gleich gearteter Länder und Bevölkerungen konnte den Süden noch länger an der Herrſchaft erhalten. Darauf lief die Politik Buchanan's in der That hinaus, aber es war bereits — zu ſpät.

Man erinnert ſich, wie kriegeriſch und annexionsluſtig die erſten Botſchaften des Präſidenten lauteten; wie feierlich er die Munroe-Doktrin als officielles Princip verkündete; wie oft er auf die dringende Nothwendigkeit zurückkam, Cuba für die Union zu erwerben, welchem dann Hayti von ſelbſt als Anhängſel nachgefolgt wäre; wie eifrig er ſich mit den innern Wirren der central-amerikaniſchen Staaten beſchäftigte; wie entſchieden insbeſondere ſeine Botſchaft vom December 1858 die Intervention in Mexiko, pfandweiſe Beſetzung einzelner Gebiete dieſes Reichs und ein militäriſches Protektorat über Chihuahua und Sonora in nächſte Ausſicht ſtellte. In Europa ſtand Herr Buchanan damals im Geruch, der Erzvater und geheime Häuptling aller nordamerikaniſchen Wühler und Flibuſtier zu ſeyn; ohnehin galt er ſeit dem berüchtigten Manifeſt von Oſtende, wo die Verſammlung amerikaniſcher Ge-

ſandten die gewaltſame Einverleibung Cuba's beſchloſſen hatte, als der dritte im Bunde Koſſuth's und Mazzini's. Man hat aber dem Manne ſehr unrecht gethan: er huldigt dem Cavourismus nur ſoweit, als es das „conſervative" Intereſſe ſeiner Partei unbedingt zu erfordern ſcheint. Sein Vorfahrer Pierce ſchied mit dem Verdachte aus dem Amt, unter heimlicher Leitung der Jeſuiten geſtanden zu haben, und was jetzt die Raſerei Jungamerika's gegen Buchanan auf die Spitze treibt, iſt nichts anderes als ſeine kühle, ja unfreundliche Haltung gegen den „glorreichen Einheitskampf" in Italien. Der Präſident hat es nicht nur ausdrücklich abgelehnt, von der ihm durch den Congreß ertheilten Vollmacht, Sardinien als Großmacht anzuerkennen, Gebrauch zu machen, ſondern die Regierung zu Waſhington hat auch, als Garibaldi Neapel erobert hatte, zwar ihren Geſandten daſelbſt nicht abberufen, aber keineswegs das Beiſpiel Englands nachgeahmt, obwohl es ſonſt officieller Grundſatz der Union iſt, jede de facto beſtehende Regierung ohne weiters anzuerkennen.*) Dieſe Thatſachen ſind zwar ohne Folgen aber ein intereſſanter Beitrag zur Charakteriſtik der amerikaniſchen Parteien; es iſt leicht zu errathen, was Jungamerika an Buchanans Stelle gethan hätte, und jedesmal thun würde, wenn ihm die Vorſehung nicht ſchon auf der erſten Staffel zum Präſidentenſtuhl die Flügel beſchnitten hätte.

Dem Präſidenten war es gewiß ſehr ernſt mit der Annexion von Cuba, Hayti, Mexiko, eventuell Nicaragua, Neugranada 2c. Als er 1858 ſeinen Entſchluß verkündet hatte, Cuba durch „ehrlichen Ankauf" von Spanien zu erwerben,**)

---

*) Allg. Ztg. vom 24. Okt. 1860. — Noch die letzte Botſchaft Buchanan's betont in völlig ungewohnter Weiſe und mit unverkennbarer Abſichtlichkeit die freundlichen Beziehungen zu — Oeſterreich.

**) Im Zuſammenhalt mit näher liegenden Vorgängen verdient es vielleicht bemerkt zu werden, daß dieſer erſte Antrag diplomati-

ging er den Congreß auch gleich um Bewilligung der nöthigen Gelder an. Dabei hatte es aber ſein Bewenden. Glücklich war Buchanan nur in den Differenzen mit England. Die europäiſche Seekönigin ließ ſich den Clayton-Bulwer-Vertrag wieder entreißen, und nahm jeden amerikaniſchen Fußtritt hin von dem Streit über das Durchſuchungsrecht bis zu dem wegen San-Juan; denn man hatte in London eingeſehen, daß der Munroe-Doktrin gegenüber weder die Vertheidigung eines Rechts, noch gar eine Inſolenz mit Nutzen gewagt werden könne. Von dieſer Seite hatte Herr Buchanan völlig freie Hand, und doch iſt er keinen Schritt weit vorwärts gekommen. Ein heute noch zweifelhafter Vertrag mit Nicaragua (Caß-Yriſſari genannt) über die Tranſitroute von Grey-Town in den ſtillen Ocean, der Caß-Herran-Vertrag mit Neugranada wegen der Meerenge von Panama und ein Vertrag mit dem General Juarez, dem Führer der ſogenannten liberalen Partei in Mexiko, über die Abtretung des Iſthmus von Tehuantepec: das war Alles, was Buchanan zu Stande brachte, und noch dazu wurde der Traktat mit Juarez ſchon im Waſhingtoner Senat abgewieſen. Nun ſind zwar dieſe Verhandlungen ſicher der rechte Weg, um den Staaten der Union für die Zukunft den ausſchließlichen Einfluß in Mexiko und Centralamerika zu verbürgen; für den Augenblick aber brachten ſie den conſervativen Südſtaaten keinerlei Vortheil, und als im Anfang des Jahres 1860 der Ausbruch des erwünſchten Krieges mit Mexiko nur

---

ſchen Länderſchachers bereits den ungetheilten Beifall der europäiſchen Judenblätter fand. So ſchrieb damals die Oeſterreichiſche Zeitung vom 25. Dec. 1858: „Es iſt eine geſunde wohlberechnete Politik, welche der Welt anzeigt, die Union brauche Cuba und wolle für die Inſel einen ſehr guten Preis zahlen, ſchon darum, weil die nie aufhörenden Streitigkeiten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſonſt zwingen würden, die Inſel einſt mit Gewalt wegzunehmen".

mehr an dem Wort des Präſidenten zu hängen ſchien, da fehlte hinter ihm „eine ſtarke und feſtorganiſirte Majorität der Nationalvertretung,“ welche die nöthige Generalvollmacht hätte ertheilen können.

Natürlich! Die Liberalen und Radikalen im Norden jubeln den Annexionen Cavours und Garibaldi's zu, aber ſie haben keine Luſt zu ſüdamerikaniſchen Annexionen, welche nur die Macht der Conſervativen verſtärken würden, da nicht die geringſte Ausſicht vorhanden iſt, aus den heißen Ländern von Mexiko und Centralamerika jemals „freie Staaten“ zu machen. Auch die conſervative Partei im Norden konnte keine beſondere Neigung verſpüren, zu einem Kriege beizuhelfen, deſſen Reſultate augenſcheinlich die Beſtimmung hatten, ihr eigenes Gewicht im Parteiregiment zu annulliren und anderweitig zu erſetzen. Ueberhaupt fürchteten die Männer der Rede, daß ein größerer Krieg die Männer der That emporbringen könnte, deren Achtung vor der republikaniſchen Tribüne in der Regel nicht bedeutend iſt. Was iſt das Motiv dieſer auffallenden Kriegsunluſt, welche ſelbſt der Haß gegen die ſogenannte klerikale, vielmehr nationale Partei von Mexiko nicht zu bemeiſtern vermochte? fragte ſich damals ein liberaler Correſpondent von Newyork, und er gab die bezeichnende Antwort: „die Unluſt, dem Präſidenten und ſeiner Partei die enormen Mittel die ein Krieg erheiſcht, und mit ihnen zugleich die Mittel zur Fortdauer ihrer Herrſchaft zur Verfügung zu ſtellen. Ja, einige der entſchiedenſten Oppoſitionsorgane ſprechen es gerade aus: werden wir doch nicht ſolche Narren ſeyn, um dem Präſidenten, d. h. dem Süden eine zum Krieg ausgerüſtete Armee zur Verfügung zu ſtellen, die am Ende wohl gar gegen die von der Majorität der Nation eingeſetzte Bundescentralgewalt verwendet werden könnte.“ *) Kurz, die an ſich richtige Politik

*) Allg. Zeitung vom 20. Jan. 1860.

Buchanan's ſtieß auf unbeſiegliches Mißtrauen — ſie kam zu ſpät!

Ich glaube, daß dieſer Zuſammenhang wohl ins Auge gefaßt werden muß, nicht um des Mannes, ſondern um der gegenwärtigen Sachlage willen. Denn die auswärtige Politik Buchanans war die letzte Reſerve der amerikaniſch conſervativen Partei oder der „Demokraten" (um fortan die an ſich unverſtändliche amerikaniſche Bezeichnung zu gebrauchen); als ſie auf allen Seiten ſcheiterte, konnte der gewaltigſte Rückſchlag auf die inneren Partei-Verhältniſſe nicht ausbleiben. Bei den Liberalen oder Radikalen des Nordens, den „Republikanern" wie die Partei ſich nennt, wuchs der Uebermuth und die Siegesgewißheit. In demſelben Maße wuchs der Zorn und die Angſt bei den Südſtaaten; ſie drängten zu ihrer Sicherung den Präſidenten mit ungebührlichen Zumuthungen. Buchanan ließ ſich wirklich ſein conſervatives Princip verſchieben und ging weiter vor als die nördlichen Demokraten folgen wollten. Nach einigen Schwankungen kehrten die letztern auf den alten Standpunkt zurück und ſo entſtand die gräuliche Verwirrung, welche den vielgerühmten Sieg des Nordens über den Süden und die Wahl eines „ſchwarzen Republikaners" oder, wie die Demokraten jetzt lieber ſagen, eines „rothen" Republikaners möglich machte.

Der Buchſtabe der Conſtitution war, wie geſagt, das Schiboleth der Demokraten; da nun die Bundesverfaſſung über die Sclaverei gar nichts beſtimmt, ſo folgerten ſie, daß die Sclaverei die Union überhaupt nichts angehe, ſondern Sache der Einzelſtaaten und ihrer freien Wahl anheimgegeben ſei. Bei Gelegenheit der Nebraska-Bill von 1854 war zudem feſtgeſetzt worden, daß in der Frage von der Sclaverei auch die ſonſt noch unter Bundesregierung ſtehenden „Territorien" ſelbſt entſcheiden ſollten. „Souverainetät der Einzelſtaaten und Selbſtbeſtimmung der Territorien" war alſo das Panier, welches Buchanan gegen die feindlichen Parteien auf-

pflanzte: gegen die Abolitioniſten, welche die Sclaverei in allen Staaten von Bundeswegen aufgehoben wiſſen wollen; gegen die eigentlichen Republikaner, welche, wie ein neueſter Berichterſtatter ſagt, der Sclaverei zwar nicht in den ſouveränen Staaten, ſonſt aber überall von Bundeswegen entgegentreten und ihr auch in den Staaten wenigſtens unfreundlich begegnen wollen; endlich gegen die Freeſoiler, welche die Sclaverei in allen Territorien verbieten und nur ſclavenfreie Staaten ferner in die Union aufnehmen wollen. Allen dieſen Richtungen glaubte Herr Buchanan mit dem verfaſſungsmäßigen Grundſatz zu begegnen: Souverainetät der einzelnen Staaten und Autonomie der Territorien! Aber ſchon die berüchtigten Vorgänge mit dem Territorium Kanſas, wo beide Parteien von Außen mit Geld und Waffengewalt eindrangen, um die Stimme des ſouverainen Volkes zu beherrſchen oder zu fälſchen, ſtellten ihm gefährliche Schlingen und heute noch tobt der Streit, ob er das Recht der Sclaverei in Kanſas von Bundeswegen aufrecht erhalten habe oder nicht. Noch ärger aber kam er ins Gedränge, als die Frage von der Einfangung flüchtiger Sclaven neuerdings auftauchte. Er, der das Miſſouri-Compromiß von 1821, welches die Sclaverei in gewiſſe geographiſche Grenzen bannte, deßhalb verwarf, weil die Geſetzgebung des Bundes überhaupt mit der Sache nichts zu thun habe — er wollte nun das, was ſonſt nur ein lokales Verhältniß oder ein Ausnahmszuſtand einzelner Staaten war, wirklich zum Nationalinſtitut erhoben ſehen.

Daher rührt zunächſt die Sprengung der conſervativen Partei; denn ſoweit wollten die nördlichen Demokraten nicht gehen, ſie blieben vielmehr bei dem Princip ſtehen daß, wie Douglas ſich ausdrückt, die Bundesgewalt „gleichgültig" dagegen bleiben müſſe, ob die Sclaverei ſich ausbreite oder nicht. Hingegen verlangten die Sclavenhalter des Südens täglich dringender nach direktem Schutz in der Form einer allgemeinen Maßregel für die Auslieferung flüchtiger Sclaven. Nament-

lich ſeitdem der Verſuch eines fanatiſchen Abolitioniſten, Namens Brown, welcher mit ſeiner Bande zu Harper's Ferry in Virginien einfiel und einen Sclavenaufſtand zu entzünden ſuchte, paniſchen Schrecken verbreitet hatte, verlangte der Süden eine eklatante geſetzliche Satisfaktion. Nun hat der höchſte Gerichtshof der Union, deſſen normgebende Autorität einzig in Nordamerika daſteht, zwei Tage nach dem Amtsantritt Buchanans aus Anlaß eines gegebenen Falls den Spruch gethan, daß ein Sclavereibeſitzer ſowohl in die Territorien als in die Staaten, wo Sclaverei-Verbot beſteht, mit ſeinen Sclaven ziehen könne, ohne dieſes ſein „Eigenthum" verlieren zu müſſen; und in der Botſchaft vom December 1859 hat der Präſident das Urtheil des Bundesgerichts eigens mit den Worten verkündet: daß „Einwanderer nach jedem Theile des gemeinſamen Gebiets diejenige Art von Eigenthum mitbringen können, welche ihrem Ermeſſen nach am beſten geeignet iſt, ihre Wohlfahrt zu fördern." Beides war nur die natürliche Conſequenz des völlig zu Recht beſtehenden „Sclavenjagdgeſetzes." Aber es gibt eben mehrere Staaten, welche vermöge ihrer Souverainetät das Einfangen entlaufener Sclaven nicht nur nicht erlauben, ſondern ſogar die ſtrengſten Geſetze dagegen erlaſſen haben, wie z. B. der Staat Vermont, welcher die Einfangung und Auslieferung mit 15 Jahren Gefängniß und 2000 Dollars Geldſtrafe, Michigan, welches ſie mit 10 Jahren und 1000 Dollars, Pennſylvanien, welches ſie mit 3 Monaten und 1000 Dollars beſtraft. Sonach müßte das Princip der Bundes-Nichteinmiſchung und Souverainetät der föderirten Staaten völlig abgeworfen werden, wenn die Vermittlungs-Vorſchläge, welche Buchanan in der Botſchaft vom Dezember 1860 zur Begütigung des Südens aufſtellt, angenommen werden ſollten. Denn er verlangt nicht nur die ausdrückliche Anerkennung des Eigenthumsrechts an den Sclaven in den Staaten, wo das Inſtitut jetzt oder künftig beſteht, nicht nur den geſetzlichen Schutz dieſes Rechts in allen Territorien, bis ſie mit oder

ohne Sclaverei in die Union aufgenommen werden, ſondern er fordert namentlich, daß „alle Geſetze der Einzelnſtaaten, welche dem Recht des Herrn auf die Auslieferung eines flüchtigen Sclaven hinderlich ſind, als eben ſo viele Verletzungen der Conſtitution und ſomit als null und nichtig erklärt werden ſollen.“

Es iſt nicht anzunehmen, daß jemals eine radikale Regierung auf ſolche Vorſchläge, oder auch auf die Herſtellung einer Demarkationslinie nach Art des alten Miſſouri-Compromiß, wie Buchanan in einer zweiten Botſchaft empfiehlt, ſich einlaſſen wird. Wenn aber auch, ſo wird ſich der Süden ſelbſt bei den äußerſten Conceſſionen nicht ſicher fühlen. Es gibt für ihn nur Eine Garantie, nämlich die Herrſchaft und die Majorität ſeiner eigenen Partei. Denn ſonſt droht ihm jeder Augenblick mit conſtitutionellen Voten, welche das Leben und die ganze Exiſtenz von 350,000 Gutsbeſitzern gegenüber ihren 4 Millionen Sclaven auf's Spiel ſetzen. Schon die Aufregung bei der Wahl Lincolns, behaupten die Sclavenbeſitzer, habe die Stimmung ihrer Schwarzen ſehr verändert, denn es bleibe denſelben nichts von dieſen Vorgängen verborgen und ihre kindiſche Phantaſie vergrößere das Geſchehene zu den abenteuerlichſten Dimenſionen; manche Dame und Mutter lege ſich mit banger Sorge ſchlafen, ob nicht in wenigen Stunden die entſetzlichen Gräuel des Sclavenaufſtandes ſie aufwecken würden, und viele Herren ſchickten ihre Frauen und Kinder außer Landes, weil der zündende Funke von Tag zu Tag in die Sclavenhorden zu fallen drohe. Mag auch für jetzt manche Uebertreibung mit unterlaufen, ſo wird doch das Verhältniß zweifelsohne unerträglich werden, ſobald die Sclaven wiſſen, daß die Todfeinde ihrer Herren in der Regierung thronen und jede Sitzung des Congreſſes über die Frage entſcheiden kann, ob „Lincoln das Inſtitut der Sclaverei in den ſüdlichen Staaten *) antaſten wird“ oder nicht.

---

*) In den unmittelbar unter der Souverainetät des Bundes ſtehenden

Gegen dieſe Gefahren gibt es abſolut keine Sicherung, ſobald die demokratiſche Partei nicht mehr ſelbſt, wie es ſeit dem Sturze der Whigs ununterbrochen der Fall war, die Macht in Händen hat. Man kann daher auch ihre Oppoſition nicht leicht principiell genug auffaſſen. „Die Leute im Süden," ſagt ein trefflicher Beobachter aus Newyork, „wollen das Reſultat des allgemeinen Stimmrechts in dem neuen Präſidenten Lincoln nicht anerkennen, . . ſie wollen eine permanente Gewalt; ſie wollen nicht länger, daß das Recht auf den Beſitz der Sclaven alle vier Jahre von neuem in Frage geſtellt werde. Der Süden und ſein Anhang ſind darum entſchieden antirepublikaniſch geſinnt und die Zahl derjenigen, welche ſich überhaupt wider die Republik erklären, wächst daher mit jedem Jahre und nimmt namentlich jetzt kein Blatt mehr vor den Mund. Der zufällige Sieg einer Partei, welche den Wirrwar im Lande permanent machen und die ſchwarze Bevölkerung wider die weiße in Waffen rufen will, einer Partei, die ſeit langen Jahren nichts unverſucht gelaſſen hat ihre Pläne durchzuſetzen, erſcheint allen Demokraten als die höchſte Gefahr."*)

Die Südſtaaten können bei dem conſtitutionell-republikaniſchen Parteiregiment überhaupt nur ſo lange mitmachen, als ſie ihres eigenen Sieges ſtets ſicher ſind: dieß iſt die wahre Bedeutung der ſchwebenden Kriſis und ihr innerſter Conſervatismus. Man mag über die Verkehrtheit einer ſolchen durchaus unrepräſentativen Geſinnung erſtaunt ſeyn, aber ſie iſt faktiſch und hat ein höchſt reales Motiv für ſich: nämlich das Leben und die Exiſtenz von 350,000 Eigenthümern mit ihren 4 Millionen Sclaven. Hier liegt der Grund, warum der

---

Territorien verſteht ſich nämlich das Verbot der Sclaverei bei den Republikanern von ſelbſt.

*) Kreuzzeitung vom 10. Jan. 1861.

Süden 72 Jahre lang das Supremat über den Norden führte oder über die „freien Staaten," welche ihn doch längſt in allen Beziehungen des materiellen Daſeyns überholt hatten: an Macht, Reichthum, Bevölkerung, vulgärer Bildung, insbeſondere an zeitgeiſtigem Liberalismus. Hier mag man auch den Punkt erkennen, von wo aus Buchanan in ſeinem prophetiſchen Briefe von 1858 den tiefen Einblick in die düſtere Zukunft der Union gethan hat, ſowie die politiſchen Erwägungen, welche den Demokraten des Nordens ſo lange Jahre hindurch die Unterſtützung der ſüdlichen Herrſchaft, oft wider die eigenen liberaleren Neigungen, zu gebieten ſchienen. Bis jetzt, ſchrieb ein mehrfach genannter Correſpondent aus Newyork vor drei Jahren, „herrſchte Sparta im Bunde; daß der Bund zerbreche, wenn Athen die Hegemonie erhält, iſt eine Drohung, die hier nicht einmal mehr für Kinder als Popanz dienen kann."*) So konnte man ſich damals täuſchen; heute dürfte der Hartnäckigſte bald erkennen, daß der Herrſchaftswechſel zwiſchen den 15 Baumwollſtaaten und den 18 Fabrik- oder Capitalſtaaten nicht nur den Beſtand der Union, ſondern auch den Beſtand der Republik faſt mit Nothwendigkeit aufhebt.

Man glaubt hin und wieder, die „Mäßigung" der zum Siege gelangten republikaniſchen Partei werde das Unheil verhüten. Aber ſelbſt den Fall angenommen, daß die Männer des Südens ihre Exiſtenz den veränderlichen Zufällen repräſentativer Gewalten anvertrauen könnten, ſo ſind die ſtärkſten Zweifel gerechtfertigt, ob die fragliche Partei einer Mäßigung irgendwie fähig ſei. Allerdings darf man die Partei nicht mit den fanatiſchen Abolitioniſten verwechſeln, welche in der ſinnloſen Furie ihres fahrigen Puritanismus die ſchwarzen Geſchöpfe mit Einemmale freimachen wollen, ohne nach einer Entſchädigung der Eigenthümer, nach einem Erſatz der Arbeits-

*) Allg. Ztg. vom 2. Juni 1858.

kräfte in den heißen Klimaten, oder nach dem künftigen Schickſal der zu Befreienden zu fragen. Sie heucheln chriſtliche Menſchenliebe für die Sclaven, während ſie dem freien Nigger doch ſelber die Menſchenachtung verweigern, und um keinen Preis mit der ſchwarzen Haut in Einem Wagen fahren, auf Einem Kirchenplatz ſitzen, geſchweige denn mit ihr aus Einer Schüſſel eſſen möchten. Dieſe Menſchen*) machen allerdings die republikaniſche Partei nicht aus, aber ſie gehören ihr ganz und gar zu eigen, wie überhaupt Alles, was der üppige Boden Nordamerika's an politiſchem und religiöſem Radikalismus und Nonſens hervorbringt, insbeſondere auch die deutſchen Flüchtlinge nicht zu vergeſſen. Schon bei der Präſidentenwahl von 1856 donnerten die Kanzeln aller zwickauiſchen Sekten für Fremont, und wenn ſchon auch dieſe Elemente die republikaniſche Partei nicht erſchöpfen, ſo iſt doch ihr ſympathetiſcher Zug für die letztere wohlbegründet. Er liegt in der gemeinſamen Idee des modernen Staats: daß es kein ſelbſtſtändiges Recht gebe, welches die geſetzgebende Mehrheit einer Kammer zu achten hätte, ſondern daß alles Recht erſt durch das Geſetz geſchaffen und bis auf weiteres erhalten werde.

Die Sclavenfrage iſt nur das nächſtliegende, aber keineswegs das einzige Objekt, welches ſich der Idee centraliſirter Omnipotenz feindlich entgegenſtemmt, bald wird die Souverainetät der Einzelſtaaten ſelbſt an die Reihe kommen, und wir werden in Nordamerika dieſelben Kämpfe im großartigſten Maßſtabe erleben, welche die Schweiz erlebt hat und welche

*) Das jetzt auch in's Deutſche überſetzte Buch Helper's: „Die dem Süden bevorſtehende Kriſis“, gehört dieſen Kreiſen an. Man kann daraus insbeſondere erſehen, daß Chriſtenthum und Humanität den Abolitioniſten zwar zum Vorwande dienen, ihre wahren Motive aber in der unerſättlichen Gier des Induſtrialismus und der Plutokratie zu ſuchen ſind. Freie Arbeiter — ſo dociren ſie — würden mehr und beſſer produciren als Sclaven.

man im Kleinen an Belgien und Baden noch erlebt. Im Namen der Freiheit wird man die Freiheit abſchaffen, und im Namen der Verfaſſung die Verfaſſung verderben wollen. Schon jetzt werden die beiden Parteien ganz nach europäiſchem Fuß bemeſſen: die demokratiſche Partei ſei die der Grundariſtokratie und der Junker, die Vertreterin der feudalen Zuſtände und der lediglich corporativen Freiheit, ihr falle daher auch das romaniſch-keltiſche Element zu und insbeſondere zähle ſie die Katholiken, auch die deutſchen zu ihrem Anhang; dagegen ſei die republikaniſche Partei die Vertreterin des modernen Induſtrialismus, des Bürgerthums, der freien Arbeit und der individuellen Freiheit, in ihr überwiege das anglo-germaniſche Element.*)

Herr Seward erklärt auf offener Tribüne: was jetzt in Amerika vor ſich gehe, ſei nichts Anderes als der alte, in Europa ſeit Generationen währende Kampf „zwiſchen der Adels- und der Volksherrſchaft.“ Unter dieſem „Adel“ verſteht der große Häuptling der Republikaner die Grundbeſitzer in den „Arbeitsſtaaten“ des Südens, welchen er die „Capitalſtaaten“ des Nordens entgegenſtellt. Als beſondern adelichen Krebsſchaden hat er vielleicht noch die Thatſache im Auge, daß die Verfaſſung Südcarolina's die einzige unter allen Unionsſtaaten iſt, wo der Beſitz die Baſis der Repräſentation bildet und das Volk an der Wahl des Präſidenten nicht direkt Theil nimmt. Jedenfalls iſt die Dimenſion eines Kampfes gegen den „Adel“ in Nordamerika kaum zu ermeſſen. Sollte ſich heute oder morgen, wie vor ſechs Jahren von Seite der Knownothings, wieder das Geſchrei gegen die Gleichberechtigung der Katholiken und das Verlangen erheben, ſie von allen politiſchen Rechten, Aemtern und Würden auszuſchließen — dann iſt es ſehr

*) Vgl. z. B. die Correſpondenzen der Allg. Ztg. vom 2. Juni und 18. Okt. 1858, 24. Okt. 1860.

die Frage, ob auch die republikaniſche Regierung, wie Buchanan im Namen der Demokraten gethan, den Finger auf die Verfaſſung legend das geſetzloſe Treiben abweiſen wird. Denn mit der Thronbeſteigung der republikaniſchen Partei hört das Reich der Verfaſſungsmäßigkeit in Nordamerika auf und beginnt das Reich der liberalen Zweckmäßigkeit, welche Jungamerika diktiren wird.

Nicht „Mäßigung" wird die nothwendige Folge einer auch nur zeitweiligen Trennung des Südens vom Norden ſeyn, ſondern die raſche Entwicklung der Parteitendenzen innerhalb des ihnen übrig bleibenden Gebiets. Denn der Congreß wie der Senat wird des maßhaltenden Gleichgewichts völlig entbehren. Man hat die unglaublich ſcandalöſen Vorgänge in den beiden Körpern oft mit moraliſchem Ekel geleſen, und die wilden Parteikämpfe mit angeſehen, welche jedes vernünftige Vorgehen unmöglich zu machen ſchienen. Noch Anfangs 1860 kam der grelle Fall vor, daß das Repräſentantenhaus ſich mehr als acht Wochen lang nicht conſtituiren konnte, weil die Sprecherwahl nicht zu Stande kam; dem republikaniſchen Candidaten fehlten fortwährend vier Stimmen und man verweigerte auf beiden Seiten jedes Compromiß, bis endlich die ganze Regierungsmaſchine ſtille zu ſtehen und ſogar der Poſtdienſt aufzuhören drohte, da das Budget abgelaufen war und kein neues bewilligt werden konnte, ehe ein „Sprecher" gewählt war. Man hat vielfach gemeint, ſolche unaufhörlichen Reibungen der unbändigſten Art müßten endlich zur Diktatur militäriſcher Tyrannen führen. In Amerika ſelbſt tauchte häufig die Meinung auf, daß eine größere Centralmacht des Staats-Chefs die nothwendige Folge des unnachgiebigen Haſſes der Parteien ſeyn werde.*) Aber wird nicht vielleicht das Wegfallen des

*) „Vor dreißig Jahren wäre kein Menſch ſeines Lebens ſicher geweſen, wenn er hier von Monarchie geſprochen hätte; jetzt aber ſchütteln nachdenkende Menſchen die Köpfe, und wiſſen nicht, ob die

Gleichgewichts, welches ſich die Parteien bis jetzt in den geſetzgebenden Körpern gehalten haben, daſſelbe Reſultat noch viel ſchneller herbeiführen? Wenn die erhaltenden und aufhaltenden Elemente kein Hinderniß gegen den abſchüſſigen Lauf mehr machen, wird dann nicht die ganze Gewalt jener „Mobokratie" anheimfallen, welche als Herr und Meiſter der großen und tonangebenden Stadt Newyork oft ſo trefflich geſchildert worden iſt,*) jener abſoluten Demokratie, von welcher Herr Brownſen ſagte, ſie liege dem abſoluten Cäſarismus ſo nahe, daß es nur eines geſchickten Streichs bedürfte, um nach einem berühmten Beiſpiel den amerikaniſchen Präſidenten in einen amerikaniſchen Kaiſer zu verwandeln. Jedenfalls hat James Buchanan in ſtaatsmänniſcher Vorausſicht ſolche Möglichkeiten vor Augen gehabt.

Den ausſcheidenden Südſtaaten wird ſogar die Abſicht zugemuthet, gleich von vornherein zur Monarchie zu greifen. „In den vielen Verſammlungen, die aller Orten in den Sonderbundsſtaaten ſtattgefunden haben, hat ſich auch ſchon die Idee geltend gemacht, daß man gar keinen beſondern Staatenbund, ſondern einen Einheitsſtaat ſtiften ſolle; von da bis zur Idee eines nordamerikaniſchen Braſiliens mit einem Grundbeſitzadel und einem Kaiſer Plon-Plon iſt kein großer Schritt mehr." „In Erwartung der ſüdlichen Republik wird es vielleicht von Intereſſe ſeyn, zu erfahren, daß dort bereits das

---

Republik die politiſche Macht beſitzt, in den entfernteſten Theilen der Union durchzugreifen, und den Geſetzen denjenigen Gehorſam zu erzwingen, ohne welchen überhaupt der Zweck aller Regierungen nicht erreicht werden kann." Aus Waſhington. — Allg. Ztg. vom 29. Jan. 1858.

*) Der New-York-Herald vom 11. Nov. 1858 zählt genau 15,100 Schwindler, Gauner, Hurenwirthe, Strolche, Banditen und Mörder auf, welche vermöge des allgemeinen Stimmrechts die Weltſtadt „mittelbar oder unmittelbar beherrſchten".

Verlangen nach einer ſtarken centraliſirten Regierung ſehr laut wird, und daß die zu Columbus in Georgia erſcheinende Times als Staatsform die Monarchie vorſchlägt."*) Nach andern Nachrichten ſoll man in Virginien bereits an einen Sohn der Königin Viktoria denken, in der Vorausſetzung, daß England ſich um die neue Staatsbildung verdient machen werde; und daß Südcarolina mit dem Anerbieten von Freihandelsſtationen ſich um eine Art Protektorat an den „Vorkämpfer unterdrückter Nationalitäten" in Paris gewendet hat, beſtätigt ſich. Die geheime Inſtruktion erinnert nicht nur daran, daß Louiſiana einſt eine Dependenz der franzöſiſchen Krone war, ſondern ſpricht auch von dem franzöſiſchen Blut in den Adern des Volkes von Südcarolina, obwohl von den im Jahre 1690 dahin ausgewanderten Hugenotten nur mehr 14 Kirchen übrig ſind.

Wir legen kein Gewicht auf derlei Symptome; aber wir glauben allerdings, daß die ausſcheidenden Staaten ſich die Erfahrungen mit dem herrſchenden Janhagel im Norden zu Nutzen machen werden. Die Phyſiognomie des Südens mit ſeiner großen Landariſtokratie iſt ohnehin wirklich eine adeliche im Vergleich mit der ſogenannten Stockfiſchariſtokratie des Nordens. Staatsmänniſche Bildung, traditionelle Haltung und ritterliches Gefühl waren von jeher nicht im Norden zu Hauſe, vielmehr hat der Süden der Union ihre größten Männer geliefert, darunter Waſhington ſelber. Man iſt hier nicht ſo reich wie die Fabrikanten und Banquiers der Neuengland-Staaten; aber der rechte „Feuereſſer" (Spitzname der Südmänner) betrachtet den „Yankee" als den Ausbund eines niederträchtigen Kerls, dem für klingende Dollars Alles und Jedes feil iſt, mit ſouverainer Verachtung. Ja, es exiſtirt zwiſchen dieſen beiden Gliedern des Bundes der Nationalhaß des Italieners gegen den „Tedesco." Der concrete Streit

*) Allg. Zeitung vom 5. und 30. Dec. 1860.

zwiſchen ihnen iſt auch vielmehr ein ſocialer als bloß ein politiſcher. Der ächte Südländer erblickt in der Sclaverei nicht etwa ein vorübergehendes aber zur Zeit nothwendiges Uebel, ſondern er hält es für die eines freien Mannes einzig würdige Exiſtenz, die niederen Geſchäfte des Lebens durch eine inferiore Menſchenrace für ſich erfüllen zu laſſen, und er behauptet, daß das Inſtitut ſchwarzer Sclaven dem unermeßlichen Elend der weißen Sclaverei und des Proletariats, womit der Induſtrialismus und das Fabrikweſen den nördlichen Continent überſchwemme, weit vorzuziehen ſei. Man ſpottet in Newyork über das „bramarbaſirende Säbelgeraſſel“ der Südmänner; aber es iſt kein Zweifel, daß ſie an politiſcher und militäriſcher Tüchtigkeit dem prahleriſchen Geldadel der Republikaner weit voraus ſind. Man hat dieſe Eigenſchaften bisher hauptſächlich aus dem Süden bezogen, und jetzt, wo die dem Süden feindliche Partei zum erſtenmale aus ihrer Mitte den Präſidenten aufſtellt, wählt ſie einen Kentuky'ſchen Hinterwäldler, der in ſeinem ſechszehnten Lebensjahre zum erſtenmale leſen lernte, ſodann Holzhauer, Soldat, Feldmeſſer, Advokat, kurz alles Mögliche, nur kein Name war. Gewiß ein bezeichnendes Symptom.

Von manchen Seiten will man in die Dauer einer Trennung der Union durchaus keinen Glauben ſetzen, weil es nicht nur unmöglich wäre, eine natürliche Grenze zwiſchen den zwei Staatsweſen zu finden, ſondern auch die öconomiſchen Intereſſen aller „Baumwollenſtaaten“ überhaupt und einzelner, z. B. Louiſiana's insbeſondere mit dem Norden allzu enge verkettet ſeien. Sie ſeien, meint man, viel zu arm und hätten zu bedeutende Vortheile von der Union genoſſen, um ſich ſelbſtſtändig conſtituiren zu können. So hätten ſie denn auch ſeit 1794 kaum ein Jahrzehent vorbeigehen laſſen, ohne wegen dieſer oder jener Urſache mit dem Austritt aus der Union zu drohen, und doch ſei es nie dazu gekommen.

Ganz richtig; jetzt aber iſt es wirklich dazu gekommen,

und da die gedachten Einwürfe großentheils wahr ſind, ſo mag man daraus auf die Bitterkeit der innern Entfremdung ſchließen. Auch iſt der Schaden beiderſeitig, und die erſchreckende Entwerthung der Creditpapiere hat den Norden härter getroffen als den Süden, wie denn ein producirender Agrikultur-Staat politiſche Erſchütterungen ſtets leichter ertragen dürfte, als ein fabricirender Handelsſtaat. Allerdings muß der Süden ſeine Baumwolle verkaufen, aber will ſie Newyork nicht haben, ſo wird ſie England kaufen, und auf eine durch Mangel und Noth erzeugte Revolution gegen die „ariſtokratiſchen Jakobiner des Südens“ dürfte die republikaniſche Partei vergebens rechnen. Sicherlich wäre eine friedliche Wiedervereinigung für alle Theile ein materielles Bedürfniß, ein anderes Mittel dazu ſcheint es aber aus den oben angeführten Gründen nicht zu geben, als wenn die Republikaner auf ihren Wahlſieg verzichten und die Präſidentſchaft nach wie vor den Demokraten des Südens überlaſſen wollten.

Oder will der Norden vielleicht durch Waffengewalt und Krieg den Wiederanſchluß des Südens erzwingen, alſo die Gegenpartei unterjochen? Und ſoll die Bundesgewalt dieſe Exekution übernehmen? Präſident Buchanan hat in ſeiner vorletzten Botſchaft ſich ſelbſt und dem Congreß die Befugniß zu einem ſolchen Schritte abgeſprochen; er mißbilligt die Trennung von der Union als eine verbrecheriſche Rebellion, aber er behauptet, es gebe kein Mittel und kein Recht einen Staat mit Gewalt im Bunde zurückzubehalten. Dieſe Deutung hat mannigfachen Widerſpruch hervorgerufen, weil man, wie mir ſcheint, zwiſchen einem Staat und einer freien Föderation ſouveräner Republiken nicht genug unterſchieden hat. Am klarſten wird der Gedanke des Präſidenten wohl da wo er fragt: was dann? „Geſetzt wir erobern einen ſolchen Staat durch den Bundeskrieg, wie wollen wir ihn dann regieren? Vielleicht durch deſpotiſche Gewalt wie eine eroberte Provinz? Was anders bliebe uns übrig, da wir ja doch nicht durch materielle

Gewalt den Willen des Volkes herſtellen und es zwingen könnten, Senatoren und Congreßdeputirte zu wählen, oder die andern Obliegenheiten zu erfüllen, welche von ſeinem alleinigen Willen abhängen, und von den freien Bürgern eines freien Staates als Mitglied der Föderation gefordert werden?'

Buchanan will ſagen: das Reſultat eines ſolchen Krieges würde den ganzen Charakter des Bundes verändern. Dieſelbe Wirkung wird aber auch nicht nur die bleibende Trennung, ſondern ſogar eine mögliche Wiedervereinigung im Frieden hervorbringen. Das iſt die Tragweite der gegenwärtigen Kriſis, daß die alte föderative Union nicht mehr ſeyn wird, ſondern die geſchichtliche Entwicklung zum Einheitsſtaat beginnt, ſei es zu Einem oder zu zweien oder mehreren. Der Krieg würde den Proceß beſchleunigen, abſchneiden aber wird ihn auch die friedlichſte Löſung nicht. Die tyranniſche Herrſchaft der Majorität hat unter allen Umſtänden eine tödtliche Wunde davongetragen, und der Beweis iſt geliefert, daß die Väter der Conſtitution recht hatten, als ſie ihr Werk einen zweifelhaften Verſuch nannten, nicht aber die nachgeborne Generation, welche daſſelbe als die vollkommenſte Leiſtung menſchlicher Weisheit pries. In der Entwicklung zum Einheitsſtaat einerſeits und zum Widerſtreit zwiſchen Republik und Monarchie andererſeits wird das langweilige Yankeethum erſt zu einer eigentlichen Geſchichte gelangen; es mag einen ſchreckhaften Brand koſten, um ſeinen metallkalten Brutalismus zu ſchmelzen, endlich aber wird er menſchlichere Geſtaltung annehmen.

Wird nun der Norden wirklich marſchiren? Er kann wie geſagt des Südens noch weniger entbehren, als umgekehrt; zudem ſind die Südländer an kriegeriſchem Geiſt zwar ihren Gegnern weit voraus, ſie haben aber dafür den Verrath und Aufſtand von vier Millionen Sclaven im eigenen Hauſe zu fürchten. Schon aus dieſem Grunde werden ſie den gewaltſamen Zuſammenſtoß möglichſt zu vermeiden ſuchen. Dafür hat aber der Norden ſeine Schaaren demokratiſcher Anhänger

des Südens, ſo wie auch ein weitverzweigtes Proletariat in ſeiner Mitte, und wir vermuthen, daß der allmächtige Dollar ohnehin nicht weniger Furcht haben wird; denn die Verwüſtung des ſüdlichen Produktenmarkts durch einen Racen- und Vernichtungskrieg, zu welchem der ernſtliche Kampf nothwendig ausarten müßte, würde den nördlichen Fabrik- und Capitalſtaat unfehlbar mit ruiniren. Dieſe Ausſichten werden auch die rabiateſten Republikaner kühler ſtimmen, und ſie die Verkleinerung ihres Regierungsareals als das geringere Uebel ſchätzen lehren; ſo gewaltige Schlachten auch geſchlagen werden mögen, ſo dürften ſie ſich größtentheils auf das Papier beſchränken und nicht viel Blut vergießen.

Um ſo weniger iſt für die europäiſchen Mächte vorderhand ein Anlaß zur Einmiſchung gegeben. Den Imperator hat man freilich längſt im Verdacht, als wenn Europa für ſeine Studien zu klein ſei und er dieſelben auch auf Amerika ausdehnen wolle. Schon im Jahre 1858 war auf beiden Hemiſphären der Schrecken groß, als er plötzlich an der Seite Englands auf die Wirren Centralamerika's und auf die Straßen von Panama, Nicaragua oder Tehuantepec Einfluß nehmen zu wollen ſchien; als ein franzöſiſcher Schwindler Namens Belly mit Coſtarica und Nicaragua ſogar einen Canalvertrag abſchloß, hielt man die franzöſiſche Operation gegen die Munroe-Doktrin für völlig ausgemacht, und daß es heute viele Leute gibt, welche die Hand Napoleons hinter den Stellungen Südcarolina's deutlich wahrnehmen, verſteht ſich von ſelbſt. An erhabenen Worten dürfte es der Mann bei Gelegenheit auch wirklich nicht fehlen laſſen; dabei wird es aber ſein Bewenden haben.

Andererſeits wird die Haltung Englands die nämliche, nur viel weniger großartig ſeyn. England hat allen Grund auf ſeinem Standpunkte der Nichtintervention vor den Ereigniſſen in Nordamerika zu zittern, und zwar in zweifacher Rückſicht; denn im Falle eines Bürgerkriegs im Weſten würde

es die verderblichſten Rückſchläge auf ſeine commercielle Lage zu erleiden haben, und in fernerer Zukunft iſt das brittiſche Intereſſe durch die jetzt begonnene Veränderung in der Union mit den ſchwerſten Gefahren bedroht. So war die Wahl Lincoln's in der That nur eine weitere Nummer der großen Calamitäten, welche ſeit fünf Jahren von allen Seiten auf die engliſche Krämer-Politik einſtürzen.

Schon jetzt wirkt die transatlantiſche Kriſis zu London nicht weniger empfindlich als zu Newyork auf den Credit und die Börſe; und was könnte erſt noch werden, nachdem, wie man mit Recht geſagt hat, das wirthſchaftliche Symbol Englands nicht mehr der Wollſack, ſondern der Baumwollenballen iſt! Mehr als vier Millionen Britten hängen mit ihrer ganzen Exiſtenz am Baumwollmarkte, und nicht weniger als fünf Siebentel aller Baumwolle kommt aus Südamerika, ſo daß ein Senator zu Waſhington vor ein paar Jahren der engliſchen Politik die ſtolzen Worte zuwerfen konnte: „Niemand wagt Krieg gegen Baumwolle, Baumwolle iſt Militär.“ In der That hat das baumwollſpinnende England gegen die weſtliche Republik nicht nur keinen Rechtsanſpruch mehr zu vertheidigen gewagt, ſondern es hat ſich auch von kaltem Schauer überrieſelt die Möglichkeit vorgeſtellt, daß eines Tages eine Sclavenkriſis innerhalb der vereinigten Staaten ſelbſt eintreten und die Baumwoll-Pflanzungen im Süden verwüſten könnte. In der Angſt hat man eigene Vereine gegründet, um in Oſtindien und Afrika den Baumwollbau einzuführen; man hat ſich für den Miſſionär Livingſtone enthuſiasmirt, nicht ſowohl wegen der Bibel, als wegen des Baumwoll-Samens, womit er die Afrikaner ihren trefflich geeigneten Boden im größten Maßſtab bebauen zu laſſen verſprach. Man berechnete die Jahre, innerhalb welcher es gelingen könnte, England von den Baumwoll-Pflanzungen der ſüdlichen Union unabhängig zu machen — und jetzt tritt plötzlich die gefürchtete Möglichkeit mit allen ihren Schreckniſſen viel zu früh ein! Bei einigem Nachdenken wird demnach einleuchtend ſeyn, daß, wenn

es auch im dringendſten politiſchen Intereſſe Englands läge, den Streit zwiſchen den beiden Theilen der Union bis zum unverſöhnlichen Vernichtungskampf zu ſchüren, doch ſeine ſociale Lage gebieteriſch das Umgekehrte erheiſchen würde. Ein Reich aber, welches einmal an einem ſolchen Dualismus krankt, hat keine Politik mehr.

Ueberhaupt iſt für England die günſtigſte Periode in ſeinem Verhältniß zur weſtlichen Republik ſeit dem 20. December 1860 definitiv vorbei. Ein Föderativſtaat hat keine aggreſſive oder erobernde Politik, und er kann keine haben: das hat ſich auch an der Union trotz aller Befürchtungen des Gegentheils erwieſen, und zuletzt noch hat es James Buchanan zu ſeinem Schmerz erfahren. Ganz anders ſteht die Sache, ſobald ſich aus dem amerikaniſchen Staaten-Conglomerat der Einheitsſtaat oder ein paar Großmächte herausarbeiten. Dann wird das Annexions-Programm Buchanans bald genug mit Zinſen vollzogen ſeyn. Auch der Fall bei Zweitheilung würde für England keinen Vortheil bringen, umgekehrt würde er nur den Verluſt Canada's beſchleunigen; denn es verſteht ſich, daß die beiden Großmächte im Einverleiben miteinander wetteifern würden, und der Norden jede Vergrößerung des Südens auf Koſten einer engliſchen Beſitzung quitt zu machen ſuchen müßte.

Die Projekte Jungamerikas endlich, wornach die Union demnächſt auch in der alten Welt ihren Willen geltend machen und eine europäiſche Rolle ſpielen ſollte, ſind durch den Riß vom 20. Dec. nun freilich mit getroffen und aufgeſchoben, aber aufgehoben ſind ſie nicht. Vielmehr würde das Amerika der Zukunft ſich viel leichter bewegen, als die ſchwerfällige Föderation, wenn es einmal gälte, die Weiſſagung wahr zu machen, daß England nach einigen Decennien unter den Weltmächten keinen Platz mehr haben. und es überhaupt deren nur drei geben werde: Rußland und Nordamerika an beiden Enden, einen franzöſiſchen Staatenbund in der Mitte!

## XV.

# Politiſche Gedanken vom Oberrhein.

Die neue Periode des öſterreichiſchen Staatswesens, an ſich und im Verhältniß zu Deutſchland.

Das kaiſerliche Diplom vom 20. Oktober 1860 iſt in ſeinen Beſtimmungen weiter als die Hoffnung der Einen und als die Furcht der Anderen gegangen, und deßhalb hat es ſo ſehr verſchiedene Beurtheilung erfahren. Wenn es jetzt noch Leute gibt, welche in den Entſchließungen des Kaiſers nur abgedrungene Zugeſtändniſſe an die Partei des Umſturzes ſehen, ſo ſind ſolche doch nur in ſehr kleiner Zahl; denn die Lage der Dinge hat die Nothwendigkeit einer anderen Geſtaltung eben gar fühlbar gemacht. Unzählige Stimmen haben die neuen Einrichtungen in Oeſterreich als Ergebniſſe hoher Weisheit geprieſen, und doch hat deren Verkündigung bis jetzt nicht die Wirkung gehabt, welche die Staatsmänner beabſichtiget und Millionen wohlgeſinnter Menſchen gehofft haben. Kredit und Vertrauen haben ſich nicht gehoben, die Völkerſchaften in Oeſterreich ſind nicht befriediget; überall iſt Aufregung entſtanden, und der Kaiſer hat jetzt ſchon ſeine Zugeſtändniſſe erweitert und in ſein Miniſterium ganz neue Glie-

der geſtellt. Ich habe die großen Hoffnungen nicht theilen können, welche ſich an das kaiſerliche Diplom geknüpft haben, ſeine Beſtimmungen ſchienen mir dem wahren Bedürfniß nicht zu genügen und es wollte mich bedünken, daß die öſterreichiſchen Staatsmänner von der Strömung der Zeit fortgeriſſen waren und dennoch verſuchten, ſich außerhalb derſelben zu ſtellen, um gewiſſe Punkte zu halten, deren Kraft zum Widerſtand viel kleiner iſt als die Wirkung des Stoßes.

Die folgenden Betrachtungen ſollen meine Meinung erläutern.

## I.

Als im J. 1849 die Revolution, leider mit Hülfe der Ruſſen, beſiegt war, da ſchien der Gedanke eines einheitlichen Staatsweſens und einer ſtreng concentrirten Regierung ein ganz natürlicher und einfacher zu ſeyn, und man fragte kaum, ob für deſſen Durchführung die nöthigen Bedingungen gegeben ſeien. In Frankreich, als dort alle anderen Gewalten gebrochen waren, entſtund die ſtarre Centraliſirung von ſelbſt aus der königlichen Allgewalt; der König war der Staat. Die Revolution hat die Allmacht des Königthums und deren Einrichtungen geerbt, und ſie hat beide bis zu den Grenzen der Möglichkeit erweitert. In Deutſchland hat man nur die Franzoſen nachgeahmt; jeder winzige Fürſt wollte ſeyn wie Ludwig XIV., wenn nicht in Luxus und Lüderlichkeit, doch in unbeſchränkter Alleinherrſchaft. Die große Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile hat im Reiche der Habsburger jene franzöſiſche Staatseinheit verhindert, und erſt Joſeph II. hat deren Herſtellung verſucht. Er war ein rechter Repräſentant des „modernen“ Staatsweſens, aber natürliche Verhältniſſe und geſchichtliche Rechte haben ſich ihm entgegengeſtellt und er iſt mit der Erfahrung geſtorben, daß ſein Idealſtaat unmöglich ſei. Hatte man dieſen auch aufgeben müſſen, ſo hat man

deßhalb nicht aufgehört, alles Leben der Regierungsgewalt zu unterwerfen, und immer hat man wieder erfahren, daß das Beamtenthum die gewünſchte Einheit nicht zu ſchaffen vermöge.

Man mochte dieſes Beamtenthum mit der alleinigen Ausübung der Staatsallmacht betrauen; eine einheitliche Gewalt mochte die größten wie die kleinſten Dinge regieren; aber damit war es im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat nicht gethan. Dort lag eine viel größere Aufgabe vor, dort mußten erſt die Beſtandtheile der Monarchie in einen großen Körper vereiniget werden; ein ſolches Werk aber kann die Bureaukratie nirgends vollbringen, und ſie konnte es in Oeſterreich weniger als in irgend einem andern Lande. Eine Reichsverfaſſung und eine allgemeine Repräſentation wäre vielleicht das Mittel geweſen, um eine mehr als formelle Vereinigung der grundverſchiedenen Beſtandtheile zu bewirken; aber gerade dieſes Mittel war unendlich weit von demjenigen entfernt, was man vor einem Jahrzehent eigentlich meinte und wollte. Der Gedanke an ſolche Staatseinrichtung erfüllte alle diejenigen mit Schauder, welche die Ausübung des monarchiſchen Princips nur in der Ausübung einer unbeſchränkten Herrſchaft und in der Bedeutung bevorzugter Volksklaſſen ſahen; andere aber verwechſelten nicht das Weſen mit der Erſcheinung, ſie ſahen nicht den Umſturz in einer Einrichtung, welche im J. 1848 nur eine Verkörperung des Umſturzes war, aber ſie glaubten nicht an die Möglichkeit einer allgemeinen Reichsverfaſſung und noch weniger an die Möglichkeit einer allgemeinen Vertretung. Dieſer Glaube iſt der herrſchende geworden; man konnte ſich nicht von gewiſſen Vorbildern losmachen und darum hat man auch nicht einmal eine Annäherung verſucht, als ſo manche Verhältniſſe, und als beſonders die Noth der Finanzen und das Sinken des Kredites eine ſolche geboten. Der Fürſt Kaunitz hat geſagt: „Vieles wird nicht verſucht, weil man es für unmöglich hält und das Meiſte iſt unmög-

lich, weil man es nicht verſucht". Dieſer Staatsmann hat in ſeinem Sinn und im Sinne ſeiner Zeit das Unmögliche verſucht und es iſt möglich geworden; — was würde er ſagen, wenn er jetzt wieder käme, gerade hundert Jahre nach der Epoche ſeines höchſten Glanzes?

Allgemeine Sätze führen zu keinem beſtimmten Ergebniß, darum wollen wir auf die eigentliche Lage der Dinge etwas näher eingehen. Daß in Italien keine Ruhe werde, das war unſchwer vorauszuſehen; denn man hatte dort wohl die Flamme gelöſcht, aber man hatte den Herd nicht zerſtört; man hatte die Bewegung zum Stillſtand gebracht, aber man hat nicht die bewegenden Kräfte vernichtet. Nicht die Maſſe des Volkes hat ſich in Italien erhoben, ſondern die Vornehmen und die Reichen; und man hat ihnen die Mittel gelaſſen, um die Maſſe wieder zu verblenden, und nach ihrem Sinne in Bewegung zu ſetzen. Als die höchſte Gewalt in Frankreich einem Napoleoniden zugefallen war, da konnte man nicht zweifeln, daß er die alte Politik wieder aufnehmen und Italien wieder zum Angriffspunkte wählen werde. Der Aufruhr war in Italien beſiegt, aber nicht das nationale Streben der Italiener; es iſt unfruchtbar, dieſes Streben; nie wird Italien ſeine Einheit erlangen, aber es war vortrefflich geeignet, um den Planen des 2. Dezember die Möglichkeit günſtiger Verhältniſſe zu ſchaffen; er hat ſolche wirklich herbeigeführt und jetzt will er ſie ausbeuten.

Die Ungarn haben ein lebhaftes und ein ausſchließendes Nationalgefühl. Ob es ethnographiſch genommen eine ungariſche Nation gebe oder nicht, das iſt ſehr gleichgültig, und die innere Geſchichte der ungariſchen Revolution mag keineswegs entſcheidend ein Urtheil beſtimmen; denn gewiß hielt die Körperſchaft oder die Maſſe, welche man die ungariſche Nation nennt, ihre Bewegung für eine nationale, und dieſe Bewegung iſt allerdings unterdrückt, aber eigentlich doch nicht beſiegt worden. Wir Deutſche haben

wahrhaftig keine Urſache, um Partei zu nehmen für die Sache der Ungarn; was ſie uns danken, das haben ſie mit bitterm Haß gelohnt; aber darum dürfen wir auch nach dieſer Seite nicht ungerecht ſeyn. Die Ungarn haben in Waffen geſtanden, ſie haben, wenn auch nur kurze Zeit, die Stellung einer Macht eingenommen; von dem öſterreichiſchen Heere ſind ſie geſchlagen worden, aber vor den Ruſſen haben ſie die Waffen geſtreckt — wie ſollte die Nation ſich in das Verhältniß einer öſterreichiſchen Provinz oder gar in die Auflöſung in mehrere Provinzen finden können? Die Ungarn haben in jedem Jahrhundert ſich aufgelehnt, ſie ſind gar oft von fremder Politik gehetzt und mißbraucht worden; warum ſollten ſie jetzt ruhig bleiben, jetzt wo ſie die öſterreichiſche d. h. die deutſche Macht für eine geſchwächte, wo nicht gar für eine gebrochene und den franzöſiſchen Imperator für allmächtig halten? Niemals habe ich mir es denken können, daß man den Ungarn den Schein eines nationalen Lebens nehmen und ſie in die Maſſe der übrigen Kronländer unter ganz gleichen Verhältniſſen einreihen könne, und noch weniger habe ich mir es denken können, daß man alle die verſchiedenen Nationalitäten der öſterreichiſchen Monarchie nach der gleichen Schablone zu regieren und zu verwalten vermöge. Niemals konnte ich einer tiefen Beſorgniß Herr werden, wenn ich in der ſogenannten Verjüngung der Monarchie immer nur die bureaukratiſche Centraliſirung ſah und darin immer nur das ſchwach verhüllte franzöſiſche Muſter erkannte.

In Allem, was in der unglückſeligen Reaktionsperiode geſchah, war fort und fort der Grundſatz zu finden, daß die Staatsgewalt die alleinige Quelle des Rechtes ſei, daß es kein Recht gebe, welches ſie nicht verliehen, keinen Rechtsſtand, welchen ſie nicht begründet habe. Dieſem Grundſatz der modernen Staatslehre ſtund der beſtimmte Rechtsſtand entgegen, mit welchem eine Nation in den Verband der öſterreichiſchen Monarchie eingetreten war und welchen dieſe in ununter-

brochener Uebung anerkannt hatte. Da war denn die Nothwendigkeit eines Conflikts, vom doktrinären Standpunkt, demjenigen ähnlich, welcher im ſüdweſtlichen Deutſchland zwiſchen der katholiſchen Kirche und den Regierungen beſteht; mußte man dann ſehen, wie ſchonungslos die Centraliſation durchgeführt und die bureaukratiſche Allmacht gehandhabt wurde, ſo mußte man auch erkennen, daß in Oeſterreich ein Syſtem durchgeführt werden ſollte, welchem die natürliche Grundlage und die nothwendigen Bedingungen fehlten. Wo war das Bindemittel der verſchiedenen Beſtandtheile? Die Miniſterien konnten es nicht ſeyn, denn ſie handelten nur als die Träger einer Gewalt, die man beſtritt. Der Kaiſer war es nicht, denn eben der Einheit, die man erzwingen wollte, ſtund, wenn auch nicht ausgeſprochen, die Idee der Perſonalunion entgegen. Im Allgemeinen wollte man gleich machen, im Einzelnen wollte man grelle Verſchiedenheiten bewahren; man wollte mit hergebrachten Uebungen brechen und man wollte Zuſtände erhalten, welche aus dieſen Uebungen entſtanden oder von ihnen bedingt waren; man wollte aufrichtig den Fortſchritt und man ſcheute die nothwendigen Bedingungen des Fortſchrittes. So war denn ein unaufhörliches Schwanken zwiſchen Widerſprüchen zu ſehen; um aus dem einen heraus zu kommen, gerieth man in einen andern, und keinem fand man die natürliche Löſung. Die Regierung gewann keine innere Kraft, daraus folgte eine Lähmung der äußern Macht und das war ein ungeheures Unglück für Europa.

Die Verhältniſſe der Staaten, die internationalen Beziehungen und faſt alle öffentlichen Zuſtände ſind durcheinander geworfen und verwirrt, aber wie ſehr die Verwirrung ſich auch noch ſteigern möge, ſo iſt ſie immer nur die Erſcheinung einer großen Entwicklung. Der nothwendige Fortſchritt dieſer Entwickelung wird vielleicht alle Zuſtände noch verworrener machen, aber dieſe werden von ſelbſt verſchwinden, wenn jene bei einem gewiſſen Ziele angelangt iſt. Noch hat das franzöſiſche

Kaiſerthum ſeine Höhe nicht erreicht, iſt es aber einmal auf den abſteigenden Aſt ſeiner Bahn gekommen, ſo wird es um deſto ſchneller fallen und bald zu dem Schatten einer Erinnerung werden. Italien mag vielleicht eine gewiſſe Einheit erringen, aber es wird ſie nicht halten, und das Reich auf der penniniſchen Halbinſel wird viel ſchneller zerbröckeln, als es ſich gebildet hat. Der Papſt wird wieder den Beſitz des Kirchenſtaats erwerben, Oeſterreich wird die Lombardei wieder erobern und Savoyen wird an die Schweiz fallen. Der alte Beſitzſtand kann vielleicht wieder hergeſtellt werden, aber nimmermehr die alte Ordnung. Nach einem Menſchenalter werden die Ideen der Nationalitäten und der Volksſouverainetät die Menſchen nicht mehr verblenden, ſie werden die Völker nicht mehr zum raſenden Schwindel treiben und ſie werden nicht mehr der Herrſchſucht dienen gegen beſtehendes Recht — aber ſie werden auch nicht wieder gänzlich verſchwinden, ſie werden andere Formen annehmen und in milderem Ausdruck in das öffentliche Recht eingehen. Zuerſt hat man dieſe Ideen verlacht, dann hat man ſie gefürchtet, und dennoch ſind ſie Thatſachen geworden.

Noch waren die erhaltenden Mächte nicht überwunden, ſie konnten noch den beſtehenden Rechtsſtand aufrecht erhalten, aber ſie haben die Thatſachen anerkannt und ſomit die Geltung jener Ideen. Die europäiſchen Mächte haben das franzöſiſche Kaiſerthum anerkannt, ſie haben ein trügeriſches Plebiscit höher als die feierlichen Verträge geſtellt; ſie haben der Fratze einer allgemeinen Abſtimmung das Grundprincip der Monarchien und einer trügeriſchen Ruhe die Staatenordnung von Europa geopfert; alle Großmächte haben ſich durch den Allianzvertrag vom 20. November 1815 gegen die Möglichkeit einer Herrſchaft der Napoleoniden verbunden und nach einem kurzen Menſchenalter hat nicht eine einzige den Traktat angerufen. Jetzt iſt er nur noch eine Urkunde, um die ſeltene Vorausſicht der Staatsmänner zu beweiſen,

welche in Wien und Paris die großen Angelegenheiten von Europa verhandelt haben. In dem Kriege gegen Rußland haben die Nachfolger dieſer Staatsmänner die Traktate zerriſſen, die Großmächte haben Allianzen mit demjenigen geſchloſſen, welcher niemals die oberſte Gewalt eines großen Staates ausüben ſollte; in der Neuenburger Frage haben ſie den Imperator zum Vermittler, d. h. zum Schiedsrichter gemacht und dieſer hat gegen wohlerworbene Rechte zu Gunſten eines revolutionären Volkswillens entſchieden. Die europäiſchen Großmächte haben dieſe Entſcheidung angenommen, in dem italieniſchen Krieg haben ſie die Anwendung derſelben Motive nicht gehindert und damit haben ſie thatſächlich zugeſtanden, daß die Anſprüche der Gewalt höher ſtehen als die Heiligkeit des Beſitzes; ſie ſind in Widerſpruch gerathen mit all' ihren frühern Akten und ſie haben nicht verſucht die Strömung des internationalen Umſturzes zu hemmen. England und Rußland haben die bindende Kraft der Verträge ohne Rückhalt verneint, ſie haben die Achtung derſelben verhöhnt, ſie haben die Vertreibung legitimer Fürſten ohne Widerſtand vollenden laſſen und folglich genehmigt. Ein Miniſter der Königin von England hat ſich nicht geſcheut, in einem diplomatiſchen Aktenſtücke die Rechtslehre der Gewalt nnd des Umſturzes zu verkünden, eine Lehre, welche allgemein und folgerichtig durchgeführt Britanniens Macht zerſtören würde. Haben andere Kabinete den Lord John Ruſſel vielleicht auch auf die Bedeutung und die nothwendigen Folgen ſeiner Erklärung aufmerkſam gemacht, ſo kann er ſelbſt ſie des Widerſpruchs zeihen. Die europäiſchen Mächte haben Thatſachen anerkannt, deren Vollendung ſie zu hindern vermochten, und Thatſachen machen am Ende das öffentliche Recht.

Hatte nun ganz Europa gewiſſe Ideen anerkannt, ſo konnte eine einzelne Regierung mit keiner Macht und mit keiner Weisheit die Wirkung derſelben in ihren innern Verhältniſſen hindern und darum war es gewiß, daß die ver-

ſchiedenen Nationalitäten der öſterreichiſchen Monarchie ihre Anerkennung fordern, eben ſo gewiß aber war es, daß der franzöſiſche Selbſtherrſcher ſolche Forderungen überall unterſtützen werde, wo ſie ihm dienen konnten, eine Macht zu ſchwächen, welche allein noch den allgemeinen Rechtsſtand verfocht. Der Deutſche hält es für ein unveräußerliches Recht, daß er die Einigung der Stämme zu einer Nation erſtrebe, und darum kann er folgerichtig die natürliche Berechtigung beſtimmter Nationalitäten nicht läugnen. Waren die Forderungen der verſchiedenen Volksſtämme im habsburgiſchen Reich auf ſolche Berechtigungen gegründet, ſo waren ſie an und für ſich kein Unglück für dieſes, aber ſie mußten ein ungeheures Unglück hervorrufen, wenn man was billig iſt verſagte, wenn man dadurch die Anforderungen ſteigerte, wenn man die Bewegung einer Einwirkung fremder Politik und aufgeregte Maſſen den Abſichten feindlicher Mächte überließ.

Die Verwaltung des bureaukratiſchen Centralſtaates kann nimmermehr die Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile ausgleichen, ſie kann nur alle einer gleichen Form des Zwanges unterwerfen. Wenn aber dieſe Beſtandtheile mit einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit ihre nächſten Angelegenheiten beſorgen, ſo können ſie frei in einem allgemeinen Mittelpunkte ſich finden, ſie können in dieſem behandeln was allen gemeinſchaftlich iſt, und dann die Beſchlüſſe der Geſammtheit wieder in der natürlichen Selbſtſtändigkeit ihrer beſondern Kreiſe ausführen. In Frankreich hat die ſtarre Centraliſirung zur unbeſchränkten Herrſchaft geführt, und wie lange noch dieſe Herrſchaft auf der Nation laſten möge: es iſt immer nur der Druck der Gewalt, welcher ſie aufrecht hält, und dieſe Gewalt kann ſich ſelbſt nur erhalten, wenn ſie Umſtände und Lagen herbeiführt, in welchen auch die Römer ihren Conſuln eine unbeſchränkte Macht übertrugen oder einen Diktator ernannten. Die Fortſchritte, welche früher die ſogenannte liberale Partei ſelbſt befördert und die Zuſtände, welche ſie herbeigeführt, haben die

Grundlage der bureaukratiſchen Staatsallmacht gebrochen; die Pflege der materiellen Intereſſen hat eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit von Geſellſchaften und Vereinen nothwendig gemacht, ſie hat juriſtiſche Perſönlichkeiten geſchaffen, welche die Staatsgewalt anerkennen mußte im Widerſpruch mit ihrem eigenen Grundſatz, und Vereine mit kümmerlicher Freiheit haben bewirkt, was keine Regierung zu bewirken im Stande iſt. Vielleicht wird es noch lange Zeit währen, bis man recht klar erkennt, daß das Syſtem, welches man jetzt noch gerne den modernen Staat nennt, von der Zeit verworfen und in den Fortſchritten unſerer Entwicklung vollkommen unhaltbar iſt; vielleicht ſind tauſend mißglückte Verſuche, vielleicht iſt ungeheures Unheil erſt nöthig, um die praktiſchen Staatsmänner zu dem Syſtem der ſogenannten Selbſtregierung zu führen, welches die Geſellſchaft gegen Unheil und Aufregung ſchützt. Die Zeit und die Natur der Dinge gebieten eine Umſtaltung unſeres Staatsweſens, möge man noch zu rechter Zeit das ernſte Gebot hören!

Abſtammung und Sprache bewirken in den meiſten Ländern nur natürliche Gleichartigkeit der Verhältniſſe, welche die Bewohner des Staatsgebietes zu einer gewiſſen Einheit verſammelt; in der öſterreichiſchen Monarchie aber ſind gerade Abſtammung und Sprachen die Elemente der Trennung. Waren nun die Beſtandtheile des Reichs naturgemäß auseinander gehalten, ſo mußten ſich die Forderungen einer gewiſſen Selbſtregierung in Oeſterreich ſtärker und dringender, als in irgend einem andern Lande erheben. Man konnte in Wien gewiſſe Verwaltungs-Verordnungen für die ganze Ausdehnung des Reiches erlaſſen, aber man hat immer erfahren, daß deren Vollzug in den verſchiedenen Ländern von ſelbſt ein verſchiedener wurde und daß, wie immer ausgeführt, die Wirkungen ſolch' allgemeiner Anordnungen in Slavonien und in Salzburg, in Ungarn und in Böhmen, in Dalmatien und in Kärnthen, in Siebenbürgen und in Tyrol eben doch durchaus ver-

ſchiedene waren. Was war damit gewonnen? Alle fühlten ſich unbehaglich und es war doch keine Einheit. Man ſollte denn doch ſein Muſter nicht immer in der ſtarren franzöſiſchen Allherrſchaft ſuchen und dieſe nach dem Beiſpiel der Ruſſen nachahmen wollen! Wenn Oeſterreich geſtattete, daß ſeine Völkerſchaften ihre inneren, ich möchte ſagen, ihre Familienangelegenheiten in größerer oder geringerer Selbſtſtändigkeit und nach ihrer beſondern Weiſe beſorgten, ſo wäre eine wirkliche Autonomie anerkannt, und es hätte manchen andern Culturſtaaten einen Vorſprung gewonnen. Die wahrhaft freien Staaten haben das von jeher begriffen und vielleicht gerade darum haben ſie Macht und Reichthum errungen. Hundert Jahre lang hat Schottland in bloßer Perſonalunion mit England beſtanden; die beiden Staaten hatten ihre eigenen Parlamente, ihre beſondere Geſetzgebung und ihre eigenen Formen der Verwaltung; und Großbritannien iſt darum nicht weniger reich und mächtig geworden.

## II.

Im Jahr 1603 folgte Jakob I. der Königin Eliſabeth, und der König von England war nun auch der König von Schottland; die Vereinigung der beiden Staaten wird aber erſt vom Jahre 1707 gerechnet. Man hat den Schotten ihre Gebräuche und ihr Herkommen gelaſſen; man hat ſogar die Clans erſt im Jahr 1747 aufgehoben, noch heute haben die beiden Theile der britiſchen Inſel verſchiedene Verwaltung und theilweis verſchiedene Geſetze; ſomit beſtund dieſe Vereinigung zunächſt nur in der Vereinigung der Parlamente, und damit ſind die Engländer vollkommen zufrieden. Auch dem Kaiſer von Oeſterreich kann nur die Einheit der Vertretung die nöthige Concentrirung der Staatsgewalt geben und mit dieſer die Einheit der Macht.

Benützt man auch gerne den Mangel politiſcher Inſtitutionen zur Verdächtigung und zur Herabſetzung von Oeſterreich, ſo durfte doch das Geſchrei der Parteien die Staatsmänner nicht einſchüchtern, aber ſie mußten erkennen, daß die Zeit auch in den öſterreichiſchen Landen eine wirkſame Theilnahme der Völker nicht nur an der Beſorgung ihrer beſondern Angelegenheiten, ſondern auch an den großen Handlungen der einheitlichen Regierungsmacht verlange. Eine bittere Nothwendigkeit zwingt Oeſterreich dieſen Forderungen Rechnung zu tragen, und es könnte denſelben nicht länger widerſtehen, auch wenn die Lage ſeiner Finanzen und ſein Credit andere wären. Die Vertretung kann nicht allein aus den geſonderten Vertretungen der einzelnen Kronländer beſtehen; ausſchließend berathende Landtage geben nicht die Gewähr, welche das geſunkene Vertrauen wieder herſtellen könnte; und wirkliche Vertretungen der einzelnen Lande ohne eine allgemeine Repräſentation würden die öſterreichiſche Monarchie in einen locketn Bundesſtaat auflöſen.

Durch die Beſtellung des Reichsrathes hat der Kaiſer für diejenigen entſchieden, welche eine allgemeine Repräſentation für möglich halten, denn dieſe iſt möglich, wenn jener nicht unmöglich iſt. Ich kann mir recht gut die Entwickelung und die Wirkſamkeit einer Verfaſſung denken, welche die Beſonderheiten anerkennt, aber auf dem höhern Standpunkte ſie ausgleicht. Eine ſehr große Schwierigkeit iſt ſchon dadurch beſeitigt, daß alle Parteien über den Begriff „allgemeine Reichsangelegenheiten“ ſo ziemlich einig ſind und daß demnach die Zuſtändigkeit der „allgemeinen Reichsſtände“ in der Meinung und theilweiſe ſogar poſitiv durch die Errichtung des Reichsrathes feſtgeſtellt iſt. Jedem einzelnen Lande wäre ſein Recht erhalten und ſeine Beſonderheit gewahrt, wenn die Beſchlüſſe, welche die Regierung unter Mitwirkung der Reichsſtände gefaßt, für die beſondern Landesvertretungen verbindlich, von dieſen angenommen und je nach ihren beſonderen Verfaſſungen

und ihrer Zuſtändigkeit ausgeführt würden. Es wäre ein Verhältniß, demjenigen ähnlich, welches in den Vereinigten Staaten unter republikaniſcher Form und demnach viel lockerer beſteht, als es ſich bilden müßte, wo eine monarchiſche Gewalt die Spitze des geſammten Staatsweſens iſt. Es wäre ſtaatsrechtlich die Ausführung einer Idee derjenigen ähnlich, welche völkerrechtlich dem Verhältniß des deutſchen Bundes zu den Einzelſtaaten zu Grunde gelegt, aber freilich höchſt kläglich ausgeführt iſt. Die meiſten Kronländer könnten im äußerſten Fall nicht mehr, als ſolche begrenzte Selbſtſtändigkeit unter der Centralregierung verlangen, ob aber der ungariſche Landtag ein Recht anſprechen könne, um über Gegenſtände, welche der allgemeinen Reichsregierung angehören ſollen, zu verhandeln und zu beſchließen, das wäre denn erſt noch die Frage. Wär es aber, ſo würde ich darob noch immer nicht verzweifeln; denn eine kräftige Regierung würde immer die Mittel finden, um vernünftige Beſchlüſſe durchzuſetzen, wie in Wien ſo in Ofen oder in Preßburg. Auch die Norweger haben ihren eigenen Storthing und bekanntlich ſind ſie den Schweden nicht eben zärtliche und hingebende Brüder.

Die Verſchiedenheit der Sprachen mag einer allgemeinen Reichsvertretung wohl eine gewiſſe Schwierigkeit bereiten, aber ſo groß iſt ſie gewiß nicht als man ſie oft darſtellt; denn auf dem Reichstag in Kremſier haben die Leute ſich doch wohl auch verſtanden. In Frankreich wird nur in etwa zwei Drittheilen aller Departemente die eigentliche franzöſiſche Sprache geſprochen; in den vereinigten Königreichen von Großbritannien ſpricht man in vier durchaus verſchiedenen Zungen, und man hat darin noch kein Hinderniß für die Verhandlungen der franzöſiſchen Kammern oder des engliſchen Parlamentes gefunden. Die deutſche Sprache iſt nun einmal die Culturſprache in Oeſterreich, und die Slaven ſelbſt ſprechen unter ſich deutſch, um ſich zu verſtehen; wer nun eine politiſche Laufbahn betreten will, muß deutſch lernen und ſo bedarf es gar keines

Zwanges von Seite der Staatsgewalt, damit der Ungar und der Böhme auf dem allgemeinen Reichstage deutſch ſpreche, ſo gut als der Provençale franzöſiſch ſpricht und der Irländer engliſch. Auch im Reichsrath ſollen Repräſentanten der verſchiedenen Völkerſchaften ſitzen und in deutſcher Sprache verhandeln; was aber bei einer Bevölkerung von 34 Millionen für hundert Individuen keine Schwierigkeit hat, das wäre denn wohl auch für fünfhundert nicht unmöglich.

Noch ſind nicht alle Landesſtatute erſchienen und darum habe ich über dieſe nur eine einzige kleine Bemerkung zu machen. Daß Oeſterreich nicht kopfüber in ein ganz neues Staatsweſen hineinſtürzen kann, das bedarf keiner Erörterung und es iſt gewiß, daß es alte Verhältniſſe achten und ſelbſt die Erinnerung an ſolche ſchonen muß. Wenn es aber die Uebermacht demokratiſcher Elemente verhindern ſoll, ſo darf es darum doch nicht die Forderungen des Kaſtenweſens mit den wohlbegründeten Anſprüchen einer wirklichen und wahren Ariſtokratie vermengen. Was ich ſelbſt beobachtet, was ich höre und was verſtändige Leute berichten, ſtimmt darin überein, daß in vielen, wie es ſcheint, in den meiſten Ländern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates die Art von Liberalismus umgeht, welche vor fünfundzwanzig Jahren am Rhein zur Herrſchaft gekommen iſt; welcher dieſe Herrſchaft auch hier wieder zu erwerben ſtrebt, ſie aber, wenn erworben, ſo wenig als früher zu behaupten vermag. Auch dieſe Phaſe iſt nothwendig im Leben der Völker und in der Entwickelung der Staaten; keine menſchliche Macht kann ſie hindern, und der Staatsmann muß darum als gegeben annehmen, was nun einmal nicht zu vermeiden iſt. Würde man aber in Wien dem Strome der Tagesmeinung zu wenig Rechnung tragen, ſo würde man ihn dadurch nur wilder und mächtiger machen. Wenn Ungarn mehr als allen andern Kronländern zugeſtanden wird, ſo müſſen dieſe es ſchon hinnehmen; denn, abgeſehen von den Rückſichten politiſcher Klugheit, hat Ungarn andere Rechte und eine andere

Geſchichte; das mag denn ſehr widerwärtig ſeyn, aber es iſt nun einmal nicht zu ändern.

Die Einrichtung des Reichsrathes erregt mancherlei ſchwere Bedenken. Die Glieder dieſes Körpers werden von den beſondern Landtagen, alſo aus deren Majoritäten gewählt und ſo werden in natürlicher Folge nur dieſe Majoritäten vertreten. Die Abgeordneten treten nicht frei, ſondern mit gebundenen Meinungen in die Verſammlung, und ſtatt einer großen Auffaſſung der Angelegenheiten des Geſammtreiches bringen ſie eine enge Provinzialpolitik mit, welche von gar verſchiedenen untergeordneten Intereſſen getragen, der allgemeinen nur gar zu gerne vorangeſtellt wird. In ihrer unvermeidlichen Doppelſtellung iſt die freieſte Geſinnung beengt; ſie drückt die gewiſſenhaften Glieder des Reichsrathes und dieſer wird nur zu oft der Kampfplatz für die beſondern Intereſſen und Anſprüche, die außerhalb dieſes Körpers ausgeglichen und erlediget werden ſollten. Werden die großen Angelegenheiten des Reiches nicht ſorgfältig und ſtreng von jenen der Provinzen geſchieden, ſo werden ſie nach Umſtänden von dieſen abhängig und die größte Begabung kann nicht hindern, daß die Löſung großer Fragen und die Politik der Monarchie von Kleinlichkeiten beſtimmt werde. Dieſer Uebelſtand würde wohl nicht ganz vermieden, aber er würde auf ſein kleinſtes Maß gebracht werden, wenn die Abgeordneten zu der allgemeinen Reichsverſammlung durch eigene beſondere Wahlen nach einem vernünftigen Geſetz ernannt würden.

Der Reichsrath hat keine Initiative; er behandelt nur die Dinge, die ihm vorgelegt werden, und auch in dieſen hat er, mit beſtimmten Ausnahmen, eigentlich nur eine berathende Stimme. Ich gebe ſehr gerne zu, daß die Rathſchläge einer ſolchen Verſammlung ein großes Gewicht haben, ja daß ſie in manchen Fällen eine entſcheidende Wirkung ausüben müſſen; ſtreng genommen aber beſitzt dieſe Vertretung nur ſo viel Wirkſamkeit, als die Regierung ihr geſtatten will, und doch ſoll ſie

deren Uebergriffe hindern und ſoll eine Gewähr ſeyn für die rechte Behandlung der großen Staatsſachen. In der Stellung. die ihm angewieſen, kann der Reichsrath wohl gewiſſe Mißbräuche beſeitigen, aber auf die Grundſätze eines Regierungsſyſtemes, auf deſſen Zuſammenhang und Durchführung kann er nur mittelbar und darum nur kümmerlich einwirken. Solche Einwirkung wird am meiſten unſcheinbar ſeyn, wenn ſie wirklich beſteht; der Maſſe des Volkes wird ſie entgehen, und da werden die Wühler ſogleich wieder von Intriguen, von geheimen Einwirkungen und von perſönlichen Vortheilen ſprechen; das Geſchrei wird die Meinung beſtimmen und die Verſammlung wird das nicht erwerben, deſſen Oeſterreich vor Allem bedarf; ſie wird der Regierung und ſich ſelbſt nicht Vertrauen gewinnen, denn der moraliſche Einfluß auf die Maſſen hängt am Ende doch immer an der ſichtbaren Ausübung einer beſtimmten Gewalt.

Der Reichsrath kann allerdings die Aufnahme neuer Anleihen und die Einführung neuer Steuern verhindern; kann er aber die Einnahme und Ausgabe ausgleichen und was bedeutet die „Mitwirkung" bei Prüfung und Feſtſtellung der Voranſchläge, bei der Prüfung der Rechnungsabſchlüſſe und der Reſultate der Finanzgebarung? Wenn Einnahme und Ausgabe nicht durch Finanzgeſetze feſtgeſtellt werden und wenn der Reichsrath nicht die Macht hat, dieſes zu genehmigen, zu ändern oder zu verwerfen, ſo wird ſeine Controle den Credit des Staates nicht heben. Wenn aber eine Vertretung befugt wäre, das ganze Staatsbudget feſtzuſtellen und über deſſen Einhaltung zu wachen, wenn ſie — der öffentlichen Meinung verantwortlich — die Träger und die Organe der Staatsgewalt zur Verantwortung ziehen könnte, ſo wäre, ſagt man, das traditionelle Syſtem der Regierung aufgegeben und es würde die widerwärtige Kreuzerwirthſchaft der deutſchen Kammern entſtehen, die im großen Staat noch widerwärtiger wäre. Beides iſt unter Einſchränkungen wahr, aber wo wäre das

Unglück? Die Errichtung des Reichsrathes hat jenes Syſtem ſchon gebrochen und eben die kleinliche Kreuzerwirthſchaft hat in den deutſchen Staaten die Ausgleichung von Einnahme und Ausgabe bewirkt, hat die Finanzen geordnet, den Credit erhalten und in manchen deutſchen Ländern ſogar geſchaffen. Gerade darin erſcheint die beſte Seite der deutſchen Kammern, deren Schwächen und ſpießbürgerliche Jämmerlichkeiten ich nur allzu gut kenne. Oeſterreich's Finanzen ſind Oeſterreich's Schwäche; es ſind die Geldverhältniſſe, welche den Kaiſerſtaat drücken: wer dieſe ordnet, der hebt ihn wieder zu ſeiner erhabenen Stellung. Je ſtrenger die Beaufſichtigung und je genauer die Controle der Finanzwirthſchaft von der Vertretung durchgeführt würde, um ſo mehr würde ſie dem betreffenden Miniſter die Mittel geben und die nöthige Macht und die Selbſtſtändigkeit gegenüber den anderen Zweigen der hohen Verwaltung. Wenn man ſchon von einem theilweiſen Staatsbankerott ſpricht, ſo iſt man nicht in der Lage ſehr wählig zu ſeyn, und man darf ſich ja nicht gegen die Aufhebung hergebrachter Gewohnheiten und veralteter Ordnungen ſtemmen, welche die unglückſeligen Zuſtände herbeigeführt haben.

Wie ihn die kaiſerliche Verordnung geſtellt hat, ſo könnte der Reichsrath nicht bleiben; denn es liegt in der Natur ſolcher Verſammlungen, daß ſie Macht erringen wollen, daß ſie unaufhörlich die Ausdehnung ihrer Befugniß erſtreben und darum einen fortwährenden Kampf gegen die Regierungen führen. Thut der öſterreichiſche Reichsrath nicht alſo, ſo fehlen ihm Talente oder Charaktere, oder ſie ſcheinen ihm doch zu fehlen; der Schein hat die Wirkung des wirklichen Mangels und in jedem Fall mangelt ihm der Corpsgeiſt und mit dieſem die Kraft. Das Volk fühlt bald die Schwäche der Verſammlung heraus, die Wühler im Inland und im Ausland ſtellen ſie als eine vollkommene Nichtigkeit dar, man glaubt den Wühlern und wenn das Beamtenthum ſich freut über die Erhaltung ſeiner ausſchließenden Gewalt, ſo werden die Miniſter

ihre Vereinzelung bald recht bitter empfinden. Das Uebel wäre ärger als zuvor, die mäßigſten Hoffnungen wären getäuſcht, das Mißtrauen würde zu ungeheurer Höhe geſteigert, und wenn in den Wirren unſerer Zeit nicht arge Dinge erfolgen ſollen, ſo müßte der öſterreichiſche Staat das Geſchäft ſeiner Umſtaltung von vorne wieder anfangen und zwar unter ſehr ungünſtigen Umſtänden. Würde dagegen der Reichsrath ſolchen Kampf mit Kraft und Talent führen, ſo nähme die Bevölkerung einen lebhaften Antheil; dieſe käme aus den Krämpfen einer politiſchen Aufregung nimmer heraus und jene würde weiter getrieben, als es ihm ſelbſt vielleicht lieb wäre. Die Regierung würde nicht hindern können, daß der Reichsrath Schritt für Schritt Boden gewänne; ſie würde Zugeſtändniſſe machen müſſen, das eine würde zum andern nöthigen und kämen Ereigniſſe dazwiſchen, ſo wäre des Kaiſers Rath ein Parlament geworden und zwar ein Parlament unter der Form des Einkammerſyſtemes.

Hab' ich das Alles vielleicht zu ſcharf dargeſtellt, habe ich die Folgerungen vielleicht zu weit geführt, ſo bin ich doch innig überzeugt, daß die voranſtehende Erörterung auf einer richtigen Grundlage ruht. Andererſeits aber muß ich mit Freude anerkennen, daß das Grundprincip der öſterreichiſchen Organiſation ein durchaus richtiges iſt, denn es iſt das Princip der autonomen Selbſtſtändigkeit politiſcher Körper und die Freiheit der Handlung, mit welcher Jeder das beſorgt, was ihn allein angeht und was er demnach beſſer als Andere verſteht; es iſt der Bruch mit dem franzöſiſchen Einheitsſyſtem, welches die einzelnen Beſtandtheile des Staates zu willenloſen Unmündigen macht. Weil das nun ſo iſt, ſo muß ich glauben, daß die öſterreichiſchen Staatsmänner eine Entwickelung des Inſtitutes vorgeſehen haben, welches bis jetzt die Grundidee nicht vollkommen durchführt; ob aber die Bedingungen ſolcher Entwickelung mit Klarheit gedacht und feſtgeſtellt ſind, das

muß die Zeit lehren, und ganz Europa muß wünſchen, daß dieſe Zeit nicht allzu lang werde.

Die Erweiterung der Zugeſtändniſſe an Ungarn hat die eigentliche Lage der Dinge nur wenig verändert, daß aber der Kaiſer einen Mann in die Regierung berufen, deſſen Name ſich mit der Geſchichte der Jahre 1848 und 1849 verbindet, das ſcheint denn doch wohl anzuzeigen, daß man nicht ſtarr und ſteif an dem Gegebenen anhalten wolle. Das Programm des Herrn von Schmerling, offenbar für ein beſtimmtes Publikum berechnet, iſt phraſenreich, ſtark doktrinär und deßhalb in manchen Punkten verſchiedener Auslegungen fähig; aber wenn man auch die Worte nach ihrer engſten Bedeutung auslegt, ſo hat dieſes Programm die öſterreichiſche Regierung doch auf einen merklich andern Boden geſtellt. Die öſterreichiſche Monarchie ſoll wirklich in die Reihe der conſtitutionellen Staaten eintreten, das iſt allerdings ganz klar, und es iſt recht, denn der Patrimonialſtaat und die patriarchaliſche Regierung und dergl., das ſind heutzutage Worte ohne Sinn. Was aber Herr von Schmerling meint mit der „Vertretung der Intereſſen,“ das iſt mir keineswegs vollkommen klar geworden. Gegen die Vertretung nach bloßer Kopfzahl habe ich wohl oft ſchon geeiſert, und ich habe vielleicht nicht Recht daran gethan; denn bin ich auch noch immer nicht ein unbedingter Anhänger ſolcher Vertretung, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß die Umſtände mächtiger ſind als die vernünftigſte Lehre. Die alten Stände haben politiſch ausgelebt, ſie haben freilich noch die Mittel, um ſich eine hohe Bedeutung im Staatsleben zu ſchaffen, dafür aber müſſen ſie ſich neue Ausgangspunkte erobern; Zeit und Ereigniſſe haben ein allgemeines Staatsbürgerrecht zur Geltung gebracht, können wir dieſem nicht unſere Anerkennung verſagen, ſo müſſen wir deſſen Conſequenzen durchlaufen. Erſt in den Einrichtungen, welche daraus hervorgehen, können die Intereſſen ſich für den Staatsgebrauch abſcheiden und ſie können die Abtheilungen

bilden, nach welchen die Vertretung ſich organiſiren muß. Richtig verſtanden, bezeichnet die Vertretung der Intereſſen eine weit vorgerückte Periode in der Entwicklung des modernen Staates und wir haben, ſo glaube ich, noch einen weiten Weg bis dahin zu machen.

Wie jedes Culturland, ſo muß auch Oeſterreich dieſen Weg wandeln; es wird zur Reichsverfaſſung und zur modernen Volksvertretung kommen und, was ſonſt ſeine Geſchicke auch ſeyn mögen, es muß deren Perioden durchlaufen. Oeſterreichs Entwicklungsgang war bisher langſamer, von jetzt an wird er vielleicht ſchneller ſeyn, als der mancher anderer Staaten.

## III.

Die voranſtehenden Erörterungen haben die gerechten Anſprüche der Nationalitäten anerkannt, und ſie haben ohne allen Rückhalt ausgeſprochen, daß nur tüchtige Gewähren der bürgerlichen und der politiſchen Freiheit dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat die innere Kraft und die äußere Macht wieder geben können, welche Deutſchland für ſein Heil und Europa für ſeinen Frieden als nothwendige Bedingungen fordern. Habe ich offen und unzweideutig das Princip der Selbſtregierung gewahrt für alle Beſtandtheile, die ſolcher fähig ſind, ſo muß ich mich eben ſo offen gegen die Umtriebe einer verrätheriſchen Politik erklären, welche ehrenhafte Empfindungen für ihre ſchlechten Zwecke ausbeutet, wohlbegründete Hoffnungen zu unſinnigen Forderungen und ein nationales Streben zur Empörung und zur Geſetzloſigkeit ſteigern.

Was wir in Ungarn ſehen, das erfüllt uns mit unbezwingbarem Widerwillen. Als die Ungarn, auf ihr geſchichtliches Recht ſich ſtützend, die Herſtellung ihrer alten Verfaſſung verlangten, da hat man ihr Streben billig beurtheilt, und man hat die Kraft geachtet, mit welcher begabte Män-

ner die Anſprüche der Nation erhoben und auf geſetzlichem Boden feſtgehalten haben. Man mußte dieſen Männern eine entſchiedene Ueberlegenheit über die Träger des bureaukratiſchen Centralſtaates zugeſtehen, und man war ihnen darum nicht gram. Konnte man nicht verneinen, daß die alte Verfaſſung von Ungarn in vielen Dingen der Zeit abgeſtorben und unvereinbar mit den Zuſtänden ſei, welche die Entwicklung des Staatsweſens hervorgerufen, ſo hat man andererſeits anerkennen müſſen, daß ein ehrenhaftes Streben die beſten Söhne der ungariſchen Nation zur Wahrung dieſer Verfaſſung und ihrer Formen beſtimmt hat. Es ehrt ein Volk, wenn es mit ſeinen Ueberlieferungen nicht leichtſinnig umgeht, und es achtet ſich ſelbſt, wenn es mit Pietät die Gebräuche achtet, welche überall in ſeiner Geſchichte erſcheinen. Waren viele mittelalterliche Beſtimmungen nicht mehr zu halten, ſo war der Landtag berufen, dieſe aus freier Beſtimmung zu ändern und in einem ruhigen Gang der Dinge wären die Reformen gewiß, weil ſie nothwendig ſind.

Noch ſteht Ungarn weit hinter den eigentlichen Cultur-Staaten zurück; wie viel es aber noch zu thun habe, um dieſe zu erreichen, ſo haben ſich doch ſchon theilweiſe deren Verhältniſſe in Ungarn geſtaltet. Nicht mehr die kleine Zahl der Edelleute und der Magnaten kann die ausſchließend herrſchende ſeyn. Das Verhältniß der Hörigkeit iſt unmöglich geworden. Gab es auch vor wenig Jahren noch keinen freien Bauernſtand in Ungarn, ſo hat die öſterreichiſche Regierung doch wacker gearbeitet, um in allen Ländern des Kaiſerſtaates einen ſolchen zu ſchaffen, und was dafür Gutes geſchah, das hat wahrlich die Revolution nicht gemacht. In den Städten hat ſich ein Mittelſtand in bedeutenden Anfängen gebildet; die Vornehmen müſſen ein Volk und ſich als Glieder des Volkes anerkennen, und ſie können in ihren Kreiſen oder auf dem größern oder kleinern Umfang ihrer Güter nicht mehr die Herren ſeyn, welche allein Rechte beſitzen und eine wenig be-

ſchränkte Gewalt faſt nach allen Richtungen ausüben. Ungarn iſt arm bei dem ungemeinen Reichthum ſeines Bodens; dieſer Reichthum kann aber nicht flüſſig werden, ſo lange feudale Rechte und einſeitige Geſetze die freie Thätigkeit hindern. Viel altes Recht iſt zum Unrecht geworden, und die Wahrung der ausgedehnten Privilegien müßte Ungarn vereinzeln, es dem großen Verkehr entziehen, die mächtigen Quellen ſeines Reichthums würden nicht aufgeſchloſſen, und die aufgeſchloſſenen würden verſiegen. Die Führer des nationalen Strebens in Ungarn mußten das Alles wohl wiſſen und darum mußten ſie ſelbſt arbeiten, um die öffentlichen Zuſtände den vernünftigen Forderungen der Zeit anzupaſſen. Thäten ſie es nicht, ſo würden ſie Unmöglichkeiten nachjagen und darum ihr Streben lächerlich machen. Dieſe Männer ſind zu geiſtreich, um den Schein für das Weſen und eine halbbarbariſche Eitelkeit für ſtaatsmänniſche Weisheit zu nehmen. Aus ſich ſelbſt, durch die innere nationale Kraft, müſſen die Ungarn ſich in die Reihe der Völker ſtellen, welche die Cultur tragen und fördern. Das haben doch gewiß die Vernünftigen gewollt und gehofft, die beſonnenen Männer in Deutſchland hoffen es noch und ſie hofften es nicht weniger, wenn auch der Primas von Ungarn dem Kaiſer von Oeſterreich die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt legte, und wenn wieder der Palatinus den Landtag eröffnete.

Die ungariſche Bewegung hat einen Charakter angenommen, welcher das Heil des Landes nicht fördern kann. Die eigenmächtige Verſammlung der Comitate könnte man vielleicht nachſehen, aber ihre Beſchlüſſe ſind offene Empörung. Dieſe Comitate verlangen, daß die Verfaſſung vom Jahre 1848 wieder hergeſtellt werde; ſie verlangen, daß nur ungariſche Truppen in Ungarn ſtehen ſollen, und daß dieſe jene Verfaſſung beſchwören. Die Verfaſſung vom Jahre 1848 war von der Revolution gemacht, war ein gewaltſamer Umſturz der alten Conſtitution von Ungarn, und die beiden andern For-

derungen zeigen, daß man die Losreißung von der öſterreichiſchen Monarchie erſtrebe, und daß man recht hinterliſtig verſuche, die Hinderniſſe dieſer Trennung zu entfernen. Dieſe Plane ſollen durchgeführt werden von hitzköpfigen Jungen, welche der Rauſch der Verblendung zu Tollheiten und zu Verbrechen treibt und von dem Unfug eines Pöbels, welchen man mit fremdem Gelde bezahlt. Gegen ſolches Gebahren wäre jeder andere Staat ohne Rückſicht eingeſchritten, er hätte ſolche Forderungen mit den Waffen beantwortet; er hätte den Widerſtand als offene Empörung behandelt, er hätte den Aufrührern die Spitzen der Bajonette gezeigt und aus den Mündungen der Kanonen die Ruhe geprediget. Im Ungarlande ſind Millionen von Deutſchen begütert und anſäſſig; warum haben ſie nicht der magyariſchen Verblendung ein Gegengewicht gehalten? Ihre Haltung, ihre Unthätigkeit, ob freiwillig oder erzwungen, wird ihnen eine Schande ſeyn für alle Zeit. Dem Kaiſer von Oeſterreich iſt von den Umſtänden allerdings Nachſicht geboten, aber dieſe hat ihre Grenzen und er hat ſich ſelbſt aufgegeben, wenn er dieſe Grenze überſchreitet.

Wenn man nun die Aufregung der Maſſen, wenn man den grimmigen Haß gegen die Deutſchen und all' die thörichten Kundgebungen recht anſieht, ſo erkennt man die wirkenden Kräfte, und hat man dieſe erkannt, ſo findet man die Hebel der Bewegung. Wenn Ludwig XIV. im ernſten Kriege mit den Habsburgern war, ſo hat er regelmäßig die Ungarn aufgehetzt; und ſie haben ſich aufhetzen laſſen, ſie haben ſich mit ihren Erbfeinden verbunden, ſie ſind mit den Türken vor Wien gezogen und haben wie dieſe gemordet, geſengt und gebrannt. Thun die Ungarn heute, was der franzöſiſche Imperator will, daß ſie thuen, ſo iſt ihr Gebahren vielleicht nicht thörichter, aber offenbar viel ſchlechter, als es die Züge des Tökely waren. Die edlen Magyaren können ſich nicht hergeben zum Dienſte einer Macht, die keine Freiheit dulden kann, einer Macht, welche die Völker betrügeriſch mit Worten der Freiheit ködert, um

ſie zu knechten, und welche jeden Rechtsſtand in Europa umſtürzen will, um mit den Trümmern eine ſchmähliche Zwang-Herrſchaft zu bauen. Leider leiſtet auch das freie Britannien dieſem Treiben keinen Widerſtand; die Engländer wiſſen, daß keine Induſtrie und kein aktiver Handel in Ungarn entſtehen kann, wenn es von der großen Gemeinſchaft losgeriſſen ein Diener des Umſturzes geworden iſt; in armſeligem Krämer-Geiſt wollen ſie dieſe innere Unmacht zu ihrem Vortheil ausbeuten, und die Donau ſoll der offene Weg ſeyn, auf welchem ſie die Ballen ihrer Induſtriewaaren fördern. Aus ähnlichen Gründen hat die kleinliche Handelspolitik die Revolution in Italien unterſtützt, und nun ſoll mit dem Wohlſtand, mit dem Blute und mit dem Glück der Ungarn das Trugbild der italieniſchen Einheit hergeſtellt werden, welche der franzöſiſche Selbſtherrſcher am Ende ſelber nicht will.

Es ſind wohl Zuſtände denkbar, unter deren Einfluß Ungarn ſich wenigſtens für eine zeitlang von Oeſterreich trennen könnte; wäre aber eine ſolche Trennung auch wirklich vollzogen, als ein unabhängiger Staat könnte es ſich nimmer behaupten. Ungarn müßte das Donauland bis an die Mündung des Stromes erobern, um mit einem Stückchen Küſte einen Ausgang in das ſchwarze Meer zu erwerben, welchen jede Seemacht ſperren könnte, ſobald es ihr nur immer beliebte. Die Länder, welche die übertriebenen Magyaren als angehörige anſprechen, würden ihnen nicht zufallen. Wäre in Siebenbürgen, in Croatien und in Slavonien auch nicht die Abneigung zu jedem Widerſtande bereit, ſo würden Rußland und Frankreich die Erwerbung nicht dulden, und der Angriff auf Serbien wäre ein Krieg mit der Pforte, welchen die Seemächte unterdrücken, Rußland aber im günſtigſten Falle nur für ſich ausbeuten würde. So wäre die Bevölkerung des neuen Staates viel zu ſchwach, um ſelbſt eine Macht bilden zu können; das Gebiet wäre von allen Seiten umſchloſſen und darum ein ſelbſtſtändiges Beſtehen von dem Belieben der benachbarten

Mächte abhängig. Gegen Deutſchland wäre Ungarn abgeſchloſſen; ein einfaches Zollſyſtem würde die Ausfuhr ſeiner Produkte verhindern; England und Frankreich würden das Land mit ihren Waaren überſchwemmen, und bald würde dort kein baares Geld mehr zu finden ſeyn. Deutſche Coloniſten würden nach Ungarn nicht einziehen, und noch viel weniger andere; mehr als bisher bliebe ein großer Theil des Bodens unbenützt, und dieſer ungariſche Staat müßte an ſeiner Kraftloſigkeit ſterben. — Deutſche Wiſſenſchaft hat in Ungarn wohl Anfänge gegründet; die Anfänge mögen achtungswerth ſeyn, aber noch ſind ſie keineswegs ſo weit erſtarkt, daß ſie ſelbſt ſich entwickeln könnten; die Einführung franzöſiſcher Literatur würde die Anfänge der nationalen vernichten und in ſeiner geiſtigen Vereinzelung müßte Ungarn in Barbarei zurückſinken. Die Tapferkeit der Ungarn hat noch Niemand in Zweifel gezogen; die Tapferkeit kann Staaten gründen, aber ſie allein kann ſolche nimmer erhalten. Hätten die Ungarn ſich losgeriſſen, ſo würden ſie in Parteien zerfallen; dieſe würden durch ihr Treiben die Bildung einer kräftigen Regierung unmöglich machen; fremde Intriguen würden die beſſere Geſtaltung der Dinge hindern; die Parteien würden bald an auswärtige Mächte, die eine an dieſe, die andere an eine andere ſich wenden; ganze Provinzen würden ebenſo thun und in kürzerer Zeit, als man glaubt, wäre der Staat zerriſſen, zertheilt — es gäbe kein Ungarn mehr. Möchte auch nach dem Zerfall der Türkei ein neues Reich im Oſten von Europa entſtehen, Ungarn wäre nicht dazu erkoren, es müßte demſelben nur ſeine untern Länder abgeben.

In Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſteht Ungarn in der Reihe der Culturſtaaten und gehört zu dem Kern von Europa — von Oeſterreich abgetrennt, wäre es von dieſem ausgeſchieden, allein und unmächtig und in ſeiner kläglichen Selbſtſtändigkeit fortwährend bedroht. Ungarn in Verbindung mit Oeſterreich und durch dieſes mit Deutſchland

hat ein großes Gewicht in der Ordnung der Staaten, und es kann ein größeres noch immer erringen. Von beiden getrennt bedeutet es wenig.

Wenn Ungarn ſich hergäbe dem Umſturz zu dienen, wenn es ſich gebrauchen ließe, um die Macht zu brechen, welche bisher allein für den Rechtsſtand von Europa gekämpft hat, ſo würde es das Urtheil ſeiner eigenen Vernichtung vollziehen. Wer jegliche Freiheit verfolgt, der gönnt ſie am wenigſten ſeinem Werkzeuge und er zerbricht es, wenn es ihm nicht taugt. Dächten die Ungarn im Ernſte daran, die Trennung von Oeſterreich zu bewirken, ſo würden ſie keinen Beweis ſtellen für die ſtaatsmänniſche Auffaſſung, welche dem wahren Nationalgefühl entſpringt, vielmehr würden ſie ihre Unfähigkeit zu einer vernünftigen Selbſtregierung darthun. Das aber wäre ein ſehr großes Unglück für ganz Europa, nicht nur, weil die eigentlich erhaltende Macht des Feſtlandes geſchwächt und noch weniger, weil dieſes Ungarn zerriſſen würde, ſondern am meiſten, weil die Idee der Geſtaltung des modernen freien Rechtsſtaates eine ſchwere Niederlage erlitte. Durch das Gebahren der Ungarn würde man nachweiſen, daß die Selbſtregierung Thorheit ſei, die nur Unglück und Jammer hervorbringe, und beſiegt oder Sieger hätte das verblendete Volk nur für die Feinde der allgemeinen Freiheit und der Rechte der Nationen geblutet.

Das Alles müſſen die Leiter der ungariſchen Bewegung wohl einſehen, und darum iſt es wahrſcheinlich, daß ſie keineswegs eine Trennung bewirken, ſondern von dem Kaiſer nur Zugeſtändniſſe erzwingen wollen, welche außer ihrer Berechtigung liegen. Wenn nun aber dieſe Vorausſetzung wahr iſt, wenn die öſterreichiſche Monarchie eine allgemeine Vertretung unter irgend einer Form erhält, werden die Ungarn ſie beſchicken? Die Verweigerung wäre ein Unglück, aber ſie wäre darum noch immer nicht der Zerfall des habsburgiſchen Reiches; wie Ungarn ſtünde, ſo ſteht Norwegen neben Schweden, ſo

hat Schottland neben England geſtanden und die Vereinigung wäre niemals gekommen, wenn nicht beide ihre Parlamente gehabt hätten.

Auch die Polen fangen an ſich zu bewegen, in Galizien ſtellen ſie Forderungen wie die Ungarn, und geberden ſich faſt lächerlich in ihrem Eifer. Polen iſt nicht zerfallen, weil es ihm an innerer Kraft fehlte oder an äußerer Macht, es hatte die Bedingungen für beide; es iſt nicht allein zerfallen, weil es eine ariſtokratiſche Republik unter der Form eines Wahlreiches war, ſondern es iſt zerfallen, weil die Polen ſich nicht zu regieren verſtanden, ihre Freiheit war nur die Herrſchaft eines lüderlichen Adels; dieſer hat ohne Unterlaß die Bildung eines Mittelſtandes und noch mehr eines freien Bauernſtandes verhindert. Der Adel allein war die Nation, der König mit ſeinem halborientaliſchen Pomp war ohne wirkliche Macht, jeder große und kleine Edelmann wollte König ſeyn auf ſeinen Gütern. Der lächerliche Ehrgeiz und die elende Selbſtſucht hat den Adel in Parteien geſpalten, dieſe haben fremde Mächte herbeigerufen, und ihr armes Vaterland dieſen zur Beute hingeworfen. Die Polen ſind heute noch nicht anders geworden; haben ſie doch im Jahre 1831, als die Ruſſen vor Warſchau ſtunden, in der traurigſten Kataſtrophe ihres Befreiungskrieges um die Gewalt und um die oberſten Stellen gehadert und in den letzten Augenblicken ſich darum geſtritten, wer ihre Hauptſtadt den Feinden zu übergeben — wer die Ehre haben ſollte, des Vaterlandes blutige Leiche an deſſen Mörder auszuliefern. So iſt Polen gefallen und die Ungarn ſollten ſich ein Beiſpiel daran nehmen.

Noch heute hat Polen einen Adel, aber kein Volk; ſo hat es jener gewollt und wird es immer wieder wollen, und darum beſitzt es noch viel weniger als Ungarn die Bedingungen für die Bildung eines Staatsweſens in dem Sinne unſerer Zeit. Der einzelne Pole iſt ein guter, und meiſtens ſogar ein liebenswürdiger Menſch; der franzöſiſche Firniß gibt

ihm Formen, aber der Bodenſatz franzöſiſcher Literatur gibt ihm keine wahre Bildung; er hat eine glühende Liebe für ſein Vaterland, aber dieſe iſt unfruchtbar, denn außer ſeiner Tapferkeit beſitzt er keine öffentliche Tugend. In allen Verhältniſſen des Friedens fehlt den Polen der Bürgerſinn, die Rührigkeit und der Fleiß, welcher allein dem rauhen Boden und dem harten Klima die Hülfsmittel des Reichthums abgewinnen und eine naturwüchſige Induſtrie ſchaffen könnte. Das Geld der Vermöglichen wandert nach Frankreich, wo ſie ihren thörichten Luxus holen und darum wird Polen keinen Nationalreichthum erwerben.

Wenn die Bewegung der Polen in Galizien und in Krakau den Zweck hat, ſich loszureißen, ſo mögen ſie mit ihren Stammesgenoſſen in Poſen übereinſtimmen; losgeriſſen müßten dieſe freilich wohl dem ruſſiſchen Polen zufallen, aber die Verträge haben ihre Geltung verloren und darum würden die Beſtimmungen des Wiener Congreſſes den Czaren nicht zwingen aus Polen ein Königreich zu machen, wie Ungarn als ein ſolches in dem Reiche der Habsburger beſteht. Oeſterreich ſoll ſeinen Polen geben was ihnen gebührt, aber natürliche oder verbriefte Rechte wie die Ungarn beſitzen ſie nicht, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob in Galizien eine Provinzialautonomie in einiger Ausdehnung ausführbar wäre. Oeſterreich muß vor Allem dahin ſtreben, dort ein Volk, d. h. Bürger und Bauern zu ſchaffen und hat es auch dazu die Anfänge gemacht, ſo wird es noch lange Zeit währen, bis ein Volksbewußtſeyn ſich bildet. Daß Leute wie die Polen in Galizien ſich nicht entblöden, die Deutſchen mit Haß und Verachtung zu verfolgen — dieſe Deutſchen, von welchen ein einfacher Bürger oder ein wohlhabender Bauer geiſtig und ſittlich höher ſteht, als dort der vornehme Mann: das beweist eben nur, daß der Druck einer ruſſiſchen Herrſchaft für ſie mehr geignet wäre, als die Freiheit unter der geſetzlichen Gewalt eines deutſchen Rechtsſtaates.

Auch in den polniſchen Provinzen kann man die Einwirkungen der franzöſiſchen Nationalitätspolitik wahrnehmen. Der Imperator mag es dienlich finden die hitzköpfigen Menſchen aufzuregen, ſelbſt eine lebhafte Bewegung derſelben mag ihm nicht unlieb ſeyn; aber er wird nicht ihr Streben zur Unabhängigkeit unterſtützen, denn er braucht die Freundſchaft des Czaren, wenn die orientaliſchen Wirren das „herzliche Einverſtändniß“ mit England vollends zerſtören Die polniſche Legion im franzöſiſchen Heere hat faſt in allen Schlachten gefochten, welche der große Napoleon zur Knechtung von Europa geſchlagen hat, und als die Völkerſchlacht von Leipzig deſſen Herrſchaft zerſprengte, da hat einer der edelſten Söhne von Polen ſeinen Tod in den ſchlammigen Waſſern der Elſter gefunden. Man kann dieſen Kriegern ein warmes Mitgefühl nicht verſagen, denn auf den blutigen Schlachtfeldern haben ſie ihr Vaterland geſucht. Der erſte Napoleon hat die Polen mißbraucht und betrogen, und der dritte wird es nicht beſſer machen. Wenn die ſogenannte polniſche Emigration in Paris und in London ſich in patriotiſchen Träumen gewiegt hat, ſo konnte man dieſen Troſt den Armen wohl gönnen; als dieſe Leute aber ſich zu den Söldlingen einer jeden Revolution hergaben, da mußte uns das mit Bedauern über ihren Unverſtand oder über ihr Elend erfüllen; das Getreibe der vornehmen polniſchen Revolutionshelden konnte nur den Ekel eines jeden Menſchen geſunden Sinnes erregen.

Mögen die Galizier fordern, was dem Stand ihrer Bildung angemeſſen iſt, und was ihre materiellen und geiſtigen Kräfte geſtatten; übertreiben ſie aber dieſe Forderungen, ſo werden ſie nur lächerlich, weil dieſe eine Grundlage im Recht nicht haben und weil ſie ſelbſt die Kraft und die Mittel nicht beſitzen, um die unbegründeten Forderungen zu behaupten. Seit einiger Zeit hat man für die Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie noch verſchiedene Nationalitäten erfunden und man iſt, glaube ich, damit noch nicht vollkommen fertig. Die

Bewegung bei dieſen und überhaupt in allen andern Theilen des Reiches zu betrachten, wäre hier ein unnützes Geſchäft. Daß ſolche Bewegungen kommen, wenn ſie in andern Provinzen ſtattfinden, das iſt natürlich; denn die Wühlerei iſt überall und auch ohne dieſelbe würden die Menſchen geweckt und aufgeſtachelt werden von dem, was Andere thun. Billige Wünſche darf die Regierung des Kaiſerſtaates freilich nicht überſehen, aber bei dieſen entſcheiden nicht Rechte, welche nie ausgeübt und nie angeſprochen ſind; es handelt ſich lediglich darum, was der Monarchie frommt und was die Völker zu ertragen vermögen.

Es iſt eine harte Fügung, daß Oeſterreich in ſeiner Umſtaltung arbeiten und daß es innere Bewegungen niederhalten muß, während es gezwungen iſt, in Bereitſchaft zu ſtehen für einen großen Krieg, der mit jedem Tag ausbrechen kann. Müßte Oeſterreich dieſen Krieg nur gegen die Italiener führen, ſo wäre er ſein größter Vortheil; treten aber die Franzoſen ein, ſo wird er gefährlich, ſelbſt wenn Deutſchland endlich einmal zu einem vernünftigen Handeln käme. Der Krieg der Waffen, auch ohne Verbündete, würde mich nicht ſchrecken; das öſterreichiſche Heer bedarf nur guter Führer, um den Kampf gegen männiglich mit Kraft und mit Erfolg zu führen; der gefährlichſte Krieg iſt der Finanzkrieg, welchen der franzöſiſche Selbſtherrſcher im Stillen gegen Oeſterreich führt. Er führt dieſen Krieg weniger mit ſeinen Börſengrößen, als mit unbekannten chriſtlichen und jüdiſchen Agenten, welche durch tauſend unlautere Mittel ein fortwährendes Sinken der Papiere bewirken und er führt ihn durch die Kabinetspolitik, welche dem Kaiſer von Oeſterreich die beſtändige Kriegsbereitſchaft nothwendig macht, damit er ſeine Mittel verzehre, ohne irgend einen Vortheil zu erwerben. Der Imperator will es bewirken, daß, um die laufenden Bedürfniſſe zu befriedigen, die öſterreichiſche Finanzverwaltung immer mehr Papiere ausgeben und dieſe nach und nach bis zur vollkommenen Werth-

loſigkeit ſelbſt herabdrücken müſſe. Kann er Oeſterreich auch nicht zu einem wirklichen Staatsbankerott treiben, ſo will er doch bewirken, daß es außer Stand geſetzt werde, einen Krieg mit einiger Kraft zu führen und die Zinſen der Staatsſchuld zu bezahlen. Wären nun dadurch die Millionen der öſterreichiſchen Staatsgläubiger arm und elend geworden, ſo wäre, meint er, der Haß gegen das öſterreichiſche Weſen allgemein, die beſten Leute in Europa wären ſeine Feinde und das alte Reich der Habsburger müßte zerfallen — oder der Kaiſer müßte ſein Vaſall werden, um ein kümmerliches Daſeyn zu retten. Ich wiederhole es: alle Verſuche zum Umſturz, alle äußern Schwierigkeiten und der Krieg im größten Maßſtab würden mich für Oeſterreich nicht ſchrecken, wenn nicht die traurige Lage ſeiner Finanzen Kredit und Vertrauen zerſtörte, ihm die Mittel zum Handeln entzöge und für die Tage der Entſcheidung es vielleicht unmächtig machte. Der geiſtvolle Verfaſſer der Zeitläufe hat in dieſen Blättern ausgeſprochen: „an Finanzverlegenheiten geht ein großer Staat von ſo eminenter Naturwüchſigkeit niemals zu Grunde“*). Mag man gegen dieſe Naturwüchſigkeit auch mancherlei Zweifel hegen, ſo iſt dieſes Wort doch ein wahres. Oeſterreich wird nicht an einem Staatsbankerott zu Grunde gehen — aber der Staatsbankerott wäre ein unzweifelhaftes Zeichen ſeiner Auflöſung.

## IV.

Wenn ich jetzt noch einen Blick auf Deutſchland werfe, ſo will ich nicht längſt bekannte Wahrheiten wiederholen; ich will nicht, wenigſtens jetzt nicht nachweiſen, daß der Zerfall der öſterreichiſchen Monarchie, daß ſelbſt deren Schwächung die ſüddeutſchen Lande in die Hände der Franzoſen würfe,

---

*) Die politiſche Bilanz vom Neujahr 1861. — Hiſtor.-polit. Blätter, Bd. 47, Heft 1, S. 23.

und daß die Trennung Oeſterreichs von Deutſchland den wahrhaftigen Rheinbund zur nothwendigen Folge hätte. Das Alles hat kürzlich erſt eine andere Feder in dieſen Blättern dargethan *); ich will nur den Zuſammenhang des autonomiſchen Regierungsſyſtems in öſterreichiſchen und in deutſchen Verhältniſſen berühren.

Denken wir uns den deutſchen Bund als eine „Geſammtmacht" **) und zwar nicht etwa nur wie er jetzt iſt, ſondern wie er ſeyn könnte und ſeyn ſollte, ſo iſt er immer ein gegenſeitiges Verhältniß autonomer Staaten mit einer Centralbehörde, welche die Angelegenheiten der Geſammtheit beſorgt und zu welcher ſicherlich auch eine Geſammtrepräſentation treten würde. Der deutſche Bund beſtünde in großen Verhältniſſen, wie der helvetiſche in kleineren beſteht; der einzelne Staat wäre, wie der einzelne Canton, in Allem was die Angelegenheiten der Geſammtmacht nicht unmittelbar berührt, ein autonomiſcher Körper. Die Bundesſtaaten wollen ihr beſonderes Beſtehen in vollkommener Selbſtſtändigkeit, aber ſie gönnen dieſe keinem ihrer Beſtandtheile. In den beſonderen Verhältniſſen der Glieder des Staatsbundes herrſcht bis jetzt die Regierungsgewalt in voller Allmacht und das Princip, welches die Stellung des Staates nach außen beſtimmt, iſt in ſeinem Innern nicht anerkannt Die Franzoſen haben ihr Syſtem in vollkommener Folgerichtigkeit durchgeführt, ſie haben Alles centraliſirt, die Richtungen aller einzelnen Kräfte der Nation laufen in einen Punkt zuſammen und werden aus dieſem und nur aus dieſem in Thätigkeit geſetzt und verwendet. Die Deutſchen ſind mit ihren Einrichtungen in Widerſprüche gerathen; nach oben laufen ſie auseinander, nach unten vereinigen ſie ſich in ſcharfen Spitzen; ſie haben kaum eine Einigung in den Dingen welche der Geſammtheit angehören, und

*) Hiſtor.-polit. Blätter a. a. O.

**) Wiener Schlußakte. Art. 25.

ſie haben in den Bureau's ihrer Verwaltungen Alles zuſammen geſchmiedet, was in ſelbſtſtändiger Thätigkeit ganz andere Wirkungen hätte. Das franzöſiſche Centraliſationsſyſtem kann nur erobern, unterwerfen; es kann nie und nimmer einen Beſtandtheil mit beſonderm Recht und mit beſonderm Beſtande ſich anfügen, und da ſolches Syſtem für die Beſonderheit angenommen worden, hat das deutſche Staatsweſen zwei Syſteme verbunden, von welchen eines das andere ausſchließt. Die Engländer, die Vereinigten Staaten (?) und in neuerer Zeit die Schweizer ſind dem Rechten viel näher gekommen, ihre einzelnen Theile haben ihr ſelbſtſtändiges Beſtehen und Wirken; aber die beſondern Thätigkeiten vereinigen ſich für die Angelegenheiten der Geſammtheit in eine gemeinſame Spitze.

Ungeheure Revolutionen müßten erſt ihr blutiges Werk der Zerſtörung verrichten, ehe Deutſchland ein centraliſirter Staat werden könnte; aber die Deutſchen könnten, wie niedrig man die Anſprüche ſtellte, eine gewiſſe Centraliſation nach oben einführen und die umliegenden Beſtandtheile könnten ihren Mittelpunkt ſtärken. Geſtärkt aber würde dieſer nationale Mittelpunkt, wenn man ſeinen Widerſpruch aufhübe, wenn man eine Gleichförmigkeit in die Verhältniſſe brächte, indem man den Beſonderheiten nach unten einen größeren Raum gäbe, während man nach oben denſelben in eine Spitze zuſammen zöge. Die centralen Regierungen müſſen manches Unheil beklagen, ſie müſſen gegen manche Uebelſtände ankämpfen, und ſie müſſen ſelbſt die freie Thätigkeit der Bürger anrufen, wo ſie kein anderes Mittel mehr wiſſen. Damit aber haben ſie die Unzulänglichkeit ihres Syſtems thatſächlich erwieſen, und es bedarf keiner weitläufigen Erörterung, um darzuthun, daß das Princip der Autonomie oder des ſogenannten Selfgovernment, vernünftig angewendet, ein unfehlbares Mittel wäre, um Zuſtände zu beſſern die wir Alle beklagen. So ſtrebt nun eine rechte großdeutſche Politik mit der wahren Freiheit im Innern der Einzelſtaaten einen kräftigen

nationalen Mittelpunkt zu ſchaffen und alſo den Widerſpruch zu löſen, aus welchem die Schwäche der Deutſchen hervorgeht.

Während der zehnjährigen Periode einer unfähigen Reaktion waren in Deutſchland die politiſchen Meinungen unbeſtimmt und deßhalb unklar geworden; die frühern Parteien waren aufgelöst und in eine Maſſe gemengt, in welcher von den kleinſten Beſtandtheilen keiner dem andern glich. Am Ende dieſer Periode waren alle verſchiedenen Meinungen nur allein in zwei große Abtheilungen verſammelt; es ſtunden ſich nur Servile und Liberale gegenüber.

Servile nennen wir jene Anhänger der Lehre von dem unbegrenzten Umfange der Staatsgewalt, jene Männer welche nichts anderes wußten und wollten, als die Aufrechthaltung dieſer Allmacht zur Beherrſchung aller Verhältniſſe, und welche dieſen Zuſtand der allgemeinen Dienſtbarkeit den „modernen Staat“ nennen. Jene Liberalen hingegen wollten ein ſelbſtſtändiges Leben im Innern der Staaten, ſie wollten das Princip einer Autonomie auf verſchiedene Verhältniſſe ausdehnen und ſie hofften, daß aus der freien Bewegung in dem Innern der Einzelſtaaten eine nationale Einigung hervor gehe. Das war bei dieſen Liberalen oft mehr ein Gefühl als eine beſtimmte Erkenntniß; ſie hatten kein beſtimmtes naheſtehendes Ziel gemeinſchaftlicher Handlung; ſie wußten nur was ſie nicht wollten, und darum ſind ſie in ihrer Unklarheit auf Widerſprüche gerathen. Wenn viele derſelben wohl erkannten, daß gewiſſe Rechte und Zuſtände in der Geſchichte verfallen waren, und wenn ſie doch auf dieſe geſchichtlichen Rechte zurückgriffen, ſo war dieß am Ende nur ein Mangel der Folgerichtigkeit in der Lehre; aber ſie wollten die wahre Freiheit der Völker und ſie verwahrten ſich oft gegen deren Bedingungen; ſie wollten die Zeit nicht zurückſtellen, aber ſie fürchteten ſich mit Entſchiedenheit vorwärts zu gehen; ſie erkannten wohl den Zweck, aber ſie ſcheuten die Mittel. Dieſe Neulibe-

ralen haben folgerichtig die Freiheit der Kirche vertreten, ſie waren der Meinung, die freie Kirche allein könne die Geſellſchaft aus ihren Nöthen erretten, aber Wenige nur haben geſehen, daß die Kirche nur retten kann, wenn die Freiheit mit all' ihren politiſchen Folgerungen in die Verhältniſſe des Lebens eingeht.

In dieſen Blättern haben ſich zuerſt die Stimmen erhoben, welche in der Staatsgewalt nicht die alleinige Quelle des Rechtes erkannten, welche ureigene Rechte und, aus dieſen hervorgehend, die ſelbſtſtändige Thätigkeit beſtimmter Beſtandtheile, welche allgemein das autonomiſche Princip als die einzig ſichere Grundlage eines beſſeren Staatsweſens und einer nationalen Einigung erklärten. In dieſen Blättern wurde zuerſt ausgeführt, daß die innere Politik der Staaten „auf Bahnen wandle, von welchen man ablenken müſſe, wenn nicht die letzten Keime geſunden Staatslebens erſtickt werden ſollten". Das Programm einer großdeutſchen Politik hätte die Männer der gleichen Geſinnung ſammeln und alſo die Partei feſtſtellen müſſen, denn was es über die nächſte Zukunft ausgeſprochen, das hat ſich erwahrt. Aber die Zeit war damals nicht reif; denn noch konnte man eine poſitive Ausführung der Idee nicht bezeichnen und kaum kann man es heute. Wenn nun jenes Programm eine thatſächliche Anordnung nicht zu erwirken vermochte, ſo hat es doch eine Richtung gegeben und eine künftige Zeit wird erkennen, daß die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter dieſe Richtung bisher eingehalten haben und, ſo Gott will, auch ferner einhalten werden*).

---

*) Ich meine damit den Aufſatz: Ein Programm deutſch-„ultramontaner" Politik in Hiſtor.-polit. Bl. Bd. 42, oder des Jahrg. 1858 II. Band.

Wenn der geehrte Verfaſſer ſein Programm „ultramontan" nennt, ſo hat er das wohl nur, die Anführungszeichen zeigen es, gethan, weil ſeine Auffaſſung derjenigen gerade entgegenſteht,

Die Liberalen der vormärzlichen Zeit ſind jetzt die Servilen geworden, und die man Conſervative nannte, ſind nun die Liberalen; aber noch immer ſtehen dieſe vereinzelt, noch immer fehlt ihnen der Zuſammenhang und die gemeinſchaftliche Handlung. Die Einwirkungen der franzöſiſchen Politik haben die Servilen jetzt wieder zu einer Partei geeinigt; dieſe erſtrebt ein poſitives Ziel und in ihrer Diſciplin liegt ihre Stärke. Die Partei, jetzt unter dem Namen der Gothaer oder der Koburger bekannt, will vor Allem das Staatsweſen aufrecht halten, welches ſie den „modernen Staat“ nennt; in den Einzelſtaaten von Deutſchland ſollen alle Kräfte und alle Thätigkeiten im Beſitz der Regierung nur von deren Organen verwendet und ausgeübt und Deutſchland ſoll ein enggeſchloſſener Bundesſtaat werden, deſſen Leitung das größte ſeiner Glieder beſorgt. Wenn nun aber ein mächtiger Centralſtaat an die Spitze dieſes Bundes träte, ſo würde er, kraft ſeines Syſtemes, nicht mehr der Gleiche, er würde der Gebieter ſeyn und ſeine Macht gegen jede ſelbſtſtändige Regung gebrauchen. Preußen als leitende Macht des Bundes könnte ſein Amt nur im Sinne und in der Art ſeiner bureaukatiſchen Centraliſation verwalten. Die Beſonderheit der Einzelſtaaten würde ſolche Verwaltung unmöglich machen und ſomit müßte Preußen das beſondere Beſtehen dieſer Einzelſtaaten in deſſen eigentlichem Weſen zerſtören. Iſt der Nationalverein darüber klar, ſo handelt er folgerichtig, denn er will das franzöſiſche Muſter in die nationalen Verhältniſſe der Deutſchen übertragen.

---

welche der Haß und die Unwiſſenheit unter der ultramontanen verſtehen; denn wenn er ſagt: „vom katholiſchen Standpunkte aus muß man freilich die Kirchenfreiheit als ein göttliches Privilegium reclamiren. Aber für die Welt iſt das längſt nicht mehr maßgebend, ſie heiſcht politiſche Rechtfertigung“ S. 326 — ſo würden ſich dagegen gewiß diejenigen verwahren, welche die Männer der Verneinung gerne als „ultramontan“ bezeichnen.

Ob hinter dem ausgeſprochenen Streben des National-Vereines nicht ein anderer Gedanke liege; ob das centraliſirte Deutſchland nicht ganz andere Staatsformen annehmen ſolle, das wollen wir jetzt nicht unterſuchen. Es genügt uns, zu wiſſen, daß das Streben der Partei in der Mehrheit der deutſchen Stämme keinen Boden hat, und darum keine lebendige Unterſtützung gewinnt. Unter den ſogenannten gebildeten Ständen mögen Tauſende für die Idee gewonnen werden, aber ihre Durchführung wird ſcheitern an den Millionen der einfachen Menſchen, in welchen am Ende die Kraft der Nation liegt; ſie müßte ſcheitern ſchon allein an den ſüddeutſchen Bauern; denn die körnigen Menſchen im Schwabenland und im Bayerland, an dem Oberrhein und an der oberen Donau, im Schwarzwald, in der rauhen Alp u. ſ. w. wären geeignet und gewillt, um das autonomiſche Princip durchzuführen; aber nichts könnte den Widerwillen beſiegen, welchen ſie gegen einen preußiſchen Centralſtaat hegen, und ohne ſchweren Kampf würden ſie ſolchem ſich nicht unterwerfen *).

Die Servilen, d. h. die Gothaer müſſen ein deutſches Piemont haben, wenn nicht, ſo iſt all' ihr Weſen nichts mehr als ein blinder Lärm; wollen ſie aber eine ſolche Macht für ihre Zwecke gewinnen, ſo müſſen ſie die Heiligkeit der Verträge verläugnen, ſie müſſen das internationale Beſitzrecht verneinen, und ſie müſſen vor Allem die Macht unſchädlich machen, welche dieſe Grundpfeiler der Staatenordnung erhalten will und damit ihnen und ihrem Treiben entgegenſteht. Die Partei muß ſich mühen, Deutſchland ſeine ſchönſten Kräfte zu

*) Das iſt ganz gut ausgeführt in einem Leitartikel der Allg. Zeitung vom 26. Juli 1860. Num 208 „Ein großdeutſches Programm". IV. Auch in dieſem Aufſatz iſt das Princip der Selbſtverwaltung als Grundlage einer nationalen Einigung der Deutſchen ausgeſprochen und gewiß nicht von einem „Ultramontanen".

entziehen, um mit dem Reſt die Macht zu verſtärken, welche ſie zu ihrem Diener erkoren. Nicht innere Kriege nur, ſondern offener Verrath an Deutſchland müßte aus dem Treiben des Nationalvereines folgen, und wenn er ſeinen Zweck erreichte, ſo würde das Ende nur eine furchtbare Zwangherrſchaft ſeyn. So weit wird es freilich nicht kommen, wohl aber kann die Verblendung unter gewiſſen Umſtänden das Vaterland noch vollends zerreißen und die Fetzen einem fremden Eroberer überlaſſen; oder aber, ſie wird eine arge Reaktion hervorrufen, welche die nationale Idee als Verbrechen behandelt und die Kleinſtaaterei ſo ſehr auf die Spitze treibt, daß nur wieder Gewalt und Selbſthülfe ſie brechen muß. Alle Wege dieſer Partei führen zum Umſturz und zum Verrath am Vaterlande.

Wenn die ſervile Partei ihre Lehre über die Ausdehnung der Staatsgewalt und über die Quellen des Rechtes mit einem gewiſſen Fanatismus ausführen will, ſo liegt das nothwendig in ihrem Weſen. Das Natürliche und das Wahre läßt ruhig; die Aufregung und der blinde Eifer aber wird in dem Maße heftiger, als die Verblendung größer, die Handlungen verkehrter und die Zwecke thörichter ſind. So groß aber die Verblendung und die fanatiſche Erregung auch ſeyn mögen, ſo wurde die Partei doch jetzt ſchon von unbezwingbarer Nothwendigkeit zu grellen Widerſprüchen getrieben. Sie mußte die Unabhängigkeit der Gerichte behaupten, obwohl ſie dieſelben gerne zur Verfolgung entgegengeſetzter Meinungen gebrauchen möchte; ſie mußte ſelbſt Vereine als Perſönlichkeiten dulden, welche ſelbſtſtändig ihre Geſchäfte beſorgen, obwohl ſie die Staatsverwaltung oft ſehr nahe berühren. Die Partei der Servilen kann die Kirche nicht mehr in der unbedingten Botmäßigkeit der Staatsgewalt halten; ſie hat deren ureigenes Recht verläugnet und ſich deßhalb gegen die Concordate erhoben, aber ſie mußte der Kirche einen großen Theil ihrer Rechte durch ſtaatliche Geſetzgebung gewähren. Man be-

hauptet nicht zu viel, wenn man ſagt: mit den unvermeidlichen Schlagwörtern der „Freiheit“ wollen die Gothaer die wahre Freiheit bekämpfen; ſie wollen die politiſche Einheit der Deutſchen durch Volksbewegung herbeiführen, ſolche Bewegung aber in allen andern Dingen hemmen und wo ſie können, die Freiheit der Meinung unterdrücken; ſie wollen einen allgemeinen nationalen Rechtsſtand dadurch herbeiführen, daß ſie natürlichen und wohlerworbenen Rechten zum Voraus Anerkennung und Geltung verſagen.

Das Princip der Selbſtverwaltung einzelner Beſtandtheile des Staates iſt die Grundlage wahrer Freiheit, und daß dieſes Princip nun zuerſt in Oeſterreich durchgeführt werden ſoll — das hätte man am wenigſten erwartet. Die Schwierigkeiten der Regierung ſind allerdings groß, gelingt es aber derſelben Meiſter zu werden, ſo ſind dort die Tage der ſtarren bureaukratiſchen Allmacht vorüber und das einzig ausführbare Syſtem, welches das Reich der Habsburger zu retten vermag, kann nicht mehr das Volk oder die Völker in dem Zuſtand einer ungegliederten Maſſe belaſſen, welche aus fremdartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt; es muß autonome Körperſchaften beſchaffen, welche in zuſammenhängender Gliederung von der Gemeinde bis zur Vertretung und Verwaltung der Provinzen in ſelbſtſtändiger Thätigkeit wirken und in einer allgemeinen Reichsvertretung ihre letzte Vereinigung finden. Und ſo könnte die Zeit kommen, „wo ſich an Oeſterreich der Spruch bewährt von dem Stein, den die Bauleute verwarfen, der aber dann zum Eckſtein geworden*).“

Darin liegt nun aber der Zuſammenhang von Oeſterreichs neuer Geſtaltung mit der Zukunft von Deutſchland. Iſt Oeſterreich einmal wirklich in die Reihe der conſtitutionellen Staaten getreten, ſo ſteht es nicht mehr als ungleichartiger Körper

*) Ein großdeutſches Programm. Allg. Ztg. a. a. O.

unter ſeinen Bundesgenoſſen, und als Vertreter einer wahrhaften innern Freiheit kann es eine Stellung einnehmen, die ſegensreich wird für alle Glieder des Bundes. Möge der Kaiſer von Oeſterreich zum Heile unſeres Vaterlandes die Schwierigkeiten beſiegen, deren Fährlichkeit und Größe wir nicht unterſchätzen!

Man frägt: wenn die deutſchen Staaten ihre Centraliſation aufheben, wo ſind die Körperſchaften, welche eine Autonomie anſprechen können, und wie ſoll die nationale Einigung hergeſtellt werden? Darauf wird geantwortet: nationale Einigung der Deutſchen iſt die formelle Gleichartigkeit in Recht, Gericht, Handel, Verkehr, Kriegsweſen u. ſ. w.; die erſtern aber ſind gegeben durch die Selbſtthätigkeit der Bürger in Gemeinden, Kreiſen, Stämmen, Provinzen und in Körperſchaften jeglicher Art, welche berechtigt ſind, oder die Berechtigung als Folge eines beſtimmten Bedürfniſſes erwerben. — Das iſt nun allerdings ſonnenklar, aber es iſt damit noch wenig gethan, ſo lange man ſich nicht ein ſcharfgezeichnetes Bild der Verwaltung und der Regierung nach dem Princip der Autonomie zu ſchaffen vermag. Wir werden verſuchen, von dem engliſchen Staatsweſen ausgehend, ein ſolches Bild in ſeinen Hauptzügen zu entwerfen.

---

Nun noch ein Wort an den freundlichen Leſer. Wir nähern uns einer großen Kataſtrophe; dieſe kann noch geraume Zeit ausbleiben, aber kommen wird ſie doch — wie und wann ſie eintrete, das kann keine menſchliche Weisheit errathen, denn ein unvorgeſehenes Ereigniß kann in einer Nacht die Weltlage ändern. Iſt es jetzt an der Zeit, ſich mit der innern Geſtaltung der Staaten zu befaſſen, ſoll man nicht vor Allem

ſeine Kräfte verwenden, um die öffentliche Meinung auf die Gefahren unſerer Lage zu leiten und den Gemeinſinn in der Nation zu erwecken, um dadurch die Regierungen zu kräftigen Entſchüſſen zu ſtärken? — Man ſoll das eine thun, und wenn man es thut, ſo muß man darum das andere nicht laſſen. Gerade die Noth und die Gefahren ſeiner Lage haben Oeſterreich den Bruch mit ſeinem bisherigen Regierungsſyſteme nothwendig gemacht und die Rückwirkung auf Deutſchland iſt durch keine Mittel zu hindern. Ich fühle mich keineswegesa zum Kämpen der öſterreichiſchen Monarchie oder ihrer Regierung berufen; aber wenn die Unabhängigkeit unſeres Vaterlandes, wenn die Ehre und das Heil der Nation von der Stellung dieſer Monarchie abhängt, ſo mag der Deutſche wohl einen Blick auf deren innere Zuſtände werfen, denn dieſe ſind die Quellen ihrer äußern Macht. Andere, viel geſcheidtere Leute haben das ſchon vor mir gethan, aber ich habe meine Meinung ſo gut als Andere und habe daſſelbe Recht, vielleicht denſelben Beruf, um ſie auszuſprechen. Iſt meine Meinung nicht die wahre, ſo dürfte deren Darlegung doch nicht ganz unnützlich ſeyn; denn eben durch die Gegenſätze der einzelnen Auffaſſungen bildet ſich am Ende die öffentliche Meinung.

Geſchrieben Ende Januar 1861.

Balderich Frank.

# XVI.

## Der Geſangbuchſtreit in der bayeriſchen Pfalz und ſeine ſtaatsrechtliche Tragweite.

(Ein proteſtantiſch=kirchliches Seitenſtück zur kurheſſiſchen Frage.)

Seit ein paar Jahren ſind alle Zeitungen voll von den Aergerniſſen, welche in der pfälziſchen Unionskirche aus dem großen Kampf zwiſchen der Geiſtlichkeit und den Laien für und wider das neue Geſangbuch hervorgehen. Warum läßt man denn die andächtigen Pfälzer nicht ſingen was ſie wollen? mag Mancher fragen, und man mag über die Hartnäckigkeit der kirchlichen Autorität im Speyrer Conſiſtorialſprengel um ſo mehr verwundert geweſen ſeyn, als ja nicht nur der großherzogliche Landesbiſchof im benachbarten Baden ſeine vollkommen rechtskräftig gewordene und von ihm ſelbſt ſanktionirte neue Agende gegenüber der Heidelberger Bewegung leichten Kaufs aufopferte, ſondern auch im dieſſeitigen Bayern ſelber das Beiſpiel der gleichen Nachgiebigkeit ſchon zwei volle Jahre früher ſtattgefunden hatte. Man erinnert ſich wohl noch der ſtürmiſchen Oppoſition, welche im Winter von 1856 und 1857 von den Nürnberger Lichtfreunden gegen das Münchener Oberconſiſtorium und deſſen Mandate in Sachen der Kirchen=

Zucht und Privatbeicht angeblaſen wurde, und wie das rechtsrheiniſche Summepiſcopat nach wenigen Wochen ſich ſelbſt und die höchſten Kirchenbehörden, Generalſynode wie Oberconſiſtorium im Stiche ließ, um den Anforderungen der Neuen Aera nachzugeben*). In der Pfalz hingegen hat es nicht nur vier Jahre lang Widerſtand geleiſtet, ſondern auch heute noch die Waffen nicht völlig geſtreckt — woher kommt dieſer auffallende Unterſchied?

Der Grund liegt nicht bloß in der Thatſache, daß dieſelben Elemente dieſſeits des Rheins weniger politiſch bedenklich ſcheinen, als die Pfalz in ihrer wohlbegründeten Eigenſchaft des Sturmvogels in Deutſchland und des Feuerreiters der zündenden Freiheit. Er liegt vielmehr in dem Umſtande, daß es ſich hier nicht bloß um den Verluſt und Untergang aller chriſtgläubigen Errungenſchaften handelt, welche der kirchliche Aufſchwung des Proteſtantismus in dem Luſtrum von 1850 bis 1855 mit Mühe und Noth gemacht zu haben glaubte, ſondern um ungleich mehr und insbeſondere um die ungeſchmälerte Wiedereinſetzung in die Poſitionen von 1848, vorerſt auf dem unionskirchlichen Gebiet. Dieß iſt die ſtaatsrechtliche Perſpektive der Verwicklung. Es ſteht bei dem berüchtigten Geſangbuchſtreit nicht ſo faſt das Geſangbuch in Frage; er iſt gerade ſo wie der Agendenſtreit in Baden von Leuten aufgeſtachelt, welche ſich ſelbſt laut rühmen, ſeit Jahrzehnten keine Kirche betreten zu haben**), von Perſonen,

*) „Uebrigens zeigt ſich" — ſagt das Halle'ſche Volksblatt vom 13. Juni 1860 — „die geiſtige Führerſchaft Preußens in Deutſchland auch darin, daß von ſeiner Neuen Aera an überall wieder der Teufel los war". Dieſer Ruhm Preußens iſt jedoch keineswegs ſo ganz ausgemacht. Allerdings hat der Prinz-Regent die Neue Aera formell verkündigt, thatſächlich eröffnet wurde ſie indeß abermals in Bayern durch die obenbezeichneten Vorgänge.

**) Darmſtädter K.-Z. vom 10. März 1860.

welche (wie ein katholiſcher Laie im Schooße des pfälziſchen Landraths ohne Widerſpruch zu erfahren bemerkt hat) „weder ein altes noch ein neues Geſangbuch brauchen“. Auch nicht bloß um eine Niederlage der poſitiv=gläubigen Richtung iſt es zu thun, welcher die kirchliche Behörde und die große Mehrheit der pfälziſchen Prediger, namentlich der jüngeren, in ihrer Art huldigen. Sondern die Männer und die Rechtsbegriffe und die Tendenzen von 1848 betreiben ihre Restitutio in integrum in Kurheſſen mit dem paſſiven Widerſtand gegen die bundesgemäße Verfaſſung von 1852, in Ungarn mit der Selbſtherrlichkeit der Comitate, in Mecklenburg mit der antiſtändiſchen Oppoſition, in Sachſen mit der Reform des Wahl-Geſetzes, in der Pfalz mit der ſogenannten Geſangbuchsfrage. Wer dieſe Bedeutung der pfälziſchen Vorgänge heute noch nicht begreift, dem werden morgen die Augen aufgehen.

Man iſt gemeinhin der Anſicht, daß Bayern das einzige deutſche Land ſei, wo die Regierung ſich ſeit dem „tollen Jahr“ vor jeglicher Oktroyirung gehütet habe. In der That hat kein bayeriſcher Miniſter oktroyirt als der Cultusminiſter, und auch er nur auf dem Gebiet der pfälziſchen Unionskirche, allerdings beſcheiden und faſt unmerkbar, nur ein klein wenig um ſo zu ſagen; aber aus dem kleinen Anfang iſt ein großes Uebel erwachſen, welches dem Geſangbuchſtreit ſeinen giftigen und weit ausſchauenden Charakter mitgetheilt hat. Denn die Zeit iſt gekommen, wo die liberale Jurisprudenz kein Blatt mehr vor den Mund nimmt und gebieteriſch verlangt, daß alle Oktroyirungen ſeit zwölf Jahren ungeſchehen zu machen ſeien. Dieſer Satz bildet die große Peripherie, von der alle Radien nach der Wiedererweckung der Frankfurter Reichsverfaſſung als ihrem Centrum hinlaufen, und er beherrſcht insbeſondere auch die ſämmtlichen Beſchwerden des „Proteſtantiſchen Vereins“ von Kaiſerslautern.

Nicht weniger als vier Oktroyirungen, die ihrer Kirche widerfahren ſeien, zählen die Herren auf: ein oktroyirtes

Wahlgeſetz, ein oktroyirtes Geſangbuch, ein oktroyirtes Bekenntniß, ein oktroyirtes Gebetbuch; und wenn auch bei dem einen oder andern dieſer Stücke der Makel der Oktroyirung ſich nicht ſtreng nachweiſen ließe, ſo behaupten ſie doch die Illegalität der Generalſynode, von welcher daſſelbe ausgegangen iſt. Null und nichtig von Rechtswegen ſind demnach alle Verbeſſerungen, welche die gläubige Reaktion in der pfälziſchen Unionskirche vorgenommen hat, und aus conſtitutionellem Recht muß die Thäterin möglichſt exemplariſch beſtraft werden. So ſteht jetzt der Caſus. Wer da meint, daß mit der endlichen Aufopferung des neuen Geſangbuchs, beziehungsweiſe mit dem königlichen Reſcript vom 26. Januar d. Js, das Zerwürfniß abgethan ſei, der dürfte ſeinen Irrthum bald genug einſehen. Es wird von großer Befriedigung berichtet, womit das Reſcript in der Pfalz aufgenommen worden ſei. Ohne Zweifel wahr; aber die hinkenden Boten werden nur allzu ſchnell nachkommen mit der Erläuterung, daß die Abſchlagszahlung eben nur als ein Schuldbekenntniß für die ganze Summe acceptirt worden ſei.

In dieſer Schroffheit ſtaatsrechtlicher Legalität iſt die Frage freilich nicht immer aufgefaßt worden. Der freiſinnige Proteſtantismus in der Pfalz hat vielmehr die nämliche hinterhaltige und verachtungswürdige Stellung eingenommen wie überall: in der Zeit der ſtrengſten Reaktion hat er lautlos und ohne Muckſen Alles und Jedes über ſich ergehen laſſen; er hat gezeigt, daß es zu ſeiner Bändigung nichts weiter bedürfte, als des rechten Herren; als aber die Reaktion bald ihre Spannkraft verlor, da berief er ſich zunächſt auf das Gewiſſen, auf das Evangelium und das urſprüngliche Bekenntniß der Unionsurkunde, welche allerdings zwar das ſymbolgläubige Lutherthum, nicht aber den Rongeanismus ausſchließt; erſt dann als gar nichts mehr zu fürchten war, trat die liberale Juriſterei hervor, um angriffsweiſe und anklagend mit ſtaatsrechtlichen Motiven gegen die Kirchen- und Staatsre-

gierung vorzugehen. Die Bewegungs-Elemente der Pfalz ſind ihrer „Krakeelſucht“ wegen ſprüchwörtlich geworden, dennoch konnte das Speyrer Conſiſtorium bis 1856 ohne alle nennenswerthe Einrede die Zwecke in's Werk ſetzen, über welche nun ſeit drei Jahren ſo entſetzlicher Lärm geſchlagen wird; ja die Anhänger der Behörde waren endlich des guten Glaubens, „in der Pfalz ſei das Lichtfreundthum ſpurlos verſchollen“. Die Täuſchung war arg aber verzeihlich. Die beſte Advokaten-Schrift auf Seite der Oppoſition findet zwar einerſeits nicht genug Worte, um die ſiebenjährige Tyrannei der mittelalterlich hierarchiſchen Herrſchſucht von Speyer gehörig zu ſchildern, andererſeits geſteht ſie aber, daß der Ingrimm der Freien ganz und gar nur ein ſtiller geweſen; „während das Conſiſtorium den ganzen Zeitraum von 1849 bis 1857 benützte, um die Verfaſſung, das Bekenntniß und den Katechismus der Kirche zu ändern, ſei die Bevölkerung im Großen und Ganzen in faſt vollſtändiger Apathie geblieben, und habe mit Ausnahme vereinzelter Stimmen aus den Diöceſanſynoden die ganze Kirchengeſellſchaft geſchwiegen; erſt im April 1857 ſei die ſeit 1849 in Buße (?) ausharrende, ſonſt ſo geſetzſinnige Bevölkerung zum erſtenmale wieder auf den Kampfplatz getreten“ *).

Aber auch jetzt wurde die Ungültigkeit des beſtehenden Wahlgeſetzes und alſo die Illegalität der entſcheidenden Generalſynode von 1857 noch keineswegs urgirt und höchſtens nur entfernt angedeutet; man beſchränkte ſich vielmehr vorderhand auf den eigentlichen Geſangbuchſtreit, und erſt bei der Verſammlung zu Kaiſerslautern vom 22. April 1860 wurde der ſtaatsrechtliche Angriff entſchieden aufgenommen. Die Regie-

*) (Umbſcheiden) Kirchen-Geſetz und Kirchen-Gewalt in der bayeriſchen Pfalz. München 1860. 3. Aufl. S 45 ff.

rung iſt mit dieſer Wendung in eine wenig beneidenswerthe Lage gekommen; nur muß man nicht meinen, daß die Schöpfungen des chriſtlich gläubigen Aufſchwungs im Speyerer Conſiſtorium in dem Fall geduldiger ertragen und minder heftig angefeindet worden wären, wenn man ſich in München genau an die conſtitutionellen Geſetze der pfälziſchen Unions-Kirche gehalten und nicht oktroyirt hätte. Die neue Liturgie und die bekannten Mandate des Münchener Oberconſiſtoriums von 1856 waren in vollkommen legaler Weiſe zu Stande gekommen, dennoch mußten ſie fallen. Ebenſo war an der conſtitutionellen Legalität der badiſchen Agende nicht das Mindeſte auszuſetzen; aber die Oppoſition hat ſich keineswegs daran gekehrt, ſie hätte auch gegen eine oktroyirte Maßregel nicht rückſichtsloſer auftreten können als gegen das materiell und formell unzweifelhaft geſetzliche Kirchenbuch.

Es iſt überhaupt bloße Rabuliſterei, wenn die Partei den verfaſſungsmäßigen Standpunkt torquirt; denn ſie hält denſelben nur hoch, wenn er ihren Zwecken dient, ſie tritt ihn mit Füßen, wenn er ihr hinderlich iſt. Das beweist ſie nirgends klarer als in der Geſchichte dieſer proteſtantiſchen Erhebungen. Das einzige Geſetz, welches ſie achtet, iſt ihre Tendenz; alles Andere iſt nur Vorwand und in der Kühnheit der Vorwände geht ſie ſo weit, ſich ſogar als den eigentlichen Conſervatismus darzuſtellen. Das „Alte und Hergebrachte“ iſt zwar, ſobald es nicht in ihre Rechnung paßt, der Gegenſtand ihres Spottes und das Ziel des Vernichtungs-Krieges, aber es iſt heilig und ehrwürdig, wenn ſie eine von ihr ingehabte und wieder verlorene Stellung zurückzuerobern gedenkt. In ſoferne haben ohne weiters beide Theile recht, wenn die Herren in Speyer behaupten, die Führer der Gegenpartei ſeien „von den Jahren 1848 und 49 her als politiſche Hauptwühler bekannt“, und wenn deren Advokat im Gegentheile verſichert: ſeine Clienten ſeien „die Bevölkerung,

welche das Alte und Hergebrachte ſich erhalten will, alſo die im ſtrengſten Wortſinne conſervative Bevölkerung der Pfalz" *).

Je mehr aber jetzt mit der formellen Legalität ein nicht ſelten empörendes Spiel getrieben wird, deſto mehr hätten die Regierungen ſich gewiſſenhaft hüten ſollen, den Weg der Geſetzlichkeit auch nur Fingersbreit zu überſchreiten. Noch dazu war der an ſich ſtets zweifelhafte Fall des Nothrechts zwar in Ungarn und Kurheſſen, keineswegs aber, wie wir ſehen werden, in der pfälziſchen Unionskirche vorhanden. Um ſo auffallender, ja unbegreiflicher bleiben manche Schritte, welche hier von der Regierung oder unter ihrer Sanktion geſchehen ſind. Leider ſind wir daher auch großentheils nicht in der Lage, den ſtaatsrechtlichen Einwürfen der Oppoſition unrecht geben zu können; aber die Geſinnung, welche ſie dabei leitet, und die verfängliche Abſicht wollten wir zum voraus conſtatiren.

Nicht nur das neue Geſangbuch ſoll wieder abgeſchafft, ſondern namentlich auch das Wahlgeſetz von 1853 außer Kraft geſetzt, und die Wahlordnung von 1848 als die allein rechtsgültige erklärt werden. Auf Grund dieſer Wahlordnung iſt zwar die durch dienſtfertigen Uebereifer ausgezeichnete Generalſynode von 1853 zu Stande gekommen, damals hat aber der Druck der Reaktion Wunder gewirkt, welche bei der heutigen Stimmung in ganz entgegengeſetzter Richtung ſtattfinden würden. Wäre dann die Oppoſition einmal der geſetzgebenden Verſammlung in der Unionskirche ſicher, ſo hätte es mit dem neuen Symbolum von 1853 und mit dem neuen Katechismus natürlich gute Wege, und keine miniſterielle Mißgunſt würde im Stande ſeyn, die große Reſtauration der Principien von 1818 zu verhindern, mit einziger Ausnahme der Wahlordnung von 1818, welche die Kaiſerslautrer Proteſtmänner ſel-

*) Umbſcheiben S. 73; vgl. Darmſtädter K.-Z. vom 10. März 1860.

der nicht wieder haben wollen und zwar aus ſehr guten Gründen. Denn ſie gibt den Geiſtlichen das numeriſche Uebergewicht; unter den Predigern aber hat die hiſtoriſche Erfahrung und das Studium der pfälziſchen Theologen in Erlangen, wo ſich trotzdem für einen Lehrſtuhl der Pfälzer Union niemals Raum gefunden hat, im Laufe der Decennien erſtaunlich poſitiv gewirkt.

Nicht *ſie* ſind es jetzt, ſondern mit wenigen Ausnahmen durchaus Laien, welche zu den Principien der Union von 1818 zurückkehren wollen, das iſt „nur ſolche Lehrſätze beizubehalten wünſchen, welche dem Geiſte des Evangeliums und den edlen Forderungen unſerer Zeit gleichmäßig entſprechen" *). Noch im J. 1837 waren nicht weniger als 139 Dekane und Prediger gegen ihr Conſiſtorium und für die urkundliche Pflicht der Unionskirche, „auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit und ächt religiöſer Aufklärung mit ungeſtörter Glaubensfreiheit muthig voranzuſchreiten", beſchwerend an die Kammer gelangt; ſeit 1856 aber hat ſich nur ein einziger Paſtor dem Wiedererwachen der Freiſinnigkeit angeſchloſſen, und auch dieſer Eine hat im Grunde erſt durch ſeine Dienſtentlaſſung den rechten Muth gewonnen. Somit leuchtet ein, daß eine Wahlordnung, wornach mehr Geiſtliche als Laien in der Generalſynode ſäßen, auch dann nicht mehr zu brauchen iſt, wenn ſie aus der aufgeklärten Zeit von 1818 ſtammt.

---

*) So hat ſich der pfälziſche Conſiſtorial-Erlaß vom 2. Febr. 1818 ausgedrückt. — „Die Unionskirche der Pfalz iſt im Jahre 1818 auf der breiten Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gegründet worden; das Bekenntniß derſelben war in den weiten Rahmen allgemeiner Toleranz gefaßt und predigte als Grundlehren die Aufklärung, die Menſchenliebe, die Moral; dieſes Bekenntniß iſt dem Volke ganz und gar in Fleiſch und Blut übergegangen" — ſagt ein Pfälzer-Correſpondent in der „Süddeutſchen Zeitung" vom 28. Dec. 1860.

Doch laſſen wir den Thatbeſtand der pfälziſchen Kirchen-Wirren ſelber ſprechen, und zwar nach der Zeitfolge der Ereigniſſe, ſo weit es möglich iſt die verſchiedenen Zielpunkte der Oppoſition mit der chronologiſchen Ordnung auszugleichen.

---

Die pfälziſche Union war von Anfang an eine vollſtändige Lehrunion oder dogmatiſche Verwiſchung, unterſchied ſich aber dadurch von allen andern Unionen, daß ihre Gründungs-Urkunde nicht etwa den Conſenſus formulirte und den Diſſenſus offen ließ, ſondern gerade umgekehrt für die Lehrpunkte, welche zwiſchen Lutheranern und Calviniſten ſtreitig waren, in fünf Paragraphen gemeinſame Formeln aufſtellte, für den übrigen Lehrinhalt aber bloß die Erklärung abgab, daß ſie „die ſymboliſchen Bücher in gebührender Achtung halte, jedoch keinen andern Glaubensgrund und Lehrnorm anerkenne, als die heilige Schrift“. Dieß war der vielgenannte §. 3, vermöge deſſen Paſtor Frantz als Läugner der Gottheit Chriſti, Paſtor Gelbert als Läugner der Erbſünde und die Verfaſſer des alten Katechismus ſelbſt als Läugner der Trinität die treueſten Söhne der pfälziſchen Unionskirche zu ſeyn behaupteten. Ja noch mehr, ſie fühlten ſich als deren einzig berechtigte Vertreter. Als die zweite Generation der liberalen Laien 1858 den Kaiserslautrer Verein gründete, da war das damalige Organ des Hrn. Schenkel ſogar der Meinung: dieſe heutige Oppoſition, welche die Erlaubtheit eines reformatoriſchen Bekenntniſſes innerhalb ihrer Kirche zulaſſe, ſei doch immerhin ein weſentlicher Fortſchritt im Vergleich zur frühern Oppoſition, „welche auf eine geſetzliche Unterdrückung des kirchlichen Bekenntniſſes in der Pfalz losarbeitete, und ganz entſchieden von der Anſchauung ausging, daß ſie die einzig berechtigte Vertreterin der pfälziſchen Union ſei, und die Unionsurkunde

gar nicht anders ausgelegt werden dürfe, als in ihrem alles kirchliche Bekenntniß von Grund aus auflöſenden, ſelbſt das Apoſtolicum abrogirenden Geiſte" *).

Hienach wird man es ſehr erklärlich finden, daß die dem Aufruhr von 1849 gefolgte Reaktion keine dringendere Aufgabe kannte, als die pfälziſche Unionskirche mit einer poſitiv-chriſtlichen Lehrnorm zu verſehen; und die Generalſynode von 1853 kam dieſem Drang der geiſtlichen und weltlichen Oberbehörden bereitwilligſt entgegen. Sie faßte am 20. Sept. den Beſchluß: daß in der Ausgabe der Augsburgiſchen Confeſſion von 1540 (der ſogenannten Variata Melanchthons) der Conſenſus zwiſchen den Haupt-Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Geſammtkirche Deutſchlands ſich darſtelle, von welcher die vereinigte Kirche der Pfalz einen Theil bilde; ſie fügte jedoch die ausdrückliche Clauſel bei, „daß durch dieſe Erklärung eine kirchenpolizeiliche unfrei bindende Verpflichtung auf den Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher nicht bezweckt werden ſolle". Faßt man die Deklaration genau in's Auge, ſo iſt es klar, daß die ſogenannte hierarchiſche Partei ſelbſt im Momente ihres vollſtändigen Sieges noch viel beſcheidener war, als die bisherige Oppoſition: ſie wollte zwar das Recht eines chriſtlichen Bekenntniſſes in ihrer Kirche geſetzlich verbürgt haben, aber doch auch für die Freien in Frankenthal und Neuſtadt a. H. ein Schlupfloch offen laſſen. Daſſelbe war auch ſo praktiſch und geräumig angelegt, daß nicht ein einziger von den geiſtlichen Rationaliſten darin hängen blieb, oder mit der Lehrnorm vom 20. Sept. 1853 in Conflikt gerieth. Allerdings zeigte ſich die neue Lehrnorm auch von einer ſehr unduldſamen und ausſchließlichen Seite, aber nicht gegen die Herren Gelbert und Genoſſen, ſondern gegen die lutheriſch geſinnten Unioniſten; jene blieben ganz unbehelligt, dieſe mußten der ſchönen Pfalz den Rücken kehren.

*) Darmſt. K.-Z. vom 12. Febr. 1859.

Die fraglichen Vorgänge ſind jetzt um ſo mehr der Wiedererinnerung werth, als die Oppoſition, anſtatt die milde Nachſicht der Formel von 1853 für das freiſinnige Evangelium dankbar anzuerkennen, dieſelbe vielmehr mit dem gründlichſten Haſſe verfolgt und ihr insbeſondere einen Vorwurf daraus macht, daß gerade die Variata von 1540, welche niemals von irgend einer Verzweigung der proteſtantiſchen Kirche adoptirt war, der pfälziſchen Kirche als Bekenntnißſchrift unterlegt worden ſei. Die Thatſache iſt freilich richtig, aber die Leute, welche ſich überhaupt an kein Bekenntniß halten, auch nicht an die nagelneu verglichenen fünf Punkte der Unionsurkunde, haben kein Recht darüber zu klagen. Ihnen iſt Nichts, den Lutheriſchgeſinnten hingegen Alles entzogen worden. Für jene hat man eine eigene Ausnahms-Clauſel beliebt, gegen dieſe hat man den verglichenen Diſſenſus ausdrücklich von Neuem bekräftigt. Als daher erſt fünfzehn und dann neun Prediger die Bitte ſtellten, die reine lutheriſche Lehre, wenn auch nur ganz inoffenſiv und ohne Polemik, vortragen zu dürfen, wurden ſie vom Conſiſtorium wie vom Miniſterium barſch abgewieſen, weil die ſtreitigen Differenzpunkte von ehemals ein- für allemal beſeitigt ſeien und nicht wieder in's Leben gerufen werden dürften. Es blieb den neun Predigern nichts Anderes übrig, als gegen ihr Gewiſſen ſich zu beugen oder das Land zu verlaſſen; letzteres zogen drei von ihnen, darunter der wackere Caſelmann, mit würdigem Opfermuthe vor. So iſt alſo das Lutherthum und zwar nicht bloß das excluſive, ſondern auch das unionsgeſinnte *) in der neuen pfälziſchen Kirche

*) Zu dieſer ſozuſagen preußiſchen Unionsrichtung, keineswegs zur altlutheriſchen Partei zählten die obengenannten Prediger. Separirte Lutheraner gibt es in der ganzen Pfalz nur 13, die Kinder mit eingerechnet, darunter bloß eine in der Provinz ſelbſt gebürtige Familie. Das iſt Alles, was von den 90,000 Lutheranern, welche die Pfalz vor der Union zählte, noch übriggeblieben iſt,

ſtrengſtens verboten und verbannt, während ſie für den Rationalismus einen „beruhigenden Zuſatz“ in ihre Lehrnorm aufgenommen hat.

Ueberhaupt ſcheint die Behörde der „dritten oder amalgamirten Kirche“ der Pfalz — ſo lautete der officiöſe Name der Schöpfung vom 20. Sept. 1853 — der frohen Zuverſicht geweſen zu ſeyn, daß in ihr der rechte Mittelweg und Indifferenzpunkt zwiſchen Ja und Nein gefunden ſei. Insbeſondere hat das officiöſe Organ unter der Redaktion des tonangebenden Conſiſtorialraths Dr. Ebrard aus ihrem mitleidigen Selbſtgefühl vermiſcht mit calviniſcher Bitterkeit gegenüber der lutheriſchen Strömung in andern Kirchen nie ein Hehl gemacht. Mit ſchwachverhüllter Schadenfreude hat man der traurigen Niederlage des ſtrengen Lutherthums im dieſſeitigen Bayern zugeſehen. Als der Agendenſtreit in Baden entbrannte, ſprachen dieſelben „Evangeliſchen Blätter“ aus Speyer von der ganz und gar berechtigten Oppoſition gegen derlei liturgiſche Neuerungen und von dem doppelten Unrecht, eine Kirche, welche nicht nur jetzt unirt, ſondern auch früher nie ſtreng lutheriſch geweſen ſei, lutheriſche Cultusformen aufdrängen zu wollen *). Indeß hat alles Lavieren nichts geholfen; die Oppoſition findet trotzdem kein gutes Haar an der Speyrer Kirchenregierung, und dieſelbe muß jetzt ohne Ausnahme alle Schimpf- und Schlagworte für ſich hinnehmen, welche es vor zwei und drei Jahren auf die Herren Harleß und Ullmann geregnet hat, als hätte ſie wirklich den „Leo-Hengſtenbergiſchen Apparat“ auch in die Pfalz eingeſchwärzt.

Das war freilich vorauszuſehen; neu und pikant iſt nur die Art, wie die Advokaten der Bewegung von Kaiserslautern

---

und dieſe traurigen Reſte beſuchen den Gottesdienſt außer Lands, weil er ihnen im Lande ſelber bis jetzt hartnäckig verſagt worden iſt. Nördlinger Freimund vom 17. März 1859.

*) Berliner Proteſtant. R.-Z. vom 19. Febr. 1859.

es angehen, um der neuen Lehrnorm von 1853 das Brandmal der **Oktroyirung** aufzudrücken. Sie ſagen nämlich, die Generalſynode habe mit ihrem Beſchluß vom 20. Sept. nichts weniger als eine dogmatiſche Definition geben, und alſo den verfaſſungsmäßigen §. 3 aufheben wollen, ſondern ſie habe nur das Reſultat einer „geſchichtlichen Forſchung“ feſtgeſtellt. Das Miniſterium hätte nun der Synode einfach bedeuten ſollen, daß ihre hiſtoriſchen Forſchungen zwar ſehr anerkennenswerth ſeyn mögen, aber als ſolche doch niemals Gegenſtand einer allerhöchſten Sanktion ſeyn könnten; anſtatt deſſen habe die Regierung, natürlich auf Anſtiften der Speyrer Behörde, durch Entſchließung vom 8. Dec. 1853 dem Ausſpruch vom 20. Sept. die Bedeutung eines für die Kirche gültigen Bekenntnißaktes beigelegt, und ihn als neu recipirte Lehrnorm förmlich ſanktionirt und vorgeſchrieben *). Gewiß eine Interpretation, welcher ſelbſt die Schleinitziſche Erläuterung über die Bundesbeſchlüſſe in Sachen Kurheſſens ihre Krone nicht zu rauben vermag! Die Oppoſition pflegt mit hämiſcher Abſichtlichkeit auf das vom frühern Oberconſiſtorium herausgegebene Amtshandbuch für Pfarrer hinzuweiſen, wo der §. 3 in einer von der kirchlichen Behörde einſeitig ausgegangenen Faſſung im Text ſtand, der wirkliche, von der Synode feſtgeſetzte und vom Landesherrn genehmigte Wortlaut **) hingegen mit kleiner Schrift unter den Druckfehlern zu finden war. Jetzt will umgekehrt ſie ſelbſt das Kirchengeſetz von 1853 unter die Les- und Druckfehler verſetzen!

*) Vgl. Umſcheiden S. 28. 29. — Von der nämlichen Deutung ging auch ſchon die große Petition an den König vom März 1858 aus. S. Berliner Proteſtant. N.-3. vom 27. März 1858.

**) Während dieſer die heilige Schrift allein als Lehrnorm aufſtellt und den ſymboliſchen Büchern nur „gebührende Achtung“ zuerkennt, erklärt jene Faſſung die heilige Schrift als den einzigen Glaubensgrund, „zur Lehrnorm aber die allgemeinen Symbola und die beiden Confeſſionen gemeinſchaftlichen ſymboliſchen Bücher“

Soll die neue Lehrnorm von 1853 oktroyirt ſeyn und iſt die geſetzliche Eigenſchaft der gleichzeitig beſchloſſenen Wahlordnung in der That ſehr zweifelhaft, ſo bliebe demnach von den großen Rettungsthaten jener merkwürdigen Generalſynode nur mehr eine übrig: der neue Katechismus. Ueber dieſe mit dem breiteſten Amalgamirungs-Pinſel des Herrn Dr. Ebrard gefertigte Tüncherarbeit waren die confeſſionell Geſinnten entſetzt, und ebenſo hat ihn auch die alte Oppoſition „zwar ohne thatſächliches Widerſtreben aber mit entſchiedenem innern, vielfältig auch geäußerten Widerwillen hingenommen"*). Indeß läßt ſich der Katechismus vom legalen Standpunkte aus nicht anfechten, denn er iſt ordnungsmäßig ſanktionirt und die Generalſynode von 1853 ſelbſt kann man nicht wie die von 1857, welcher das Geſangbuch entſtammt, der Illegalität zeihen. Was aber dieſe Rechtswohlthaten dem Katechismus helfen werden, das iſt eine andere Frage. Wenn einmal das neue Geſangbuch wieder abgeſchafft und die neue Lehrnorm rückgängig gemacht iſt, dann hat auch jenes Lehrbuch allen Boden verloren, und die pfälziſche Kirche kann ihn ſo wenig beibehalten als ihre Paſtoren Röcke von zweierlei Farbe tragen.

Der ganze Erfolg hängt ſomit von der Zuſammenſetzung der Generalſynode ab, und gerade an dieſem Punkte hat ſich das Kirchenregiment leider die bedenklichſten Blößen gegeben. Der Streit gegen das Geſangbuch iſt bald genug in den Streit gegen die neue Wahlordnung übergegangen, und wir vermögen zur Zeit nicht abzuſehen, mit welchen Gründen die Regierung ihre Legalität aufrecht halten wird. Hätte ſie das neue Wahlgeſetz ſo, wie es von der Generalſynode 1853 berathen und angenommen wurde — und man konnte mit dieſem Vorſchlag wahrhaftig ſehr wohl zufrieden ſeyn — einfach beſtätigt, ſo beſtünde das Werk der Generalſynode von 1857 wenigſtens in unanſtreitbarer Geſetzlich-

*) Darmſt. K.-Z. vom 30. April 1859.

keit, und die Gewährung des jüngſten Reſcripts vom 26. Januar d. Js. bezüglich „der Modifikation der beſtehenden Wahlordnung überhaupt und namentlich der Zuläſſigkeit der Gleichſtellung des geiſtlichen und weltlichen Elements in der Generalſynode" — wäre eine Conceſſion, bei welcher man begnügt ſeyn müßte. Es ſteht aber leider ganz anders, und iſt zu befürchten, daß die Oppoſition da wo ſie ihr Recht fordern zu können glaubt, Conceſſionen zurückweiſen und widrigenfalls auch der bevorſtehenden Generalſynode die Legalität abſprechen wird. Ihr gewandteſter Advokat erklärt auch zum vorhinein: „wenn man nicht hinter die zwei Schöpfungen von 1853 (die Symboliſirung nämlich und das Wahlgeſetz) zurückgehen wolle, ſo bleibe der geſetzliche Boden für das Verfaſſungsleben der unirten Kirche der Pfalz für immer verloren"*).

Natürlich ſind es die Freunde der Wahlordnung von 1848, welche die Ungültigkeit der Wahlordnung von 1853 behaupten und ihren Beweis auf die Thatſache gründen, daß die letztere nicht nach dem urſprünglichen Vorſchlag der Generalſynode allerhöchſt beſtätigt worden ſei, ſondern erſt nachdem die Regierung ein weſentliches Stück aus dem Antrag derſelben herausgenommen und dafür eine andere Faſſung einſeitig eingeſchoben hatte. Die Aenderung betraf die Zuſammenſetzung der Diöceſanſynoden, aus welchen die Generalſynode gewählt wird, und beſtand hauptſächlich darin, daß nach dem Antrag der geſetzgebenden Verſammlung die Zahl der geiſtlichen und der weltlichen Mitglieder gleich ſeyn, nach der Faſſung der königlichen Sanktion vom 8. December 1853 aber doppelt ſo viel geiſtliche als weltliche Mitglieder in den Diöceſanſynoden ſitzen ſollten. Als die Generalſynode von 1857 ſelbſt um die Herſtellung des urſprünglichen Antrags nachſuchte, wurde ſie damit unterm 2. Juli 1858 ausdrücklich ab-

*) Umbſcheiden a. a. O. S. 29.

gewieſen. Am 20. Januar 1860 aber verfügte das Miniſterium plötzlich, wohl in Folge der ſteigenden Agitation, von ſelbſt die Wiederherſtellung des im Jahre 1853 nicht genehmigten Theils der Synodalvorlage; dennoch aber wurden die Diöceſanſynoden noch am 16. Juli 1860 nach dem alten Beſtande einberufen, und dann erſt in großer Eile die Wahlen nach der neuen Vorſchrift vorgenommen, aus welchen nun die rechtmäßige Generalverſammlung entſtehen ſoll. Die Oppoſition hingegen erklärt: alle die Verfügungen ſeit dem 8. December 1853 ſeien als eben ſo viele Oktroyirungen zu erachten, die Wahlordnungs-Anträge von 1853 hätten nur ganz oder gar nicht beſtätigt werden können, ſeien demnach rechtlich gar nicht mehr vorhanden und eine legale Generalſynode ſei fortan nur auf Grund des Wahlgeſetzes von 1848 möglich, weil dasſelbe nach dem Fall der Verſuche von 1853 von ſelbſt wieder in Kraft trete oder vielmehr nie außer Gültigkeit getreten ſei*). Man mag nun von dieſer Argumentation denken was man will, ſo iſt jedenfalls nicht zu läugnen, daß hier eine Kette höchſt auffallender Unregelmäßigkeiten vorliegt, deren erſter Beweggrund noch dazu gar nicht zu begreifen iſt.

Die Wahlordnung von 1848 trug den radikalen Stempel ihrer Zeit, ſie wollte auf je tauſend Seelen Einen Laien als Vertreter zu den Kirchenverſammlungen der Diöceſen beordern, ſo daß die Zahl der weltlichen Mitglieder ſich wie 3 zu 1 gegen die geiſtlichen verhalten hätte; nicht weniger als zwölf Fakultäts-Gutachten ſollen das Geſetz verworfen haben, und als die Behörde von der Generalſynode im Jahre 1853 Aenderung desſelben verlangte, wies ſie insbeſondere auf das ſittliche Aergerniß, das von einer „ganzen Gallerie" der neuge-

---

*) „Jenes Wahlgeſetz iſt aus denſelben Gründen nicht aufgehoben, wie die kurheſſiſche Verfaſſung von 1831, weil nämlich Oktroyirungen nie und nimmer gelten können". Süddeutſche Zeitung vom 19. Jan. 1861.

wählten Presbyter oder Kirchenräthe ausgehe. Die Generalſynode war zu Allem bereit, von ihrem Ausſchuß ſelbſt ſoll der Antrag ausgegangen ſeyn, daß die Presbyter nicht von der Gemeinde ſondern vom Conſiſtorium nach dem Ternarvorſchlag gewählt würden, weil „die Pfalz für keinerlei Wahl reif ſei". So kam denn ein Wahlgeſetz zu Stande, welches auch den ausſchweifendſten Wünſchen der Reaktion genügen zu können ſchien: die Presbyter durch Cooptation dreifach vorgeſchlagen und dann auf pfarrherrlichen Bericht vom Conſiſtorium ausgewählt, die Mitglieder der Diöceſanſynoden von dieſen Presbyterien vorgeſchlagen und gleichfalls vom Conſiſtorium ernannt; aus den Diöceſanſynoden endlich ſollte die Generalſynode hervorgehen und zu zwei Drittheilen aus Geiſtlichen beſtehen, darunter die Dekane von Amtswegen. Nur in Einem Punkte ging der Beſchluß von 1853 nicht auf die volle Strenge des Wahlgeſetzes von 1818 zurück, indem er dem Laien-Element nicht bloß ein Drittel ſondern die Hälfte der Stimmen an den Diöceſanſynoden einräumte; und hier war es eben wo die Staatsregierung oktroyirend eingreifen zu müſſen glaubte — ohne alle Noth wie die Erfahrung bewieſen zu haben ſcheint, aber nicht ohne die ganze Zukunft der kirchlichen Beſſerung in der Pfalz zu riskiren wie die Gegenwart zeigt.

Wer zu Oktroyirungen greifen will, der muß wenigſtens das volle Bewußtſeyn derſelben und den Muth beſitzen ſie unter allen Umſtänden aufrecht halten zu m ü ſ ſ e n; in der Pfalz hat man hingegen aus dem letzten Münchener Reſcript vom 26. Januar die Geneigtheit herausgeleſen, ſogar eine conſtituirende Synode vorzubereiten, was man der einfachen Rückkehr zum Wahlgeſetz von 1848 noch vorzöge, da das Sündenbekenntniß des öffentlichen Rechtsbruchs aus einer ſolchen Maßregel natürlich am eklatanteſten hervorträte. Inwieferne aber die weltliche Gewalt, nachdem ſie zwei Jahre lang mit ziemlicher Feſtigkeit Stand gehalten, jetzt an der

ſchiefen Fläche des Nachgebens um jeden Preis angekommen iſt oder nicht — wird am beſten aus dem Gang des eigentlichen Geſangbuchſtreits im engern Sinn erhellen, mit deſſen Darſtellung wir unſere Betrachtung ſchließen wollen.

Das neue Geſangbuch iſt bei der Generalſynode vom September 1857 zur Vorlage gekommen, dieſelbe wird aber von der Oppoſition aus den angeführten Gründen als ein völlig illegal gebildeter Körper, und alles was ihr ſeinen Urſprung verdankt, als gänzlich nichtig und wirkungslos erklärt, ſomit vor Allem das neue Geſangbuch. Selbſt abgeſehen jedoch von der Legalität der Synode ziehen die Gegner eine Reihe von Unregelmäßigkeiten gegen das Geſangbuch an, welche vor dem conſtitutionellen Richterſtuhl allerdings nur ſchwer beſtehen werden, und daß dieſer Richterſtuhl die volle Competenz in den pfälziſchen Kirchenſachen beſitze, wird von keiner Seite in Abrede geſtellt.

Zunächſt hat das Geſangbuch als ſolches der Synode, welche nach §. 17 allein das Recht hat an den liturgiſchen Schriften der Kirche Aenderungen vorzunehmen, gar nicht vorgelegen; ſondern es wurde ihr bloß ein im Ganzen etwa 500 Lieder umfaſſender Entwurf unterbreitet, und nachdem ſie verfügt hatte, daß die Arbeit nochmals einer namentlich auch auf die „ſprachlichen Härten und anſtößigen Stellen" bezüglichen Reviſion unterworfen und dann noch „eine Anzahl weiterer Lieder" aus den neu eröffneten Quellen, wenn ſich ſolche von vorzüglichem Werthe fänden, beigefügt werden ſollte — erſchien im nächſten Jahre das gedruckte Geſangbuch mit 961 Liedern, von welchen alſo faſt die Hälfte der Synode nicht zu Geſicht gekommen war. Nun behauptet die gegneriſche Jurisprudenz, daß auch hierin eine Art Oktroyirung liege, da keine Repräſentativ-Verſammlung das ihr gegebene Mandat in ſolcher Weiſe auf dritte Perſonen übertragen könne. Und was den Verdacht des abſichtlichen Verfaſſungs-Bruchs noch beſtärke, das ſei das dem Geſangbuch angehängte und

beigebundene Gebetbuch, welches der conſtitutionellen Erwägung der Synode gar nicht unterſtellt worden war, von höchſter Stelle aber unter dem 2. Juli 1858 mit den Worten genehmigt zu ſeyn ſcheint: „die zurückfolgenden Lieder und Gebete in das Geſangbuch aufzunehmen.“ Sonach iſt es nahezu gewiß, daß die tiefgebeugte Unionskirche der Pfalz zu allem andern Unheil hin auch noch an einem — „oktroyirten Gebetbuch“ leidet*)!

Offenbar war es der Generalſynode ſelbſt bei der kritiſchen Geſangbuchs-Sache keineswegs wohl zu Muthe, und um ſich aus der ſchwülen Lage hinauszuverſetzen, beſchloß ſie endlich: „vorderhand es den einzelnen Presbyterien zu überlaſſen, ob ſie das neue Geſangbuch ſofort oder zu einer geeignet erſcheinenden Zeit in ihren Gemeinden einführen wollten, dagegen der Generalſynode von 1861 die Beſtimmung der Friſt anheimzugeben, nach deren Ablauf das bisherige Geſangbuch überall außer Gebrauch geſetzt werden ſollte“. Nun lag aber der kirchlichen Behörde augenſcheinlich viel daran, mit möglichſt vollbrachter Thatſache vor die künftige Synode zu treten, und ihr Verfahren unterſchied ſich in der That wenig von einer allgemeinen und obligaten Einführung des neuen Kirchenbuchs. Ja, während dieſelbe von der Synode vorerſt in die freie Wahl der Presbyterien geſtellt worden war, unterſagte ein Conſiſtorialerlaß vom 2. April 1857 den nämlichen Presbyterien die Einmiſchung in die Geſangbuchsfrage und verbot den Pfarrern an derlei „unerlaubten Schritten“ der kirchlichen Gemeinde-Vertreter theilzunehmen. Die weltlichen Mitglieder einzelner Presbyterien, welche ſich ſpäter renitent oder rückfällig erwieſen, wurden ohne weiters abgeſetzt**), und als der Pfarrer Schmitt zu Mörzheim an

---

*) Vgl. Umbſcheiden S. 68.

**) S. Umbſcheiden S. 53 ff. — Es kam nämlich nicht ſelten der

einer außeramtlichen Verſammlung ſolcher Kirchenräthe ſich betheiligte, traf ihn am 2. Juli 1857 die Strafe der Dienſtentlaſſung mit einem bloßen Suſtentationsgehalt.

Wenn im Verlaufe des Streits häufig der Vorwurf auftauchte, daß man die vor der Synode noch gar nicht anberaumte und völlig freigegebene Einführung des Buchs zwangsweiſe durchſetzen wolle, ſo iſt dieß von den eben angeführten Thatſachen zu verſtehen, welche zugleich das Maß der Unregelmäßigkeiten vollmachten und das erwünſchte Material zu den zahlreichen Beſchwerdeſchriften der Oppoſition geliefert haben. Dieſelben ſind ſomit alle über Einen Leiſt geſchlagen und wurden vom Cultusminiſterium bis zum Anfang des laufenden Jahres ebenſo gleichmäßig, und zwar dem Vernehmen nach ohne Angabe von Gründen, abgewieſen. Erſt das Reſcript vom 8. Januar d. Js. läßt ſich auf eine motivirte Abweiſung ein, und am 26. deſſelben Monats geſchah der erſte Schritt zum Rückzug.

Wären der Oppoſition nicht jene bedauerlichen Zwiſchenfälle zu ſtatten gekommen, ſo hätte ſie vom neuen Geſangbuch ſelbſt eine eingehendere Kritik liefern müſſen und dabei wären ohne Zweifel intereſſante Spannungen zum Vorſchein getreten. Schon ſtritten ſich die Stimmführer von Neuſtadt und verwandten Orten mit Herrn Ebrard, ob die große Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein mit der pfälziſchen Unionsurkunde verträglich ſei, und ſie behaupteten, Chriſtus der Herr ſei ſelber ein guter „Pelagianer" geweſen, wie ſein Eifer gegen den todten Glauben genugſam beweiſe. Sie beklagten ſich über die veralteten Ausdrücke, die Härten und Unverſtändlichkeiten des Geſangbuches, darunter verſtanden ſie aber insbeſondere die Namen Hölle und Teufel, Engel

---

Fall vor, daß Presbyterien ihren frühern Einführungs-Beſchluß ſpäter wieder zurücknahmen.

und böſe Geiſter. „Das war ja“, ſagen ſie, „in holperigen Reimen jene ganze finſtere intolerante Dogmatik, auf deren Beſeitigung man ſo lange ſtolz geweſen, da ging der Teufel zähnefletſchend umher, den man todt und begraben gewähnt, da praſſelten die Höllenflammen gar nicht mehr bildlich, kurz das ganze Buch roch nach Moder und Schwefel“ *) Das liebe alte Geſangbuch duftete hingegen wie Kölniſch=Waſſer und Veilchen=Pomade; nur etwa zwanzig Lieder deſſelben, ſagt ein pfälziſcher Paſtor, ſeien derart geweſen, daß man ſie ohne Gewiſſensdruck habe brauchen können, weßhalb ſie auch in den Kirchen gläubiger Geiſtlichen jahraus jahrein geſungen worden ſeien **). Nichtsdeſtoweniger hat die Generalſynode ſelbſt noch beſtimmt, daß möglichſt viele Lieder aus dem alten Werk in das neue aufgenommen würden; das Conſiſtorium verſicherte ganz nach den Grundſätzen des Bunſen'ſchen Liederbuchs gearbeitet zu haben, und in der That machte man es der Redaktion von der andern Seite zum ſchweren Vorwurf, daß ſie die alten Kampf= und Trutzlieder in traurigſter Weiſe verſtümmelt, ganze Stellen weggelaſſen und ſelbſt in den Liedern Luthers Veränderungen vorgenommen habe, um dem Zeitgeiſte und nebenbei auch dem reformirten Parteigeiſte der amalgamirten Kirche zu huldigen. Wirklich iſt zwiſchen dem neuen pfälziſchen und dem neuen bayeriſchen Geſangbuch ein großer und principieller Unterſchied ***). Auch die ſüßelnde Armſünder=Theologie der pietiſtiſch=herrnhutiſchen Dichterſchule hat ſich manchen Cenſurſtrich gefallen laſſen müſſen, man hat nicht nur den „Sündenlümmel“ ſondern auch den „Sündenſchlamm“ aus dem Wege geräumt; wenn dennoch manche anzüglichen Schlüpfrigkeiten („Die Braut iſt durch den Vorhang gangen“ ꝛc. und dergleichen) ſtehen geblieben ſind,

*) Süddeutſche Zeitung vom 28. Dec. 1860.

**) Halle'ſches Volksblatt vom 13. Juni 1860.

***) Kliefoth und Mejer kirchliche Zeitſchrift 1859. I, 46. 55.

ſo beweist dieß nur, daß man endlich keine andere Wahl mehr hatte.

Kurz, die Speyerer Redaktion hat ihr Möglichſtes gethan, um nur ja nirgends anzuſtoßen; wenn ſie dennoch vollſtändig Fiasko machte, ſo liegt die Schuld nicht etwa an einem herausfordernden Benehmen von ihrer Seite, ſondern in der unabänderlichen Thatſache, daß es zwiſchen Ja und Nein nun einmal keine Vermittlung gibt, und das proteſtantiſche Bewußtſeyn der eigenen Kirche nur ganz ausnahmsweiſe irgend ein Recht der Objektivität und dreihundertjährigen Unveränderlichkeit zugeſteht*). Dieſelbe Triebfeder wird man auf dem tiefern Grund aller neueſten Geſangbuchswirren finden, nicht nur der pfälziſchen.

Der Confeſſionalismus iſt in der Pfalz völlig erloſchen und auch der Pietismus hat nur wenig Anhang unter dem Volke. So muß man ſich über die erſten Erfolge des Conſiſtoriums eigentlich noch wundern. Obgleich der Adreſſenſturm ſchon im Jahre 1856 ſeinen Anfang nahm, und obſchon die Beſchwerdeſchrift vom 7. September 1857 bereits behauptete: der Kirchenbeſuch, kaum wieder in Aufſchwung gekommen, mindere ſich, die religiöſe Gleichgültigkeit gewinne täglich an Boden, Greiſe von tiefer Religioſität zögen ſich mit Schmerz von Kirche und Altar zurück — ſo wollte doch die Behörde noch geraume Zeit hindurch nicht an den Ernſt der Sache glauben. Sie hielt die ſteigende Aufregung für einen künſtlich erzeugten und vorübergehenden Verſuch der Böswilligen und wies auf das Faktum hin, daß die erſte 40,000 Exemplare betragende Auflage des neuen Geſangbuchs im

*) Man muß es daher nicht gerade für eine Farce anſehen, wenn z. B. der Proteſt von 500 Familienvätern zu Neuſtadt a. H. erklärt: „Wir können unmöglich die ſchmachvolle Heuchelei begehen, unſere Ueberzeugung zu verläugnen und das Buch zum Schein der Andacht zu nehmen, das uns zum Aergerniß iſt.“ Darmſt. K.-Z. vom 19. Nov. 1859.

December 1859 bereits vergriffen war und die fortwährende Nachfrage zwei neue Auflagen zu gleicher Zeit nöthig zu machen ſchien, daß das Buch in fünf Dekanaten bei allen Gemeinden mit Ausnahme von Einer oder zweien unbeanſtandet im Gebrauche ſei, und in andern Bezirken wenigſtens ein Bruchtheil der Gemeinden es eingeführt habe*).

Freilich lagen bereits zahlreiche Proteſte gegen die Einführungs-Beſchlüſſe der Presbyterien aus den Gemeinden derſelben vor; einzelne Presbyterien hatten ihre Zuſagen wieder zurückgenommen und das ſeit Monaten gebrauchte Geſangbuch wieder abgeſchafft; ja es kam ſogar der Fall vor, daß die Beamten der Civilgemeinde daſſelbe in den Häuſern confiſciren ließen; auch in den Schulen demonſtrirten die Kinder und ſchon war der giftige Streit über den Gebrauch des Geſangbuchs beim Confirmanden-Unterricht entbrannt; die Presbyterien zweier Städte hatten dem pfälziſchen Miſſionsfeſt ihre Kirchen verſagt, weil dabei die neuen und nicht die alten Lieder geſungen werden ſollten; überhaupt hatte der im Oktober 1858 gegründete „Proteſtantiſche Verein“ und ſein gleichzeitig entſtandenes Organ, der hochrothe „Pfälzer Kurier“, mit ihren Hetzereien**) bereits die unverkennbare Oberhand gewonnen. Die geiſtliche Behörde aber war immer noch guten Muths, hauptſächlich, wie es ſcheint, weil ſie auf die unerſchütterliche Beharrlichkeit der Staatsgewalt rechnete.

Das Miniſterium fuhr in der That fort, die Einführung des Buchs als „eine rechtlich feſtſtehende, lediglich der vollen Durchführung bedürfende Thatſache“ zu behandeln. Auch die

*) Vgl. Allg. Zeitung vom 30. Juni 1860; Darmſt. K.-Z. vom 10. März 1860.

**) So machte man den guten Pfälzern weis, das neue Geſangbuch enthalte auffallend viele „katholiſchen Lieder“; die Bauern faßte man bei dem kitzlichen Geldpunkt: wozu die unnöthige Ausgabe u. ſ. w.

Kreisregierung hatte am 16. März 1859 ein ſehr ſcharfes Reſcript gegen die „ungeſetzlichen Agitationen" des proteſtantiſchen Vereins und insbeſondere gegen die „durch die Vorſpiegelung einzelner oppoſitionsſüchtigen Individuen" bewirkten Adreſſen an die Presbyterien erlaſſen. Am 1. Februar 1860 äußerte ſich aber die Kreisregierung wiederum, indem ſie die Beſchwerden wegen Einführung des Geſangbuchs in die Schulen abwies, jedoch zugleich gegen ein zu raſches Vorſchreiten in dieſer Sache ſich ausſprach, da es nicht die allerhöchſte Abſicht ſei „die Anſchaffung des Geſangbuches dermalen unbedingt und augenblicklich durch Anwendung von Zwangsmaßregeln zu bewirken". Zwar entſchieden ſchon am 21. und 28. April 1860 zwei neue Miniſterialreſcripte in Betreff der Renitenz in den Schulen im Sinne des Conſiſtoriums; es wird aber von verſchiedenen Seiten berichtet, daß jenes vorübergehende Schwanken der Speyerer Regierung die unheilvollſten Folgen gehabt und das ermattende Feuer der Agitation von neuem angeblaſen habe*).

Was indeß dem Faſſe vollends den Boden ausſchlug, war die gleich darauf veranſtaltete Conferenz pfälziſcher Geiſtlichen zu Kaiſerslautern vom 29. Februar 1860. Nicht weniger als 86 Prediger ſprachen hier dem Conſiſtorium und dem Geſangbuch ihre vollſte Anhänglichkeit aus; ſie bezeichneten den tobenden Widerſtand, ganz conform mit dem Präſidialerlaß vom 16. März, als eine „planmäßige Agitation" und ſie baten um eine Erläuterung des Präſidialerlaſſes vom 1. Februar, indem ſie für das Recht der Kirche, die geſetzlich eingeführten Mittel des religiöſen Unterrichts auch disciplinariſch zu handhaben, entſchiedene Verwahrung einlegten. Die Verſammlung wollte ihr Votum als ein Wort zum „Frieden"

*) Darmſt. K.-Z. vom 10. März 1860, 26. Jan. 1861; Berliner Proteſtant. K.-Z. vom 22. Okt. 1859, 3. März 1860; Halle'ſches Volksblatt vom 13. Juni 1860.

angeſehen wiſſen, ſie hatte aber die Gegner des Geſangbuchs unumwunden mit den Gegnern des „poſitiven Chriſtenthums" identificirt. Ihre Erklärung wurde nachträglich auch den abweſenden Amtsbrüdern vorgelegt und von nicht weniger als 227 unterzeichnet, während die Pfalz überhaupt nur 242 proteſtantiſche Pfarrſtellen zählt — ein Reſultat welches ſelbſt die Oppoſition überraſchte und „allgemeines Erſtaunen" verbreitete, zugleich aber die Ueberzeugung befeſtigte, daß nun „die Kluft zwiſchen den Geiſtlichen und den Gemeinden vollendet" und die Unionskirche der Pfalz in zwei feindliche Lager auseinander gegangen ſei: in dem einen die Prediger ohne Laien, in dem andern die Laien ohne Prediger. In der That hat der ſogenannte Geſangbuchſtreit ſeitdem die grellſte Geſtalt eines Kampfs des allgemeinen Prieſterthums gegen das kirchliche Amt angenommen.

In Folge eines fulminanten Aufrufs gegen die „Geiſtlichen-Verſammlung", von welcher die ärgſten Verdächtigungen und der feindſeligſte Ausfall gegen alle ſelbſtſtändige Regung der Gemeinden in kirchlichen Dingen, die tiefſte Verletzung der Gewiſſenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit ausgegangen ſei, fand ſchon am 22. April die große Proteſtanten-Verſammlung zu Kaiſerslautern ſtatt. An 5000 Perſonen, darunter abermals mit Ausnahme des ehemaligen Pfarrers Frantz kein einziger Geiſtlicher, verſammelten ſich in demſelben Lokale, wo die Prediger getagt hatten. Es ging dabei gut freigemeindleriſch zu; ſo oft der Chriſtusläugner Frantz den Mund öffnete, ſalutirte ihn ein donnerndes Hoch, und ein feſtlicher Ball ſchloß die Berathung — ein „tanzendes Concil", wie die hart mitgenommenen Prediger ſpotteten. Die eigentlichen Reſultate aber waren 1) die Niederſetzung eines permanenten Unionsurkunden-Vertheidigungs-Ausſchuſſes oder einer Art von proviſoriſcher Kirchenregierung, welche auf den Antrag des Herrn Frantz beſchloſſen wurde, und eben jetzt über die königlichen Reſcripte in Sachen der pfälziſchen Union zu Gericht ſitzt; 2) die große

Adreſſe an den König, welche hauptſächlich die Alleingültigkeit des Wahlgeſetzes von 1848 betont, und durch nachträgliche Verbreitung ſowie durch Prokuratie 30,000 Unterſchriften erlangt haben ſoll*). Dieſe Eingabe vom 22. April 1860 iſt es, welche durch Miniſterialerlaß vom 8. Januar 1861 beantwortet und abgewieſen worden iſt.

Außerdem aber hatte die Verſammlung nicht nur die Entfernung mehrerer „höhern Kirchenbeamten" namentlich beantragt, ſondern insbeſondere erklärt, daß die Geiſtlichen, welche mit den in der Pfälzer-Union allein gültigen „Religionsbüchern" von 1818 und 21 nicht zufrieden ſeien, ſich eine andere Gemeinſchaft ſuchen möchten, denn „wir erkennen nur diejenigen als unſere Kirchengenoſſen an, welche dieſen Grundſätzen gemäß lehren, wirken und handeln"**). Man muß dieſe Erklärung wohl in's Auge faſſen. Wir haben oben geſehen, daß Herr Dr. Schenkel die heutige Oppoſition in der Pfalz noch kurz vorher höchlich belobt hatte, weil ſie nur mehr die Mitberechtigung ihrer alles Chriſtenthum auflöſenden Tendenz, nicht aber gleich der frühern Oppoſition deren Alleinberechtigung und die geſetzliche Unterdrückung des chriſtlichen Bekenntniſſes in der pfälziſchen Kirche verlange. Als ſich der „Proteſtantiſche Verein" im Oktober 1858 zu Kaiſerslautern zum erſtenmale conſtituirte, da konnte man ſich in der That dieſer Täuſchung noch hingeben. So zahm trat die neue Schöpfung anfänglich auf, daß ſie wirklich nur als ein Seitenſtück zum „Evangeliſchen Verein" des bekannten Pfarrer Schiller erſchien. Herr Schiller hat zwei Rettungshäuſer für verwahrloste Kinder gegründet, der Verein beſchloß ſolche

---

*) Dabei ſoll es mitunter freilich ganz neapolitaniſch zugegangen ſeyn, namentlich auch Drohungen mit der Kündigung von Kapitalien, Kundſchaften und dergleichen eine große Rolle geſpielt haben.

**) Berliner Proteſtant. K.-Z. vom 28. April 1860; Darmſt. K.-Z. vom 28. April und 2. Mai 1860.

Kinder bei guten Familien unterzubringen; Herr Schiller iſt ein gewaltiger Traktaten- und Kalendermann, der Verein beſchloß auch gute Bücher zu verbreiten; Herr Schiller iſt der Herold des Retſchervereins, der neue Verein beſchloß das 50-jährige Unions-Jubiläum vorzubereiten. Wie harmlos! Man wunderte ſich wie es nur möglich ſei, daß ein ſo ſchöner Verein bloß aus Laien beſtehen und keinen einzigen amtirenden Geiſtlichen in ſeiner Mitte zählen könne. Als das Organ des Herrn Dr. Ebrard und das der lutheriſch geſinnten Fraktion, die „Evangeliſchen Blätter“ und der „Kirchenbote“, in Nachweiſen miteinander wetteiferten, daß nichts Anderes als der alte lichtfreundliche Rongeanismus hinter dem Verein ſtecke, und als die erſteren endlich gar die Frage aufwarfen: warum dieſe Leute ſich nicht offen und ehrlich von der Kirche abwendeten, der ſie in ihrem Herzen doch ſchon längſt entfremdet ſeien? — da war großer Jammer über ein ſolches Unmaß verketzernder Intoleranz*). Aber ſiehe da! es ſteht kaum zwei Jahre an, ſo kehrt der „Proteſtantiſche Verein“ den Spieß um, und erklärt in ſeiner Generalconferenz vom 22. April 1860: allerdings muß der eine oder der andere Theil aus der Kirche hinaus, aber nicht wir ſondern ihr!

Es iſt ſchwer, die Zuſtände zu ſchildern, welche von nun an über die proteſtantiſche Pfalz hereinbrachen. Das Miniſterialreſcript vom 8. Jan. d. Js. bezeichnet zwar die Angabe, daß die weitaus größte Mehrheit zu den Renitenten zähle, als übertrieben, aber die Thatſachen ſind doch arg genug. Leere Kirchen, trotzige Abſagebriefe an die Paſtoren, unterlaſſene Taufen, Beerdigungen ohne Geiſtliche, welche dann um ſo zahlreicher begleitet wurden, vom Abendmahlstiſch zurückgewieſene Verächter der neuen Lieder, förmliche Störung des Gottesdienſtes, indem die Einen aus dem alten Ge-

---

*) Darmſt. K.-Z. vom 12. Febr. und 30. April 1859.

ſangbuch brüllten, während die Andern aus dem neuen ſangen — es ekelt uns alle die Qualen zu detailliren, welche die armen Prediger über ſich ergehen laſſen mußten, wo das Unglücksbuch durch Presbyterial-Beſchluß einmal eingeführt war und ſomit nach Vorſchrift im Gebrauch zu bleiben hatte, gegen den Willen des größern oder geringern Theils der Gemeinden, nicht ſelten auch der von ihrem eigenen Beſchluß zurückgetretenen Presbyterien ſelbſt. Wohl half ſich dann und wann ein Paſtor, indem er nur die aus dem alten in das neue Werk aufgenommenen Lieder ſingen ließ, oder gar nur ein Lied von der Kanzel ablas; aber keiner durfte das einmal eingeführte Geſangbuch wieder außer Gebrauch ſetzen, bis jetzt endlich das Reſcript vom 26. Januar dieſe Fakultät zu ertheilen ſcheint.

Den bedenklichſten und widerlichſten Charakter nahm die Organiſation des paſſiven Widerſtands in den Schulen an. Im Mai 1859 wurde die Einführung des neuen Geſangbuchs bei den ſämmtlichen Unterrichtsanſtalten für nächſtes Winter-Semeſter von Oben her verordnet, ohne hierin den Presbyterien eine Entſcheidung zuzugeſtehen. Kaum hatte das Schul-Jahr begonnen, ſo widerhallten Volks- und Lateinſchulen von Klagen über Einſperrung von Kindern, Strafgeldern für die Eltern, Zurückweiſung von Zöglingen, weil die Väter ihnen nicht nur das neue Geſangbuch nicht anſchafften, ſondern auch Lieder daraus zu lernen unterſagten. „Selbſt arme Kinder, welche die Geſangbücher unentgeldlich erhielten, gaben ſie wieder zurück; der Lehrer ſchrieb ein Lied zum Abſchreiben und Auswendiglernen an die Tafel; die Eltern überlieferten, wie Luther die päpſtliche Bulle (!) das Geſchriebene dem Flammentod" *). Die Stadträthe zeichneten ſich auch hier wieder aus, ſie verweigerten die Anträge der Schulcommiſſionen, die Ge-

*) Berliner Proteſtant. K.-Z. vom 21. Jan. 1860.

ſangbücher für die Armenkinder zu beſchaffen. In den höhern Schulen wurden renitente Zöglinge einfach fortgeſchickt; wegen der in der Volksſchule gegen die Kinder verhängten Strafen kam es in einem Orte zum förmlichen Bauerntumult. Der Scandal erſtieg den Höhepunkt, als die Pfarrer ſich genöthigt ſahen, diejenigen Kinder, welche in Folge elterlichen Verbots kein neues Geſangbuch anrühren durften, auch von der Confirmation auszuſchließen.

Was that die Regierung dieſen wohlfeilen Heldenthaten der Oppoſition gegenüber? Das Speyrer Präſidium hatte, wie bereits erwähnt, ſchon am 1. Febr. 1860 zum Rückzug geblaſen. Darauf erließ das Landcommiſſariat Neuſtadt, mit Umgehung der Diſtrikts-Schulinſpektion, durch das Bürgermeiſteramt an die proteſtantiſchen Lehrer die Weiſung, gegen keinen Schüler wegen Renitenz bezüglich der Geſangbuchslieder ſtrafend einzuſchreiten. Aber ſchon am 21. April 1860 gelangte eine ſtrenge Rüge dieſer Eigenmächtigkeit aus München nach Speyer, wobei zugleich die Autorität der (kirchlichen) Schulinſpektion vollkommen gewahrt wurde, und ein neuer Erlaß vom 28. April beſtimmte, daß in allen Gemeinden, wo das Geſangbuch durch die Presbyterien kirchlich eingeführt ſei, auch der gleichmäßige Gebrauch deſſelben in den deutſchen Schulen keinem Zweifel unterliege.

Die Conſiſtorial-Partei ward durch dieſe Verfügungen natürlich ſehr beruhigt, und andere Umſtände beſtärkten ihre Zuverſicht in den unerſchütterlichen Beiſtand der Regierung. Die Deputation, welche von der großen Kaiserslautrer Verſammlung an den König geſandt war, hatte keine Audienz erlangt und ihre Adreſſe blieb unbeantwortet. Als der Monarch im Monat Juni perſönlich die Pfalz beſuchte, ſoll die Deputation abermals abgewieſen und erſt auf einem Umweg zur Vorſtellung gekommen ſeyn, wobei der anweſende Regierungs-Präſident ſie auf den Widerſpruch hingewieſen habe, daß ſie auf Grund der Vereinigung von 1818 zu ſtehen ver-

ſicherten, und doch die Wahlordnung von 1818 (die, wie man ſich erinnern wird, durch die Oktroyirung vom 8. Dec. 1853 vollſtändig reaktivirt worden war) umgeſtoßen wiſſen wollten. Der König ſelbſt habe die Adreſſe einfach an das Miniſterium gewieſen und von ſich aus bloß beigefügt: „was Er ſanktionirt habe, dabei habe es ſein Verbleiben" *). So ſoll es der Kaiſerslautrer Deputation ergangen ſeyn; was aber nun folgt, kann nicht anders als mit den eigenen Worten des Berichterſtatters vorgetragen werden:

„In erfreulicher Weiſe contraſtirt hiermit der Empfang einer andern chriſtlichen Geſangbuchs-Deputation, welche ohne Auftrag einer Volksverſammlung in der guten Zuverſicht im Namen aller gläubigen Chriſten der Pfalz zu reden, dem Könige den Dank für die Genehmigung des neuen Geſangbuchs ausſprach. Ein kleines Flugblättchen, das in Tauſenden von Exemplaren in der Pfalz verbreitet wird und den Titel führt: „„Der huldvolle Empfang der Geſangbuchs-Deputation bei Sr. Maj. dem Könige"", berichtet ausführlich hierüber. Vier Männer aus dem Laienſtande, Kaufmann Spitzer, Wambsgantz, beide Presbyter und Stadträthe von Speyer, Fabrikbeſitzer Reihlen von Friedensau und Einnehmer Hagemann von Rockenhauſen, ſetzten eine Adreſſe auf, in welcher ſie Sr. Maj. dem Könige ihren Dank für die Sanctionirung des neuen Geſangbuchs ausſprachen, ſowie ihre Freude darüber, daß das hochwürdige Conſiſtorium das ihm übertragene Hirtenamt in dieſer Sache ſo treulich gewahrt habe und endlich die allerunterthänigſte Bitte ſtellten, Se. Maj. der König wollten geruhen, „„durch ein offenes Wort allergnädigſt zu erklären, daß es bei der bereits erfolgten allerhöchſten Sanction des neuen Geſangbuchs ein für allemal ſein Bewenden habe und die Einführung deſſelben in keiner Weiſe behindert werden dürfe"".

„Am 12. Juni Morgens 7 Uhr begaben ſich dieſe Männer (mit Ausnahme des Hrn. Hagemann, den ein Zufall wider ſeinen Willen abhielt) in das Präſidialgebäude, wo Ihre Maje-

*) Darmſt. K.-Z. vom 30. Juni 1860.

ſtäten logirten. Obgleich der König im Begriffe ſtand, abzureiſen, wurden ſie dennoch vorgelaſſen. Kaufmann Spitzer wiederholte dem König mündlich den weſentlichen Inhalt der Adreſſe und fügte bei: „„wir fühlen, wie wichtig es iſt, daß Ew. Majeſtät nicht bloß aus dem Beamtenſtande, ſondern auch aus der Laienwelt eine Stimme für das neue Geſangbuch vernehmen““.

„Mit den Worten: „„Unverzagt und ohne Grauen ſoll ein Chriſt, wo er iſt, ſtets ſich laſſen ſchauen““, nahm nun Fabrikbeſitzer Reihlen das Wort und erzählte, wie er ſelbſt vor dreißig Jahren der radikalen Richtung angehört habe, dann aber durch Gottes Gnade zur Erkenntniß des Evangeliums und zur Ueberzeugung gekommen ſei, daß nur durch Gottesfurcht und Glauben an den Herrn Jeſum Chriſtum die Völker auf den richtigen Weg und zum wahren Glück und Heil geführt werden können, und daß deßhalb ſein inniger Wunſch ſei, daß nicht nur die Fürſten, ſondern auch die Unterthanen zur Erkenntniß Jeſu gelangen möchten, wozu dieß Geſangbuch, das ſo ganz auf der heiligen Schrift ruhe und die Sprache der heiligen Schrift rede, ein vorzügliches Mittel ſei. Mehrmals gab Se. Majeſtät während dieſer aus warmem Herzen ſtrömenden Worte durch Blicke und freundliches Nicken dem Herrn Präſidenten, ſowie dem Redenden ſeine ſichtliche Freude und Zuſtimmung zu dem Geſprochenen kund und ſagte endlich: „„Dieſe Sprache höre ich gern““. Hr. Reihlen fuhr fort: „„Damit Ew. Königl. Majeſtät wiſſen, wer ich bin und daß ich mich vor Niemanden ſcheue, meinen Glauben zu bekennen, habe ich die Beilage eines Zeitungsblattes mitgebracht, mit einem Aufſatze, worin ich die Gemeinde vor der Kaiſerslauterner Verſammlung gewarnt habe““. Der König bemerkte, daß zum Vorleſen dieſes Aufſatzes die Zeit nicht hinreiche, worauf Hr. Reihlen erwiderte: „„Das war auch nicht meine Meinung, aber wollten Ew. Majeſtät nicht die Gnade haben, das Blatt allergnädigſt anzunehmen?““

„Huldvollſt nahm es der Monarch und befahl, es nebſt der Adreſſe (die er nicht an das Staatsminiſterium verwies, ſondern annahm) in ſeinen Reiſewagen zu legen, wo er beides unterwegs leſen wollte. Dann ſchloß er die Audienz mit den Wor-

ten: „Seien Sie ganz ruhig; daß ſanctionirte Beſchlüſſe einer Generalſynode umgeſtoßen werden, daran iſt gar nicht zu denken.“

Sonach zweifelte unter den Conſiſtorialen Niemand an der günſtigſten Wendung der Sache. Man denke ſich daher ihren Schrecken, als unterm 12. Dec. 1860 ein Erlaß der Kreisregierung plötzlich die Landcommiſſariate beauftragte, „den proteſtantiſchen Lehrern, Schulverweſern und Schulgehülfen durch die zuſtändigen Bürgermeiſter jeglichen Zwang bezüglich der Einführung und Benützung des neuen Geſangbuchs bei Vermeidung ſtrengſter Einſchreitung unbedingt zu unterſagen, und wie geſchehen, den betreffenden k. Diſtrikts-Schulinſpektionen mitzutheilen“ — ſomit eben das zu thun, was das Miniſterial-Reſcript vom 21. April 1860 ſtrengſtens verboten hatte, und ebenſo der Erlaß vom 28. April des nämlichen Jahres. Noch einmal leuchtete zwar der conſiſtorialen Partei ein Sonnenblick auf, als wenn die Kreisregierung abermals vom Miniſterium dementirt werden würde. Denn als der Miniſterialerlaß vom 8. Jan. 1861 nicht nur ſämmtliche Anträge der Kaiſerslautrer Adreſſe abwies, ſondern insbeſondere wiederholte, daß es bei dem kirchlichen Gebrauche des neuen Geſangbuchs da, wo die Presbyterien deſſen Einführung beſchloſſen hatten, ſein Bewenden haben müſſe — da freuten ſich die Einen, daß der Agitation nun doch endlich ein definitiver Dämpfer aufgeſetzt ſei, während die Oppoſition Feuer und Flammen ſpie, und ungeſäumt mit einer Klage wegen Verfaſſungs-Verletzung an die Kammer zu gehen drohte *). Dazu kam es aber nicht; denn ſchon am 26. Januar kehrte eine unmittelbare königliche Entſchließung, welche übrigens von demſelben Miniſter unterzeichnet iſt, die Stimmungen gerade um und warf wieder den Conſiſtorialen die Rolle der Beſchwerdeführenden zu.

---

*) Vgl. Darmſt. K.-Z. vom 26. Januar 1861; Berliner Proteſtant. K.-Z. vom 26. Januar 1861.

Wer das lange und etwas myſteriöſe Reſcript vom 26. Jan. durchſtudirt, wird vor Allem auf die ſehr triftige Bemerkung ſtoßen, daß es in der pfälziſchen Angelegenheit dringend geboten erſcheine, „von nun an ein übereinſtimmendes beſonnenes Verfahren zu beobachten“. Wer ſich ſodann erinnert, daß man im Dec. 1853 zur Oktroyirung griff, um die Gleichſtellung der geiſtlichen und weltlichen Mitglieder der Diöceſanſynoden zu verhindern, und daß man erſt am 29. Jan. 1860 den bezüglichen Antrag der Generalſynode von 1853 wieder lebendig machte und genehmigte, der wird mit Verwunderung wahrnehmen, daß das Reſcript vom 26. Jan. 1861 nun auch ſchon die Gleichſtellung des geiſtlichen und weltlichen Elements in der Generalſynode herbeiwünſcht, nicht zwar aus ſpecifiſch-pfälziſchen Gründen, ſondern weil dieſe Maßnahme auch ſchon im Conſiſtorialbezirk dieſſeits des Rheins ſich als zweckmäßig dargeſtellt habe. Was endlich das Geſangbuch betrifft, ſo verwahrt ſich das Reſcript nicht nur überhaupt gegen äußere Zwangsmittel, ſondern der Miniſter ſpricht endlich auch eine ſeit drei Jahren feſtgehaltene „Vorausſetzung“ aus, die er aber leider in den drei Jahren niemals verrathen hat und laut werden ließ: daß nämlich „die Presbyterien nur . . . . in Uebereinſtimmung mit der überwiegenden Mehrzahl ihrer Kirchengenoſſen für die Einführung des neuen Geſangbuchs ſich ausſprechen, und hiemit zugleich für die praktiſche Durchführung der Maßnahmen die erforderliche Grundlage bieten würden“ *).

Wie die nothwendigen Folgen dieſes regiminellen Umſchlags ſich geſtalten werden, geht aus unſerer geſchichtlichen

*) Noch der Präſidial-Erlaß vom 16. März 1859 hatte die von Gemeindegliedern an die Kirchenräthe gerichteten Adreſſen als „Aufforderungen an die Presbyterien den rechtmäßigen Beſchlüſſen der zuſtändigen Kirchenobrigkeit Widerſtand entgegenzuſetzen“ — mit ſtrafrechtlicher Einſchreitung bedroht.

Darſtellung der Lage von ſelbſt hervor. Wir bemitleiden die Männer, welche nun grauſam enttäuſcht an dem offenen Grabe ihrer redlichen Abſichten ſtehen. Wir beklagen eine Kirche, welche ſolchen Experimenten und Wendungen gleichſam in corpore vili ausgeſetzt ſeyn muß. Wir bedauern den Staat, welchem die endgültigen Früchte derartiger Mißgriffe noch niemals geſchenkt worden ſind!

---

# XVII.

## Calderons Frohnleichnams-Feſtſpiele (Autos sacramentales) überſetzt und erklärt von Franz Lorinſer.

Das Paſſionsſpiel zu Oberammergau, zu welchem in dem vorigen Jahre Zuſchauer von nah und fern herbeiſtrömten, iſt allgemein noch in friſcher Erinnerung. Man konnte hier auf die eindrucksvollſte Weiſe wahrnehmen und darnach ſchließen, was das Schauſpiel leiſten könne, wenn es einen würdigen und zugleich allgemein anſprechenden Inhalt hat; wenn dabei die Kunſt auf dem Boden des volksthümlichen Lebens und im Bunde mit der Religion ſteht. Hätte unſer deutſches Theater und unſere dramatiſche Literatur nach den erſten Anfängen der mittelalterlichen Myſterien ſich auf dieſem Grunde fortgebildet und wäre dieſer Richtung nicht durch eine falſch verſtandene Nachahmung der Antike von Seiten der Gelehrten entgegengetreten worden, wie ganz anders, wie viel beſſer ſtünde es um unſer Theater und unſere dramatiſche Literatur.

Zu demſelben Kreiſe von dramatiſchen Darſtellungen, die mit Religion und Cultus zuſammenhängen, gehören die geiſtlichen Schauſpiele, welche ehemals am Frohnleichnamsfeſte und zu deſſen Verherrlichung aufgeführt wurden. In Deutſchland beſtand z. B. dieſe Sitte zu Freiburg im Breisgau, wo ſolche Stücke zur Erbauung und Unterhaltung des Volkes bis zu dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Münſter-Platze aufgeführt wurden. Aehnliches geſchah, wie man weiß, an vielen andern Orten Deutſchlands.

Nirgends waren aber die dramatiſchen Feſtſpiele zur Ehre des Frohnleichnamsfeſtes allgemeiner in Uebung und ihrem innern Werthe nach bedeutender, als in dem katholiſchen Spanien; und unter den ſpaniſchen poetiſchen Erzeugniſſen dieſer Art ſtehen wieder keine ſo hoch, als die Autos sacramentales des großen ſpaniſchen Dichters Pedro Calderon de la Barca.

Dieſe Frohnleichnams-Feſtſpiele Calderon's werden uns nun in einer deutſchen Ueberſetzung, mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen verſehen, von Herrn Dr. Franz Lorinſer, Conſiſtorialrath und Pfarrer von St. Matthias in Breslau, geboten. Derſelbe hat ſich als einen ausgezeichneten Ueberſetzer und Erklärer dieſer geiſtlichen Feſtſpiele ſchon bewährt durch die früher von ihm herausgegebene Ueberſetzung einer Anzahl derſelben (Don Pedro Calderon's de la Barca Geiſtliche Feſtſpiele in deutſcher Ueberſetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung herausgegeben von Franz Lorinſer. Regensburg, Manz 1856, 2 Bde.) Jetzt werden von demſelben die noch übrigen, von ihm bisher noch nicht überſetzten Frohnleichnamsſpiele Calderon's heftweiſe im Selbſtverlage des Ueberſetzers erſcheinen, in Heften von acht bis zehn Bogen, von welchen jedes Heft ein Stück enthalten wird. Der Subſcriptionspreis des Heftes iſt auf zehn Silbergroſchen feſtgeſetzt; ſolcher Hefte ſollen jährlich drei bis vier erſcheinen. Der Reinertrag, nach Abzug der Druckkoſten,

ſoll zu der Reſtauration der St. Matthiaskirche zu Breslau, an welcher Hr. Lorinſer Pfarrer iſt, verwendet werden. Es iſt eine beſonders gedruckte Einladung zur Subſcription vom 1. December v. Js. datirt von dem Hrn. Lorinſer ergangen. Darin ſpricht derſelbe zugleich von dem Gegenſtande, von dem Zwecke, von den Schwierigkeiten ſeines Unternehmens, und theilt ein Urtheil über dieſe ſeine Ueberſetzung von Seiten eines competenten Richters, des ſeligen Freiherrn J. von Eichendorff mit. Schließlich bittet der Herausgeber die Anmeldungen zur Subſcription an ihn direkt (Breslau, Ritterplatz Num. 17) in frankirten Briefen richten zu wollen.

Auf dieſe Weiſe kann man ſich mit einem kleinen Geld-Opfer in den Beſitz poetiſcher Meiſterwerke und bewunderter Denkmäler des katholiſchen Geiſtes ſetzen, dabei zugleich auch noch ein gutes Werk fördern. Wer den Dichter Calderon ſchon kennt, wird dieſe Ueberſetzung mit Freude und mit Dank gegen den Ueberſetzer aufnehmen. Wer Calderon noch nicht kennt und dieſe hier gebotene Gelegenheit deſſen Bekanntſchaft zu machen benützt, wird eine geiſtige Entdeckung machen, die ihn in Erſtaunen ſetzen und für ihn ein bleibendes Intereſſe haben wird. Zu dieſem letztern Zwecke, um zur Lektüre und zu dem Studium dieſer katholiſchen Feſtſpiele Calderons einzuladen, mögen hier folgende Notizen über dieſen Gegenſtand eine Stelle finden.

Calderon (geb. 1601, geſt. 1681), der größte dramatiſche Dichter Spaniens, von einer überaus reichen poetiſchen Hervorbringungskraft (er ſchrieb mehr als einhundert zwanzig Bühnenſtücke), hochgeehrt am Hofe des Königs Philipp IV. von Spanien, widmete ſich in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre dem geiſtlichen Stande und Leben. In dieſe Periode ſeines Lebens fällt die Hervorbringung ſeiner Autos sacramentales. Was zuerſt den ſpaniſchen Namen dieſer Gattung betrifft, ſo iſt das Wort Auto (lat. Actus) in dem Sinne von Actus genommen, vermöge deſſen es eine öffentliche feierliche Hand-

lung bedeutet, ſo wie auch wir von einem Schul-Actus, von einem Actus der Preisvertheilung u. dgl. ſprechen. Die hier gemeinten feierlichen Acte ſollten, wie das Frohnleichnamsfeſt ſelbſt, zur Verherrlichung des heil. Sacramentes des Altares dienen; daher die nähere Beſtimmung Auto sacramentale. Solche geiſtliche Feſtſpiele am Frohnleichnamstage kommen in Spanien ſchon im dreizehnten Jahrhundert vor; ihre Vollendung und ihren höchſten Glanz erreichten ſie im ſiebenzehnten Jahrhundert durch Calderon. In faſt allen Städten Spaniens wurden ſie an dem genannten Feſttage gehalten, nicht minder auch auf dem Lande. In der Aufklärungsperiode, von welcher auch Spanien nicht verſchont blieb, wurden ſie (1767) von der Regierung verboten, gerade ſo wie andere geiſtliche volksmäßige dramatiſche Feſtſpiele von der öſterreichiſchen Regierung in der Periode des Joſephinismus verboten wurden, und wie derſelbe beſchränkte aufgeklärte Polizeideſpotismus unter dem Miniſterium Montgelas das jetzt mit Recht ſo hoch geſchätzte Oberammergauer Paſſionsſpiel einmal förmlich verboten hat.

Die ſacramentaliſchen Acte wurden in Spanien im Freien, auf öffentlichen Plätzen und Straßen aufgeführt; ſie machten einen Theil des Cultus zur Feier des Feſtes aus, wie die Frohnleichnamsproceſſion. In den größten Städten, wie vor allen zu Madrid in der Gegenwart des königlichen Hofes, wurden ſie mit der reichſten äußern Ausſtattung und mit entſprechender Vocal- und Inſtrumentalmuſik begleitet, in Scene geſetzt. Jede Aufführung beſtand aus einem kurzen einleitenden Vorſpiele (ſolche Vorſpiele hießen Loas) und dem eigentlichen Stücke ſelbſt. Jene Loas ſind der Natur der Sache nach oft theils von nur vorübergehender Bedeutung, theils von zu lokaler und individueller Färbung, als daß ſie allgemein und auch jetzt noch anſprechen könnten. Aus dieſer Urſache ſind in der vorliegenden Ueberſetzung die den Calde-

ron'ſchen Stücken vorausgehenden Loas unüberſetzt gelaſſen worden.

Wie wir Katholiken überhaupt ſo lange Zeit die Schätze von Kunſt und Literatur, den Geiſt und Werth ſo vieler Inſtitute der Vorzeit, welche alle aus dem Boden der Kirche hervorgegangen ſind, nicht gekannt oder mißkannt und vernachläßigt haben, ſo iſt es auch mit den Werken des großen katholiſchen Dichters Calderon gegangen, welcher doch, wie Dante, nicht ſeinem Vaterlande allein, ſondern der ganzen katholiſchen Welt angehört. Ein proteſtantiſcher Gelehrter, August Wilhelm Schlegel, hat uns Deutſche zuerſt auf Calderons Werke in gehöriger Weiſe aufmerkſam gemacht, und deren Werth gewürdigt. Seither haben noch andere ausgezeichnete Literarhiſtoriker und Kritiker derſelben Confeſſion ſowohl für die Kenntniß und Anerkennung der dramatiſchen Werke Calderons überhaupt, als insbeſondere auch dieſer Autos sacramentales gewirkt; ſo der gelehrte Amerikaner Ticknor in ſeiner Geſchichte der ſchönen Literatur Spaniens, und Fried. von Schack in ſeiner trefflichen Geſchichte der dramatiſchen Kunſt und Literatur Spaniens. Und doch hat derjenige, welcher im katholiſchen Glauben geboren und erzogen worden iſt, welcher auf dem Boden katholiſcher Anſchauungen und einer lebendigen Theilnahme an dem Cultus der katholiſchen Kirche ſteht, ein viel leichteres und mehr unmittelbares Verſtändniß der Werke des katholiſchen ſpaniſchen Dichters vor demjenigen, welcher nicht Katholik iſt, voraus. Aber man hat nun auch katholiſcher Seits in der neuern Zeit ſich bemüht, Calderons Frohnleichnamsfeſtſpiele auf deutſchen Boden zu verpflanzen und ihnen gebührende Anerkennung zu verſchaffen. So hat der ſelige Biſchof Diepenbrock in ſeinem „Geiſtlichen Blumenſtrauße“ eines dieſer Autos sacramentales überſetzt, und der gleichfalls verſtorbene treffliche Dichter und Literator, Freiherr von Eichendorff (deſſen Werke bei dieſer Gelegenheit unſern Leſern beſtens empfohlen ſeyn ſol-

len), hat ſowohl eilf dieſer Calderon'ſchen geiſtlichen Feſtſpiele überſetzt, als von der ganzen Gattung in ſeinem Werke über die dramatiſche Literatur gehandelt. An dieſe Vorgänger reiht ſich nun Hr. Lorinſer würdig an durch ſeine Ueberſetzung und durch die dem erſten Bande der Ueberſetzung beigegebene Einleitung.

Calderon verfaßte ungefähr neunzig ſolcher ſacramentaliſchen Actus; ohngefähr ſiebenzig derſelben ſind noch nicht in's Deutſche überſetzt. Der gemeinſame Zweck und Sinn aller dieſer Stücke iſt die Verherrlichung des Myſteriums der Euchariſtie. Darauf geht immer direkt oder indirekt die Schürzung und Löſung des dramatiſchen Knotens aus. Der Dichter iſt dabei von einem unerſchöpflichen Reichthum der Erfindung, der immer Neues bringt. Der Stoff und Inhalt der Stücke iſt hergenommen aus der Bibel, aus der Legende, aus Sage und Geſchichte mit Zugabe von allegoriſchen und ſymboliſchen Perſonen und Handlungen. Aber es gibt auch Stücke von ganz freier Erfindung lediglich allegoriſchen und ſymboliſchen Inhaltes; und gerade dieſer letztern Klaſſe gehören mehrere der ſchönſten, intereſſanteſten Stücke an. So ſind denn auch die Perſonen, welche in den Calderon'ſchen Autos auftreten, Perſonen aus der Geſchichte und der Wirklichkeit, aber auch Weſen der überirdiſchen Welt, Engel und böſe Dämonen, nicht minder poetiſche Perſonifikationen und allegoriſche Weſen. Etwas Eigenthümliches liegt dabei darin, daß unter den Perſonen dieſer Stücke voll Ernſt und Erhabenheit, in der Regel immer eine luſtige Perſon, der ſogenannte Grazioſo, vorkommt, welcher den Ernſt und die Anſpannung der Gedanken mildert und erheitert. Dieſe Verbindung von Ernſt und Scherz erſcheint uns nach unſerer heutigen Bildung oder Verbildung auf den erſten Anblick fremdartig, oder ſogar vielleicht unpaſſend; aber ſie findet ſich auch ſonſt in Zeiten und bei Völkern, wo man ſich unbefangener dem Wechſel der natürlichen Stimmungen überließ, und nicht überallhin eine ſich ſelbſt

beobachtende Reflexion mitbrachte. So wurde auf dem altgriechiſchen Theater mit der Tragödie das heitere Satyrſpiel verbunden; bei Shakeſpeare ſind zuweilen ſchauerlicher Ernſt mit Späßen in einer Scene im ſtärkſten Contraſt neben einander geſtellt; und wie lange dauerte es, bis man den deutſchen Hanswurſt, der gleichfalls ſich in jeder Situation hören ließ, verdrängt hatte. Uebrigens iſt der ſpaniſche Grazioſo von einer viel feinern Art als der deutſche Hanswurſt, auch nicht an dieſelbe Maske und Rolle gebunden, ſondern nach Perſon und Charakter ſehr manigfaltig in ſeiner Erſcheinung.

Das Charakteriſtiſche der Calderon'ſchen Autos in Behandlungsweiſe und ſtyliſtiſcher Form läßt ſich in der Kürze etwa ſo angeben: wir finden hier eine gegenſeitige Verbindung und Durchdringung von Poeſie und Theologie. Wenn die dogmatiſchen und philoſophiſchen Gedanken durch die poetiſche Form Anſchaulichkeit und Leben gewinnen, ſo bekommt andererſeits die Poeſie dadurch einen tiefern Gehalt. Dabei läßt es ſich jedoch nicht verſchweigen, daß das dogmatiſche und überhaupt theologiſche Element zuweilen mehr Raum einnimmt und mit mehr Scharfſinn und Subtilität ausgeſponnen iſt, als es unſerm jetzigen Geſchmack, vielleicht auch dem Intereſſe der Poeſie angemeſſen iſt. Die Sprache iſt durch Schwung, Bilderpracht und durch Entfaltung einer unerſchöpflichen Beredſamkeit ausgezeichnet. Auch dieſe Eigenſchaften erreichen zuweilen eine Linie, welche nach unſerm deutſchen Naturell und Geſchmack beurtheilt, über das rechte Maß hinauszugehen ſcheinen könnte. Aber alle dieſe charakteriſtiſchen Züge gehören in dem, was ſie uns zu viel zu haben ſcheinen, zu den nationellen und individuellen Eigenthümlichkeiten, an die man ſich gewöhnen, in welche man ſich hineinſtudiren muß. Analoges gilt für uns ja auch hinſichtlich der antiken claſſiſchen Literatur, und überhaupt von einer jeden fremden Literatur. Aber der Geiſt, der Inhalt dieſer Stücke Calderons im Gan-

zen, und eine Fülle von Schönheiten der Form ſind von ganz allgemeiner und bleibender Geltung für alle Zeiten.

Eine Vorſtellung von dem Geiſte und der Originalität dieſer Calderon'ſchen geiſtlichen Feſtſpiele wird man ſchon aus einer kurzen Inhaltsangabe derſelben erhalten, und gewiß werden nicht Wenige, ſelbſt wenn ſie auch nur ſo viel über dieſe merkwürdigen poetiſchen Werke vernehmen, ſich zu einer nähern Bekanntſchaft mit denſelben hingezogen fühlen. Wir wollen darum zur Probe eine ſolche kurze Inhaltsanzeige von zwei dieſer Autos geben, wovon das eine als Repräſentant der rein allegoriſchen Gattung gelten kann, das andere als Repräſentant der hiſtoriſch-allegoriſchen Gattung.

In dem erſtern, das den Titel führt: „Das große Theater der Welt", wird das menſchliche Leben dargeſtellt unter der Allegorie eines theatraliſchen Schauſpiels. Die Menſchen der verſchiedenen Stände ſind die Schauſpieler mit ihren verſchiedenen Rollen; denjenigen Schauſpielern, welche ihre Rollen gut durchführen, wird von dem Dichter des Stückes, welcher zugleich Unternehmer und Eigenthümer des Theaters iſt, als Belohnung in Ausſicht geſtellt, daß ſie bei ihm zu einem Gaſtmahl geladen werden. Die Perſonen des Stückes ſind: der Meiſter (d. i. der Dichter und Eigenthümer des Theaters); der König; der Reiche; der Bauer; der Bettler; die Schönheit (eine Weltdame); die Weisheit (eine Nonne); die Welt (als Regiſſeur des Theaters); das Geſetz der Gnade. Der Schauplatz iſt ein geſchloſſener Raum mit zwei Thüren, auf deren einer eine Wiege gemalt iſt, auf der andern ein Sarg; im Hintergrunde ſitzt der Meiſter auf einem Thron. Der Meiſter (der Schöpfer der Welt, welche gleichſam ein Gedicht Gottes iſt) läßt ſein Stück durch die Perſon der Welt in Scene ſetzen. Die verſchiedenen Schauſpieler treten ein durch die Thüre mit der Wiege und erhalten ihre Rollen zugetheilt, mit der Ankündigung von Strafe oder Lohn, je nach-

dem ſie ihre Rolle durchführen. Das Geſetz der Gnade tritt auf als Prolog, um den Sinn des ganzen Stückes und die gemeinſame Aufgabe aller Rollen anzugeben, was durch den Spruch geſchieht:

„Sollſt wie dich den Nächſten lieben,
Gutes thun; Gott iſt dein Hort.“

Auch ſucht das Geſetz der Gnade (das perſonificirte Evangelium oder das Chriſtenthum) im Verlauf des Stückes ſelbſt den einzelnen ſpielenden Perſonen durch die Erinnerung an den obigen Spruch, gleichſam als Souffleur, beizuſtehen. Nach dem Prolog ſprechen und handeln nun die verſchiedenen Perſonen nach ihrem Stand und Charakter; der Bauer hat die Rolle des Grazioſo. Als das Stück zu Ende geht und die Perſonen durch die Thüre mit dem darüber gemalten Sarg abgehen, werden von dem Meiſter diejenigen Schauſpieler, welche ihre Rolle gut geſpielt haben, zum Gaſtmahl geladen. Voran gehen dabei der tugendhafte Bettler und die fromme Nonne Weisheit. Muſik ertönt; es öffnet ſich der Hintergrund der Bühne; in der Höhe wird ein Tiſch ſichtbar, auf welchem der Kelch mit der Hoſtie ſteht und an welchem der Meiſter ſitzt. Nachdem die zu Belohnenden hinauf zu dem geheimnißvollen Tiſche geſtiegen ſind, ſpricht zum Schluſſe der Meiſter:

„Weil im Himmel Engelchöre,
In der Welt der Menſchen Schaaren,
In der Hölle die Dämonen,
Alle dieſem Brod ſich beugen,
Soll durch Himmel, Welt und Hölle
Lobgeſang gemeinſam hallen
Süße Preiſeshymnen ſchallen,
Einſtimmig und unaufhörlich.“

(Muſik. Das Tantum ergo ertönt, von vielen Stimmen wiederholt.)

Als Repräſentant der zweiten, hiſtoriſchen oder hiſtoriſch-allegoriſchen Gattung wählen wir das Stück: „Das Nacht-

mahl des Balthaſar", welches die bekannte bibliſche Geſchichte bei dem Propheten Daniel von dem Untergange des Königs Balthaſar (Belſazar) von Babylon zum Gegenſtand hat. Die Perſonen des Stückes ſind: Daniel; Balthaſar; deſſen zwei Gemahlinen: die Eitelkeit und die Idolatrie; deſſen Diener, der Gedanke; der Tod; eine redende Bildſäule. Die Rolle des Grazioſo iſt dem Gedanken zugewieſen. Der Gang des Stückes iſt folgender: Der Gedanke (die Perſonifikation der Gedanken Balthaſars und der menſchlichen Gedanken überhaupt), Balthaſars Diener, eröffnet dem Propheten Daniel, auf deſſen Befragen, die Veranlaſſung zu dem heutigen bevorſtehenden Feſte, nämlich die erwartete Ankunft der Idolatrie aus dem fernen Oſten, welche der König, neben der Gemahlin Eitelkeit, die er ſchon habe, als zweite Gemahlin annehmen wolle. (Die Idolatrie iſt hiebei nicht bloß als die Perſonifikation des Götzendienſtes überhaupt, ſondern zugleich als Perſonifikation der Selbſtvergötterung Balthaſars aufzufaſſen.) Klage und Vorausſicht großen Unheils von Seiten Daniels. Darauf erſcheint in der folgenden Scene König Balthaſar mit ſeinen Frauen; er voll Stolz. beide Frauen ihm ſchmeichelnd und huldigend; dazwiſchen ſcherzhafte Aeußerungen des Dieners des Königs und kurze ſchreckende Mahnungen des Propheten. So als der König voll ſeines Glückes, den beiden Frauen ſagt:

Reicht die Hände mir zum Pfand!
Wer kann dieſe ſüßen Schlingen,
Die uns ſo zuſammenbringen,
Jemals löſen?

tritt auf einmal der bisher unbeachtete Hebräer Daniel aus dem Gefolge des Königs hervor und ruft dem Könige zu die Worte:

Gottes Hand!

Dieſe Worte, eine Hinweiſung auf das Folgende, bei einigen andern Aeußerungen des Königs in ähnlicher Weiſe

dazwiſchen geworfen, ſchrecken und beunruhigen ihn auf's höchſte; doch wird durch den Zuſpruch der beiden Frauen dieſer Eindruck wieder beſeitigt. Dem Propheten ſchenkt der über ihn erzürnte König das Leben, nur

Damit er's ſehe,
Wie ohnmächtig Gottes Hand.

Daniel und des Königs Diener wechſeln nach der Entfernung des Königs und der Frauen einige Worte über das Geſchehene, wobei Daniel ausruft:

Wer kann mächtig ſich wohl nennen,
Um dich, Herr, zu rächen hier
Für die Unbild, die in mir
Ward dem Glauben?

Da erſcheint plötzlich eine Perſon, höfiſch gekleidet, mit Degen und Dolch und einem Mantel, auf dem lauter Todtengerippe gemalt ſind, und ruft dem Propheten die Antwort zu:

Ich werd's können!

Es iſt dieß der Tod, welcher zum Schrecken der Anweſenden eintritt. Auf Befragen Daniels, wer er ſei, hält nun der Tod eine tiefſinnige erhabene Rede über ſein Weſen und über ſeinen Beruf als Diener Gottes. Der Prophet kommt mit dem Tode überein, daß Letzterer den König Balthaſar wegen ſeiner Frevel nicht ſofort tödten, ſondern zuerſt noch warnen ſoll. Der Tod läßt ſich durch den Gedanken zum König führen; die Beiden mit Daniel gehen ab. Es erſcheint nun wieder Balthaſar auf der Bühne mit ſeinen beiden Frauen, welche ſich bemühen, deſſen immer wiederkehrende trübe Gedanken zu zerſtreuen, welche die Erinnerung an Daniels zugerufene Worte: „Gottes Hand", in ihm erregen. Der König ſpricht mit dieſen Gedanken beſchäftigt:

Eben dacht ich
An die Drohungen, die jene
Hand verkündigt, Gottes Hand.

Welche Strafe es wohl ſei,
Die ſie mir verſprochen. .

Da tritt der Tod auf und ruft dem Könige entgegen:

Ich!

zu deſſen größtem Schrecken. Der Tod warnt den König; aber wegen der Ueberredungskünſte der beiden Frauen vergebens. Ebenſo bleibt vergebens ein furchtbares Traumgeſicht, das dem ſchlafenden König zu ſeiner Warnung geſendet wird. In dieſem Traumgeſichte, welches auf der Bühne dargeſtellt wird, erſcheint der eherne Koloß, den einſt Nabuchodonoſor, der Vorfahrer des Königs, im Traum geſehen hatte, und ſpricht zu ihm Worte der Warnung. Alles vergeblich; die Schmeicheleien der verführeriſchen Frauen verlöſchen immer wieder den auf den König hervorgebrachten Eindruck. Um ihn ſeinen trüben Ahnungen ganz zu entreißen, veranſtalten ſie ein herrliches Mahl. Um dieſes Mahl recht glänzend zu machen, werden auf Veranſtaltung der Frauen und mit der Beiſtimmung des Königs die heiligen Becher und andere Gefäße dazu geholt, welche die Babylonier einſt aus dem Tempel in Jeruſalem weggenommen hatten. Nun wird das verhängnißvolle Mahl auf der Bühne dargeſtellt. Der Tod tritt auf unerkannt, verkleidet als einer der königlichen Diener. Es trifft ſich, daß gerade er eines jener geheiligten Trinkgefäße mit Wein gefüllt dem Könige zu reichen hat. Hier iſt es nun, daß die Beziehung zu dem heiligen Altarſacramente, welche in keinem dieſer Autos fehlen darf, hervortritt. Dieſer Mißbrauch der heiligen Tempelgefäße wird dargeſtellt als ein Bild der unwürdigen Communion, welche zum Tode der Seele führt. In dieſem Sinne ſpricht der Tod, ehe er dem Könige den Becher reicht, die Worte:

Dieſer Kelch hier vom Altare,
Er enthält fürwahr das Leben,
Wenn dem Leben er zum Tranke
Und zum Nahrungsmittel dient!

Doch den Tod auch ſchließt er ein,
Wie das Leben. Urſach iſt er
So des Lebens wie des Todes.
Und ſein Trank, er iſt gemiſcht
Wohl aus Nektar und aus Schirling;
Gift und Gegengift enthält er.

Darauf folgt Donner und Blitz; die drei verhängnißvollen Worte, Mane Tekel Phares, werden von der geheimnißvollen Hand auf die Wand geſchrieben. Vergebens wendet ſich der König in ſeinem Schrecken an ſeine Frauen, Idolatrie und Eitelkeit, und an ſeinen Diener, den Gedanken, um den Sinn der Worte zu erfahren; Daniel erklärt ihm den Sinn derſelben. Balthaſar ſucht vergebens Schutz bei ſeinem Gefolge gegen den Tod; er unterliegt in dem Kampfe mit demſelben. Die Idolatrie bekehrt ſich und drückt Sehnſucht aus nach dem neuen Geſetze der Gnade. Nachdem die Idolatrie auf mehrere Vorbilder des neuen Geſetzes und ſeines höchſten Myſteriums, welche das alte Geſetz ſchon enthalten, hingewieſen worden iſt, ſpricht Daniel am Schluſſe:

Und wenn dieſes noch
Es verſchleiert, ſo enthüll es
Jetzt prophetiſch dieſer Tiſch,
Welcher Brod und Wein euch zeiget,
Jenes wunderbare Bild
Von dem größten Sacramente.

(Es erſcheint ein Tiſch in der Form eines Altars, auf demſelben der Kelch mit der Hoſtie und zwei Kerzen zu beiden Seiten.)

Schon aus dieſer kurzen, flüchtigen Skizzirung könnte man, ſcheint uns, entnehmen, wenn man auch ſonſt noch nichts von Calderon wüßte, wie originell, wie gedankenreich die poetiſche Erfindung in dieſen Autos iſt. Und nun erſt die Art der Ausführung! Darnach kann man denn auch die Wichtigkeit, den Werth, das Intereſſe dieſer neuen Ueberſetzung bemeſſen, welche ihre ſchwierige Aufgabe durch Verbindung der Treue mit einer fließenden deutſchen Ausdrucks-

weiſe auf das glücklichſte löst. Es iſt für uns Katholiken, Geiſtliche und Laien eine wahre Ehrenſache, uns mit dieſen Erzeugniſſen katholiſcher Poeſie bekannt zu machen und ein Unternehmen, wie die vorliegende Ueberſetzung, durch zahlreiche Theilnahme zu unterſtützen. Der hochwürdige Klerus aber hat dazu noch folgende ganz beſondere Aufforderungen. Dieſe geiſtlichen Feſtſpiele haben den Zweck, das hohe Myſterium der Euchariſtie zu verherrlichen, welches der Prieſter verwaltet; ein Prieſter iſt der Dichter dieſer bewunderungswürdigen Werke, und ein Prieſter iſt es, der uns dieſe deutſche Ueberſetzung gibt, mit den nöthigen Erklärungen verſehen, welche nur ein Ueberſetzer geben kann, der zugleich katholiſcher Theolog iſt.

---

er ſoll auch ſeinem zweiten Sohne, Reccared, ausdrücklich empfohlen haben, ſich an den Rath ſeines Oheims, des katholiſchen Biſchofs Leander zu halten, der zur Zeit der Verfolgung das Brod der Verbannung hatte eſſen müſſen. So war dem Nachfolger, in deſſen Herzen ſchon die Neigung zum katholiſchen Glauben keimte, auch von außen her wie durch Fingerzeig der Weg gewieſen, und ſchon im zehnten Monat ſeiner Regierung, um die Weihnachtszeit, beging König Reccared, dem ſein Volk den Namen des Frommen beilegte, Reccaredus Pius, wie er in den Chroniken heißt, ſeinen feierlichen Uebertritt zur Kirche. Im Frühling des Jahres 589 ſodann konnte bereits das berühmte (dritte) Nationalconcil von Toledo ſtattfinden, auf dem die mitberathenden arianiſchen Biſchöfe und viele Großen des Gothenvolks das arianiſche Bekenntniß abſchworen, und der Grundſtein gelegt wurde zu dem folgenreichen Einigungswerke eines in ſeinem Glauben dauerhaft verbundenen Volkes, Spaniens Wiedergeburt. So trug das Martyrthum Hermenegilds ſchon wenige Jahre nach deſſen Todestag die unerwarteten Früchte, die einem ganzen Reiche zu gute kamen und es in ſpätern Jahrhunderten zu einem der mächtigſten der Erde erhoben, und Papſt Gregor der Große, der Freund Leanders, konnte ſagen: „Beim Volke der Weſtgothen iſt Einer geſtorben, auf daß Viele das Leben hätten.“ —

Wenn an eine geſchichtliche Erzählung die Anforderung geſtellt wird, daß ſie auf durchgängiger hiſtoriſcher Wahrheit beruhe, ſo hat der Herr Verfaſſer dieſer Forderung mit ſorgſältiger Gewiſſenhaftigkeit zu entſprechen geſucht. Seine Studien über die weſtgothiſche Geſchichte ſind ſo eingehend und umfaſſend, daß ihm von den allerdings ſpärlich fließenden Quellen wenig oder nichts wird entgangen ſein. Unter dem wiſſenſchaftlichen Sammelfleiß iſt nun freilich die künſtleriſche Seite der Darſtellung zu kurz gekommen. Die Erzählung ſieht ſich wie der Plan zu einer intereſſanten Monographie an, die hinterher in einzelne novelliſtiſche Bilder auseinander gelegt wurde

Soweit die Nachforſchungen über Volksbrauch, Geſetz, Coſtüm und andere Lokalfärbung zu erholen waren, finden ſie ſich hier mit weitreichender Beleſenheit muſiviſch zuſammengeſtellt und eingeflochten. Im Uebrigen wird die Darſtellung des häuslichen und öffentlichen Lebens aus einer Periode, über welche wir nur ſpärlich unterrichtet ſind, und wo dieſes Leben, wie in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, noch ſelbſt ein werdendes und unſtetes war, auch dem gewandteſten Sittenmaler faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Dabei ſoll jedoch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß der Verfaſſer bei der Wahl ſeines Stoffes von einem Grundgedanken geleitet wurde, der ſeine Bedeutung auch für die Gegenwart hat und gerade bei der Betrachtung der deutſchen Zuſtände ſich beſonders nahe legte. Wir laſſen ihn zum Schluſſe am beſten ſelber reden: „Alle Geſchichtſchreiber unſerer Nation, von Tacitus angefangen bis auf die Gegenwart, erwähnen der Uneinigkeit der Deutſchen als desjenigen Umſtandes, der ihrer Größe hemmend entgegengetreten. Nur ganz wenige Gelehrte loben die Vielheit in der Einheit. Die unendliche Mehrzahl aber und unter ihnen die Beſten beklagen unſere Zwietracht und vor allem unſere religiöſe Zerklüftung. Auf Heilung hoffen Wenige. An den Gothen nun haben wir ein Volk, das ſeine Geneſung gefunden und der Welt gezeigt hat, wie ſtark die Eintracht mache. Ob auch für uns ſolche Wege gebahnt werden, ob wir oder unſere Nachkommen ſie finden werden, weiß Niemand. Die es nicht erleben, finden einigen Troſt in der hiſtoriſchen Wahrheit, daß bei andern Völkern die Confeſſionen aufgehört haben und die Religion geblieben, daß die Menſchen aller Bekenntniſſe gefehlt und geſündigt haben und daß die Kirche allein es iſt, die makellos und unvergänglich daſteht. Erfahrungsgemäß verlieren die religiöſen Gegenſätze ihre Schärfe mit den Jahrhunderten. Gott gebe, daß die Kluft, die heute zwiſchen den Bekennern deſſelben Verſöhners iſt, ſich früher fülle, als wir ahnen.“

---

# XIX.

## Zeitläufe.

Oeſterreich und abermals Oeſterreich — ſeine Verfaſſungsfrage und Ungarn.

Den 22 Februar 1861.

Wer heutzutage reale Politik treiben will, muß von der Zukunft Oeſterreichs reden. Denn außer ihr haben ſelbſt die Begriffe ihre Bedeutung verloren und Europa den archimediſchen Punkt, auf den es ſich ſtützen könnte, um nicht ins Chaos oder in die Arme des franzöſiſchen Weltgeſpenſtes zu ſinken. Was ſollen wir die neueſten Lügen des Imperators anatomiſch zerlegen, oder die ſtinkenden Eier der engliſchen Blaubücher umrühren, oder die lauernde Schlauheit des Direktors der Warſchauer Conferenz ausmeſſen, oder den jüngſten Rauſch der Berliner Kammer denunciren, oder die verſpätete Ernüchterung der preußiſchen Regierung beglückwünſchen — helfen kann in der täglich ſteigenden Noth doch nur Oeſterreichs gutes Schwert. Millionen wiſſen das auf beiden Seiten, und weil ſie hoffen oder fürchten, daß es um Oeſterreich geſchehen ſei, darum kennt der Uebermuth der Einen und die Entmuthigung der Andern keine Grenzen mehr.

Während aber der Nationalverein zu Berlin am 25. Januar neuerdings erklärte, daß man das gebrochene Oeſterreich ſeinem Schickſal überlaſſen müſſe, hat die Londoner „Armee- und Flotten-Zeitung“ verſichert: die Kriſis ſei zwar ſchwer, ſobald aber Oeſterreich auf der Baſis der Freiheit mit ſich ſelbſt ausgeſöhnt ſei, werde es eines der jugendfriſcheſten Völker der Erde ſeyn. Das war ſtets auch unſere Meinung, und weder der barbariſche Unfug in Ungarn, noch die maßloſe Rache, welche der Wiener Liberalismus für die lange Abſtinenz und Mundſperre nun nimmt, haben uns allzu ſehr erſchreckt. Der Geiſt des Umſturzes läßt ſich eben überall und ſogar in Berlin wieder verſpüren, um ſo mehr muß man ſich faſt noch wundern, daß es in Oeſterreich nicht viel ärger gekommen iſt; und vergleicht man vollends die Ereigniſſe vor zwölf Jahren mit den Zuckungen von heute, ſo darf man ſelbſt von namhafter Beſſerung reden. Das öſterreichiſche Staatsſchiff lernt nun einmal ſchwimmen und dazu mußte es ins Waſſer, überdieß bei einer vom Sturmeswehen der neuen Weltperiode bis auf den Grund gepeitſchten See. Aber es wird den Hafen glücklich erreichen, ſobald es nur die am 20. Oktober 1860 gegebene Richtung nicht verliert.

Noch in letzter Zeit iſt nichts unverſucht geblieben, um der Regierung dieſe Richtung wieder zu entziehen. Oeſterreich bedarf einer Reichs-Verfaſſung, aber Alles hängt von dem Wie derſelben ab. Die einzig mögliche, weil wirklich gegebene Linie, welche das Diplom vom 20. Oktober gezogen, iſt aber auf die merkwürdigſten Anfechtungen geſtoßen. Nicht nur die ganze deutſche Preſſe mit wenigen Ausnahmen, die ſich nicht in Judenhänden befinden, iſt gegen das Diplom aufgetreten, ſondern als der Finanzminiſter von den Handelskammern Gutachten über die Beſſerung der Valuta einforderte, haben die Kammern der deutſchen Provinzen faſt einmüthig eben das verlangt, was im außerordentlichen Reichsrath auch die Liberalſten mit einziger Ausnahme Maager's, der juſt gleich-

falls Präſident einer Handelskammer iſt — als einen „Unſinn“ erklärten, den man ihnen nicht zutrauen dürfe. Sie verlangten nämlich eine allgemeine Reichsvertretung aus unmittelbaren Wahlen, ein Reichsparlament. In Prag hat ſelbſt der Czechismus die Handelskammer nicht abgehalten, einen ſolchen Reichstag zu beantragen, der im glücklichſten Falle durch ſein Maſſengewicht die Kronlandstage völlig erdrücken müßte; in Linz und Laibach wollte ſie einfach die Conſtitution vom 4. März 1849 reaktivirt wiſſen; die von Olmütz zürnte im frechſten Tone, daß „man“ durch das Diplom vom 20. Oktober die theuer errungene Einheit der Monarchie mit Einem Schlage vernichtet habe. Und unter dem Druck dieſer Ausſprüche nahm die Wiener Preſſe bald als ausgemacht an, daß die Regierung der Finanznoth wegen ſchleunigſt einen allgemeinen Reichstag aus unmittelbaren Wahlen berufen werde.

Gottlob, es iſt anders gekommen und Oeſterreich wird in dieſer falſchen Richtung nicht experimentiren, obſchon die Koſſuthianer in Ungarn und die Handelskammern in Deutſchöſterreich, beide freilich aus ganz entgegengeſetzten Gründen, es ſo ſehr wünſchten. Die Magyaren wußten wohl, daß eine parlamentariſche Reichseinheit ſolcher Art die Monarchie unfehlbar auseinander ſprengen müßte, die deutſchen Liberalen aber merkten davon nichts. Waren ſie ja ſogar naiv genug, gleich nach dem Erlaß vom 20. Oktober mit aller Gewalt ſich auf die Idee eines „deutſch-ſlaviſchen Landtags“ zu werfen, da auch den Ungarn nun wieder ein förmliches Parlament gewährt ſei. Vergebens bemerkte man ihnen: ein ſolches Wiener Sonderparlament berufen hieße ja nichts Anderes als den Dualismus im größten Maßſtabe von vornherein ſelbſt ſanktioniren, dem Magyarismus eigenhändig die Trennungs-Licenz ſchreiben und ihm auch gleich die Kroaten, Slavonier, Dalmatiner, Serben, Rumänen, Siebenbürger nachwerfen — das Geſchrei nach dem deutſch-ſlaviſchen Landtag dauerte noch Wochen lang fort, namentlich auch in der Allgemeinen Zeitung,

bis man endlich in demſelben Blatte las: „die unglückliche Idee einer nur die deutſch-ſlaviſchen Provinzen umfaſſenden Vertretung neben dem ungariſchen Landtag wäre der Todesſtoß für die innere Einheit der Monarchie geweſen.“

Sehr richtig! Das aber merkte man noch immer nicht, daß der allgemeine Reichstag aus unmittelbaren Wahlen ganz die gleiche Wirkung thun müßte, ja in Wirklichkeit gar nichts Anderes wäre als eben wieder ein deutſch-ſlaviſcher Landtag.*) Und zwar im beſten Falle. Denn täuſche man ſich nicht, der verſchwommene Liberalismus von 1848 iſt einem ſchneidigern Geiſte gewichen, der es ſchon zweifelhaft macht, ob nur die Czechen kommen würden. Ihre Parteiführer wenigſtens haben ſich entſchieden gegen die Beſchickung eines Parlaments erklärt, womit keinerlei Selbſtſtändigkeit der einzelnen Kronländer und Autonomie ihrer engern Kreiſe verträglich wäre. Im gleichen Sinne hat ſich die große polniſche Deputation für das Oktober-Diplom, aber gegen direkte Wahlen zu einem allgemeinen Reichstag ausgeſprochen, welcher den galliziſchen Landtag paralyſiren würde. Daß die Slaven des „dreieinigen Königreiches“ Deputirte ſchicken würden, iſt kaum zu denken; vielleicht nicht einmal die Rumänen in Siebenbürgen und die Serben, am allerwenigſten die Magyaren. Was bliebe demnach für das Reichsparlament übrig? oder wollte man etwa reichstägliche Deputirten-Wahlen erzwingen?

Im Grunde iſt es doch eine recht plumpe Liſt der Magyaren-Preſſe, wenn ſie ſo gar eifrig für die parlamentariſche Union der nichtungariſchen Oeſterreicher beſorgt iſt, ja denſelben ſogar anräth, ſie ſollten ſich nur ja keine Otroyirung ge-

*) Dieſe Eventualität ſcheint auch unſer hochverehrter Correſpondent „vom Oberrhein“ unterſchätzt zu haben, wenn er im letzten Hefte geneigt iſt, die Schwierigkeiten des Diploms vom 20. Oktober über die eines allgemeinen Reichstags aus unmittelbaren Wahlen zu ſtellen.

fallen laſſen, ſondern den „geſetzlichen Boden“ von 1848 einnehmen und mit einem zweiten Reichstag eben da anfangen, wo der erſte öſterreichiſche Reichstag ſtecken geblieben iſt. Nicht als wenn die Magyaren ſelbſt zum Wiener Reichstag kommen wollten, ſondern weil ſie eben nicht kommen, unter dem Titel der Perſonalunion ein eigenes Reich ſpielen und auch die andern Länder der ungariſchen Krone vom deutſchen Verbande unwiederbringlich ab- und an ſich reißen möchten.

Nun muß man aber bedenken, daß die deutſchen Handelskammern vor Allem die Reichseinheit wollen und dazu empfehlen ſie daſſelbe Mittel, welches die Magyaren zur Zerreißung der Reichseinheit an die Hand geben! Muß es nicht eine ſchwere Krankheit der Selbſtſucht und des fanatiſchen Haſſes ſeyn, was dieſe Vertreter des Großkapitals, des Börſianismus und der Spekulation auch für die offenkundigſten Thatſachen blind macht? Und ſo iſt es in der That. Sie ſind überall kosmopolitiſch, nirgends aber haben ſie ſich grundſatz- und gewiſſenloſer benommen als in Oeſterreich. Autonomie und hiſtoriſches Recht widerſteht ihnen wie Gift und Opperment. Sie ſind heftige Feinde der bureaukratiſchen Centraliſation da, wo ſie ihrem Intereſſe hinderlich iſt, aber ſie beten die Staatsomnipotenz an, wo ſie in ihrem Dienſte wirkt. Das ſchmutzige Regiment Louis Philipps, wo die conſtitutionelle Allmacht der Sklave ihrer Corruption war und die widerſtandloſe Societät den Börſengeiern preis gab, iſt ihr Ideal, und wie ſie den allgemeinen Wiener Reichstag auffaſſen, iſt nicht zweifelhaft. Es war ein ſchwerer Fehler des Finanzminiſters, die Geldwechsler wegen der Agio-Calamität um Rath zu fragen; ihre Antworten mußte er zum voraus wiſſen, denn was ſie zur Sache etwa ſagen konnten, das hatten ſie Alles ſchon dem Baron von Bruck geſagt. Aber über den „Abſolutismus“ hatten ſie unter Bruck niemals geklagt und dieſes Verſäumniß brachten ſie jetzt mit Wucherzinſen ein.

Sogar die Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung vergaßen ſie nicht, und daß das Concordat den ſchlechten Curs der Banknoten verantworten mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Die Pilſener Kammer gab dem neugierigen Finanzminiſter auch noch die „in Kurheſſen veranlaßten (!) Bemühungen gegen die Wiederherſtellung der rechtmäßigen Verfaſſung“ zu bedenken. Und wenn bloß die zwei Kammern von Feldkirch und Roveredo aus der radikalen Nähe der Schweiz und Sardiniens darauf antrugen, die entwerthete Bankvaluta mit Kirchen- und Kloſtergut aufzubeſſern — ſo war es wohl, weil die andern genauer wußten, daß da nicht mehr viel zu holen iſt.

Unter dem Regiment des Herrn von Bruck, wo die Lehre von der Miniſter-Verantwortlichkeit wahrlich ſehr am Platze geweſen wäre, hat die öſterreichiſche Geldmacht und ihr großes Augsburger Organ nicht nur mäuschenſtill geſchwiegen, ſondern ſie haben ſich auch unverholen mit dem Hintergedanken vertröſtet, daß das großartige Werk der „Germaniſirung“ erſt entſchieden feſtſtehen müſſe, ehe an ein öſterreichiſches Reichsparlament zu denken ſei. Das war wenigſtens ein richtiger Gedanke und eine Politik. Jetzt aber nachdem das germaniſirende Syſtem ſo trauriges Fiasko gemacht hat, thut die liberale Bourgeoiſie geradeſo als wenn nichts vorgegangen wäre, und als ob ſie vollſtändig im Siege ſei, fordert ſie von der Regierung die bureaukratiſche Nivellirungs-Maſchine eines allgemeinen Reichstags aus unmittelbaren Wahlen. Was ſoll man dazu ſagen? ganz abgeſehen von der Frage: ob denn nicht jeder Oeſterreicher in ſeiner Taſche ſpüre, welch' herrlichen Aufſchwung im Jahre 1848 der direkt gewählte Reichstag den öſterreichiſchen Finanzen gegeben habe?

Aber — mag man ſagen — die Magyaren werden den nach dem Diplom vom 20. Oktober aus den Landtagen gewählten Reichsrath ebenſowenig beſchicken als ein unmittelbar gewähltes Reichsparlament, die Reichseinheit iſt demnach ſo

wie ſo geopfert. Erſteres wird aller Wahrſcheinlichkeit nach richtig ſeyn, letzteres aber nicht, und dieſer große Unterſchied bildet den Angelpunkt, um welchen ſich jetzt die Geſchicke Oeſterreichs drehen.

Kommen nämlich die Ungarn auch nicht zum Reichsrath, ſo werden doch ſonſt alle die Länder und Nationalitäten hier vertreten ſeyn, welche beim Reichsparlament gefehlt haben würden. Wie die Spannungen nun glücklicherweiſe ſtehen, werden gerade die ehemals mit Ungarn vereinigten Kronländer der Wiener Centralvertretung um ſo enger ſich anſchließen, je ſchroffer die Magyaren ſich abſchließen; denn der Reichsrath wird die ſicherſte Bürgſchaft ihrer Autonomie gegenüber den ungariſchen Suprematiegelüſten ſeyn. Augenſcheinlich iſt dieß zugleich der gewieſene Weg, um die Magyaren allmählig zur Vernunſt zu bringen. Nach dem Diplom vom 20. Oktober kann Oeſterreich eine wahrhaft liberale Organiſation im Centrum und in den Theilen zur Befriedigung ſeiner loyalen Völker durchführen, für Ungarn aber den Platz offen laſſen. Wollen die Magyaren ihren paſſiven Widerſtand bockbeinig fortſetzen — nun dann iſt Ungarn ein paar Jahrhunderte lang conſtitutionell geweſen, während die übrigen Beſtandtheile der Monarchie patriarchaliſch regiert wurden, im Nothfall kann man ja den Spieß auch einfach umkehren, bis die ungezogenen Kinder ſich eines Beſſern beſinnen werden. Mit einer aus den Landtagen aufgebauten Central-Vertretung kann man das, mit einem Reichsparlament aber könnte man es nicht, ſchon deßhalb nicht, weil ein ſolcher Conſtitutionalismus mehr als die Hälfte des Reichs zu den Magyaren in den Schmollwinkel treiben würde, wenn nicht zu noch ſchlimmeren Verbindungen.

Dieß ſind die Vortheile der Stellung vom 20. Oktober. An großen und langwierigen Anſtänden wird es auch ihr nicht fehlen, aber ſie bietet doch eine Baſis, welche weder die Möglichkeit der Verſtändigung noch die organiſche Fortbildung, weder das hiſtoriſche Recht noch den von dem Zeitenlauf gebo-

tenen Fortſchritt von vornherein ausſchließt, und welche den Anſprüchen der Beſonderheit in den Landtagen ebenſo ihren Spielraum gewährt wie den Bedürfniſſen der Geſammtheit im Reichsrath. Das Gleichgewicht zwiſchen beiden herzuſtellen und zu erhalten iſt nicht das Werk einmaliger Statuten, ſondern wird die Aufgabe der öſterreichiſchen Geſchichte ſeyn. Mit dem Wechſel der Zeiten wird der Schwerpunkt von ſelbſt in den Reichsrath fallen, für den Augenblick aber werden die Landtage überwiegen, und es iſt die Sache kluger Politik, dieſer centrifugalen Tendenz nicht etwa durch Schwächung der Landtage ſondern durch möglichſte Stärkung der Centralvertretung entgegenzuarbeiten. Dazu dient die Vermehrung der Mitgliederzahl und der Competenz durch Verleihung einer gewiſſen Initiative, noch mehr aber die Ausſcheidung eines ſtändigen Elements von dem wechſelnden der gewählten Mitglieder ſei es in zwei Curien oder zwei Häuſern; endlich dürften ſich Mittel finden um zu verhindern, daß bloß die in zufälliger Mehrheit befindlichen Landtags-Parteien anſtatt der realen Bevölkerungskreiſe ihre Vertreter in den Reichsrath ſenden.

Allen Anzeichen nach hat der Staatsminiſter von Schmerling mit Liebe und politiſchem Verſtändniß in den Gedanken des Diploms vom 20. Oktober ſich hineingearbeitet, und läßt ſich von ihm eine befriedigende Löſung erwarten, obgleich ſein erſter Akt, das Geſetz nämlich über die Landtags-Wahlen vom 5. Januar, nichts weniger als tadelfrei iſt. Daß das alte Princip der vier Stände-Wahl die gegenwärtige Societät nicht mehr decke, ſomit einer zeitgemäßen Erweiterung bedürfe, läßt ſich ſchwer läugnen und ebenſowenig, daß die Praxis der Demokratie, welche die Intereſſen Aller am ſicherſten durch das Wahlrecht Aller nach der Zahl der Köpfe zu wahren glaubt, ihre großen Bedenken hat. Das Richtige wäre freilich eine wahre „Intereſſen-Vertretung“; das Schlagwort enthält aber eine petitio principii, und die altliberale Deutung deſſelben, daß „Beſitz und Bildung“ wählen ſollen, iſt von allen Aus-

wegen der gefährlichſte. Gerade ihn hat aber der Miniſter betreten; indem er in den Städten die ganze dritte zur Gemeindewahl berechtigte Klaſſe und in den Ortsgemeinden das letzte Drittel der Beſteuerungsklaſſe vom landtäglichen Wahlrecht ausſchließt, glaubt er den Beſitz, und indem er alle Beamten, Geiſtliche, Officiere ohne Rückſicht auf den Steuerfuß der erſten Wählerklaſſe einverleibt, glaubt er die Bildung oder Intelligenz zur Vertretung zu bringen. Während alſo die vier Statute Goluchowskis zwar das Wahlrecht auf den Gemeinderath beſchränkten, dem dritten Wahlkörper aber doch wenigſtens einen indirekten Antheil an der Landtagswahl beließen, macht hingegen das Schmerling'ſche Geſetz an den meiſten Orten den ganzen mittlern Bürgerſtand politiſch rechtlos; die Gewerbsleute fallen in der Regel alle durch, während der letzte Copiſt mit ein paar hundert Gulden Gehalt ohne Steuer zu zahlen im Namen der Bildung Wähler iſt, und nicht ſelten überwiegen ſogar die wahlberechtigten Beamten die ganze Summe der ſteuerzahlenden Wähler*).

Dieß muß nothwendig erbitternd wirken; und wenn es ein Mißgriff war, daß Graf Goluchowski den Cenſus des wahlfähigen Adels in Tyrol niedriger ſtellen mußte als für den wahlfähigen Bauern in Steyermark, ſo iſt der Mißgriff des Geſetzes vom 5. Januar nicht geringer. Unzweifelhaft wird der Miniſter durch die einzelnen Statute noch altſtändiſche Elemente aus dem hohen Klerus, dem Fideicommißadel,

*) In Kreme beträgt z. B. die Zahl der letztern 151, die der wählenden Staatsdiener 155. In Wiener-Neuſtadt zählt die erſte Klaſſe 43 Gemeindewähler, die zweite 173, die dritte 1541; nun fallen dieſe letzten Gemeindewähler für die Landtagswahlen ſämmtlich durch, wofür nicht weniger als 180 Beamtete zu den Wählern erſter Klaſſe hinzutreten. Und die Ausgeſchloſſenen ſind nicht etwa ein beſitzloſes Proletariat, ſondern es befinden ſich Leute darunter, die 40 bis 70 Gulden an direkter Steuer zahlen, abgeſehen von den ſchweren Umlagen anderer Art.

der Gelehrtenwelt ꝛc. beimiſchen; aber die Baſis iſt nun einmal verdorben. Conſervative Mehrheiten hätte er eher durch den ausgeſchloſſenen Mittelſtand erhalten als durch das Volk der Handelskammern. Das Vermögen war wohl einſt conſervativ, das rollirende Geld der Gegenwart iſt es aber nicht, und nirgends weniger als in Oeſterreich. Denn es hat hier noch nicht viel vom Proletariat zu befürchten, und beſitzt an dem ſeit drei Generationen mit allen Regierungsmitteln genährten Joſephinismus einen blutsverwandten Bundesgenoſſen. Gerade den Beamtenſtand hat dieſes Gift am meiſten durchfreſſen, und aus Geld und Beamten will nun der Miniſter conſervative Landtage ziehen. Wo in den Gemeinderäthen etliche Radikale ſitzen, da ſind ſie ſicherlich immer durch die Höchſtbeſteuerten hineingekommen, und treten die letztern mit den Beamten zur Landtagswahl zuſammen, ſo wird nichs Anderes daraus entſtehen als ächte Bourgeoiſie-Kammern, wie ſie aus der Geſchichte Louis Philipps nur allzu bekannt ſind nicht als Bruſtwehren gegen die Demokratie, ſondern als die Bahnbrecher des allgemeinen Stimmrechts.

Sehen wir ſelbſt einen Schmerling ſich in ſolcher Weiſe verirren, ſo überkommt einen abermals faſt die Luſt, den Magyaren, Czechen, Polen und wie die Kobolde alle heißen, weniger zu zürnen als vielmehr zu danken. Oeſterreich hat noch ein bedenklicheres Leiden als ſeine Schulden, und das dumpfe giftige Miasma der materialiſtiſch-bureaukratiſchen Aufklärung, das ſeit der großen aber übelberathenen Kaiſerin wie eine ſybaritiſche Peſt des Stumpfſinns über dem ſchönen Reiche lagerte, kann nun einmal nicht anders als unter Blitz und Donner ausgetrieben werden. An den elektriſchen Entladungen vor zwölf Jahren war es noch keineswegs genug; das Concordat hat zwar ein ſchönes Zeugniß gegeben, daß man in den höchſten Regionen freier athme; aber Dank der verdorbenen Luft in den Niederungen konnte doch immer noch Herr von Bruck mit ſeinem materialiſtiſchen Evangelium der

allmächtige Miniſter werden. Jetzt hat das hiſtoriſche Recht und die Nationalität ein neues Fegfeuer angezündet, welches hoffentlich ausreichen wird. Es regt ſich überall ein friſches Leben, und ſchmerzen uns auch oft die Ohren davon, ſo lebt es ſich doch nicht bloß unter den Gegnern, ſondert es bildet ſich endlich auch — wie das treffliche Journal „Vaterland" durch ſeine bloße Exiſtenz beweist — eine wirklich und ſelbſt bewußt conſervative Partei. Das will viel ſagen für Oeſterreich und für Wien, ja mehr als einſichtige Leute vor Kurzem noch für möglich hielten!

---

Für die Ungarn bildet das Diplom vom 20. Oktober die Wiederherſtellung ihrer altererbten Verfaſſung, aber freilich nicht der koſſuthiſchen Conſtitution von 1848. Dieſen Unterſchied muß man wohl im Auge behalten, um die Stellung der ungariſchen Parteien unter ſich und zur Regierung zu beurtheilen. Die Altconſervativen, aus welchen die ungariſche Hofkanzlei gegenwärtig beſteht, haben den Kaiſer verſichert, daß die große Mehrheit der Magyaren gar nicht mehr verlange, als was das Oktober-Diplom gab. Sie mußten bald erfahren, wie ſehr ſie ſich getäuſcht. Die ungariſch Liberalen verlangten die Conſtitution von 1848, auf deren Boden ſie unüberwindliche Schanzen gegen die Trennungspläne der Koſſuthianer aufzuwerfen verſprachen. Ihrem Drängen ſchloßen ſich in der Furcht und Verlegenheit mehr und mehr auch die Altconſervativen an; die Regierung, hieß es, brauche ſich bloß den Liberalen in die Arme zu werfen, um ſofort aller Anſtände in Ungarn überhoben zu ſeyn, und es war eine Zeitlang wirklich zu fürchten, man werde ſich in Wien abermals von Poſition zu Poſition bis an den Abgrund treiben laſſen. Heute aber iſt dieſe Gefahr hoffentlich vorbei; denn von den Liberalen iſt nun ſo gut wie von den Altconſervativen erwieſen, daß auch ſie ihre windigen Verſprechungen nicht halten

**könnten**, wenn man auch das Oktober-Diplom an ſie wegwerfen wollte. Es iſt der Mühe werth, dieſes zweite Stadium der ungariſchen Frage näher zu betrachten.

Die Magyaren ſtehen im Geruch einer edeln und ritterlichen Nation, weil man von einzelnen Perſönlichkeiten auf die Maſſe ſchließt. Im Ganzen iſt dieſelbe ein wenig talentirtes aber unbändiges, grobſinnliches, vornehmlich zu geſchlechtlichen Ausſchweifungen geneigtes Volk, und auch der Adel großentheils ſittlich und religiös tief verkommen. Bis 1848 hatte er die Comitatsregierung als Monopol in der Hand, ſeitdem er aber die Alleinherrſchaft an die Abſtimmung des Herrn Omnes abgeben mußte, iſt die Popularität ſein Gott. Den Leidenſchaften der Maſſe zu ſchmeicheln, muß die erſte Aufgabe des politiſchen Mannes in Ungarn ſeyn, denn nur von der Volksgunſt hat er Amt und Brod zu erwarten. Wie kann man ſich über die wüſte Anarchie in faſt allen Comitaten noch wundern? In der Sitzung des Reichsraths vom 27. September v. Js. hat Baron Lichtenfels auf die unglaubliche Menge der Advokaten in Ungarn hingewieſen, und ohne daß ein Magyare widerredete, hat er behauptet: „in der Stadt Peſth allein beſtanden doppelt ſo viel Advokaten als in fünf andern öſterreichiſchen Provinzen zuſammengenommen, nämlich in Böhmen, Mähren, Steyermark, Galizien und Dalmatien". Dazu die eigenthümlichen Verhältniſſe des magyariſchen Adels. Ein ungarnfreundliches Organ hat jüngſt das Wahlgeſetz von 1848 beſonders deßhalb als ganz radikal bezeichnet, weil es jedem Adelichen aktives und paſſives Wahlrecht verleihe; denn man müſſe wiſſen, „wie zahlreich die Klaſſe jener Edelleute iſt, die ihrer Bildung und Beſchäftigung nach dem Bauernſtande angehören, ja ſogar als Taglöhner ſich ihren Unterhalt verdienen" *).

---

*) Es gibt ſomit außer der „conſtitutionellen Legalität" noch andere Gründe, um ſich die Abſetzung der 865 Magyaren, welche neben

So iſt das politiſche „Volk“ beſchaffen, mit welchem die reichen Herren der altconſervativen Partei Ein Herz und Eine Seele zu ſeyn wähnten. Weil man ſie unter dem eiſernen Druck der Reaktion allein reden und opponiren ließ, glaubten ſie die Maſſe auch nachher durch ihr Wort lenken zu können. Jetzt aber weigert man nicht nur der aus ihrer Mitte gebildeten Hofkanzlei und Statthalterei jede geſetzliche Autorität, ſondern die Herren müſſen ſich ſogar fürchten, und es iſt nicht bekannt, daß außer dem Fürſt-Primas nur ein einziger den heilloſeſten Exceſſen öffentlich entgegenzutreten gewagt hätte, weder ein Obergeſpan, noch ein anderer Magnat. Graf Stefan Karolyi, der Adminiſtrator des Peſther Comitats, Haupt des großen katholiſchen Vereins vom heiligen Stefan und einer der vornehmſten Herren Ungarns, hatte gegen die Regierung den tapferſten Muth bewieſen, kaum war aber die „Freiheit“ wieder da, ſo verſchwand er hinter ſeinem Vicegeſpan, dem fanatiſchen Koſſuthianer Nyary, er wurde krank, reiste in franzöſiſche Bäder, und Hr. Nyary durfte noch öffentlich erklären, es ſei ganz falſch, daß ein Zwieſpalt des Grafen mit dem Ausſchuß beſtehe. Wenn freilich der Flüchtling Szemere, unter den rothen Miniſtern der ungariſchen Republik dereinſt der rotheſte, zu Szabolcz bei der Comitatswahl durchfiel, weil er das Oktoberdiplom als Ausgangspunkt für die Entwicklung Ungarns empfohlen habe, ſo dürfen die altconſervativen Pathen des Diploms Gott noch danken, wenn ſie nicht wegen Verletzung der Conſtitution criminaliſch belangt werden. Ueberdieß haben ſie auch noch das proteſtantiſche Vorurtheil gegen ſich. Wäre von den wildeſten Rednern der Comitate immer auch der confeſſionelle Charakter angegeben, ſo würde man ſehen, daß ſie faſt durchaus Calviniſten ſind.

---

238 Nichtungarn unter der Bach'ſchen Regierung als Beamte in Ungarn fungirten, und ſofort aller Bedienſteten bis zum Ofenheizer herab zu erklären.

Die Regierung ſelbſt hat daher zwei Proteſtanten aus den Altconſervativen, Vay und Zſedenyi, ausgeſucht und ihnen die Hofkanzlei übertragen, was aber die Reformirten von Veröcz keineswegs gehindert hat, jüngſt den „um die Sache des Proteſtantismus verdienten Ludwig Koſſuth“ zum Ehren-Curator zu ernennen.

Da nun die Partei des Oktober-Diploms anſtatt eine Stütze zu bieten ſelber des Schutzes bedarf, ſo war die Kurzſichtigkeit gleich mit dem Rath bei der Hand: warum man denn das conſtitutionelle Princip nicht mit Hülfe der Liberalen durchführen wolle, mit den Männern welche, an den Geſetzen von 1848 unverbrüchlich feſthaltend, nicht etwa eine äußerſte Linke, ſondern die äußerſte Rechte der Legalität bilden — mit der Partei Deak und Eötvös? Wer ſind aber dieſe Herren und was haben ſie als Mitglieder des ungariſchen Miniſteriums vom 17. März 1848 geleiſtet? „Der Juſtizminiſter Franz Deak“, erzählt Graf Mailath als Augenzeuge, „ein ausgezeichneter Verſtandesmenſch, mißbilligte von vornherein die Schritte der liberalen Partei auf dem Reichs-Tag, und wenn er an der Spitze der Oppoſition geſtanden hätte, wären die ungeheuern Reichstags-Beſchlüſſe nie zu Stande gekommen; aber er war nicht mehr populär und viele Anhänger des neuen Syſtems nannten ihn nur einen veralteten Tabla-biro. Er hatte das Miniſterium in der eiteln Hoffnung übernommen, die höher anſchwellende Fluth als Damm im geregelten Lauf erhalten zu können. Der Miniſter des Cultus und des Unterrichts, Baron Joſeph Eötvös, ſah nun ſeine Wünſche erfüllt; Ungarn hatte ein verantwortliches Miniſterium und die Comitatsmacht war pulveriſirt. Er ſah aber auch ſeine Wünſche überboten; ſeinem Scharfſinn entging es nicht, daß der Zuſtand nicht haltbar war. Er hielt es mit Deak, aber fruchtlos“ *).

*) Neuere Geſchichte der Magyaren. Regensburg 1853. II, 15.

Die beiden Ritter der Legalität nun, welchen damals ihr eigenes Werk aus den Händen geſchlüpft iſt, ſind heute wieder zu ſpät gekommen, und verrathen abermals ſo wenig Macht, die Ereigniſſe zu leiten, daß ſie vielmehr umgekehrt von den Ereigniſſen förmlich gehudelt werden. Baron Eötvös hat Anfangs 1859 eine (anonyme) Schrift über die „Garantien der Macht und Einheit Oeſterreichs“ herausgegeben, worin er die jetzt im Oktober-Diplom verwirklichten Grundzüge ſo lebhaft vorzeichnete, daß man meinen könnte, das Diplom ſei aus dem Eötvös'ſchen Buch abgeſchrieben *). Der Baron bezeugte namentlich, daß zweierlei Miniſterien der Finanzen, des Kriegs und des Auswärtigen für Oeſterreich eine Unmöglichkeit ſeien. Kaum gibt aber der Kaiſer den von ihm ſelbſt formulirten Wünſchen der Ungarn nach, ſo ſchreibt der gelehrte Präſident der ungariſchen Academie abermals ein Buch, worin er ein vollzähliges Miniſterium in Peſth als unveräußerliches Recht der Conſtitution von 1848 verlangt, und gar kein anderes Band zwiſchen Ungarn und Oeſterreich mehr zulaſſen will als die reine Perſonalunion. Dieß war auch der vermummte Inhalt ſeiner Peſther Rede vom 1. Februar; aber ſelbſt das „Vaterland“ iſt verwundert, mit keinem Wort angedeutet zu finden, wie denn er ſich die Verbindung eines nach ſeinen Begriffen conſtitutionellen Ungarns mit dem Geſammtreich denke? Hierin iſt eben der Baron mit ſeiner Popularität noch nicht einig.

Am 17. Januar war indeß auch Herr Deak aus dem königlichen Halbdunkel ſeines Schweigens zum erſtenmale wieder hervorgetreten, indem er vor dem Peſther Stadtrath für einſtweilige Beibehaltung der öſterreichiſchen Juſtiz eine Rede hielt. Denn er ſei zwar ſelbſt keineswegs ein Freund der Wiener Geſetzbücher, aber ihre plötzliche Abſchaffung würde unabſeh-

*) Die hiſtor.-polit. Blätter haben das Buch damals ſchon mit der rückhaltloſeſten Sympathie begrüßt.

bare Anarchie über das Land bringen. Aus dieſer Rede des „unvergleichlichen Patrioten“ hat man ein entſcheidendes Ereigniß gemacht. Sein koſſuthiſcher Gegner aber, Advokat Szilagyi, ſagte ihm trocken in's Geſicht: das ſei zwar Alles recht ſchön, nütze aber nichts mehr, weil es zu ſpät komme; „Herr Deak hätte vor drei bis vier Wochen ſo ſprechen müſſen, dann würde das Land gegenwärtig nicht in ſeiner troſtloſen Lage ſeyn“. Die Deak'ſche Rede fand zwar einſtimmige Annahme, Abends aber wurde mit Mühe eine Katzenmuſik für ihn verhindert, und geholfen hat ſeine heroiſche That gar nichts. Denn die Peſther Comitats-Adreſſe vom 11. Februar fällt wieder ganz auf die alten Füße; nur ſo gnädig wollen die Herrn vorerſt ſeyn, die kaiſerlichen Gerichte nicht mit Gewalt zu verjagen. In Wahrheit muß man ſich auch wundern, wie die beiden Führer der Liberalen ſich noch irgend eine Rechnung auf die maßgebende Metropole Ungarns machen konnten, nachdem das Peſther Comitat ſich einſtimmig einen Paul Nyary zum erſten und einen Beöthy zum zweiten Vicegeſpan erwählt hatte — zwei Koſſuthianer vom reinſten Waſſer, unter welchen Nyary ſogar den Führer jener Oppoſition geſpielt hat, der das Miniſterium vom 17. März 1848 nicht ſtark genug auftrat.

Wie wenig ſich indeß heutzutage die Sprache der ungariſchen Liberalen von der der Koſſuthianer unterſcheidet, mag man gerade aus der von Deak verfaßten und von Eötvös empfohlenen Antwort der Stadt Peſth auf das Reſcript vom 16. Januar entnehmen, worin der Kaiſer die „frevelhaften, heuchleriſch in das Gewand legaler Formen ſich hüllenden Uebergriffe der Revolution“ bedroht. Die Adreſſe vermeidet zwar das komödiantenhafte Pathos betrunkener Roßknechte, welches ſonſt Comitats-Styl iſt, aber auch ſie betrachtet die Geſchichte der jüngſten zwölf Jahre als wäre ſie mit dem Schwamm weg gewiſcht. Wiederholt ſpricht ſie von dem „Kleinod der altererbten Verfaſſung“, als wenn nicht gerade dieſe Conſtitution von den Ungarn ſelbſt im Jahre 1848 ab-

geſchafft und mit einem franzöſiſchen Parlamentarismus vertauſcht worden wäre. Graf Mailath ſchreibt „Umſturz der Verfaſſung“ über dieſe Thaten, Deak und Eötvös aber bezeichnen das Produkt des Umſturzes als „altererbt“. Die Geſetze von 1848, fahren ſie fort, „wurden verfaſſungsmäßig gegeben“; aber ſie ſchweigen von den Früchten, welche daraus erwachſen ſind, und von den furchtbaren, heute noch nicht verſchmerzten Opfern, womit die andern Kronländer Ungarn von der Herrſchaft der verworfenen Baude befreien mußten, die heute wieder auferſteht. Ja ſie wagen die flüchtigen Rebellen als Leute zu entſchuldigen, „welche durch conſtitutionswidrige, von fremden Richtern nach fremden Geſetzen gefällte Urtheile gezwungen wurden ſich zu entfernen“ — was doch kaum anders zu verſtehen iſt, als daß die Niederwerfung der koſſuthiſchen Republik ſelber conſtitutionswidrig geweſen ſei! Soviel ließen die berühmten Liberalen Deak und Eötvös um ihre Popularität es ſich koſten, und doch ſollen ſie jetzt geſonnen ſeyn in's Privatleben zurückzutreten, hoffentlich für immer!

Hätten ſie aber wirklich die Macht welche ſie nicht haben, was ſteckt denn eigentlich hinter ihrem „unverbrüchlichen Feſthalten an den Geſetzen von 1848“? Sie wollen keinerlei Realunion, ſondern begehren ihr eigenes Miniſterium und das Oktober-Diplom verwerfen ſie ſchon deßhalb, weil es einer Wiener Centralvertretung Befugniſſe über die Steuern und die Rekruten aus Ungarn gibt. Mit der „altererbten Verfaſſung“ hat aber ein verantwortliches Finanz- und Kriegs-Miniſterium in Peſth ſo wenig zu thun, daß ſich Koſſuth noch auf dem Debrecziner Reichstag von einer Partei unter Paul Almaſy bedroht ſah, welche die beiden Errungenſchaften an die Wiener Regierung zurückgeben wollte, weil dadurch der Verband Ungarns mit der Geſammtmonarchie unmöglich gemacht werde. Selbſt Görgey kam noch kurz vor der Proklamation der Republik auf denſelben Gedanken. Die Liberalen von heute aber ſind nicht ſo gemäßigt; ſie verlangen die reine

Perſonalunion, in ihrem Munde eine juriſtiſche Spitzfindigkeit, die im Leben unhaltbar und deren wahrer Name Trennung iſt. Folgerichtig fordern einzelne Comitate bereits: der ungariſche König müſſe auch in Ungarn reſidiren, und ebenſo folgerichtig haben die Geſetze von 1848 den Monarchen, ſolange und ſooft er außer dem Reiche wäre, zum Verluſt der königlichen Machtvollkommenheiten an den Palatin verurtheilt. Aber auch davon abgeſehen, war durch die Geſetze, wie Graf Mailath ſagt, „ſelbſt die Perſonalunion auf die Dauer unmöglich, da kein Staat beſtehen kann, der zwei Miniſter des Aeußern, zwei Miniſter der Finanzen und zwei Kriegsminiſter zugleich hat; die Oppoſition mußte dieſe drei Miniſterien aufgeben, und wenn ſie dieß nicht that, ſo mußte die Gewalt der Verhältniſſe die Trennung Ungarns von der Geſammtmonarchie in kurzer Zeit herbeiführen“ *).

Wohl reden die Liberalen von dringend nothwendigen Reformen der Verfaſſung. Aber täuſche man ſich nicht, ſie wollen die Geſetzgebung welche nichts mehr tauge, und die Comitate deren tolle Wirthſchaft das Urtheil aller Einſichtigen gegen ſich habe, ſchwerlich jedoch wollen ſie zu Gunſten der Centralregierung reformiren. Insbeſondere iſt die Autonomie der Comitate, wonach dieſelben mißliebige Verordnungen ohne weiters „mit Achtung“ beiſeite legen und andere an die Stelle ſetzen dürfen, der Partei ſchon damals unleidlich geweſen, als der Adel noch alleinherrſchend war, und ſeit den Geſetzen von 1848 ſprach der Ober- oder Vicegeſpan kurz und gut: „das geht jetzt nicht mehr ſo, was der Miniſter befiehlt muß geſchehen, wie kann er ſonſt dem Landtage verantwortlich ſeyn“? Bei einem verantwortlichen Miniſterium in Peſth verſteht ſich alſo dieſe Reform von ſelbſt, gegen die Hofkanzlei in Wien aber thut die Comitats-Wirthſchaft allzu gute Dienſte, als daß an ihre Opferung leichthin zu glauben wäre.

*) Mailath II, 14.

Für den Moment ſind indeß wie geſagt die Lockungen der Liberalen weniger zu fürchten, als die Verlegenheiten der Altconſervativen in der Regierung. Dieſe Partei war eigentlich von dem Momente an der unterliegende Theil, wo ſie entſtand und im feindlichen Gegenſatz zu dem Geiſt der Geſetze von 1848 aus den Leuten ſich loſe anſammelte, welche nicht geſonnen waren die altererbte Verfaſſung mit einer franzöſiſchen Conſtitution, die Realunion der Hofkanzlei mit einer maskirten Republik, die Allianz der ſogenannten Nebenländer mit einer prekären Unterjochung derſelben zu erkaufen. Als nun die Partei am 20. Oktober v. Js. zur Regierung berufen wurde, betrachtete ſie die Geſetze von 1848 als todt und abgethan, ein neues Wahlgeſetz ſollte von einer Verſammlung ungariſcher Notabeln berathen werden und der künftige Landtag bei 1847 von vorne anfangen. Das Strategem aber ſcheiterte kläglich, ſchon die Graner Conferenz ſtellte ſich ganz auf den Boden von 1848, und ſeitdem iſt die Geſchichte der reſtaurirten Hofkanzlei, insbeſondere des Iudex curiae Grafen Apponyi, nur eine Kette von Conceſſionen an die Liberalen geweſen. Um ſie nur ſolange zu erhalten, muß die Partei dem Kaiſer fortwährend in den Ohren liegen, bloß dieß und jenes noch zu gewähren um ihretwillen, und es war längſt zu befürchten, daß ſie endlich die ſogenannten Partes annexae als letzten und fetteſten Biſſen für den Rachen der ungariſchen Hölle reklamiren würde.

Das Diplom vom 20. Oktober hat das künftige Verhältniß der ehemaligen Nebenländer zu Ungarn in billiger Weiſe der Entſcheidung des kroatiſch-ſlavoniſchen und des ſiebenbürgiſchen Landtags anheimgegeben. Bald darauf wurde aber die ſerbiſche Woiwodina und das Temeſer Banat durch Machtſpruch Ungarn wieder einverleibt, ebenſo die drei ſiebenbürgiſchen Comitate und der Kövarer Diſtrikt, obwohl die Magyaren ſelbſt dieſe Stücke „nicht als Beſtandtheil der Partes ſondern als Glied des (1848) mit Ungarn geſetzlich unir-

ten Siebenbürgens“ betrachteten, und endlich die von Kroatien wieder losgeriſſene Murinſel. Während die Serben, welche vor zwölf Jahren ſo treu und tapfer gegen die Koſſuthianer geſtritten, in tiefem Schmerze grollen, und die letzte Maßregel nahezu die Abdankung des kroatiſch-ſlavoniſchen Hofdicaſteriums in Wien nach ſich gezogen hätte, ſchrieb der ungariſche Hofkanzler am 19. Januar an den Primas von Gran: was an der Integrität des Reichs noch fehle, werde ſicherlich bald gegeben werden. Die Altconſervativen würden es dann als ihr Verdienſt geltend machen, der ungariſchen Krone ihre alte Herrlichkeit wiedergegeben zu haben, und die Liberalen mit den Separatiſten verſchmähen zwar jede Weiſung aus Wien, ſie geſtehen der Regierung gar keine Legalität zu, nicht einmal dem Kaiſer ſelbſt, aber ſie würden es ſehr gerne hinnehmen, wenn Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Siebenbürgen durch ein Machtgebot von oben gleich der Woiwodina wieder unter das Joch ihres Landtags zurückgezwungen würden.

Gott verhüte eine ſolche Befleckung der ſtaatlichen Gerechtigkeit in Oeſterreich! Man muß die hochmüthige Tyrannei der magyariſchen Sprach- und anderer Geſetze gegen dieſe loyalen Völker kennen, man muß die Geſchichte von 1848 wieder leſen, wie ſie für ſich und den Kaiſer den Befreiungskampf bis auf's Meſſer ſtritten, während die Wiener Regierung in unbegreiflicher Verblendung immer noch zu den Magyaren hielt, die ihre Abſetzung faktiſch bereits ausgeſprochen hatten — um den Eindruck zu ermeſſen, den ein ſolcher Dank bei den Kroaten, Slavoniern, Sachſen, Rumänen hervorbringen müßte. Die Grundſätze des Oktober-Diploms ſind es, wofür ſie ihr Blut in Strömen vergoſſen haben, und jetzt ſollten ſie denen geopfert werden, welche die verſöhnende Hand des Kaiſers frech zurückſtoßen. Sie wollen nicht Hörige des Magyarismus werden. Die Rumänen, faſt zwei Drittel der Bevölkerung Siebenbürgens, verabſcheuen die Geſetze von 1848, ſie halten daran feſt, daß die Selbſtſtändigkeit ihres Landes

durch das Diplom vom 20. Oktober außer Frage geſtellt ſei, und ſie beklagen ſich bitter über die parteiiſche Zuſammenſetzung ſowohl der ſiebenbürgiſchen Dicaſterien als der Karlsburger Conferenz. Auch von den Sachſen haben die Magyaren nur eine Minorität für ſich eingefangen; und von den Kroaten iſt es ausgemacht, daß ſie als Maximum eine Beſchickung des ungariſchen Landtags in vormärzlicher Weiſe durch Deputirte des Agramer Provincial-Landtags, keinenfalls aber den Artikel V. der Geſetze von 1848 annehmen werden, wodurch die Autonomie ihres Königreichs aufhören müßte.

Die große Entſcheidung ſteht unmittelbar bevor. Der ungariſche Krönungs-Landtag iſt auf den 2. April einberufen, nach dem radikalen Wahlgeſetz von 1848 (Art. V), jedoch mit folgenden Ausnahmen: wegen Mangel eines paſſenden Lokals in Peſth ſoll der Landtag zu Ofen ſitzen; Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien ſind nicht mit einberufen, und die Clauſel, welche die Kenntniß der magyariſchen Sprache zur Bedingung der Wahlfähigkeit macht, iſt geſtrichen. Die „Legalen" geriethen außer ſich; ihre Hauptabſicht auf die „Partes" haben ſie zwar wohlweislich verſchwiegen, aber eine Reihe von Comitaten, das Weißenburger voran, hat erklärt, daß auch nicht ein Titelchen der Geſetze von 1848 wegbleiben dürfe: die Streichung der Sprachclauſel ſei ungeſetzlich und der Landtag werde niemals unter den Feſtungskanonen von Ofen, ſondern in der Peſther Reitſchule tagen. Inzwiſchen iſt bei der Conferenz des Hofkanzlers mit den Obergeſpanen die Katze vollends aus dem Sack gekommen: der endlos mißbrauchte Capitelbote von Gran ſoll zum Kaiſer gehen und die unverzügliche Einberufung der Partes zum nächſten Landtag verlangen!

Was aber Oeſterreich zuſammenhält, iſt die gleiche Balance und das gleiche Recht ſeiner Kronländer und Nationalitäten. Die „böhmiſche Krone" iſt nicht allzu gefährlich, weil die Mährer ihre eigene haben wollen, und ebenſo viele Deut-

ſchen über den czechiſchen Schlichen wachen. Garibaldi dürfte vielleicht darauf rechnen, daß die Polen in Gallizien auf ſein Signal den allgemeinen Umſturz eröffnen würden, wenn nicht die Ruthenen unter allen Umſtänden bereit wären, in treuer Loyalität zum Kaiſer zu ſtehen, und wenn nicht die polniſchen Bauern ſelbſt in dankbarer Liebe zum Kaiſerhaus die adeliſchen Conföderatka-Mützen argwöhniſch überwachten. So kommt es, daß Preußen und Rußland von ihren polniſchen Antheilen ſehr viel zu befürchten haben, Oeſterreich aber gar nichts. Ebenſo halten ſich in Siebenbürgen Rumänen und Szekler, in der Woiwodſchaft Serben und Magyaren, in Dalmatien Slaven und Italiener das Gleichgewicht. Man müßte es künſtlich zu machen ſuchen, wenn es nicht die gütige Gabe der Natur ſelber wäre, und nur dem Blödſinn könnte es beikommen, den Ungarn zu Lieb die gegebene Balance erſchüttern zu wollen.

Jede weitere Conceſſion an den Magyarismus wäre die zweckloſe Aufopferung eines guten Rechts loyaler Völker, woraus die ungariſche Revolutionspartei immer nur neue Waffen für ſich ſchmieden würde. Wie wenig der Edelmuth bei dieſen Leuten verſchlägt, hat das Beiſpiel Görgey's und des hochherzig begnadigten Verſchwörers Graf Ladislaus Telefi neuerdings bewieſen.*) Den Ungarn ihr Recht, aber nichts auf Koſten anderer Kronländer: dieß iſt der Gedanke des Diploms vom 20. Oktober. Anſtatt neuer Conceſſionen bringe man den Magyaren vielmehr die Thatſache zum Verſtändniß,

*) Wie man ſich in Paris erzählt, bildete dieſer Herzensfreund Koſſuths den Telegraphen-Drath zwiſchen den geheimen Clubs in Ungarn und den Tuilerien; er machte beſonders in jüngſter Zeit myſteriöſe Reiſen nach Oſten, und ſtand nicht nur mit den Vertrauteſten des 2. Dec. im regſten Verkehr, ſondern ſoll auch im Kabinet des Imperators ſelbſt faſt täglich Zugang gehabt haben. Brüſſler Universel 29. Dec. 1860.

daß auf der Baſis vom 20. Oktober ein verfaſſungsmäßiger Neubau des Reichs auch dann möglich ſei, wenn die Magyaren vorerſt nicht daran theilnehmen. Gewährt ihr Landtag die nothwendigen Bedingungen der Reichseinheit, dann gut; wenn nicht ſo iſt es keineswegs die Aufgabe, einer ungariſchen Partei, ſei es der altconſervativen oder der altliberalen, mit Gewalt die Herrſchaft einzuhändigen, ſondern nur in Ungarn die Anarchie niederzuhalten, und überall ſonſt das Diplom vom 20. Okt. auszuführen, als wenn nichts geſchehen wäre. Die altererbte Verfaſſung bleibt dabei den Magyaren ſo lange reſervirt, bis ihnen das Warten zu lange wird.

Freilich darf dabei die Gefahr nicht verkannt werden, daß es den zahlreichen Gegnern der Autonomie gelingen möchte, unter Hinweiſung auf das beſchämende Fiasco des Princips in Ungarn wieder den alten bureaukratiſchen Weg mit oder ohne conſtitutionelle Formen in Aufnahme zu bringen. Die Oſtdeutſche Poſt ſcheint ſo etwas zu meinen, wenn ſie räth: man ſolle die Leute, welche früher den Mund gegen die öſterreichiſche Regierung nicht voll genug nehmen konnten, während ſie jetzt mit heimlichem Zähneklappern ſtumm und taub den tollſten Streichen zuſehen und Jammerbriefe an einzelne Miniſter ſchicken, worin ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit um Hülfe bitten und winſeln — ruhig dem Schickſal ihrer eigenen Thorheit überlaſſen. In der That hat das unverantwortliche Benehmen der Ungarn dem Princip der Autonomie den ſchwerſten Schaden zugefügt, und es wird die ganze Weisheit der Regierung dazu gehören, um, der Baſis vom 20. Oktober getreu, die Anarchie einer regierenden Autonomie von dem Segen einer verwaltenden Autonomie zu unterſcheiden, und nicht abermals in irgend eine Art von bureaukratiſcher Centraliſation zurückzufallen.

Wird aber der paſſive Widerſtand der Magyaren nicht

wieder in blutige Schlachten ausarten? Daß der ungariſchen Tobſucht die Kampfluſt in den Maſſen nicht entſpricht, iſt eine Thatſache; Görgey ſelbſt hat noch in den aufgeregteſten Tagen von 1849 über den bis zu den Sternen erhobenen kriegeriſchen Geiſt des Volkes die niederſchlagendſten Erfahrungen gemacht. Nur dem grenzenloſen Lügengenie Koſſuths gelang damals die Inſurrektion. Hierin könnten ihn nun zwar die Agenten und Sendlinge der Pariſer Politik allenfalls erſetzen; aber andere begünſtigenden Umſtände haben ſich heute entſchieden geändert. Die kopfloſe Regierung in Wien und die verrückte Schwärmerei der ganzen deutſchen und öſterreichiſchen Revolution für das Magyarenthum hatten ihm damals erſt recht auf die Beine geholfen, ja Graf Mailath meint. ohne den Aufſtand in Wien wäre es in Ungarn überhaupt nicht zur Inſurrektion gekommen *).

Heute haben ſich aber dieſe moraliſchen Behelfe gerade umgekehrt. Die Stimmung gegen die Ungarn iſt ſelbſt in Wien ſehr gereizt und wird täglich leidenſchaftlicher, die Bourgeoiſie ſieht ihre materiellen Intereſſen, der Liberalismus ſeine conſtitutionellen Pläne durch ſie geſtört, und endlich muß der barbariſche Dünkel Jedermann empören. Seit die ungariſche Conſtitution von 1848 ihren wahren Charakter entfaltet, iſt ſelbſt das Rauchfaß der Gothaer erloſchen, mit welchen die koſſuthiſche Regierung 1848 bereits wegen der Abtretung Deutſchöſterreichs diplomatiſch verhandelt hatte. Und was noch mehr iſt: die Juden ſind wüthend über die ungariſche Freiheit. Bald nach dem 20. Oktober hat in Peſth unter dem

*) „Wie viel Blut wäre in Ungarn erſpart worden, wenn Wien damals nicht aufgeſtanden wäre! Der ungariſche Reichstag fühlte dieß ſehr gut; deßhalb wurde auch die Nachricht vom Wiener Aufſtand in Peſth mit Jubel begrüßt; der Tag wurde Oeſterreichs heiligſter Tag genannt". Neuere Geſchichte der Magyaren II, 87.

Vorſitz eines proteſtantiſchen Superintendenten und eines Rabbiners die großartigſte Verbrüderung zwiſchen Magyaren und Juden ſtattgefunden, wie denn die Kinder Iſraels unter den Magyaromanen ſtets obenan geſtanden waren. Aber ſiehe da! kaum iſt die neue Freiheit in's Leben getreten, ſo fängt ſie zu prügeln an, und zwar prügelt ſie gerade die — Juden; was ihr ſehr übel bekommen wird, denn wer heutzutage vom Zeitgeiſt getragen ſeyn will, darf um's Himmelswillen nur ja keinen Juden prügeln.

---

Täuſcht nicht die Fama, ſo werden die neuen Statute in Wien erſcheinen, während dieſe Zeilen in den Druck gehen, und dürfen wir vertrauen, daß unſere Vorrede ebenſogut als Nachrede paßt. Damit beginnt die Reconvalescenz. Gott wird wiſſen, warum er das öſterreichiſche Schwert eben jetzt in die Scheide bannt, aber die Zeit wird kommen, wo es wieder blitzt, und vielleicht werden eben die, welche jetzt auf die innere Auflöſung Oeſterreichs ihre Pläne bauen, ſeine Hülfe noch auf den Knieen anrufen.

---

## XX.

## Das Rituale romanum und ſeine pſeudo-katholiſche Caricatur.

Zu den herrlichſten Früchten des Concils von Trient gehört neben dem Catechismus romanus bekanntlich auch das von Paul V. im Jahre 1614 herausgegebene, ſpäter von Benedict XIV. erweiterte Rituale romanum, das, hervorgegangen aus den früheren, zum Theil uralten Sacramentarien, bis zum heutigen Tage unübertroffen daſteht, weßhalb es denn auch in Deutſchland faſt allen vor der joſephiniſch-febronianiſchen Aufklärungszeit erſchienenen Diöceſan-Ritualen zum Grunde gelegt worden iſt. Erſt in der ebenbezeichneten mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beginnenden, aber noch tief in das gegenwärtige Säculum hereinragenden traurigen Periode begannen hie und da die ebenſooft unter der Kleidung hoher Prälaten als dem Gewande einfacher Cleriker verborgenen heimlichen Feinde des heiligen Stuhles wie der Kirche überhaupt, die es gar wohl verſtanden unter der falſchen Etikette geſunder katholiſcher Nahrung ihr ſchleichendes Illuminaten-Gift zu verbreiten, auch dem Rituale romanum, wie der lateiniſchen Liturgie überhaupt, den Krieg zu erklären, wohl wiſſend, daß die Verflachung des Cultus der ſicherſte Weg ſei, auf faſt unmerkliche Weiſe die heiligen Myſterien ſelbſt in Vernachläſſigung und Mißachtung zu bringen. Deßhalb ließ man an die Stelle des römiſchen Rituals oder der bis dahin in Gebrauch

geweſenen lateiniſchen Diöceſan=Rituale ſogenannte deutſche Rituale treten, die aber nicht, wie z. B. das von Nickel, eine getreue Ueberſetzung des römiſchen, ſondern eigene im rationaliſtiſchen Geiſte abgefaßte Machwerke waren, die daher auch ſelbſtverſtändlich der Approbation des heiligen Stuhles gänzlich ermangelten.

Heut zu Tage ſind gottlob die meiſten dieſer pſeudo=katholiſchen Caricaturen längſt Maculatur geworden, nur eine derſelben, deren Vaterſtadt Conſtanz iſt, und die den Titel führt „Ritual nach dem Geiſte und den Anordnungen der katholiſchen Kirche oder praktiſche Anleitung für den katholiſchen Seelſorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgiſchen Amtes“ hat ſich bis in die Gegenwart zu erhalten gewußt, da ſie mindeſtens in einer Gemeinde (der einer großen Handelsſtadt des deutſchen Nordens) noch in fortwährendem Gebrauche iſt.

Der anonyme Verfaſſer dieſes bei dem Verleger von Schiller und Göthe erſchienenen, daher vielleicht irrthümlich für „claſſiſch“ gehaltenen, allen „hochwürdigen Erz= und Biſchöfen (sic) ihren Vikariaten und der geſammten hochwürdigen Geiſtlichkeit im katholiſchen Deutſchland und den künftig von ihnen abzuhaltenden Synoden zur Prüfung“ dedicirten Werkes iſt, wie jeder Sachkundige weiß, der ehemalige Hauptbackſteinlieferant zu der, zum größten Verdruſſe aller Werkmeiſter, Geſellen und Lehrlinge mit Schurzfell und Kelle ſchließlich nicht einmal unter Dach gekommenen „deutſchen Nationalkirche“, nämlich der bekannte Freiherr von Weſſenberg, bei deſſen kürzlich erfolgtem Ableben die „Kinder der Wittwe“ ein ſo allgemeines Trauergeläut erklingen ließen. Welches Urtheil die katholiſche Kritik beim erſten Erſcheinen dieſes, erſichtlich von größerer Hinneigung zum Meiſter vom Stuhl als zum Stuhl Petri dictirten Buches (1831 und in zweiter Auflage 1833) gefällt hat, weiß Schreiber dieſes, dem jener Zeit die einſchlagende Literatur noch fern lag, nicht zu ſagen, doch bezeichnet eine ihm gerade zur Hand liegende „Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands“ daſſelbe als eine „bis an das Schisma grenzende, den Abfall von der allgemeinen Kirche anſtrebende Schrift.“

Mag dieſes Urtheil nun auch Dieſem und Jenem immerhin als zu hart erſcheinen, ſo viel wird jeder Unbefangene, der, wie Schreiber dieſes, ſeit fünfzehn Jahren bei jeder Taufe, Copulation oder Beerdigung, der er beigewohnt, ſtets den unvermeidlichen Weſſenberg zu hören bekommen, ohne Bedenken einzuräumen geneigt ſeyn, daß gedachtes Opus mit ſeinen ſüß-ſauren Salbadereien und ſeinen Gellert'ſchen und ſonſtigen Liederverſen aus proteſtantiſchen Geſangbüchern bei Leibe nicht aus der Quelle ächt-katholiſchen Glaubens geſchöpft, vielmehr eine wahre Ciſterne von „Lavendelwaſſer" iſt. Zum Beleg deſſen möge eine einzige Probe erlaubt ſeyn. Bei dem Begräbniſſe eines „Erwachſenen" ſoll nach der in Rede ſtehenden „praktiſchen Anleitung" der Prieſter „an der Leiche ſtehend" unter anderm folgende, größtentheils einem „an die Sonne" gerichteten Gedichte des alten Roccoco-Poeten Uz*) entlehnte, wahrſcheinlich für „erbaulich und lehrreich" gehaltene Knittelverſe declamiren:

Ich fühle, daß ich ſterblich bin,
Mein Leben welkt wie Gras dahin.

Es wird verwehn wie herbſtlich Laub,
Wir alle werden wieder Staub.

Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchſten Ruf auch mir erſchallt.

Die Todesſtunde ſchlägt dir heut',
Weh' dir, biſt du nicht ſchon bereit!

O Thorheit, hab' ich Gott verkannt
Und war mein Schatz der Erde Tand.

Hab' ich, durch Eitelkeit gereizt,
Nach großem Ueberfluß gegeizt.

Was frommen uns noch Gut und Geld,
Ruft uns der Herr aus dieſer Welt?

Des Schöpfers Plan iſt nicht ſo klein.
Du ſollſt, o Menſch, unſterblich ſeyn.

---

*) Vgl. deſſen „Sämmtliche poetiſche Werke." Leipzig 1772, Band 1, Seite 249.

Du biſt nur Pilger in der Zeit,
Dort wartet dein die Ewigkeit.

Was immer hier die Tugend nährt,
Sei deiner ganzen Sorge werth.

Erwache denn in meiner Bruſt,
Der Tugend hohe Gotteslust!

Gieb mir, o du, der gerne giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,

Dann wandle ich an Freundeshand
Vergnügt und froh in's beſſ're Land.

Die beiden letzten Strophen ſtehen nun freilich weder im „Ritual“ noch im Uz, ſondern ſind aus der — bekanntlich zur Verherrlichung der Freimaurerei geſchriebenen — Mozartſchen „Zauberflöte“ und es ſind dieſe beiden Strophen nur deßhalb hier mit hergeſetzt worden, um zu zeigen, wie zwiſchen jenen „heiligen Hallen“, in denen man die Rache nicht kennt, und dem Weſſenbergiſchen Rituale eine dermaßen innige Geiſtesverwandtſchaft beſteht, daß eins kaum noch von dem andern zu unterſcheiden iſt.

Hoffen wir ſchließlich zu Gott und der Weisheit kirchlicher Obern, daß ſchon in nächſter Zukunft an keinem Orte Deutſchlands mehr die Weſſenberg'ſche Zauberflöte geblaſen werde, und daß Leute, wie der Schreiber dieſer Zeilen, der ſelbſt noch bon-gré mal-gré nach dem Weſſenbergiſchen Rituale copulirt und dem jedes ſeiner Kinder gleichfalls nach Weſſenbergiſchem Rituale getauft worden, bald zu den größten Seltenheiten gehören mögen.

# XXI.

## Zur Geſchichte des päpſtlichen Staatenſyſtems.

### I. Entſtehung deſſelben.

Nach der Anſchauung der meiſten wo nicht aller Geſchichtſchreiber kannte das Mittelalter nur zwei große chriſtliche Staatenſyſteme, das oſtrömiſche (byzantiniſche) und das weſtrömiſche (deutſche). Beide mittelalterlichen Syſteme begriffen in ſich, was man die respublica christiana nannte. Zu dem erſten, ſchismatiſchen, gehörten nebſt dem byzantiniſchen Reiche die ſlaviſchen und rumäniſchen Dependenzen; es ſuchte unter Manuel dem Comnenen Ungarn in ſein Bereich zu ziehen; bis zu einem gewiſſen Grade konnte man auch die ruſſiſchen Länder dazu rechnen. Trennung von Altrom, kirchliche Verbindung mit dem Patriarchen von Conſtantinopel, Gebrauch der griechiſchen Sprache in Cultus und officiellen Dingen, Anerkennung des byzantiniſchen βασιλεύς als weltliches Oberhaupt, Mangel an den charakteriſtiſchen Merkmalen des Occidentes, an ſtändiſcher Unabhängigkeit des Clerus, an Ausbildung des Lehenweſens, des Bürgerſtandes, der Bauern wie der Communen, bureaukratiſche Starrheit, Söldner- ſtatt der Volksheere, bilden das Gepräge des byzantiniſchen Staates und ſeines Einfluſſes, ſo weit daſſelbe zur vollen Geltung kam. Dazu ein tödtlicher und unverſtändiger Haß gegen das Abendland, Rom insbeſondere, neben einer

gewiſſen formellen Bildung, welche Byzanz zum China des chriſtlichen Mittelalters macht. Geographiſch angeſehen erſtreckte ſich das byzantiniſche Staatenſyſtem über den größeren Theil der griechiſchen Halbinſel, ward aber, als das ungariſche Reich ſich über Dalmatien und Kroatien ausdehnte, von dem nordweſtlichen Theil des adriatiſchen Meeres und von der mittlern Donau weggedrängt, während an der untern Donau die Grenzen ſchwankten, je nachdem das byzantiniſche Reich ſich Rom in die Arme warf, oder ſich an Byzanz anſchloß.

Später als das byzantiniſche Reich, und als dieſes bereits die lateiniſche Sprache der Geſetzſammlungen Juſtinians mit der griechiſchen vertauſcht hatte, bildete ſich das deutſchkaiſerliche Staatenſyſtem aus. Es umfaßte neben dem deutſchen Reiche unter ſieben Herzogthümern, ſeit Otto I. das italieniſche Königreich, ſeit Konrad II. das arelatiſche, ſeit 962 die Kaiſerwürde, welche als translatio imperii a Francis ad Germanos aufgefaßt wurde, wie ſie in den Tagen Karls d. G. als translatio imperii a Graecis ad Francos aufgefaßt worden war. Ein altes Evangeliar aus der Zeit K. Heinrichs II. ſtellt Roma, Gallia, Germania, Sclovinia dar, wie ſie dem weſtrömiſchen Kaiſer deutſcher Nation ihre Huldigung darbieten. Für Gallien, Germanien und Italien beſtanden in den Erzbiſchöfen von Trier, Mainz und Köln eigene Reichskanzler. Der Kaiſer ſah auf dem Höhepunkt ſeiner Macht die Könige der übrigen Länder als Provincialkönige, reges provinciales an, und konnte dieſes um ſo eher thun, als auch Polen, Böhmen, Dänemark, Ungarn theils vorübergehend, theils bleibend in den Reichsverband getreten waren, vom Centrum Europas aus gleich ſehr nach Norden wie nach Süden, auf beiden Seiten der Alpen Ein großes Reich aus den Hauptnationen Europas beſtehend, den Oſten von dem Weſten ſchied. Das Alterthum, welches nur Staaten Einer Nation kannte und was nicht helleniſch war, als barbariſch betrachtete und behandelte, hatte nichts Aehnliches aufzuweiſen. Nur erſterbende oder abgeſtorbene Völker nahm das altrömiſche Reich in

ſich auf; das neurömiſche Reich vereinigte die kraftvollſten, blühendſten Völker der Erde, verband ſie durch Einen Glauben und Ein Kaiſerthum, und geſtattete ihnen die freieſte nationale Entwicklung, in politiſchen Formen, in Literatur, Kunſt, Handel und Wiſſenſchaft.

Je ſtärker aber das Kaiſerthum unter den fränkiſchen und unter den ſchwäbiſchen Kaiſern nach Außen hin auftrat, deſto mehr gab es ſelbſt Veranlaſſung zu einem neuen Staaten-Syſtem, zur Ausbildung des päpſtlichen, welches ſchon früh durch den Gegenſatz der katholiſchen Länder zu dem ſchismatiſch-byzantiniſchen Reiche im Oſten entſtanden war.

Es handelt ſich ſelbſtverſtändlich hier nicht, die Bildung des Kirchenſtaates nachzuweiſen. Dieſer hat ſich unabhängig von dem päpſtlichen Staatenſyſteme entwickelt und ſeine eigene Geſchichte, die mit dem Sturze der byzantiniſchen Herrſchaft in Italien und dem Aufkommen der fränkiſch-deutſchen Kaiſermacht im Zuſammenhange ſteht. Da der Norden Italiens den Longobarden und Franken zur Beute wurde, der Süden den Longobarden, Griechen, Arabern, Italienern und Normannen zum Schauplatze ihrer Kämpfe diente, vertrat Mittelitalien, das Herzogthum Rom, und Rom zumal das römiſche und ächt italieniſche Element. So war denn der Papſt auch im 8ten Jahrhundert bereits von den Italienern betrachtet worden, welche, des byzantiniſchen Joches müde, ſich unabhängig von den Oſtrömern zu conſtituiren ſuchten, und die Schenkungen Pipins und Karls d. Gr. an den römiſchen Stuhl ſtellten eigentlich nur ein freies und unabhängiges Italien her, dem longobardiſchen gegenüber, welches fränkiſch geworden war, dem griechiſchen im Süden, welches auf dem Punkt ſtand, arabiſch zu werden. Es iſt begreiflich, daß die weſtrömiſchen Kaiſer darnach ſtrebten, in Rom mehr als Kaiſerbilder zu ſeyn, welche nach der Krönung verſchwanden, und wäre Ottos III. Plan gelungen, Rom zur kaiſerlichen Reſidenz zu machen, die Geſchichte Italiens wäre ſo gut eine andere geworden, als die Geſchichte Deutſchlands. Hörten die

deutſchen Kaiſer auf, dem Papſte ſeine unabhängige Stellung ſtreitig zu machen, ſo begannen die römiſchen Großen, welche ſelbſt Nachkommen longobardiſcher, deutſcher oder italieniſcher Geſchlechter der Umgebung, ſich in den Beſitz Roms zu ſetzen ſuchten. Dieſe Stellung zwiſchen Hammer und Ambos, zwiſchen den Römern und dem römiſchen Kaiſer, den Griechen und den Deutſchen, dem Kaiſerthum und den aufkommenden Republiken, den Parteien in Italien und dem italieniſchen Auslande, das ſich in den Beſitz Italiens ſetzen wollte, verſetzte bekanntlich die Päpſte in die Nothwendigkeit, den einen Feind durch den andern zu bekämpfen. Nicolo Macchiavelli formulirte ſodann hieraus den Vorwurf, die Päpſte hätten die Italiener durch die Ausländer zu bekämpfen geſucht. Allein in Wahrheit fällt dieſer Vorwurf den Florentinern, den Mailändern, den Guelfen, den Ghibellinen im gleichem Maße zur Laſt, während die Päpſte Jahrhunderte lang, und namentlich im Zeitalter Macchiavellis und von da an bis zum heutigen Tage daran arbeiteten, Italien von fremder Herrſchaft frei zu erhalten, die einmal beſtehende aber ſolange zu ertragen, als nicht die Freiheit der Kirche geradezu gefährdet oder geradezu zu Grunde gerichtet ward.

Doch dieſes auszuführen iſt, wie geſagt, nicht unſere jetzige Aufgabe. Der Kirchenſtaat iſt der älteſte europäiſche Staat. Kein Souverain hat mehr ein Recht auf den ſeinigen, wenn dem Papſt das ihm zukommende abgeſtritten wird. Die Revolution kann ihm, wie es ſchon öfter geſchehen, das Ganze oder Theile nehmen. Jede rechtliche Ordnung der Dinge in Europa muß unwillkürlich damit beginnen, dem Papſt ſein Land wieder zurückzugeben. Anders iſt es mit dem päpſtlichen Staatenſyſtem. Das iſt durch freien Entſchluß von Königen und Völkern entſtanden, und konnte auf dieſem Wege auch wieder vergehen.

Lange nachdem die Frömmigkeit angelſächſiſcher Könige den St. Peterszins am Grabe der Apoſtelfürſten als Zeichen der Verehrung und der Dankbarkeit für das Werk der Be-

kehrung der angelſächſiſchen Reiche darzubringen beſchloſſen, ſandte der Bulgarenkönig Boris dem P. Nikolaus I. ſeine langen Haare als Zeichen der Unterwerfung, und bezeichnete ſich ſelbſt als Knecht Gottes, des hl. Petrus und deſſen Stellvertreter. Er verlangte Aufſchlüſſe über 106 Fragen, Gewährung eines eigenen Erzbiſchofs von Bulgarien; es dämmerte im Kopfe des Bulgarenfürſten die Idee kirchlicher Selbſtſtändigkeit von Conſtantinopel, die Errichtung eines eigenen Patriarchates für Bulgarien, der Erlangung geiſtlichen Schutzes zur Aufrichtung eines vom byzantiniſchen unabhängigen Reiches. Der Barbarenfürſt hatte damit begonnen, alle ihm widerſtrebenden Großen mit Frau und Kind zu vertilgen. Dann wandte er ſich nach Rom, wo die Sache mit großer Umſicht angegriffen wurde und die blutige Baſis der Unterhandlungen ſo wenig gefiel, als die ſonderbaren Forderungen. Bald gelang es byzantiniſchen Prieſtern, Boris wieder für Conſtantinopel zu gewinnen (870); die abgeſchnittenen Haare blieben in Rom; der Großfürſt oder König aber glaubte ſein Heil in Conſtantinopel zu finden, von wo aus unter Baſilius dem Bulgarentödter nicht ganz 150 Jahre ſpäter die beinahe völlige Vertilgung ſeines Volksſtammes erfolgte.

Der erſte Uebergang aus dem Acte der Verehrung in einen Act der Unterthänigkeit war hiemit geſchehen, freiwillig von Seiten des betreffenden Fürſten, ohne weitere Wirkung, ſo daß, während ſich in dieſer Weiſe ein Centrum für die Donau aufwärts wohnenden ſlaviſchen Völker hätte bilden können, dieſes im Keime zerſtieb. Letztere verfielen theils den Byzantinern, theils den wilden Magyaren, theils den Deutſchen. Dieſe machten Böhmen zu einem tributären Herzogthume, Polen aber ſoll Kaiſer Otto III. durch Krönung des Herzogs Boleslav Chrobri zum Königreich erhoben und damit in das deutſche Staatenſyſtem hineingezogen haben. Jedenfalls machte, wie Thietmar von Merſeburg ſchreibt, Otto den Po-

lenkönig, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn, und erhob ihn ſo hoch, daß er bald die, welche ihm einſt vorgeſetzt waren, unter ſeine Herrſchaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken ſuchte. Die Verbindung mit Deutſchland, welche nur Abhängigkeit brachte, wurde von Boleslav gelöst, und eine andere mit dem römiſchen Stuhle eingeleitet. Dem Deutſchen unterthänig zu ſeyn, Recht bei ihm zu holen, hielt ſchon das altcechiſche Gedicht Libuſſas für ſchmachvoll für einen Slaven. Es war keine Schmach, dem hl. Petrus Zins zu zahlen; es galt als beſondere Ehre, von ſeinem Nachfolger eine Krone zu erlangen, die, durch den päpſtlichen Schutz geheiligt, von dem Kaiſer nicht mehr entriſſen werden konnte. Gewiß iſt, daß Boleslav ſich in Rom darum bewarb; kaum zu zweifeln, daß er ſie erlangte. Polen tritt ſeitdem unter den römiſchen Zinsländern hervor, und ſcheidet vom deutſchen Staatenſyſteme aus, um in das päpſtliche überzugehen.

Bereits war dieſes mit Ungarn der Fall geweſen. Als des Magyarenfürſten Geyſa Sohn Stefan in Ungarn ein chriſtliches Reich aufzurichten ſuchte, empfing er die Taufe nach römiſchem Ritus; es war nur in richtiger Würdigung der eigenen Lage zwiſchen dem byzantiniſchen und deutſchen Reiche, den beiden großen Staatenſyſtemen, daß Stefan ſein Reich dem Papſte auftrug, wie P. Gregor ſchreibt, und von Sylveſter II. eine päpſtliche Krone erhielt. Sie ward die eigentlich apoſtoliſche, ein Ausdruck, der keiner andern zukommt. Er war aber nicht bloß ein Titel, ſondern das wichtige Grenzland der lateiniſchen Chriſtenheit wurde dadurch dauernd vor den Griechen einerſeits, vor der Uebermacht der deutſchen Kaiſer andererſeits bewahrt. Als K. Heinrich III. einen deutſchen Vaſallen in Ungarn einſetzen wollte, ſuchte ſelbſt der deutſche Papſt Leo IX. gegen den Kaiſer das Rechtsverhältniß zu wahren. In allen übrigen Staatenſyſtemen verloren die einzelnen Staaten und Fürſten etwas von ihrer Unabhängigkeit an die oberſte Gewalt. In demjenigen, welches ſich nun bil-

dete, war vielmehr eine Garantie der Unabhängigkeit gegeben; ſie gewannen, was ſie bedurften.

Allein die Zeit, welche allgemeine Formen verſchmähte und alles Unbeſtimmte durch feſte Formen, durch genau abgegrenzte Verpflichtungen zu erſetzen ſtrebte, hatte im Lehens-Verbande bereits den natürlichſten Ausdruck für Unterordnung gefunden, und konnte ſich in dem Zeitalter Wilhelm des Eroberers keine andere denken als die des Feudalismus. Gerade hierin waren die Grenzen beider Theile am genaueſten und zugleich am einfachſten beſtimmt. Die Kirche ſelbſt mußte ſich unter die Feudal-Verfaſſung fügen, und es koſtete bekanntlich einen mehr als fünfzigjährigen Kampf zwiſchen Papſt und Kaiſer, bis im deutſchen Reiche die Sache geordnet war, die Feudalverfaſſung auf das Gebiet der eigentlichen Temporalien beſchränkt werden konnte. Nachdem aber das Wormſer Concordat 1122 den Inveſtiturſtreit beendet, brach der Streit erſt noch in England unter Heinrich II. wegen der Conſtitutionen von Clarendon auf das Heftigſte aus; Thomas Becket verlor darüber ſein Leben, England unter Johann ohne Land beinahe ſeine Unabhängigkeit, für lange Zeit Macht und Anſehen.

Die Mitte des 11ten Jahrhunderts, das Zeitalter P. Gregors VII. iſt es nun vorzüglich, in welchem aus den bereits mitgetheilten Anfängen ſich ein Staatenſyſtem bildete, welches das weſtrömiſch deutſche wie in einem großen Kreiſe umzog, und von welchem ſich kaum dieſes ſelbſt und das franzöſiſche völlig frei erhalten konnte.

Nach dem Vorgange Polens bewarb ſich auch **Böhmen** um näheren Anſchluß an Rom. Herzog Spitignew II. hatte freiwillig dem römiſchen Stuhle einen jährlichen Zins von hundert Pfund Silber verſprochen und dafür das Recht erhalten, eine eigene Kopfbedeckung zu tragen (1059), die unter H. Wratislav zur biſchöflichen Chorkappe wurde. Der Einfluß K. Heinrich IV. verdrängte jedoch hier bald den päpſtli-

chen. Wratislav erhielt von dem deutſchen Könige den Königs-Reif *), wie ſpäter Wladislaus, der zweite böhmiſche König von Friedrich Barbaroſſa **). Beide erkannte jedoch der römiſche Stuhl nicht an, und erſt Przemysl Otokar erlangte endlich von P. Innocenz III. die Anerkennung eines Königthums, welches bisher ein deutſches und ghibelliniſches Geſchenk geweſen war. Indem aber Böhmen von der zuerſt eingeſchlagenen Richtung wieder abſprang, entſchied es die Zukunft der Weſtſlaven. Es wurde im Gegenſatze zu Polen deutſches Reichsland, blieb es trotz ſeiner ſlaviſchen Bevölkerung, und ließ ruhig die Germaniſirung der Elbeſlaven geſchehen. Es kam zu der politiſchen Theilung der ſlaviſchen Stämme noch eine andere Thatſache von Wichtigkeit. Im J. 1076 erhielt Demetrius (Swinomir), der von dem croatiſchen und dalmatiſchen Volke einſtimmig gewählte König aus den Händen des Legaten Gregor's VII. Fahne, Schwert, Scepter und Krone gegen das Gelöbniß der Treue und des Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl. Noch im Anfange des Jahrhunderts hatten ſich die Chroaten an das byzantiniſche Reich angeſchloſſen. Jetzt wurde ihr Anſchluß an das lateiniſche Kirchenſyſtem feſtgeſtellt und ihre Unabhängigkeit geſichert. Erſt als ſie dieſe ſelbſt den Ungarn gegenüber nicht zu behaupten vermochten, erfolgte ihre Unterwerfung unter das apoſtoliſche Königreich, von welchem nicht lange vorher P. Gregor dem ungariſchen Könige Geyſa geſchrieben: wir glauben, daß dir bekannt ſei, daß das Königreich Ungarn ſo wie alle andern ſehr edlen Königreiche in dem Zuſtande ihrer eigenen Freiheit verweilen müſſen. Dem Weſen nach wurde durch die Einverleibung

*) Caesar (Henricus) — ducem Bohemorum Wratislaum tam Bohemiae quam Poloniae praefecit et imponens capiti ejus manu sua regalem circulum etc. Cosm. Prag. 1086. Offenbar ſollte dadurch auch das kaiſerliche Anſehen über Polen gewahrt werden.

**) Imperator Wladislaum ducem Bohemiae regis exornat diademate de duce regem constituens. Cosmae continuator 1159.

der Chroaten in Ungarn nichts verändert, da ja auch das ungariſche Königreich zu dem päpſtlichen Staatenſyſteme gehörte. Aber noch lange nachdem die Chroaten durch ihre eigenen Zwiſtigkeiten ungariſch geworden waren, Biach, der Lieblingsort der Herzoge und Könige Dalmatiens und Croatiens (an der riviera delle castelle) zerſtört worden war, die Arpaden die Krone Swinomirs beſaßen, verſammelten ſich bei dem jährlichen Wechſel der Zupane von castel vecchio die Einwohner der Cupa zu achttägiger Königsfeier. Der neue Zupan wurde in die beſten nationalen Gewänder gekleidet, ſeine Sandalenbänder mit Goldfäden geziert, er ſelbſt als König begrüßt. Er verſammelte einen Hofſtaat um ſich; er wohnte acht Tage lang im Gemeindehauſe, hatte Wachen um ſich, theilte Gnade und Recht aus, und verſchwand dann wie ein Meteor, wie das Königthum ſelbſt und die Geſchichte dieſes thatenloſen, trägen Volksſtamms.

Als ſo der ſlaviſche Oſten ſich zwiſchen Deutſchland und Ungarn theilte, dem apoſtoliſchen und dem kaiſerlichen Reiche, verharrte Polen, obwohl vielfach in ſich zerriſſen, in Unabhängigkeit, und bot ihm noch 1295 der römiſche Stuhl die Hand zur Einigung und zur Bewahrung der Unabhängigkeit. Przemislaw, Herzog von Kaliſch, erlangte damals durch P. Bonifacius VIII. Salbung und Krönung, und Polen ſeine Erneuung als Königreich.

Es war durch die Entſtehung eines päpſtlichen Staaten-Syſtems die Formel gefunden worden, durch welche verſchiedenartige Völker einen gemeinſamen Mittelpunkt fanden und ihre nationale Freiheit und Unabhängigkeit möglichſt geſichert wurde.

Ich übergehe hier mit Abſicht die weitere Ausbildung dieſer Anfänge im Oſten, da ich noch darauf zurückkommen werde, und wende mich dem Süden und Weſten von Europa zu.

*Süditalien* war bekanntlich für das weſtrömiſche Staatenſyſtem eine unliebe Grenze geworden. Otto II. hatte die Schlacht von Roſſano verloren; unter Otto III. war der Einfluß der Griechen noch ſo groß, daß ſie den deutſchen Papſt Gregor V., mit Hülfe der Römer verjagten und einen der Ihrigen einſetzten (997). Als die deutſchen Kaiſer es verabſäumten, aus Griechen, Longobarden, Italienern, Saracenen Unteritaliens einen Staat zu bilden, der, im Rücken Roms gelegen, zur Behauptung der Herrſchaft über Italien von außerordentlicher Wichtigkeit ſeyn mußte, unternahmen dieſes normänniſche Abenteurer. Konrad der Salier glaubte das Seinige gethan zu haben, als er den Normannen Rainulf mit dem von dieſem eroberten Averſa belehnte (1028). Jetzt bildete ſich unter den Söhnen Tancreds von Hauteville an dem wichtigen Malfi in Apulien ein zweites Centrum der normänniſchen Macht. Noch konnte durch eine Verbindung des byzantiniſchen und deutſchen Kaiſers mit dem Papſte (Leo IX.) das drohende Ungewitter beſeitigt werden, als K. Heinrich III. den Papſt in Stich ließ, dieſer nach der Weiſe deutſcher Biſchöfe, welche ſelbſt in den Krieg zu ziehen gewohnt waren, ein Heer von ſchwäbiſchen und longobardiſchen Rittern ſammelte, gegen die Normannen zog, aber von ihnen geſchlagen und gefangen wurde.

Die Niederlage P. Leos IX. bei Civitella 16. Juni 1053 beſtimmte den Zuſtand Unteritaliens für das ganze Mittelalter. Die Normannen blieben als *Vaſallen des römiſchen Stuhles* im Lande. Wenige Jahre ſpäter wurde Robert Guiscard von P. Nicolaus II. als Herzog von Apulien, beiden Calabrien und künftiger Herr Siciliens anerkannt, alles aus Gottes und des heiligen Stuhles Gnaden. Der neue Herzog vertheidigte den P. Gregor VII. gegen den Sohn K. Heinrichs III., Heinrich IV., ſtürzte die griechiſche wie die longobardiſche Herrſchaft in Unteritalien, und bedrohte das byzantiniſche Reich. Ehe Jeruſalem erobert wurde, wurde von H. Roger

Sicilien den Saracenen abgenommen, das italiſche Meer von moslemiſcher Seeherrſchaft befreit; aber erſt das 12. Jahrhundert ſah die Vereinigung der verſchiedenen normänniſchen Herrſchaften unter der Linie Roger's des Eroberers und Großgrafen von Sicilien und die Erhebung des *Normannenreiches* zu einem dem römiſchen Stuhle unterworfenen *Königreiche* (27. Sept. 1130). Das neue Königthum, entſtanden im Schisma P. Anaclet's und Innocenz II. wurde 27. Juli 1139 von letzterem anerkannt. Vergeblich hatte der deutſche Kaiſer Lothar III. die größten Anſtrengungen gemacht, das neue Reich zu zertrümmern und die Kaiſerherrſchaft über ganz Italien auszudehnen. Sein Abzug nach Deutſchland und der nun eintretende frühe Tod des kraftvollen Kaiſers, der Tod des von Lothar zum Herzoge von Apulien erhobenen Grafen Rainulf von Apulien, der Tod Anaklet's 11$\frac{37}{38}$ brachten dieſe Veränderung hervor, welche für das Geſchick Italiens für Jahrhunderte maßgebend war. Das normänniſche Königreich blieb ein päpſtliches Lehen; das hohenſtaufiſche Königthum auf gleichem Boden ward es. Das franzöſiſche des Hauſes Anjou ward es gleichfalls, und ſo viele Herren nachher Neapel ſah, der weiße Zelter wurde bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts auch noch von den Bourbons nach Rom geſandt als Zeichen einer Abhängigkeit, welche freilich in der letztern Zeit kaum mehr dem Namen nach beſtand. So lange aber das eigentliche Vaſallenverhältniß in Kraft war, entſtanden aus ihm die großartigſten Verwicklungen der Weltgeſchichte. Der Untergang des hohenſtaufiſchen Hauſes ſteht in Cauſalzuſammenhang mit der Vereinigung der ſicilianiſchen Lehenkrone des römiſchen Stuhles und der kaiſerlichen; ebenſo die Veränderung im weſteuropäiſchen Staatenſyſtem, welches aus der ſicilianiſchen Veſper hervorging und der Anlaß zu den größten Kämpfen in Europa wurde; das Aufhören der Kreuzzüge, der Verfall des deutſchen Reiches wie das Emporkommen des franzöſiſchen Königshauſes auf den Thron von Neapel und

Ungarn, was zu einer gänzlichen Veränderung der europäiſchen Politik führte.

In denſelben Jahren, als dem römiſchen Stuhle aus einem mit Waffengewalt bekämpften Bedränger ein wirkſamer Beſchützer in Unteritalien zu Theil wurde, übergab ſich Bertrand von Gottes Gnaden Graf der Provence dem Papſte und deſſen Nachfolgern; er verſprach P. Gregor VII. ſein Getreuer zu ſeyn, und übergab ihm ſeine ganze Ehre, ſoviel ihm nach dem Rechte ſeiner Eltern gehöre, überließ endlich alle Kirchen, die er beſaß, dem Papſt und deſſen Nachſolgern. 1081. Schon einige Jahre früher hatte Evalus Graf von Ricoir in Spanien ſeine Eroberungen über die Moslim dem römiſchen Stuhle aufgetragen, Alexander II. das Geſchenk angenommen, Gregor VII.*) bei dieſer Gelegenheit auf Wiederherſtellung der alten Rechte gedrungen, welche dem römiſchen Stuhle von der Weſtgothenzeit her an Spanien zukämen und theilweiſe aus der für ächt gehaltenen Schankung Conſtantin's hergeleitet wurde. Und als nun einige Jahre nach der Niederlage der Chriſten durch die Morabithen bei Sabeklia die erſtern den Offenſivkampf wieder aufnahmen, ſo ſchenkte Berengar Graf von Barcelona 1091 mit gleichem Ausdrucke wie der Graf von Provence ſeine ganze Ehre, wie ſie ihm zukam, nebſt der 1090 eroberten Stadt Taragon dem hl. Petrus, empfing ſie als päpſtliches Lehen zurück und verſprach dafür einen jährlichen Zins von fünf Pfund Silber zu entrichten. Dem Grafen Heinrich aus dem burgundiſchen Hauſe hatte K. Alfons VI. von Caſtilien die Grafſchaft zwiſchen Minho und Douro (Portugal) als caſtiliſches Lehen zur beſſeren

---

*) Non latere vos credimus ſchrieb der Papſt 1073 regnum Hispaniae ab antiquo proprii juris S. Petri fuisse et adhuc licet diu a paganis sit occupatum lege tamen justitiae non evacuata nulli mortalium sed soli apostolicae sedi ex aequo pertinere. Baron. 1073, 34. 35.

Fortführung des Kampfes mit den Morabithen übergeben. Als Heinrichs Sohn Alfons zum Kampfe gegen die Saracenen ausrückte, welcher zum großen Siege bei Durique führte, ſtellte er ſich und ſein Land unter den Schutz des hl. Petrus und entrichtete auch wirklich als Sieger den jährlichen Zins (vier Unzen Goldes). Als er dann auch Santarem, Evora und Liſſabon gewonnen, erhob ihn Papſt Alexander III, der große Gegner Friedrich Barbaroſſa's zum erblichen Könige; er aber verpflichtete ſich, der römiſchen Kirche jährlich hundert Byzantiner (ſeit 1212 zwei Mark Goldes) zu entrichten (1179). Der kleine jährliche Zins, ſagt Spittler (Entwurf der Geſch. der europäiſchen Staaten I, S. 126) war die ſicherſte Garantie gegen alle caſtiliſchen Lehensprätenſionen. Irriger Weiſe hat man aus der Deviſe der portugieſiſchen Könige: gratia dei sum id quod sum geſchloſſen, daß der Eintritt des portugieſiſchen Königreiches in das chriſtliche Staatenſyſtem in einer angeblich freieren Weiſe ſtatt gefunden habe*). Die mittelalterlichen Fürſten gewahrten aber in einem derartigen Verfahren keinen Eintrag, ſondern vielmehr einen Zuwachs an Rechten, indem die Unabhängigkeit ihres ſo geſtellten Reiches von dem römiſchen Stuhle als dem oberſten geiſtlichen und richterlichen Tribunale gewährleiſtet, und der Schutz der neuen Einrichtung von dieſem übernommen wurde. Ich übergehe für jetzt, daß Aragonien fünfundzwanzig Jahre ſpäter der portugieſiſchen Krone nachfolgte, und von dem Anfange des 13ten Jahrhunderts an die iberiſche Halbinſel im Oſten und Weſten von Königreichen eingeſäumt war, die ſich dem römiſchen Stuhle unterworfen hatten. Während im Herzen Europas durch den hartnäckigen Kampf der deutſchen Kaiſer Heinrich IV., Heinrich V., Friedrich Barbaroſſa gegen die Päpſte das ganze Staatenſyſtem des Mittelalters aus den Fugen zu gehen drohte, hatte ſich im Oſten, im Süden, im

*) Grammont hist. Galliae. lib. I. p. 71;

Weſten der Anfang eines neuen Staatenſyſtems gebildet, und man begreift, mit welch innerer Berechtigung P. Gregor VII. nach Heinrichs Abſetzung den Gedanken hegen konnte, ein neuer König der Deutſchen ſolle ſich dem römiſchen Stuhle beſonders verpflichten, nicht wie Heinrich IV. gegen dieſen kämpfen, ſondern miles für denſelben werden!

In einem ganz anderen Verhältniſſe hat ſich bekanntlich die Bekehrung der nördlichen Völker Europa's zugetragen als die des römiſchen Reiches. In dem letzteren haben Kaiſer und Staatsgewalt das Chriſtenthum ganz ſpät und in der That erſt angenommen, als man alle Mittel erſchöpft hatte ſich ſeiner zu erwehren. In den germaniſchen und nachher romaniſchen Ländern ſchlug daſſelbe dadurch Wurzeln, daß König und Volk ſich gleichzeitig zur Annahme entſchloſſen. Dadurch läßt ſich auch erklären, daß der Eifer der Neubekehrten nicht bloß wie in England und Spanien ihr Land unter den Schutz des heil. Petrus im Allgemeinen ſtellte, ſondern auch Ina König der Weſtſaxen, Offa König von Mercien, endlich Ethelwulf als Geſammtkönig den St. Peterszins zu zahlen ſich anheiſchig machten. Nicht der römiſche Stuhl verpflichtete England zum St. Peterszinſe, ſondern der von Haus zu Haus eingeſammelte Pfennig war ein freiwilliges Geſchenk der Nation, wovon noch dazu nur die eine Hälfte dem Papſte, die andere der ſogenannten Schule der Angeln in Rom und dem damit verbundenen engliſchen Hoſpitale zukam.

Mit einer päpſtlichen Fahne, welche Nicolaus II. dem normänniſchen Herzoge Wilhelm (the conqueror) überreichen ließ, hatte dieſer die Eroberung des angelſächſiſchen Königreiches begonnen. Der Papſt hatte ihn als den rechtmäßigen Erben ſtatt Harolds anerkannt und die Schlacht von Haſtings, wo Harold fiel, den Charakter eines Gottesurtheiles angenommen 1066. Wilhelm ſandte ſeinerſeits die Fahne, das Zeichen der Lehenbarkeit, als Opfer nach Rom, wies die Aufforderung Papſt Gregors, ihm und ſeinen Nachfolgern Treue zu

leiſten, von ſich und verſprach nur den St. Peterszins einzuſenden. Nichts deſtoweniger behandelte ihn der Papſt als Getreuen des heil. Petrus*) und verlangte von ihm, normanniſche und angelſächſiſche Biſchöfe nach Rom ziehen zu laſſen (1079).

Als die Dynaſtie Wilhelms des Eroberers unter der Laſt ihrer Unthaten untergegangen war, verſuchte Heinrich II. die Kirche Englands dem Lehenſtaate zu unterwerfen. Der Gründer des Königshauſes Plantagenet ſah ſich jedoch im Kampfe mit den eigenen Söhnen dahin gebracht, zu thun, was Wilhelm I. verſchmäht hatte; er erkannte die Lehensabhängigkeit Englands vom römiſchen Stuhle an**). Er empfing dafür den Schutz des Papſtes und die rebelliſchen Söhne verfielen dem Kirchenbanne. Es mag dieſe Erinnerung, daß England durch Heinrich II. patrimonium St. Petri wurde, den Stolz der Engländer noch heutzutage kränken und ſie aneifern das unverſtändige no popery Geſchrei anzuſtimmen. In wiſſenſchaftlichen Dingen entſcheiden jedoch nur Gründe und Thatſachen, nicht aber Geſchrei.

Im Jahre 1155 hatte Heinrich dem Papſte Adrian, einem Angelſachſen, ſeine Abſicht kund gegeben, Irland betreten zu wollen, um dieſes Volk (die Celten) Geſetzen zu unterwerfen, auch die Laſter deſſelben auszurotten. Und da nun der Papſt ſchrieb, daß Irland und alle Inſeln, welchen die Sonne der Gerechtigkeit Chriſtus leuchtet, und die ſich zum Chriſtenthume

*) Fidelis S. Petri et noster. Bar. 1080. 59.

**) Siehe Heinrichs Schreiben an P. Alexander III. Vestrae jurisdictionis est regnum Angliae et quantum ad *feudatarii juris obligationem Vobis* duntaxat obnoxius teneor et adstringor. Experiatur Anglia quid possit Romanus Pontifex et quia materialibus armis non utitur, *patrimonium* S. Petri *spirituali gladio* tueatur. Bar. 1173, 9. England war Patrimonium des heil. Petrus geworden!

wandten, zum Rechte des heil. Petrus und der römiſchen Kirche gehörten, ſo verſprach König Heinrich von jedem Hauſe in Irland einen Denar dem heil. Petrus zu bezahlen und die Rechte der Kirche daſelbſt zu wahren. Auf dieſes ermächtigte Papſt Adrian den engliſchen König zu dem Zuge nach Irland, welcher die Herrſchaft der Angelſachſen und Normannen über die Celten begründete. Die Angelſachſen hatten an dieſem Verfahren des Papſtes im Betreff Irlands nichts einzuwenden; es ward aber für *England ſelbſt der Anfang einer großen Veränderung und ſeines Eintrittes in das päpſtliche Staatenſyſtem.* Hiebei iſt aber gewiß, daß der ſtolze und hochfahrende König Heinrich nicht der Anſicht war, England treffe hiedurch eine Erniedrigung. Die Ausbreitung ſeiner Macht über Irland, die Herſtellung der Ruhe im Innern waren überwiegende Vortheile, und war denn der mächtige Herrſcher, welchem der Weſten Frankreichs gehorchte, deßhalb in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen geſunken, weil er nach der einen Seite ſeiner Beſitzungen hin Vaſall von *Frankreich* war? Vaſall des Papſtes zu werden bot jedenfalls weniger Gefahr und ungleich größere Vortheile für das Königthum ſelbſt dar, als in franzöſiſcher Lehensabhängigkeit ſich zu befinden. Daß aber der Schritt des königlichen Vaters im Jahre 1173 die Unterwerfung Englands unter den römiſchen Stuhl als *eines vollſtändigen Vaſallenreiches* anbahnte, iſt gewiß; obwohl nicht minder, daß dieſer Zuſtand der Dinge nur unter einem ſo elenden und nichtswürdigen Fürſten geſchehen konnte, wie Johann ohne Land war, den zu Paaren zu treiben die Engländer durch Empörung, der Papſt (Innocenz III.) durch Geltendmachung des Kirchenrechtes, jeder Theil von ſeinem Standpunkte aus ſich berufen und verpflichtet fühlten. Die Unterwerfung Johanns rettete übrigens England vor dem Schickſale franzöſiſche Provinz zu werden. Der König übertrug freiwillig und *nach dem Rathe ſeiner Barone die beiden Reiche England und Irland*

dem römiſchen Stuhle, um ſie als Lehensträger (Feudatarius) von ihm wieder zu erlangen, verſprach eidlich den Vaſallenſchwur (homagium ligium) zu leiſten und leiſtete ihn dann auch wirklich ſo, daß er Gott, dem heil. Petrus, der römiſchen Kirche und ſeinen Herren dem Papſt Innocenz III. und deſſen rechtmäßigen Nachfolgern Vaſall wurde 1213. Er zahlte für England 700, für Irland 300 Mark Silber; der Papſt aber machte ihm begreiflich, daß er jetzt die beiden Reiche in viel erhabenerer und ſoliderer Weiſe beſitze: das Prieſterliche ſei Königthum, das Königliche ſei Prieſterthum geworden, wie es ſich bei Moſes und Petrus finde*). Der Papſt ſpielte hier auf das königliche Prieſterthum bei den Juden und wieder im Briefe des Apoſtelfürſten an. Factiſch aber hielt er den Zug des franzöſiſchen Königs (Philipp Auguſt) gegen England auf; er beſchützte König Johann wider die engliſchen Barone, welche ihm die Krone entreißen wollten und wider den Dauphin Ludwig, der ſchon nach England herüber gekommen war, und als unter dieſen Wirren König Johann geſtorben war, ohne, wie Mathäus Paris ſagt, auch nur ſich ſelbſt anzugehören (nec se ipsum possidens), ſo behauptete ſich Heinrich III., Vaſall der römiſchen Kirche, nur durch ihren Schutz wider die Feinde des Hauſes Plantagenet. In ähnlicher Weiſe hatte Papſt Innocenz III. den Knaben Friedrich II. Vaſallkönig von Sicilien bei dem allgemeinen Abfalle der Getreuen ſeines Vaters, König Heinrichs VI., im Beſitze ſeines mütterlichen Erbes bebeſchützt, als das normänniſche Erbkönigreich in Unteritalien durch Conſtanze an den Hohenſtaufen Heinrich VI. und dadurch an beider Sohn (Friedrich) gelangt war.

---

*) Ecce sublimius et solidius nunc obtines illa regna quam hactenus obtinueris, cum jam sacerdotale sit regnum et sacerdotium sit regale, sicut in epistola Petrus et Moyses in lege testantur. Raynald. 1213. 83.

Drei Jahre nach dem Tode K. Johanns unterwarf Reginald, König von Man, wozu die Hebriden- und Orkneyinſeln gehörten, ſein Reich dem römiſchen Stuhle. Wie gewöhnlich verwandelte auch Reginald ſein Erbeigenthum durch Auftragung (oblatio) in ein päpſtliches Lehen, das er als ſolches wieder empfing und dafür den Jahreszins von 12 Mark bezahlte.

Nur ganz wenige Staaten hielten ſich ſomit von einem Syſteme ferne, das auf freiwilliger Unterwerfung beruhend dem Abendlande ein ganz anderes Centrum zu geben verhieß, als der deutſche Kaiſer, der Nachfolger des Auguſt mit Gewalt der Waffen zu begründen beabſichtigte. In Mitten des härteſten Kampfes der Kaiſer mit den Päpſten, als letztere oftmals keinen Fußbreit Landes als ruhiges Eigenthum beſaßen, hatte ſich dieſes rein aus dem Stegreiſe gebildet und war endlich bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts herangewachſen, ſo gewaltig, daß es das kaiſerliche Staatenſyſtem in Schatten zu ſtellen vermochte. Nur die franzöſiſche Krone, welche noch von der Größe des Merovinger- und Carolingerreiches zehrte und die ſchon Papſt Gregor als das erſte Reich des chriſtlichen Abendlandes begrüßt, hielt ſich hievon frei: es war ja bereits der König rex christianissimus geworden, ein Ausdruck der ſich wiederholt bei Johann von Salisbury in Betreff des franzöſiſchen Königs findet, als dieſer dem Papſt Alexander III. gegen „den Tyrannen“ Europas, den Hohenſtaufen Friedrich Barbaroſſa Schutz verlieh.

# XXII.

## Die Mariade des Wernher „von Tegernſee.“

Der unrichtiger Weiſe immer von Tegernſee genannte Dichter Wernher wurde durch einen nun traditionell gewordenen Irrthum der neueren Literärhiſtorie gemeinhin als ein Univerſalgenie betrachtet, und Günthner ſowohl als Kugler haben ihm alles Mögliche, was damals in dem genannten Kloſter geleiſtet wurde, zugeſchrieben; ja letzterer verfaßte zum Ueberfluſſe noch eine ſentimentale Novelle (Belletriſtiſche Schriften, 7. Band), in welcher unſer Poet unter verliebten Nonnen und allerlei Teufelsſpuck eine höchſt zweifelhafte Rolle ſpielt. Wernher ſoll nicht nur eine Anleitung zur geiſtlichen Poeſie, ein lateiniſches Schauſpiel von der Ankunft und dem Untergange des Antichriſt, eine ebenfalls lateiniſche Frühlings-Sequenz, etliche deutſche Lieder und weiß Gott was noch Alles verfaßt haben, ſondern die gutmüthigen Literärhiſtoriker ſchrieben einander gelaſſen nach, er ſei auch in den verſchiedenſten Autoren gründlich beleſen geweſen, die Peutinger'ſche Tafel ſei ſein Werk, dazu machten ſie ihn zum Maler und zierlichen Briefſchreiber, er habe vorzügliche Dintenrecepte gekannt, eine nette Hand geſchrieben und für die Bereicherung der Kloſterbibliothek geſorgt. Ja noch mehr wußte man von ihm zu

ſabeln: auch ein ſehr feinfühliger Staatsmann wäre er geweſen, dabei ein wenig lüderlicher Natur, was man ihm als Poeten zu gute halten müſſe, überdieß in der Liebe weder unerfahren, noch ganz unglücklich; und wie nun das Alter kommt, da reſignirt er ſich einen Winkel des Kloſtergartens mit allerlei wohlriechenden und officinellen Kräutern zu bepflanzen, bis er im Jahre 1197 ſtirbt.

Die ganze Verwirrung kam, abgeſehen von den poetiſchen Fiktionen, daher, daß drei Männer dieſes Namens im Kloſter zu Tegernſee lebten. Der eine war als Künſtler berühmt in Verzierungen mit Gold und Silber, deßgleichen auch als Glasmaler (er lebte von 1068 bis 1091); ein zweiter verſah die Stelle eines thesaurarius und camerarius († 1199); ein dritter endlich hat ſich als diaconus und scholasticus in verſchiedenen Codices eingeſchrieben († 1197). Dieſem letzteren ſchob man nun großmüthig nicht nur den intereſſanten Tegernſeer Briefcodex mit Allem, was er enthält, zu, ſondern man bezog auch alle Andeutungen in den Briefen jener Handſchrift, die vielleicht nur als der älteſte Briefſteller zu betrachten iſt, auf ihn und conſtruirte ſich daraus ſeine vermeintliche Lebensgeſchichte. So wurde Wernher der Dichter des berühmten Dramas vom Antichriſt (das in Gegenwart Kaiſer Friedrichs I. zur Aufführung gekommen ſeyn ſoll), der Frühlings-Sequenz und zugleich der deutſchen Verſe, welche in die zärtlichen Briefe dieſer Handſchrift eingeflochten ſind. Endlich wollte Docen (der auch Vers 1140 das Wort êwangeliste mit êwangelier verwechſelte, und ſelbes ſtatt auf den nachfolgenden Evangeliſten Matthäus, auf den Dichter bezog und mit Diakonus überſetzte!) in einem Bruchſtücke des Marienlebens (welches er für Wernher's urſprüngliches Werk und für ſeine eigene Hand hielt) und in dem genannten Epiſtolarcodex eine und dieſelbe Hand erkannt haben.

Wernher war, wie aus ſeiner Mariade, die man füglicher die driu liet von der maget nennen ſollte, hervorgeht,

wenigſtens in der Zeit, wo er ſein Gedicht fertigte, kein Mitglied des Kloſters Tegernſee, ſondern ein Weltprieſter (V. 1136 und 4812); über die Entſtehung ſeines Werkes erzählt er (V. 4809 ff.), daß ein Freund, Namens Manigolt, ihn gaſtlich beherbergt und nicht eher aus ſeinem Hauſe entlaſſen habe, bis das Gedicht, zu dem er ihm auch das Material an die Hand gegeben, vollendet geweſen. Daß der Dichter ein Bayer war, glaubt Hr. Feifalik*), der Herausgeber der Wiener Handſchrift, dem wir zugleich dieſe werthvolle Einleitung und Beleuchtung des Dichters verdanken, gewiß annehmen zu können, und zwar geſtützt auf das Zeugniß des Reimes und der Sprache; daß aber das Gedicht im Kloſter zu Tegernſee entſtanden ſeyn ſolle, iſt kaum glaublich, ja völlig unmöglich, ſelbſt wenn Wernher's Beſchützer und Freund der ſpätere dortige Abt Manigolt war. Dieſer, aus dem ſchwäbiſchen Hauſe der Grafen von Bergen ſtammend und der Bruder des Biſchof Dietbald von Paſſau (1172 bis 1190), erſcheint 1183 als Abt zu Kremsmünſter, ſodann 1189 Abt zu Tegernſee und darauf 1206 als Biſchof von Paſſau, wo er am 9. Juni (11. Mai) 1215 ſtarb. Wernher dichtete aber, wie er ſelbſt ſagt und wie das aus mehreren Zeitbeſtimmungen unwiderlegbar hervorgeht, ſein Werk im Jahre 1172, konnte ſonach um dieſe Zeit mit Tegernſee nichts zu ſchaffen haben; wahrſcheinlich kam das Gedicht bloß durch ſeinen edelmüthigen Beſchützer ſpäter in das genannte Kloſter. Ob aber der Dichter nicht auch mit Manigolt nach Tegernſee übergeſiedelt, iſt eine Frage, die ſich Herr Feifalik nicht geſtellt hat. Aus der Entſtehungszeit des Gedichtes wiſſen wir aber über Wernher ſonſt nichts, wenn es nicht zufällig unſer Poet iſt, der in einer Paſſauer-Urkunde des Biſchof Dietbald vom

*) Des Prieſters Wernher driu liet von der maget. Nach einer Wiener Handſchrift mit den Lesarten der übrigen, herausgegeben von Julius Feifalik. Wien 1860. XXX und 198 S.

Jahre 1173 als capellanus Wernherus unter den Zeugen erſcheint. Die Berliner Bilderhandſchrift des Marienlebens kann gleichfalls nicht vom Dichter ſtammen, da der Text bereits verdorben iſt, die Miniaturen aber gar nicht zu Wernher's Gedicht verfertigt, ſondern einem anderen, älteren entnommen zu ſeyn ſcheinen, weil die auf den Bildern angebrachten Verſe durchaus nicht dem Gedichte angehören.

Wernher arbeitete nach dem Pſeudo-Matthäus de nativitate Mariae, er nahm daraus das Thatſächliche der Erzählung, das er künſtleriſch gruppirt weiter ausmalte und ausdeutete. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, iſt vor Allem die Erbauung ſeiner Leſer; ſein Werk iſt eine rede, ein buoch, das er sagen und schriben will, es iſt zum Leſen beſtimmt, man ſoll es abſchreiben und weiter ſenden *); er fügt an die Erzählung immer die geiſtliche Auslegung (diu bezeichenunge) wie in der Predigt, er denkt ſich dabei ſeine Leſer, beſonders die Frauen, als Hörer dieſer Predigt **) und ſpricht ſie ganz im Tone einer ſolchen an mit mîniu kint, ir liebe alle sant; vorzügliches Gewicht legt er vor Allem auf die Wahrheit deſſen, was er erzählt, und daher kommen dann die Drohungen gegen die Verächter dieſes Buches und die Verheißungen und Verſprechungen für jene, welche es in Ehren halten ***). Daneben iſt ſein Augenmerk auch auf die Unterhaltung gerichtet,

*) Daß dieſes auch fleißig geſchehen und wie ſehr man es in Ehren hielt, beweiſen die in wohlmeinender Abſicht verſchönerten und mit Bildern ausgeſtatteten Abſchriften; Feifalik kennt auch ein altböhmiſches Marienleben, das ſo auffallende Uebereinſtimmung mit Wernher's Dichtung zeigt, daß es nach dieſem gearbeitet ſeyn muß.

**) Im Mittelalter kam es auch vor, beſonders in Frankreich, daß gereimte Legenden von der Kanzel geleſen wurden.

***) So heißt es z. B. Vers 2545, daß in keinem Hauſe, wo die heil. Jungfrau und dieſes ihr Lobgedicht in Ehren gehalten werde, je ein krummes oder blindes Kind zur Welt komme, noch eine Seele ewiglich verloren gehen könne.

er will ein Epos, ein geiſtliches Epos (diu geistlichen liet) dichten, er will wirklich sagen unde singen, deßwegen nennt er auch jeden der drei Theile ſeiner Rede ein liet und daher kommt auch der Titel, den Wernher ſeinem ganzen Werke gibt, indem er es driu liet von der maget (V. 4870) und driu liet von unser vrouwen benennt.

Der Dichter iſt ſich ſeines Zweckes nicht allein klar bewußt, er hat auch einen klaren Plan für die künſtleriſche Anordnung des Stoffes. Das *erſte* Lied (V 1 bis 1124) berichtet von den Eltern der heiligen Jungfrau; hier iſt er noch ſteif und ohne abſonderliche Eigenthümlichkeit, er hält ſich ſo treu an ſeine Quelle, daß kaum einige deutſche Züge zum Vorſchein kommen, z. B. wie Anna auf einem Berge vor dem Burgthor auf ihren Gemahl Joachim wartet, der mit ſeiner Schaar über Feld geht (V. 870). Der Dichter erwarmt erſt allgemach im *zweiten* Liede beim Jugendleben der heiligen Jungfrau. Dreijährig und ohne ſich umzuſehen, geht Maria zum Tempel, wo auch Töchter von Königen und Herzogen erzogen wurden (V. 1474); keine Frau kann ſo viel Leinwand und Seiden weben, wie das Kind ſpielend vollbrachte. Jeden Morgen bis zum Imbiß betet ſie; dann half ſie den Frauen, wenn ſie an ihr Werk ſaßen, bis zur None, dann las ſie vor dem Altar den Pſalter bis zur Veſper u. ſ. w. Gabriel brachte ihr täglich das Himmelbrod, alle andere Speiſe aber gab ſie den Armen. Hätte der Dichter auch eine Zunge, die wie ein Schwert klänge (diu sam ein wâfen chlunge), ſo könnte er doch nicht ſagen, wie herrlich die Magd ſich entfaltete. Ein vornehmer Herr will ſie für ſeinen Sohn gewinnen, und bietet ihren Genoſſinen Silber und rothes Gold und edel Geſteine, wenn ſie das Kind ſeinem Sohne geneigt machen könnten. Nun bringt auch der pyschof auf ihre Vermählung; ihre Weigerung ſoll ein Gottesgericht entſcheiden. Alle Unverheiratheten werden vor den Tempel entboten und erſcheinen ganz ritterlich mit pfelliner

wat und richlich gezieret, igelicher mit sinem geverten. Sie brachten alle Gerten. Dabei erſchien auch durch den Befehl gezwungen ein griser man, Jôsêp genant: der was ein witewaere alt unde swaere, bloede sînes libes, der gerte niht wibes. der brâhte ein chleinez gertelin durich die gehôrsam sîn. Auf dem frîthof warten ſie auf das Ordal. Wie Joſeph die aufgeblühte Gerte empfängt, hebt ſich eine Taube, ein vil wünnechlicher vogel, davon in die Höhe. Der zitternde Mann (pideminde man) muß ſich, wie in dem Bilde der van Eyck's, auf eine Krücke ſtützen; ſo bittet er den „Biſchof", ihn ſeines Alters ruhig genießen zu laſſen; vergeblich ſchlägt er einen ſeiner Söhne vor und verſpricht dem magedine dann Mahlſchatz (mahelschatz) zu geben. Maria aber wird nach deutſcher Sitte in den Ring geführt, da ſteht (wie der Dichter mit reizender Einfachheit ſagt) das Mägdlein wie auf der grünen Wieſe eine Blume, die aus einem dorn leuchtet, Zähren fallen ihr von den Wangen auf das Gewand (von den wangen ûf die wât) und die Worte der ſchönen Lilie (lilye) ſind gar inniglich beweglich (V. 1823—1864). Joſeph, der obgleich hochbejahrt, doch ſeines Geſchäftes wegen noch weit reiten und fahren (1886) muß, übergibt die Magd fünf zuverläſſigen Frauen (die ſich Maria ſelbſt auswählen darf, ſie hießen Rachêl, Rebekâ, Sephorâ, Abigêâ und Sûsanne) zu Hut, Wart und Pflege, mit ihnen geht ſie nach Joſephs Herberge zu Câphernâum, das am Meere gelegen. Joſeph iſt ein Schiffzimmermann, er verſteht schef und galien wohl zu bereiten, eine Kunſt, die er auch ſeinen Schülern lehrt (v. 1956 u. 2598).

Indeß bedachten die templi pontifices, warum die ſechs magedin alſo müßig ſeyn ſollten und ſandten den edelen wiben pûrpur unde sîden; varbe maniger hande si in ouch dar sanden zuo dem chirchgeruste, sô sî werches geluste, daz si des begunden sô si beste chunden. die priester sanden ouch dar wol gepursten har (Flachs), daz sî den spün-

nen ze der chirchen gezierde unt wünne. dô wart ir strît grôz; die vrouwen wurfen ir lôz, welihen purper unt die sîden under in solden beliben, ûf swelich daz lôz quaeme, daz si daz beste naeme unde dar an worhte: den rûhen har si vorhten. Dô geviel daz lôz ûf daz kint, von dem alle vrouwen sint gezieret unde gesegenôt, daz ir sîden grüene unde rôt in ir handen beliben. Alsô sach man sî gesigen, daz diu ander schar muoste spinnen den har. daz beleip niht âne nît. daz verweiz in der engel sît, daz si dehein unminne hêten gên der küniginne, wan sî von rehter schulde hête gotes hulde (V. 2022). Unnachahmlich zart iſt die Verkündigung des Engels die in Nazareth geſchieht, das, wie im Heliand, als Burg gedacht iſt; das Mägdelein iſt unwiſſend wie ein Kind und begreift in holder Unſchuld nicht die ungeheuere Größe deſſen, was der Engel ihr verkündet, der voll unausſprechlicher Ehrfurcht ſie belehrt. Man glaubt ganz ein altes Bild auf Goldgrund vor ſich zu ſehen, wie ſpäter die guten alten Meiſter gemalt haben. Dann folgt der Beſuch bei der niftel Elyzabêth, die auch auf einem Berge ſaß; eine ſcharfe Straße mit harten Steinen führt dahin. Maria kuste die hûsvrouwen mit lachinden ougen unt mit luter minne. die mit der küniginne wâren dar gegangen, die wurden ouch wol enpfangen.

Das dritte Lied (V. 2579—4912) erzählt die Bosheit der Juden, als ihnen die göttliche Maere von dem Horte, den Maria trug, bekannt ward; ſchon freuen ſie ſich das Paar zu ſteinigen, wenn das Gottesgericht ergangen: ſiebenmal wird Joſeph, nachdem er das geſegnete Waſſer (aquâ zelôtipiê oder aquâ potaciônis v. 2889 u. 2929) getrunken hat, um den Altar geführt, aber er bleibt geſund, ebenſo beſteht die wunderbare Jungfrau das Ordal zum Staunen der Judenleute. Darauf wird das Ausſchreiben des Auguſtus erzählt und wie alle fiwersmide spieze unde sper versluogen damit ein chreftiger fride bleibe in allen Reichen; die Reiſe nach Beth-

lehem wird erzählt und wie dort „in einem Steine“ (in einer Höhle) der Gottesſohn zur Welt kommt. Arme Leute, die grôze kolben unde bogen tragen und des Viehes pflegen, erfahren zuerſt die Gnadenbotſchaft; ſieben große Zeichen geſchehen an dieſem Tage (in Christî nativitâte). Acht Tage darauf läßt ſich der kleine Kriſt besnîden und darum ſollen wir twingen unde zamen des lîbes gelust in sînem namen.

Eine gar ſchöne Epiſode bildet die Ankunft der heil. drei Könige. In derſelben Zeit waren in der Gegend von Kaldêâ drie edele künige ûf einem tagedinge, um gütlich unter ſich die Grenzen ihres Reiches auszumachen: dô kom der gôtes sterne mit micheler chrefte und die Könige verſtanden daz in der schepfaere dâ mit gekundet waere. zuo der verte was in gâch. dromedârios si gewunnen, die helde sich ûf swungen; das Zeichen (wîstuom v. 3928) fuhr ihnen immer vor und gab ihnen durch die breite Welt das Geleite. Bei ihrer Ankunft zu Jeruſalem erzählen die mâgî dem Herodes, wie daß ſie um daz kindel heimzuſuchen ferne hergefahren vom Ende der Welt (wir sîn gevarn verren, dâ diu werlt hât ende). Sie finden darauf das Kind und bringen ihm „mit Lob und Geſange“ ihre Opfergaben, die auch ſymboliſch gedeutet werden: der eine truok in der hant ein goltmesse*) wol gebrant; dâ mit bedûte er die kraft unt sîn hôhe hêrschaft. der ander gab den wîrouch, für unsern herren kniet er ouch; dâ mite uns kunt wart, daz er waere ein êwart. der dritte hin für gâhte, mirren er dem kinde brâhte; dâ bezeiget er mite sînen tôt, wan ê was site, swâ man tôten begruob, daz man die mirren dar truog. dâ mit si sîne güete, sînen gewalt, sîn diemüete habent wol beslozzen. des habent si wol genozzen.

Der Dichter fügt ſeiner Erzählung allemal gleich eine Auslegung hinzu, ebenſo wie wir die Deutung der Evange-

*) Messe ein unbekanntes Gewicht; oder goltmasse = Gold-Klumpen.

lien bei Bruder **Berhtold von Regensburg** ſehen. Maria opfert beim Kirchgang eine große Kerze und zwei Turteltauben; das bedeutet: ez suln unser sinne sam diu kerzen brinnen in geistlîchem fiure und unser sêle ze stiure sule wir wesen alle sam diu tûbe âne galle; sô wirt uns gegeben daz êwige leben, daz wir danne beschouwen âne ende mit der vrouwen. Ganz ausführlich iſt der Kindermord geſchildert. Wie die Märe geflogen kam, daß Herodes von den Königen betrogen, begann er vor Leide wüthig zu ſchreien, er ließ ihnen nachreiten und alle Kinder swaz mannes bilde hete um Bethlehem tödten. Joſeph aber, von einem Engel geleitet, entfloh mit der Mutter und dem Kinde verre in Egyptum under die heidenische diet. Herodes aber der tumbe hiez dô rennen umbe, die sînen wüetrîche hiez er grimmechlîche diu degenkint verliesen, swâ si möhten kiesen die bî zweien iâren von ir muoter komen wâren, a bymâtû et infrâ. — Die boten sich ûf swungen, in die purch si drungen diu Bethlehêm was genant, si taeten freise bekant mit grimmegem hazze. sie liefen in die gazzen. diu swert si enbarten (entblößten), den herten tôt si garten: si rucktens bî den vahsen diu kint ungewahsen, diu houpt si in abe sluogen. — si liefen ze wette von bette ze bette, von fiure zu fiure in der purkmûre in selben ze schaden, si truogen an ir handen diu pluotegen wâfen, rehte alsam ze den schâfen die wolfe zuo springent unz sî si nider bringent: alsô tobeten die diebe ir herren ze liebe. Arme und Reiche wurden erſchlagen: si gedâhten an des küniges wort, mit flîze stiften si daz mort; si zukten sî ze fluste den müetren ab der bruste, si polten an die wente die füeze und ouch die hente. — dô weinten vil genôte müeter die daz sâhen, si begunden sich roufen unt slahen. des sint si nû gesellen des tiefels in der helle. Herodes begann darauf ſo zu ſiechen, daz uf der pelteziechen swebte bluot unde wark (Eiter); diu suht sich niht verbark diu im den

lîp schutte. Es ſtank der unwerthe Mann an allen ſeinen Gliedern, mit den nagelen zarte er sîne hût; die wîsen arzâte kunden im niht gerôten mit wurzen noch mit salben; er prach sich allenhalben ûzen unde innen, endlich brach er in Tobſucht aus und erfiel ſich von einer Wendeltreppe; ſo fuhr er in die Hölle, wo er ewiglich brennen muß. — Von nun an eilt der Dichter flüchtig durch das ganze Leben Jeſu. Der große Gegenſatz von Sünde und Erlöſung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte, bildet den Hintergrund, von dem ſich die magdliche Geſtalt Mariens voll Demuth und Liebreiz wie eine zarte Idylle abhebt. Möchte daz heilige magedîn unser forspreche ſeyn (V. 4790 ff.), nû geruoche si unser potschaft bringen für die goteschraft; der sî niht verzîhet, wan er sî hât gewîhet und gesegent ob allen wîben mit sîn selbes lîbe. wir sitzen oder stên, in ir helfe sul wir gên, wir trinchen oder ezzen, wir sulen ir niht vergezzen; wir slâfen oder wachen, wir sulen an allen sachen die hôhen unt die reinen flêgen unde meinen, daz si in dem himilrîche den engeln uns gelîche, daz wir sî loben dâ in eternum et ultrâ. Zum Schluſſe erzählt noch Wernher wie er dazu gekommen ſei, dieſe drei Lieder zu dichten, was wir bereits Eingangs erwähnt haben; er legt uns die Liebe zu Gott noch warm an's Herz und beſchließt mit unnachahmlicher Fröhlichkeit:

nû ruofet in inrechlichen an,
swanne sîn muoter in an uns man,
daz er uns ellenden
sîne helfe geruoche senden
unt sîne engelische schar,
diu uns leite unde bewar
und uns bringe an die stat
ubi cum pâtre regnât
et spiritû paraclitô
daz unser stimme vil frô
müeze singen immer mê
Glôriâ tibi dominè!

Das Urtheil W. Menzel's iſt ganz treffend, wenn er ſagt*): „Das Gedicht hat noch eine gewiſſe Schlichtheit und Strenge, es iſt noch nicht ſo durchſüßt und blumenreich wie die ſpäteren.“ — Man ſieht deutlich, es iſt noch nicht lange her, daß die Sprache von der Alliteration ſich losgeriſſen und es iſt hier der muthige und glückliche Verſuch, ſich außerhalb der Kirchenlatein-Sprache, ſich auf eigene Füße zu ſtellen. Die Form und der Reim, der noch die Unvollkommenheiten des 12. Jahrhunderts zeigt und ſich manchmal auch mit bloßen Aſſonanzen zufrieden gibt, haben ſich noch nicht zur Freiheit der höfiſchen Metrik durchgerungen. Das Werk iſt trotz der Ueberarbeitung unſerer höchſten Anerkennung und Bewunderung würdig, es iſt ein kunſtvoll angelegtes, wohlgegliedertes und durchdachtes Ganze. Die Erzählung iſt, wie Herr Feiſalik in ſeiner trefflichen Vorrede bemerkt, einfach und klar, voll naiven Glaubens und inniger Hingebung an das Geſchehene; obwohl wir uns in einer ganz wunderbaren Welt, unter lauter außerordentlichen Begebenheiten befinden, ſo erſcheint uns doch Alles ganz naturgemäß und wahrhaftig, denn der Dichter weiß mit maßvollem Takte ſeine Wundergeſchichten zu wählen und ſie mit kindlicher Glaubwürdigkeit vorzutragen. So unterſcheidet er ſich auf das vortheilhafteſte von den ſpäteren Dichtern mit ihrem unleidlichen Schwulſte und mit ihren ſtammelnden Liebkoſungen der Jungfrau, mit ihren gehäuften wunderbaren und wunderlichen Begebenheiten und ſcholaſtiſchen Erörterungen.

---

*) Deutſche Dichtung I, 270.

# XXIII.

## Hiſtoriſche Novitäten.

Kriegs- und Sittengeſchichte der Reichsſtadt Nürnberg vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld. Erſter Theil. Von 1590 bis 1619. Mit archivariſchen (sic) und andern urkundlichen Quellen bearbeitet von Franz Ludwig Freiherrn von Soden, fſtl. ſchwarzburgiſchem Major a. D. Mit fünf colorirten Bildern. Erlangen, Theodor Bläſing. 1860. 8. XXIV und 572 S.

Bekanntlich haben die Annalen des Rathsſchreibers Müllner bisher als die Grundlage aller geſchichtlichen Kenntniß von der Reichsſtadt Nürnberg gegolten, und mit ihrem Aufhören beim J. 1600 tritt eine empfindliche Lücke ein. Dieſe iſt um ſo empfindlicher, als auch die andern in überaus großer Anzahl ſowohl in Nürnberg als auswärts vorhandenen handſchriftlichen Chroniken meiſtens mit dieſem Jahre oder wenig weiter herab, manche ſchon früher abbrechen, und nur ſehr wenige auch über das ſiebenzehnte Jahrhundert Mittheilungen machen. Ueber den wichtigſten Theil dieſes Jahrhunderts, den dreißigjährigen Krieg, hat wohl Murr in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs" die Chronik eines ſeiner Vorfahren abdrucken laſſen, auch exiſtiren ein Paar Schriften, „Nürnberg im dreißigjährigen Kriege" und

„Nürnberg in der Mitte des dreißigjährigen Krieges“, aber wie die Murriſche Chronik doch nur herzlich mager iſt, ſo ſind auch die beiden Schriften nur aus Chroniken zweiten Ranges zuſammengetragen, auch ſonſt nicht ganz correkt. In der erſtern iſt z. B. die Verkündigung des Friedens auf 16. Sept. 1650 geſetzt, ſtatt 16. Juli, wovon dann wieder Neuere unbedenklich Gebrauch gemacht haben. Darin liegt eben das große Verdienſt Müllners, daß er ein mit gründlicher juriſtiſcher und geſchichtlicher Kenntniß ausgeſtatteter Mann war, und mit einer für jene Zeit höchſt achtungswerthen Kritik an die Behandlung der alten Sagen ging, von denen die von dem famoſen Georg Rüxner ausgeheckte Turnierſage des Jahrs 1197 der Nürnberger Geſchichte im Beſondern ebenſo viel Eintrag gethan hat, als die geſammte deutſche Adelsgeſchichte, ungeachtet aller ſchon in älterer Zeit von Joſ. Stumpf, Wigul. Hund, Cyriacus Spangenberg, Melchior Goldaſt, Struve, Gundling, Andreas Brunner, David Köhler bis herab auf den rheiniſchen Antiquarius erhobenen Reclamationen, den durch ſein Turnierbuch im Allgemeinen gemachten Schaden noch nicht verwinden kann. Dabei nahm Müllner, ohne den Hauptzweck ſeiner Arbeit, die rechtliche Stellung der Stadt den nachbarlichen Anſprüchen gegenüber durch die Geſchichte zu belegen, außer Acht zu laſſen, auch von dem, was man jetzt Kulturgeſchichte nennt, alles Erhebliche auf, ja ließ ſogar den herkömmlichen Sagen diejenige Beachtung zukommen, die zwar fern davon iſt, ihnen Glauben beizumeſſen, aber dennoch dieſe Anſchauungen, in denen das Volk ſich die Geſchichte für ſeinen Gebrauch zurecht legt, nicht ganz unbarmherzig über Bord wirft. Bedenkt man nun, daß Müllner im Ausgange des 16ten Jahrhunderts, wo die Hiſtorik noch nicht einmal als idea praestabilita vorhanden war, ſchrieb, ſo muß man gewiß vor demſelben alle Achtung haben und ihm auch religiöſe Feindſeligkeit, welche in ſeiner Behandlung der Reformationsgeſchichte vorherrſcht, nicht zu ſehr anrechnen. Daß er

in einer erzlutheriſchen Stadt, als Diener eines ſich für den Hort der neuen Glaubensrichtung erachtenden Rathes, anders geſchrieben haben ſollte als er that, war nicht zu erwarten. Aber um ſo fühlbarer macht ſich, wie ſchon geſagt, die nach ihm eintretende Lücke, und man darf unbedenklich auf die neueren Behandlungen der Nürnberger Geſchichte durch Pfiſter (1830. 1833. 2. Aufl. 1841), Lochner (1845), Mayer (1847), Marx (1856) hinweiſen, um eben an ihnen die Fühlbarkeit derſelben darzuthun. Denn da, wo Müllner aufhört, iſt man auf dürftige Mittheilungen angewieſen, und der reiche vorhandene Stoff war offenbar noch nicht zur Behandlung zugänglich. In den bekannten Sammelwerken von Waldau, Siebenkees, Kieſhaber, in der Handelsgeſchichte von Roth und deſſen anderen Schriften, bei Will im Gelehrten-Lexikon und den Münzbeluſtigungen, bei Würfel in den Nachrichten zur Stadt- und Adelsgeſchichte, in Murrs Journal 2c. 2c. auch bei Johannes ab indagine (Falkenſtein) iſt wohl ziemlich Vieles zu finden, aber gegen den wirklichen Vorrath gehalten doch nur wenig und auch nicht immer authentiſch.

Es macht daher der Gedanke, gerade aus dieſer Zeit eine Geſchichte Nürnbergs herzuſtellen, und hierzu die noch nicht angebrochenen archivaliſchen Hülfsmittel zu benutzen, demjenigen, der ihn bei der Kenntniß der Schwierigkeit faßte und beharrlich feſthielt, alle Ehre. In der vorliegenden Arbeit des ſchon durch andere die Nürnberger Geſchichte behandelnden Werke als gründlicher und fleißiger Forſcher wohl bekannten Freiherrn von Soden wird zunächſt der Zeitraum 1590 bis 1619 gegeben, für welchen derſelbe nicht bloß die reichen Schätze des königl. Archivs zu Nürnberg, ſondern auch andere aus Privatbibliotheken ihm zugänglich gewordene Hülfsmittel benutzt hat. Unter dieſen erwähnt er als einer in ihrer Art einzigen Chronik der des Hans Stark, die — wahrſcheinlich nur einmal vorhanden — in ſieben Foliobänden den Zeitraum vom Anfang Nürnbergs bis 1628 behandelt und, ohne in den älte-

ſten Zeiten ſich über das Niveau der andern Chroniken zu erheben, da wo Stark, Mitglied eines rathsfähigen Geſchlechts, ſelbſt auch Beamter, als Zeitgenoſſe erſcheint, nicht nur die höchſte Glaubwürdigkeit für ſich hat, ſondern auch einen überraſchenden Reichthum von anziehenden, großentheils vorher gar nicht gekannten Einzelheiten gibt. Der Herr Verfaſſer gedachte vorher, nachdem er die Mittel des königl. Archivs für eine Kriegsgeſchichte der Jahre 1631 bis 1635 bereits bearbeitet hatte, dieſe Sittengeſchichte nur als einen ſkizzirten Abriß, um den Leſer au fait zu ſetzen, vorauszuſchicken, wurde aber durch den 1847 gemachten Fund der Starkiſchen Chronik veranlaßt, ſein ſchon ausgearbeitetes Manuſcript wieder zurückzulegen und aus dieſem reichen Material ein ganz neues Werk herzuſtellen, das in zwei, vielleicht in drei Bänden nun gleichſam die Einleitung zu jener Kriegsgeſchichte bilden, aber zugleich als ſelbſtſtändiges Werk auftreten wird. Der alte Spruch: Nonum prematur in annum iſt hier nicht bloß befolgt, ſondern bei Weitem überboten.

Ueber die außerdem benutzten archivaliſchen und andern Mittel gibt eine kurze Anzeige hinter dem Vorwort Auskunft; der Inhalt ſelbſt zerfällt in acht Abſchnitte: 1) 1590 bis 1610, 2) 1611, 3) 1612, 4) 1613, 5) 1614, 7) 1616 bis 1618, 8) 1619. Daß die rein chronologiſche Ordnung eingehalten iſt, hat ohne Zweifel ſein Gutes, indem, ſofern man einmal weiß, in welchem Jahre etwas zu ſuchen iſt, man es auch bald finden wird; nur wäre zur Erleichterung des Leſers zu wünſchen, daß durch häufigeres Abſetzen und Einrücken (a linea) dafür geſorgt wäre, ſo zwar, daß die einzelnen Rubriken jedes Abſchnittes beſonders markirt wären. Doch iſt das von untergeordneter Erheblichkeit. Nach einer kurzen Angabe der financiellen und politiſchen Verhältniſſe der Stadt wird ſofort auf die einzelnen Begebniſſe übergegangen, von denen hier nur der Bau der Fleiſchbrücke erwähnt ſei, mit genauer An-

gabe der ſich auf 82,172 fl. ſummirenden Koſten. Dann treten neben den unfreundlichen Beziehungen zu dem Markgrafen die freundlichen zu dem Pfalzgrafen hervor, der im Jan. 1598 in Nürnberg Schlitten fahren wollte, wozu der Rath den Markt von allen Krämen und Buden räumen, auch den Bürgern das Schlittenfahren, ſolange der Pfalzgraf da ſei, verbieten ließ, als auf einmal der Tod des Wirths zum Bitterholt, wo der Pfalzgraf einkehren wollte, die ganze Fröhlichkeit vereitelte. Von äußeren in ihrer Einwirkung auf die Stadt wie auf das ganze Reich wichtigen Ereigniſſen gehört die Stiftung der Union 1608 und der Liga 1609 daher; im Innern aber dürfte die Errichtung der vier Bürgerfahnen, der eigentlichen Stadtmiliz, aus dem Jahre 1599 das Wichtigſte ſeyn. Dann tritt im zweiten Abſchnitt der kurfürſtliche Collegialtag von 1611, in welchem Nürnberg zum erſtenmal ſeit langer Zeit und dann wieder auf lange Zeit zum letztenmal der Sitz einer Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten wurde, mit der größten Anſchaulichkeit hervor. Der Zweck war, ſich noch bei Lebzeiten des ganz unthätigen Kaiſers Rudolf über die Wahl eines römiſchen Königs zu verſtändigen. Es iſt das wohl eine der letzten Zuſammenkünfte der höchſten deutſchen Fürſten in Perſon, nicht durch Stellvertreter, geweſen. Hier wird nun Alles ganz ausführlich erzählt, wo jeder Kurfürſt und andere Fürſt wohnte, wie ſtark ſein Gefolge war, wie er ſich gegen die Wirthe, wo er Herberge genommen (nicht Gaſtwirthe, ſondern Privatperſonen) dankbar bewies u. ſ. w. Aber auch eine Menge von andern kleinen Zügen dient zur Ausmalung des Bildes; wie z. B. der Rath das Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“, das in ſeinem damaligen Wortlaut beleidigen mußte, unterſagte, ebenſo den Geiſtlichen auf den Kanzeln alle polemiſchen Ausfälle verbot, den Bürgern gegen Fremde ſich höflich zu erweiſen befahl, Schadhaftes und Verfallenes, z. B. die ſeit Jahren zu profanen Zwecken verwendete Morizkapelle ausbeſſern ließ, und der ganzen Stadt

ſo zu ſagen ein neues feſtliches Gewand anlegte. Sogar die bisher zu einer früheren Stunde geläutete Feuerglocke, das alte ignitegium (couvre-feu, curfew) wurde, aus Rückſicht gegen die Gäſte auf die neunte Abendſtunde verlegt, zu welcher ſie noch jetzt, ein unbewußtes Zeichen der Vergangenheit, geläutet wird. Die damals bereits gegen das Alte, zum Theil unter dem ſehr plauſibeln Vorwand, „es ſei Götzenwerk", eingeriſſene, vernachläſſigende Gleichgültigkeit, wodurch Kunſtwerke entweder zu Grunde gingen oder — wie das nach wenigen Jahrzehnten mit Düreriſchen Gemälden und mit der Imhof-Pirkheimeriſchen Kunſtſammlung geſchah — verkauft wurden, läßt auf die damalige Zeit einen trüben Schatten fallen, und die Knickerei, mit der ungeachtet der eingezogenen, bedeutenden Kloſtergüter arme Pfarrwittwen in der Karthauſe zwar freie Wohnung bekamen, aber mit einem halben Gulden wöchentlich als Unterhalt abgefunden wurden, entrüſtete ſelbſt einen geiſtlichen Fürſten, den Biſchof von Bamberg, dem man die Kirche der Karthauſe, unter dem wahrſcheinlich nur fingirten Grund, man könne die Schlüſſel nicht finden, nicht einmal aufſperrte. Mehrere zur Sittengeſchichte dienende Züge, namentlich Belege für die Strenge, mit welcher über die Hochzeits- und Hoffartsgeſetze gewacht wurde, ſchließen dieſen Abſchnitt. Im folgenden iſt Matthias' zweimalige Anweſenheit, auf der Reiſe nach Frankfurt zur Kaiſerwahl und auf der Rückkehr, wo er als gekrönter Kaiſer empfangen wurde, die Hauptſache. Das erſtemal ſtieg Matthias und ſeine Gemahlin in dem Hauſe der Wilhelm und Andreas Imhofiſchen Gebrüder ab, das zweitemal wohnten die Majeſtäten auf der Burg. Hier fehlt es wieder nicht an intereſſanten Anekdoten; z. B. wie ſich die Kaiſerin Anna von dem Balbierer auf dem Heumarkt ſchröpfen ließ und ihm auf die Frage: ob er ſtark oder ſchwach ſchlagen ſolle, antwortete: „Ich bin nicht heikel", und wie bei der Rückkehr von Frankfurt der Kaiſer ſeinen Unmuth über die Würzburger in ziemlich derben Wor-

ten ausließ. Der Einzug am 2. Juli 1612 gehörte zu den größten Feſtlichkeiten, die Nürnberg je geſehen hatte, und die ſechs Tage der kaiſerlichen Anweſenheit bis zur Abreiſe am 8. Juli ſind mit allen möglichen Beſtrebungen erfüllt, der Stadt die kaiſerliche Huld um ſo mehr zu erwerben, als man in früheren Jahren den Erzherzog Matthias wenig beachtet hatte.

Fortdauernde Kämpfe gegen die ſteigende Hoffart, die dann und wann auftauchenden Paſquille und die unerfreulichen theologiſchen Zänkereien ſind ſtehende Artikel, in denen man nur die innere Fäulniß des ganzen Staates wahrnehmen kann. Beſonders war M. Scheremberger ein Stein des Anſtoßes, und zwar nicht bloß wegen Hinneigung zu calviniſcher und arianiſcher Lehre, ſondern auch wegen anſtößigen Wandels, der endlich (p. 320) ſeine Abſetzung 1613 herbeiführte. Uebrigens iſt er nicht der Einzige, an dem die Prieſterehe ſich als ein Schutzmittel gegen die vielbeſprochenen Nachtheile des Cölibats zu bewähren unterließ. Auch andere gleichen Schlages, Dorſch, Rodegaſt ꝛc. werden genannt. Ueberhaupt iſt das Leben jener Zeit von gewaltthätiger Brutalität, wüſter Schlemmerei, ſtetem Trachten nach Sinnengenuß ſo erfüllt, daß man unmöglich Wohlgefallen daran finden kann, da zwar immerhin im häuslichen Leben auch ſtrenge Zucht und Ehrbarkeit waltete, aber nicht der mindeſte geiſtige Aufſchwung in Kunſt und Wiſſenſchaft eine Lichtſeite zeigte, welche für die Schattenſeiten entſchädigen konnte. Die vom Rath fortwährend gegen die Ausſchreitungen der Ueppigkeit ergriffenen Maßregeln erwieſen ſich als völlig unfruchtbar, da das Uebel tiefer ſaß, als daß durch Geldbußen geholfen werden konnte, denen am Ende nur der Minderbemittelte ſich fügen mußte, der Reiche entweder durch Beſtechung der niedern Bedienſteten ſich entzog oder, wenn er auch die Buße zahlte, ſie leicht verſchmerzte. Die geiſtige Thätigkeit entwickelte

ſich ausſchließlich in höchſt unfruchtbaren theologiſchen Zänkereien, und ſelbſt die bildende Kunſt hatte damals, wenn auch immer noch einige Namen wie Maler Lorenz Strauch, Kupferſtecher Peter Iſſelburg u. A. genannt werden, auch ſchöne Goldſchmiedarbeiten in ziemlicher Menge vorkommen, dennoch aufgehört, etwas Bedeutendes, Selbſtſtändiges zu leiſten; ſie ruhte auf ihren Lorbeern. Dem handwerksmäßigen Sang der Meiſterſänger ſtanden die herumwandernden „engliſchen Komödianten“ zur Seite, welche am 26. Juni 1612 eine Reihe von Vorſtellungen im Heilsbronner Hof eröffneten, ſchöne Komödien und Tragödien von Philole und Mariane, von Celide und Sodea, auch von Zerſtörung der Städte Troja und Conſtantinopel aufführten, und gegen ein Eintrittsgeld von drei, ſpäter von ſechs Kreuzern gute Geſchäfte machten. Dabei hatte faſt jedes Handwerk ſeinen ſtattlichen Umzug und Tanz; im Abſchn. V. wird eine ziemliche Anzahl von ſolchen öffentlichen Luſtbarkeiten, der Metzger, Tuchknappen, Rothſchmiede, Meſſerer, Schreiner, Schneider, Büttner, Zirkelſchmiede beſchrieben, zwiſchen welchen auch das am 25. Mai 1614 vorgekommene Urbansreiten, ein Feſt zu Ehren des Weins vorkommt. Da Nürnberg keinen Weinbau hat und hatte, wofür die bekannte Urkunde vom 8. Nov. 1219 das beſtimmteſte Zeugniß ausſtellt, obgleich allerdings in damaliger Zeit einen anſehnlichen Weinmarkt und Weinhandel, ſo möchte man wohl auch jenes Urbansfeſt für ein vorübergehend importirtes halten, wie man ja auch in neuerer Zeit ſolche fremdartige und fremdländiſche Luſtbarkeiten ſich importiren läßt. Größere Bedeutung und praktiſchen Werth hatten die großen Schießfeſte; im Auguſt 1614 wurde ein ſolches mit großen Stücken, Falconen genannt (p. 365), auf dem Schießplatz St. Johannis gehalten, und nach einem jenſeits der Pegnitz aufgerichteten Ziele geſchoſſen. Auch Ochſen- und Bären-Hatzen, wie ſie z. B. der Geleitsmann Georg Tratz im Heilsbronner Hof, oder auf der Hauskomthur im deutſchen

Hauſe zum Beſten gab, gehörten zu den Beluſtigungen der Zeit.

Aus dem zwar bunten aber doch rein äußerlichen Getreibe des Alltaglebens ſehnt man ſich etwas Würdigeres zu hören, wozu der Unionstag im Januar 1615 Anlaß geben konnte. Doch erfährt man auch hier nur das Aeußerliche, daß vom 30. Jan. bis 15. Febr. Sitzungen waren, aber „die Verhandlungen im Allgemeinen geheim gehalten wurden". Doch kam damals ein ſchon früher angeregter, aber von der Stadt abgelehnter Vertrag über die Reichspoſt zu Stande, die, jedoch unbeſchadet des Antorffer (Antwerpener) Botenweſens, einen Nürnberger Bürger zum Poſtmeiſter bekommen, auch nicht in der Stadt, ſondern in der Vorſtadt Wöhrd ihr Lokal haben ſollte. Beide Bedingungen fielen nach wenigen Jahrzehnten weg. Hierauf macht nach einer Reihe von widerlichen Geſchichten der Rohheit, wobei die dem Bettelrichter Wolf Teufel ungeachtet mehrerer empörender Gewaltthaten dennoch zu Theil werdende Schonung dem Gemeinweſen das bedenklichſte Horoſkop ſtellt, die Anweſenheit des jungen Pfalzgrafen Friedrich mit ſeiner Gemahlin, Eliſabeth Stuart (1615 12. Juni), einen angenehmen Eindruck; beide junge fürſtliche Perſonen gewannen durch Umgänglichkeit, z. B. durch einen Beſuch einer Geſchlechterhochzeit, wo ſie ſelbſt tanzten, die Theilnahme der Bürgerſchaft, die ihnen auch ſpäter blieb. Auch 1616 kam der Pfalzgraf wieder nach Nürnberg, und 1619 als böhmiſcher König zum letztenmale. In demſelben Jahre erwähnen alle Nürnberger Geſchichten und Chroniken den Anfang des Neubaues des Rathhauſes, der dann beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges eingeſtellt wurde. Da ſo viele andere minder weſentliche Einzelnheiten mit der größten Genauigkeit aufgezählt werden, ſo wundert man ſich billig, daß weder beim J. 1616, in welchem Jahre am 10. Juni der Grundſtein am obern Eck, noch beim J. 1619, in wel-

chem am 13. Juli der am untern Eck gelegt wurde, dieſes doch jedenfalls wichtigen Unternehmens gedacht wird. Vielleicht hat es der Herr Verfaſſer auf den zweiten Theil verſpart? Dagegen wird der Fund von St. Sebalds Reliquien am 22. Juli 1616 berichtet und das Geſchenk, welches man dem Kaiſer mit der koſtbaren und viele Reliquien enthaltenden Monſtranz Sebald Schreyers machte. Was ſollte eine zur Aufklärung ſtrebende Zeit mit ſolchem „Götzenweſen" anfangen! Im J. 1617 wird dann das erſte Jubelfeſt der Reformation erzählt, wozu Goldgulden im Werthe von zwei Gulden Münz geſchlagen wurden, endlich die 1618 geſchehene Einrichtung des Pfand- und Leihhauſes im Clarakloſter. Eine intereſſante, für die damalige Sitte kennzeichnende Geſchichte iſt die Beſtraſung des übermüthigen David Kreſſer, der früher Bürger zu Nürnberg, dann als er mit ſeinem Reichthum ſich das Gut Farrenbach und den Adel gekauft hatte, hierdurch einen Freibrief zu Beleidigungen und Schmähungen erhalten zu haben glaubte, aber vom Rath mit Haft und großer Geldſtrafe gebüßt wurde, was ſo ſehr in der Anſchauung der Zeit lag, daß Niemand es für ungerecht oder eine „unedle Weiſe" erachtete, wofür es der Herr Verfaſſer erklärt. Der Rath handelte hierin vollkommen nach ſeiner Befugniß.

Von dem über die Maßen reichen Material, welches der Herr Verfaſſer zuſammengetragen — wobei er Einzelnes, z. B. die Photinianiſchen Händel von 1616 bis 1630 einem beſondern Abſchnitt vorbehalten hat — mag das Vorſtehende nur einen ganz entfernten Begriff geben. Außer den vielen zur Sittengeſchichte gehörenden Zügen, die freilich in der Regel nur die Unſitte ſchildern, iſt auch für den Staatshaushalt von Nürnberg, insbeſondere durch die genaue Aufzählung der Ausgaben für Lohn, Beſoldung und gehabte Auslagen (auf Geſandtſchaften, Reiſen im Dienſte der Stadt), für Schenkungen und Ehrungen theils in baarem Geld und Kleinoden,

theils in Wein, Fiſchen und Haber, welche an alle ankommenden Gäſte vom Kaiſer bis zum gewöhnlichen Edelmann und Botſchafter einer kleinen Reichsſtadt herab verabreicht wurden, in möglichſter Weiſe vorgearbeitet. Für die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wird dieſes Werk, noch mehr die folgenden Theile, die dem Vernehmen nach ungeſäumt erſcheinen ſollen, von größtem Werthe ſeyn, denn es hat den unbeſtreitbaren Vorzug, hinter dem die gegen das Formelle etwa zu machenden Ausſtellungen zurückſtehen, rein aus Quellen geſchöpft, ja ſelbſt Quelle zu ſeyn, und man darf erwarten, daß, wenn auch mit 1628 die Starkiſche Chronik zu Ende geht, die reichen Vorräthe des Nürnberger Archivs dafür eintreten werden. Möge dem verdienten Herrn Verfaſſer auch für die Fortſetzung der Arbeit, zu welcher ihn, wie die wohlgelungene Biographie des Hans von Leubelfing in der Vorrede zeigt, faſt ein perſönliches Intereſſe hingezogen zu haben ſcheint, die erforderliche Rüſtigkeit und Geſundheit beſcheert ſeyn!

## XXIV.

## Am Vorabend der orientaliſchen Kataſtrophe.

Die äußere und innere Lage des türkiſchen Staats; die Unions-Bewegung in Bulgarien und ihre Umſtände.

Der böſe Geiſt, den ſie durch ihre diplomatiſche Stümperei vom 30. März 1856 nicht nur gebannt ſondern gar erlöst zu haben glaubten — iſt alſo richtig wieder da, und wie vorauszuſehen war, hat er ſieben Aergere mit ſich genommen als er ſelber iſt. Seit mehr als einem Menſchenalter hat die ganze Diplomatie Europas mit einziger Ausnahme Rußlands dieſe orientaliſche Frage nicht anders als mit Baumwollen-Watt und ſeidenen Handſchuhen angefaßt, in der beſtimmten Vorausſicht, daß jede tiefere Erſchütterung am Bosporus mit Nothwendigkeit das europäiſche Staatenſyſtem aus den Angeln heben müſſe. Jetzt aber ſind außer Rußland noch drei große Mächte aufgeſtanden, welche ihr Intereſſe daran haben, die Auflöſung des Türkenreichs auf die Spitze zu treiben; dahin arbeiten ſie nicht erſt ſeit geſtern auf allen Schleichwegen geübter Verſchwörer, und wenn der Imperator in Paris, der Schächer in Turin und Garibaldi als der Feldmarſchall der kosmopolitiſchen Revolution die türkiſche Kataſtrophe beſchloſſen haben, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie vor der Thüre ſteht.

Denn zur Befeſtigung der inneren Zuſtände des osmaniſchen Reiches iſt ſeit 1856 vollſtändig nichts geſchehen, ja ſogar viel weniger als nichts, und die Lage hat ſich in ſolchem Maße verſchlechtert, daß es allerdings nur eines Hauches von Paris her bedarf, um das Kartenhaus niederzuwerfen. Daß und wie durch eine poſitiv ſchöpferiſche Politik einem gewaltſamen Umſturz wenigſtens in der europäiſchen Türkei hätte vorgebaut werden können, daß und wie die chriſtlichen Völkerſtämme unter der Herrſchaft des Sultans ſowohl gegen die Suprematie-Gelüſte des ruſſiſchen Czaren als auch gegen die revolutionäre Propaganda anderer Art thatſächlich verwahrt werden konnten und mußten: darüber haben wir in dieſen Blättern drei Jahre lang zahlreiche Betrachtungen angeſtellt, deren ahnungsvolle Beſorgniß jetzt vollauf beſtätigt wird. Damals hatte die Vorſehung die nicht wiederkehrende Gelegenheit geboten, daß die beiden Weſtmächte, Frankreich mit England, gegen die traditionelle Einverleibungs-Politik Rußlands aufgebracht und die deutſchen Mächte wenigſtens neutral waren; damals mußte das Eiſen geſchmiedet, damals oder nie mußte für eine chriſtliche Zukunft der Türkei die praktikable Baſis gelegt werden — ſonſt war Alles zu ſpät. Allein man hat nicht nur den rechten Weg dazu nicht betreten, ſondern man hat auch auf dem falſchen gar nichts gethan. Man hat für die türkiſchen Rajahſtämme nichts ausbedungen, weil ſonſt die „Integrität der Pforte“ hätte Schaden leiden können, und man hat den Hathumayum einen todten Buchſtaben bleiben laſſen, weil es der „Souverainetät des Sultans“ ſo entſprach. Man hat ſich begnügt, das Haus Osman unter die gleichberechtigten Mitglieder der europäiſchen Staatenfamilie feierlich aufzunehmen, ſeine chriſtlichen Unterthanen aber hat man ſchutz- und rechtloſer als zuvor der zügelloſen Ausbeutung des Türkenthums überlaſſen — und jetzt wundert man ſich am Ende noch, daß die acht Millionen Chriſten in der europäiſchen Türkei des Winkes von Außen gewärtig ſind.

um gegen die zwei Millionen ihrer moslemiſchen Dränger die Fahne des Aufruhrs zu erheben!

Die Diplomatie von London und Wien iſt ungemein ſtolz geweſen auf die Erfolge vom 30. März 1856, und als ſich Frankreich am 15. April zu einem Separatvertrag mit beiden Mächten herbeiließ, wornach ſie alle drei jeden Angriff auf die Integrität der Türkei als casus belli behandeln wollten, da kannte die Siegesgewißheit in Wien vollends keine Grenzen mehr. Nun aber, nach vier Jahren, ſteht die franzöſiſche Macht in Syrien und will nicht mehr heraus; ſie iſt der ſchwach verhüllte Bundesgenoſſe der ſardiniſchen und garibaldiſchen Machinationen, welche durch eine allgemeine Brandſtiftung in der Türkei dem öſterreichiſchen Nachbar den rothen Hahn auf's Dach ſetzen wollen; ſie iſt der offenkundige Alliirte Rußlands gegen die Regierung der Pforte, und handelt durch die Bank ſo, als wenn der Traktat vom 15. April nicht eine Gemeinſamkeit mit England und Oeſterreich gegen Rußland, ſondern umgekehrt eine Gemeinſamkeit Frankreichs gegen die beiden Mächte hergeſtellt hätte, welche in den türkiſchen Angelegenheiten von Haus aus „conſervativ" ſind. So rächen ſich die verſäumten Gelegenheiten in der hohen Politik.

In Wien hatte man ſich den Gang der Dinge freilich ganz anders vorgeſtellt: Hr. von Bruck, welcher den Strohmann an der Spitze des auswärtigen Amts inſpirirte, glaubte der franzöſiſchen Allianz für ewige Zeiten ſicher zu ſeyn *). Es war damals die traurige Periode, wo man ſich alle politiſchen Fragen nicht ſchnell genug vom Halſe ſchaffen zu können meinte, weil „die Form der Verwaltung des Gemeinwe-

*) „Der Sieg der Politik des Freiherrn von Bruck iſt vollſtändig, die diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſollen nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen, ſelbſt in der italieniſchen Frage ſoll man ganz harmoniren" — ſo ſchrieb die Allg. Zeitung vom [illegible] 1856.

ſens nur in ſo ferne Berückſichtigung verdiene, als ſie den Erwerb fördert oder hindert". Dieſe „Richtung der Geiſter" begriffen zu haben, wurde z. B. in der Allgemeinen Zeitung, welche heute gegen den napoleoniſchen Materialismus und für den öſterreichiſchen Conſtitutionalismus durch's Feuer geht, als das große Verdienſt des Wiener Finanzminiſters geprieſen, „aus welchem alle ſeine übrigen Verdienſte ſich herleiten" *). Und unter dem gleichen national-öconomiſchen Geſichtspunkt ſchien ſich denn auch die Löſung des orientaliſchen Problems kinderleicht, ja gleichſam von ſelbſt zu machen. Nicht etwa durch ſchwierige Organiſationen zwiſchen den Rajahs, Moslims und Osmanli's, ſondern ganz einfach durch Banken und Fabriken, Telegraphen und Eiſenbahnen, oder vielmehr noch kürzer und draſtiſcher durch Stiefelchen und Schnürleibchen, Faſhionhüte und Modekleider nebſt Modiſtinen, Kleider- und Haarkünſtlern, Oper und Ballet nebſt Tanz- und Muſik-Meiſtern u. dgl., wie damals ein engliſcher Beobachter vom Bosporus vorſchlug.

Der ſchmutzige Traum iſt gründlich verflogen, die Gewißheit aber iſt geblieben, daß Frankreich nicht mehr zu den Stützen und Gönnern des Halbmonds zählt, und daß die Großmachts-Politik von 1856 die ihr von Gott gegebene Gnadenfriſt, um ſich an den chriſtlichen Völkerſtämmen der Türkei ſelbſtſtändige Bundesgenoſſen heranzuziehen, total verſchlafen hat. Die Mächte, welche an der Erhaltung des osmaniſchen Reiches ein wirkliches Intereſſe haben, hätten beweiſen müſſen, daß ihre Behauptung von der Lebensfähigkeit der Pforte keine bloße Phraſe ſei. Bei Napoleon III. war es rein perſönliche Politik, wenn er ſich dem Glauben an die Zukunft des Türkenreichs anzuſchließen ſchien, und es iſt abermals bloß perſönliche Politik, wenn er jetzt im Gegentheil

*) Aus Wien Allg. Ztg. vom 16. Juni 1856.

ſichtlich befliſſen iſt, das Ende des kranken Mannes zu beſchleunigen. Im letztern Falle aber hat er die reale Wahrheit und die Natur der Dinge, die Stimme des Chriſtenthums und die Rückſichten der Civiliſation um ſo mehr für ſich, als die jüngſt verfloſſenen vier Jahre unter dem eifrigſten Beiſtande Englands und Oeſterreichs im Bereich des Halbmonds nichts Anderes hervorgebracht haben, als den ſonnenklaren Beweis, daß dem Türkengräuel lieber heute als morgen ein Ende gemacht werden müſſe.

Freilich iſt es dem Napoleoniden keineswegs um die Forderung der geſchichtlichen Entwicklung zu thun, daß Europa von dieſem Schandfleck endlich gereinigt werde; ſondern er jagt nur den napoleoniſchen Zielen im Mittelmeer und am Rheine nach, wenn er jetzt die italieniſche Revolution auf dem kürzeſten Wege in eine türkiſche Inſurrektion überleitet. Er hat Italien große Aufgaben zugedacht, welchen es für ſich allein nicht genügen kann; ſobald es aber gelingt, den Brand des Umſturzes über die ſchmale Meeresfläche der Adria auf die illyriſche Halbinſel hinüberzutragen, dann iſt für den entſcheidenden Moment die Kraft Oeſterreichs völlig gebunden und das ruſſiſche Intereſſe an Frankreich gekettet; der Imperator mag dann Europa mit der Spitze des Degens ſeine Bedingungen vorzeichnen und bei der neuen Weltvertheilung das Rheinland mit Belgien, eine wohlgelegene Inſel im Mittel-Meer mit Aegypten, vielleicht auch ein Protektorat über Syrien und Paläſtina als Licitationskoſten für den franzöſiſchen Jupiter einſtreichen.

Sicher liegen allerlei Zwiſchenfälle und Möglichkeiten, vor Allem ein Kampf mit England auf Leben und Tod, im Laufe der projektirten Weltumkehr, aber in Angriff iſt ſie bereits genommen, das unterliegt keinem Zweifel. Während der Meiſter ſelbſt noch in gelaſſener Würde zu Conſtantinopel verhandelt und mit den Mächten conferirt, überall im herzlichſten Einklang mit Rußland, fördern ſeine dienſtbaren Geiſter das

Werk. Schon kämpft man an der Sutorina mit Einverſtändniß und Zuzug der Montenegriner; in der Moldau-Walachei ſind die ſardiniſchen Rüſtungen nicht aufgegeben, ſondern nur vorſichtig geworden; und wenn Garibaldi heute oder morgen den Schleier über dem Geheimniß ſeines nächſten Flibuſtierzuges zerreißt, dann wird ſich alsbald zeigen, wie weit die gelegten Minen durch die ganze Halbinſel verzweigt ſind mit den brennenden Lunten daneben. Die Welt müßte blind ſeyn, um nicht zu ſehen, daß und warum der feine Plan im Zuge iſt, die italieniſche Befreiung in's Türkiſche zu überſetzen, und der Imperator müßte kein Napoleonide ſeyn, wenn er nicht vollkommen darauf vorbereitet wäre, die unvergleichliche Combination mit allen Kräften auszubeuten.

Und indem er es thut, erfüllt er ſeine Sendung und leiſtet ohne ſein Verdienſt der Menſchheit den größten Dienſt, der ihr ſeit Jahrhunderten geleiſtet worden iſt. Das iſt die Eigenſchaft ſolcher Schickſalsperſonen, daß ſie das Böſe meinen und das Gute thun; jede Zornruthe Gottes kehrt zugleich als welthiſtoriſcher Beſen dieſen oder jenen Schmutz und Unrath aus der Geſellſchaft hinaus, und wenn nicht Alles täuſcht, ſo wird der neue Napoleonismus nicht zerbrochen und weggeworfen werden, bevor er mit dem Türkenthum den Kehraus gemacht hat. Ehe dieſe große Aufgabe erfüllt iſt, wird Europa weder Frieden, noch Ruhe haben; und weil die ordentlichen Mächte in ihrer ſchwächlichen Eiferſucht für die That zu klein waren, darum iſt die unordentliche Macht Napoleons III. geſendet worden, zu ihrer Züchtigung und um das zu thun, was ſie verſäumten, woran ſie ſogar frevelten, indem ſie vor vier Jahren dem Halbmond zu lieb den chriſtlichen Namen und Charakter der europäiſchen Staatenfamilie förmlich verläugneten und den türkiſchen Gräuel völkerrechtlich in ihren Schooß aufnahmen. Von dieſem Momente an erſcheint der Imperator im rothen Glanz der Gottesgeiſel; am 30. März wurde der verhängnißvolle Friede unterzeichnet, und am 8. April

ließ er den Grafen Cavour den italieniſchen Krieg erklären — ein vielſagender Zuſammenhang, welchen man in Wien freilich nicht erkannt hat, aber um ſo ſchmerzlicher mußte man ihn drei Jahre nachher fühlen!

Wir haben den zauberhaften Einfluß des Mannes ſtets mehr in den Schwächen und Verkrüppelungen der Andern, als in ſeiner eigenen und perſönlichen Ueberlegenheit geſucht. Ebenſo beſteht die Stärke ſeiner politiſchen Projekte darin, daß er den Gegner jedesmal in die Lage zu bringen weiß, unhaltbare Zuſtände und Stellungen als haltbar gegen ihn vertheidigen zu müſſen. Das ſtellt ſich jetzt insbeſondere bei ſeinem Verhältniß zu den türkiſchen Verwicklungen heraus, und wird ſich im Verlauf derſelben immer ſchlagender manifeſtiren. Wer ſich auf der Baſis des Pariſer-Friedens für die ungeſchwächte Souverainetät und Integrität des Sultanats aufwerfen will oder muß, der hat nicht nur gegen Frankreich und Rußland, ſondern viel mehr noch gegen die unläugbare Wirklichkeit und die natürliche Gewalt der Dinge anzukämpfen. Die Motive der Vertheidigung und Erhaltung liegen ausſchließlich nur in dem ſelbſtſüchtigen Intereſſe der vertheidigenden Macht; in der zu vertheidigenden Sache ſelbſt liegen ſie ſo wenig, daß vielmehr Jedermann dem Imperator wenigſtens in Gedanken wird recht geben müſſen, wenn er heute oder morgen die Unmöglichkeit verkündet, die ſchönſten Länder der Erde und zehn Millionen chriſtlicher Volksſtämme noch länger unter das verheerende Joch des türkiſchen Marasmus zu zwingen.

In dieſer ſchiefen Stellung zum Orient befindet ſich vor Allem E n g l a n d, oder eigentlich England allein, und zwar nicht aus freier Wahl, ſondern vermöge innerer Nothwendigkeit. Die unnatürliche Ueberſpannung des inſulariſchen Handelsſtaats und Colonialreichs zieht die unnatürliche Politik Englands in der Türkei mit der Gewalt eines Fatums nach ſich. Die engliſche Societät gleicht einem über die halbe Welt

geſprengten Gewölbe, deſſen mittlern Tragpfeiler an der Brücke zwiſchen der europäiſchen und der aſiatiſchen Geſellſchaft das indifferente und indolente Türkenthum bildet; nichts vermag es in dieſer Rolle zu erſetzen, und hört der Türke heute oder morgen auf, gleich dem alten Atlas die engliſche Erdkugel auf ſeinem breiten Rücken zu tragen, ſo iſt es um die Macht Englands geſchehen. Darum iſt England in der Türkei unter allen Umſtänden conſervativ, im ſchlechteſten Sinne des Worts, wenn es auch überall ſonſt revolutionär iſt; und wenn es auf der benachbarten Halbinſel ſeinen ſchmutzig fanatiſchen Gelüſten die Zügel ſchließen ließ, ſo geſchah dieß nur in der thörichten Vorausſetzung, daß dadurch dem Conſervatismus in der Türkei kein Eintrag geſchehe. Darum hat Palmerſton ohne Scham geſagt: kein Staat in Europa habe in den letzten zwanzig Jahren ſo große Fortſchritte gemacht wie die Türkei, und der Sultan regiere ungleich beſſer als der Papſt. Er weiß wohl, daß er himmelſchreiend lügt, aber im dringenden Intereſſe Englands muß er lügen; denn die Türkei muß erhalten werden, nicht als ob ſie die Bedingungen des Beſtehens in ſich ſelber hätte, ſondern weil ſie eine Bedingung des Beſtehens für England iſt, nicht als ob ſie an ſich lebensfähig wäre, ſondern weil England leben muß.

Wir wiederholen: England allein befindet ſich in einer unnatürlichen Stellung zum Orient und hat keine andere Wahl. Oeſterreich hatte zwar bisher ſeine orientaliſche Politik an die Englands gekettet, aber keineswegs aus eigener innerer Nothwendigkeit, ſondern in Folge der allgemeinen Solidarität zwiſchen ſeiner Machtſtellung und der engliſchen. Dieſe Solidarität iſt aber jetzt durch das unverantwortliche Benehmen Englands in Italien zerriſſen, und Oeſterreich wird ſich ſomit in der orientaliſchen Politik nach ſeinen eigenen wohlverſtandenen Intereſſen richten können, welche nicht in der nackten Negation aufgehen, womit England jede Reorganiſation des türkiſchen Völkerbeſtandes von vornherein abweiſen muß. Oeſterreich

hat vielmehr in einer poſitiv ſchöpferiſchen Politik auf dem türkiſchen Boden ſeine Miſſion und Zukunft zu ſuchen; ſchon um ſeiner eigenen mit Kraft und Bewußtſeyn aufſtrebenden Slaven-Völker willen kann und darf es nicht dem engliſchen Intereſſe, welches unter allen Umſtänden die Unterdrückung der chriſtlichen Völkerſtämme in der Türkei verlangt, in alle Ewigkeit die Schleppe nachtragen, und nachdem der Kaiſerſtaat nun ſelbſt in verfaſſungsmäßige Zuſtände eingetreten iſt, braucht man in Wien auch eine definitive Löſung nicht zu fürchten.

Oeſterreich überwiegt ſchon durch die natürlichen Vortheile ſeiner Lage in allen Angelegenheiten der Türkei, und die Wiener Politik wird hoffentlich ihr Erſtgeburtsrecht nicht um Eſau's Linſenmus verkaufen. Es war vorauszuſehen, daß England händeringend und um Hülfe winſelnd nach Wien laufen würde, ſobald die Verſchworenen von Plombières Miene machten die italieniſche Revolution in's Türkiſche zu übertragen. Denn das hatten die regierenden Whigs bei Leib und Leben nicht gewollt; mit dem Sturz des päpſtlichen Throns ſollte die glorreiche Erhebung Feierabend machen und jedenfalls keinen verdächtigen Blick über die Adria hinüber werfen nach den ſeit vier Jahren völkerrechtlich garantirten Paſchaliks des Großtürken. Das war die Meinung Englands, und darum ſpricht Ruſſel in Wien jetzt ganz anders als ſeine Depeſche vom 27. Oktober. Aber die Aufgabe des Kaiſerſtaats iſt nicht Partei zu nehmen für England, ſondern der Schiedsrichter zu ſeyn im Orient. Immerhin kann er ſich in der gegebenen Mittelſtellung den Engländern in ihrer Noth ſehr nützlich machen, wofür man ſich wie zu hoffen ſteht von den höchſt proſaiſchen Allerwelts-Gewinnmachern auch gehörig honoriren laſſen wird; aber gegen den Imperator mit Waffengewalt Zuſtände aufrecht zu halten, welche nun einmal unhaltbar ſind, iſt nicht die Rolle und der Vortheil Oeſterreichs. Es wäre von der Krankheit des diplomatiſchen Weichſelzopfes noch immer nicht geneſen, wenn es ſich nicht die

Möglichkeit offenhielte, ſoweit als die Vernunft und die Ehre des chriſtlichen Namens gebietet, auch mit dem Imperator zu gehen.

Dieß war unſer orientaliſches Programm vor vier Jahren, und wir haben es unverändert auch für die nächſte Zukunft beibehalten. Jedes neue Symptom in der türkiſchen Krankheitsgeſchichte beſtätigt einen oder den andern Punkt deſſelben: die Spannung in Syrien wie das Fiasko des jüngſten Anlehens, die Inſpektionsreiſe des Großveziers wie die Umtriebe in der Moldau-Walachei und endlich die Unionsbewegung in Bulgarien.

---

Wenn es dem Imperator darum zu thun geweſen wäre, die orientaliſche Politik Englands in eine Lage zu bringen, wo ſie vor aller Welt ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen mußte, ſo hätte ein draſtiſcheres Mittel als die Syriſche Chriſtenmaſſacre allerdings nicht erdacht werden können. Denn in Syrien beweist ſich nun, daß England lieber noch einmal 20,000 Chriſten, ja die ganze chriſtliche Bevölkerung jener unglückſeligen Länder an das Meſſer der Druſen und Türken liefern müßte, als daß es die Feſtſetzung der Franzoſen in Syrien dulden dürfte. Denn Syrien iſt der Schlüſſel Aegyptens und über Aegypten geht der Weg nach Indien, welcher ein ſo großes Intereſſe Englands iſt, daß keinerlei Rückſichten der Humanität und Chriſtlichkeit auch nur den geringſten Werth dagegen haben.

Als vor acht Monaten der Libanon und Damaskus von Blut, Brand und Schändung rauchten, da haben ſich die europäiſchen Parteien geſtritten, ob die heimlichen Anſtifter in London oder in Paris zu ſuchen ſeien. Man hat von Einer Seite auf die franzöſiſchen Gewehre der Maroniten gewieſen,

von der andern auf die trefflichen Büchſen engliſchen Fabrikats, welche bei den Druſen im Gebrauche waren. Das Argument mochte ungefähr auf beiden Seiten gleich viel werth ſeyn; denn Frankreich iſt vermöge ſeines durch die Capitulationen verbürgten Schutzrechts über die von Europäern unterhaltenen katholiſchen Anſtalten Syriens*) den Maroniten mindeſtens ebenſo nahe gebracht, als England durch ſeine türkiſchen Verbindungen den Druſen. Wie die Maroniten Frankreich als faktiſchen Schutzherrn betrachteten, ſo die Druſen England; daß aber letzteres die Metzelei direkt angeſtiftet habe, um ſich ſelbſt in die größte Gefahr und Verlegenheit zu ſtürzen, iſt ebenſowenig zu glauben, als daß der Imperator die Maroniten zu ſolchen Zwecken mißbraucht haben ſollte, denn ſie waren ja nicht der angreifende, ſondern der überraſchte und überrumpelte Theil. Soviel aber iſt unwiderſprechlich, daß die Druſen bei ihrem mörderiſchen Unternehmen ganz im Sinne der engliſchen Politik zu handeln meinten, da es „den franzöſiſchen Einfluß vermindere", und daß ſie auf den Dank der Engländer zuverſichtlich rechneten.

Es iſt eine erwieſene Thatſache, daß die blutgierigen Banden mit beſonderer Furie alles Franzöſiſche verfolgten, die Engländer aber und deren Angehörige ſorglich verſchonten, und als in Damaskus doch ein paar Söhne Albions umkamen, entſchuldigten ſich die Thäter öffentlich damit, daß ſie die Ermordeten für Franzoſen angeſehen hätten. Said-Bey-Dſchemblat, als das Haupt der engliſchen Partei im ganzen Libanon wohl bekannt, ſtand unter den Führern der Schlächterei obenan, und von dem großen Druſenhäuptling Mohammed-en-Naſar erzählt die Times ſelber, indem ſie ihn als den eigentlichen Anſtifter der Gräuel bezeichnet, höchſt ſonderbare Dinge. Sie ſchildert ihn als einen „Gentleman-Wilden" vom Gepräge

*) Streng genommen freilich nur die franzöſiſchen.

Nana Sahibs, der mit engliſchen Officieren umging und wie ein halber Europäer ſprach, und fährt dann fort: „Der einzige Gebrauch, den Mohammed von ſeiner Kenntniß der civiliſirten Welt gemacht zu haben ſcheint, war auf den Einfall zu gerathen, daß eine Niedermetzelung der Maroniten als ein Schlag für das franzöſiſche Intereſſe in Syrien uns Engländern höchſt angenehm wäre. Er bildete ſich in der That ein, die europäiſche Politik aus dem Grunde zu verſtehen und den Kopf eines ächten Staatsmannes zu beſitzen; er rechnete auf engliſchen Beiſtand und verſteht ſich auch auf engliſche Belohnung, träumte ſchon von einer Allianz zwiſchen England und den Druſen, und ſah ſich im Geiſte ſchon als großen Mann und Haupt der engliſchen Partei in Syrien" *).

Nun wird man geſtehen müſſen, daß ein ſolches „Mißverſtändniß" der Druſenfürſten denn doch ſehr merkwürdig, und ohne allen Anlaß von Seite der Engländer völlig undenkbar iſt. Soviel mußten jene doch beſtimmt erfahren haben, daß dieſe jedes Recht und ſelbſt die Exiſtenz der chriſtlichen Unterthanen des Sultanats dem Türkenthum und der Förderung ihrer ſelbſtſüchtigen Intereſſen durch daſſelbe opfern würden. So kam es ſehr einfach, daß England als der Beſchützer der Türken und Druſen durch Dick und Dünn, Frankreich als der Protektor der unterdrückten Chriſten vor den Augen des Orients erſchien. Wollte England den Schein zerſtören und das Mißverſtändniß nicht weiter um ſich greifen laſſen, ſo gab es hiefür ein einziges aber ſicheres Mittel: engliſche Schiffe und Truppen mußten an der Strafexekution neben den Franzoſen in Syrien theilnehmen und ihre Aufgabe gegen die türkiſchen Gouverneure und Paſcha's wie gegen die ſchuldbeladenen Druſen ernſtlich durchführen. Wirklich ward auch bei der Pariſer Con-

*) S. die Times-Berichte in der Allg. Ztg. vom 5. und 6. September 1860.

vention vom 5. September v. Jahres urſprünglich vorausgeſetzt, daß alle Großmächte zu der ſyriſchen Expedition von 12,000 Mann ihr Contingent ſtellen ſollten. Aber England ließ nicht nur die 6000 Franzoſen allein ziehen, ſondern es hat auch nachher keinen Mann nachgeſendet, während es doch fortwährend klagte und klagt, daß die ausſchließlich franzöſiſche Beſetzung Syriens die engliſche Machtſtellung wie das europäiſche Gleichgewicht mit den ſchwerſten Gefahren bedrohe. Wie ſoll man ſich dieſes widerſpruchsvolle Benehmen erklären?

Sehr einfach: England will um keinen Preis ſeine Popularität bei dem Türkenthum und deſſen Sekten auf's Spiel ſetzen*). Und dieſen Zweck hat es vollkommen erreicht. Die Druſen rufen die Königin von England als ihre Schutzpatronin an, und wenn der ſtaunende Orient ſchließlich bemerkt, daß der ungeheure Frevel der Juli-Metzeleien ſo gut wie ungeſtraft geblieben, ſo darf der engliſche Commiſſär ſich rühmen an den Scheinmanövern des Fuad Paſcha den größten Theil des Verdienſts zu beſitzen. Die Miniſter und das Parlament Englands haben noch nie den Mund über Syrien geöffnet, ohne für die Türken und Druſen auf's Wärmſte einzutreten, die Maroniten und andere Chriſten aber in jeder Weiſe herabzuſetzen und zu verläumden. Jene wiſſen denn auch ſo gut

*) Lord Ruſſel hat in der Unterhausſitzung vom 28. Febr. wörtlich geſagt: „Die franzöſiſche Regierung bot uns an — und ich glaube, daß ſie es ſehr aufrichtig meinte — ſich mit uns in die Occupation zu theilen. Aber eine gemeinſchaftliche Occupation hat große Uebelſtände. Schon in Kanton, wo weder Engländer noch Franzoſen mit den Chineſen ſympathiſiren, verurſacht ſie Streitigkeiten und Eiferſüchteleien. Wie wäre es erſt in Syrien, wo die einen für die Maroniten, die andern für die Druſen Partei nehmen würden"! Mehr Offenherzigkeit kann man wahrhaftig nicht mehr verlangen.

wie dieſe, daß die Niedermetzelung der 20,000 Menſchen und all' das gräßliche über Tauſende von Unſchuldigen gebrachte Elend ohne alles weitere Aufſehen vorübergegangen wäre, wenn England allein zu befehlen gehabt, und nicht Napoleon III. ſich eingemiſcht hätte. Darum iſt die Verehrung der Chriſten für den Imperator noch größer als das Vertrauen des Türkenthums auf England; ſoweit der Scepter des Sultans reicht, gelten alle chriſtlichen Gebete Ihm, auf Ihn richten ſich alle Hoffnungen, und wenn die Franzoſen morgen abziehen würden, ſo würden ſich alle Getauften für verloren halten, die nicht hinter ſeiner Truppe her ſich zu flüchten vermöchten.

So ſtand es in Syrien, als England darauf drang, daß die Franzoſen bis zum 5. März als dem durch die September-Convention feſtgeſetzten Termin das Land räumen ſollten. Das Londoner Kabinet behauptete zwar nicht, daß der damals beabſichtigte „Zweck der Pacifikation" bereits erreicht ſei, aber es verſicherte, Fuad Paſcha mit ſeinen Türken ſei nun ſtark genug, um das Geſchäft allein zu Ende zu führen. Die Pforte hatte zu der Expedition von Anfang an ſehr ſcheel geſehen und proteſtirte natürlich gegen die fortgeſetzte Beeinträchtigung ihrer „Souverainetät und Integrität." Nicht ohne Mühe ſcheint daher Oeſterreich bei der letzten Conferenz in Paris die Verlängerung der Friſt zum Abzug der Franzoſen um weitere zwei Monate durchgeſetzt zu haben, und ſobald die wenigen Wochen verſtrichen ſeyn werden, wird die Verlegenheit von vorne anfangen, wenn anders bis dahin nicht die große Entſcheidung fällt. Während im engliſchen Parlament die Convention vom 5. September an ſich ſchon als „die gefährlichſte Maßregel die in Europa ſeit Jahren ergriffen worden," bezeichnet wird, muß Frankreich nicht nur die zeitliche, ſondern eventuell auch die räumliche Ausdehnung ſeiner Occupation von Umſtänden abhängig machen, welche faktiſch mit den griechiſchen Kalenden zuſammenfallen.

Die Chriſten in Syrien können ſich unter der türkiſchen Herrſchaft nie mehr ſicher fühlen, weil die Thatſache keinem Zweifel unterliegt, daß die Pforte mit den Mordanſchlägen der Druſen unter Einer Decke ſteckte. Daß die Paſcha's und Gouverneure in der Schreckenszeit vom vorigen Jahre mit einer Einmüthigkeit als wenn ſie in der That nach geheimen Inſtruktionen handelten, die Chriſten an ihre Mörder verriethen, indem ſie entweder unthätig zuſchauten, oder die Armen von Autoritätswegen entwaffnen ließen, um ſie wehrlos den Schlächtern zu überliefern, oder mit ihrer entmenſchten Soldateska gleich unmittelbar ſelbſt an der Blutarbeit theilnahmen — das wagte ſelbſt England nicht zu läugnen, und Fuad Paſcha hat durch die Verhaftung eines Churſchid Paſcha, Taher Paſcha, Achmed Effendi ꝛc die Thatſache beſtätigt. Während aber der Pfortencommiſſär, zum täuſchenden Schauſpiel für Europa, 160 aus der Hefe des Pöbels zuſammengeleſene Elenden baumeln ließ, ſind jene hohe Herren ſtraflos verſchollen; nur von Achmed dem Gouverneur in Damaskus behauptet Fuad, daß die Strafe der Enthauptung an ihm vollzogen worden ſei, aber kein Europäer iſt Augenzeuge geweſen, und wer immer den Orient kennt, nimmt als gewiß an, daß irgend ein werthloſes Subjekt an ſeinerſtatt den Kopf verloren habe. Die große Maſſe der türkiſchen Mörder iſt außer Lands geſchafft und unter das Militär geſteckt worden, wo ſie ſich entweder loskaufen oder raſch zu hohen Officiersſtellen avanciren mögen, zum Lohn ihres heiligen Eifers gegen die Feinde des Propheten. Den gefangenen Druſenhäuptlingen iſt noch kein Haar gekrümmt, und die Maſſe der Druſen am Libanon konnte ſich mitten durch die Aufſtellung der türkiſchen Truppen mit Sack und Pack nach dem unzugänglichen Hauran zurückziehen. Den überlebenden Chriſten iſt für den Verluſt ihrer ganzen Habe die geſetzliche Entſchädigung noch immer nicht zu Theil geworden, und es iſt mit Einem Worte nichts Anderes bewirkt, als daß die türkiſche Partei die Fortſetzung und Vollen-

dung ihres Vernichtungswerkes bis nach dem Abzuge der Franzoſen verſchieben mußte*).

Ob derſelbe jetzt oder erſt nach zwei Monaten erfolgte, die Gewißheit würde ſich gleich bleiben, daß dann die Scenen von 1860 ſchrecklicher als je wiederkehren würden, und man thäte ſehr unrecht, wollte man dieſe Ueberzeugung aller Chriſten Anatoliens im Munde Napoleons III. für eine bloße Ausrede anſehen. Darum kümmert ſich aber England nicht nur nicht, ſondern drängt um ſo mehr auf den Abzug des europäiſchen Mandatars aus Syrien, weil es ſich darum handelt, dem Libanon eine neue Verfaſſung zu oktroyiren, welche den Zwecken Englands und der Türken, ſonſt aber Niemand dienen würde. Bisher ſind nämlich die beiden Völker des Gebirgs auf Grund der von allen europäiſchen Mächten garantirten Convention von 1840, welche dem Libanon eine vollkommene Autonomie verlieh, unter zwei abgeſonderten Kaimakamaten geſtanden, und der Sultan war für ſie bloß Suzerain. Die Pforten-Regierung hat dieſes Verhältniß ſtets ſehr unwillig ertragen, und es beſteht der ſtärkſte Verdacht, daß ſie jetzt

*) Nicht nur Franzoſen, ſondern auch deutſche Proteſtanten äußern ſich mit Entrüſtung über das perfide Spiel der Türken unter Fuad Paſcha. Der mit ſo viel Würde und ſcheinbar mit ſo unerbittlicher Strenge eingeleitete Proceß gegen die Druſen ſei nichts als eine freche Komödie. Trotz des übereinſtimmenden Zeugniſſes der Frauen und Mütter, vor deren Augen ihre Männer und Söhne hingeſchlachtet werden, ſeien alle Gefangenen ſchuldlos befunden und in Freiheit geſetzt worden. Nichts, gar nichts ſei zur Sühne der Gerechtigkeit geſchehen, und mit allen vorgeſchlagenen Reformen ſei es der türkiſchen Regierung kein Ernſt. Sie wolle den Libanon vielmehr völlig desorganiſiren und zu Grunde richten, und nachdem ſie die Chriſten durch die Druſen decimirt und für Jahrzehnte ruinirt, nun auch die bisher unbeſiegten Druſen auf wohlfeilem Wege ſich unterwerfen. So wird der Berliner Kreuzzeitung vom 24. Febr. aus Beirut geſchrieben.

darnach trachte die Schwächung der Maroniten und die Hülfsbedürftigkeit der verbrecheriſchen Druſen zur Errichtung eines Paſchaliks im Libanon auszubeuten, ſomit deſſen alte Freiheiten zu vernichten und die unmittelbare Herrſchaft des Türkenthums im Gebirge einzuführen. England iſt dieſem Plane ſo leidenſchaftlich zugethan, daß es ihn ſogar mit der Modifikation empfehlen will: die europäiſchen Großmächte ſollten das Recht gutachtlicher Beſtätigung des jedesmaligen Gouverneur-Paſcha vom Libanon haben. Mit der Souverainetät des Sultans würde ſich eine ſolche Einrichtung freilich ſchlecht vertragen, um ſo beſſer aber mit der engliſchen Politik, welche dann mittelſt ihrer türkiſchen Creaturen Syrien ausſchließlich beherrſchen würde.

Zum Glück ſchläft der Imperator wie die Katze mit offenen Augen. Nachdem er und er allein zum Schutz der grauſam unterdrückten Chriſten den heißen Boden Aſiens betreten, kann er und wird er die Exiſtenzrechte ſeiner Schützlinge nicht an die Popularität Englands bei Türken und Druſen verrathen. Daß endlich der offene Kampf zwiſchen beiden Großmächten ſchon aus der ſyriſchen Reibung, ganz abgeſehen von der großen Zahl anderer Zankäpfel im Osmanenreich, entbrennen müßte, iſt ebenſo einleuchtend als der Vortheil der franzöſiſchen Stellung in der ſyriſchen Frage. Wir verargen es Preußen ſowenig, wenn es in dieſer Angelegenheit zum Imperator hält, daß wir es vielmehr Oeſterreich höchlich verargen müßten, wenn es auch hier wieder der engliſchen Politik die Schleppe tragen wollte. Denn England hat unter dem Deckmantel der Souverainetät und Integrität der Pforte kein anderes Motiv als ſeine verzehrende Selbſtſucht; alle Gründe der Vernunft und des Chriſtenthums, der Humanität und Civiliſation ſtehen lediglich auf der entgegengeſetzten Seite.

Seit dem April des vorigen Jahres, wo Fürſt Gortſchakoff den diplomatiſchen Vertretern in der Czarenſtadt zum erſtenmale wieder ankündigte, daß ſein erhabener Herr dem Gang der Dinge in der Türkei nicht länger ruhig zuſchauen könne, iſt Rußland in der That von Neuem in die Fußtapfen Mentſchikoff's getreten, nur mit dem Unterſchied, daß es damals den napoleoniſchen Imperator Schritt für Schritt gegen ſich, jetzt dagegen von Station zu Station zum freundlichen Begleiter hatte. Bereits ſoll Rußland bis zu der Forderung einer ſtändigen Commiſſion der europäiſchen Mächte, welche in Conſtantinopel niederzuſetzen wäre und die Intereſſen aller Unterthanen des Sultans zu wahren hätte, vorgeſchritten ſeyn, und auch dieſen Antrag ſoll Frankreich eifrig unterſtützen.

Wollte man daraus ſchließen, daß das Czarenreich die innere Herſtellung ſeiner Kräfte, welche es ſich vor vier Jahren zur Aufgabe gemacht hat („Rußland ſammelt ſich"), bereits als eine vollendete Thatſache anſehe, und nun mit erneuerter Macht ſeine alten Eroberungspläne aufnehmen wolle — ſo dürfte man ſich wahrſcheinlich irren. Rußland iſt vielmehr ohnmächtiger als je, und die drei großen Calamitäten der Leibeigenen-Emancipation, der Polen-Frage und der bankerotten Finanzen ſind nur die Symptome einer allgemeinen Krankheit dieſes rieſigen Staatenleibes, welche jede energiſche Aktion nach Außen zu einem Ding der Unmöglichkeit macht. Wohl aber will man geſund ſcheinen, vor dem eigenen Volk den heiligen Nimbus der großen Mutter Moskowa nicht erbleichen laſſen und im Ausland von ſich reden machen; darum ſetzt ſich die ruſſiſche Diplomatie mit lärmendem Pomp gegen die Türkei in Bewegung. Schon aus dem Vorſchlag eines europäiſchen Ueberwachungs-Comité's zu Conſtantinopel, über welchen der todte Czar Nikolaus im Grabe ſich umkehren möchte, mag man auf die weite Diſtanz zwiſchen den Fineſſen eines franzöſelnden Reichskanzlers und dem entſchloſſenen Ernſt der traditionellen Politik Rußlands ſchließen. Freilich iſt auch die

panſlaviſtiſche Ausſchließlichkeit, welche ſich von dem ächten Programm nun einmal nicht trennen läßt, ſchon durch die bedenklichen Zuſtände unter den Polen in einer Weiſe vergällt, deren Tragweite ſich gar nicht berechnen läßt.

Das ſind aber die Bundesgenoſſen, welche in den Wünſchen und Bedürfniſſen des Imperators liegen — ſehr begehrlich und importun jedoch nicht mächtig genug, um durch ihre Anſprüche hinterher unbequem werden zu können. Gerade weil Rußland von jener Stufe reeller Macht, die es unter dem alten Czaren noch eingenommen, tief herabgeſunken iſt, glauben wir an ein geheimes Einverſtändniß mit Napoleon III., ohne daß freilich die beiderſeitigen Projekte ſich vollſtändig decken müßten. Eine Erhebung der Rajahs zwiſchen dem Balkan und der Donau bis gegen das adriatiſche Meer hin ließe man ſich in Petersburg, um ſofort in der glänzenden Rolle des Befreiers und Retters aufzutreten, gerne gefallen. Aber man iſt der Meinung, daß die Moldau-Walachei bereits „gerettet" ſei, und eine Verpflanzung des Völkerfrühlings von da nach Ungarn und Polen durchaus vom Uebel wäre. Am Schluſſe der Entwicklung wird es ſich wohl zeigen, daß Rußland ebenſo wie auf der andern Seite England, beide in ihrem verhängnißvollen Gegenſatz zu Oeſterreich, nur ihrem eigenen Unglück in die Hände gearbeitet haben. Man ſetzt in Petersburg Polen auf's Spiel, wenn man im napoleoniſchen Bunde von der türkiſchen Verlaſſenſchaft gewinnen will.

Trotzdem werden wir aber allzeit anerkennen, daß Rußland in ſeinem Auftreten gegen das haarſträubende Regiment der Pforte vollſtändig im Rechte iſt; und wenn die von ihm geſtellten und von Frankreich regelmäßig ſecundirten Anträge wahre Verhöhnungen des Princips ſind, welches dem Pariſer Frieden von 1856 zu Grunde gelegt iſt, ſo liegt die Schuld an dem flagranten Widerſpruch dieſes unſeligen Vertrags mit allen Thatſachen des wirklichen Lebens. Schon der erſte Antrag Gortſchakoffs verlangte geradezu die Bildung einer Com-

miſſion aus den Vertretern der fremden Mächte zu Conſtantinopel, welche die Zuſtände der europäiſchen Türkei, insbeſondere in Bulgarien, Bosnien, Albanien und der Herzegowina, an Ort und Stelle unterſuchen ſollte. Soweit wollte damals Frankreich ſelber noch nicht gehen, es glaubte noch zartere Rückſichten auf England nehmen zu müſſen, und ſo wurde denn ausgemacht, daß der Großvezier nicht mit fremden Diplomaten ſondern mit türkiſchen Beamten die Unterſuchungsreiſe unternehmen ſolle. So geſchah es auch; Kiprisli zog durch Bulgarien und war in Bosnien angekommen, als die Ereigniſſe in Syrien die Unterbrechung des Geſchäfts und ſeine Rückkehr nach Stambul veranlaßten; er hatte dann und wann die offenkundigſten Sünder aus der türkiſchen Beamtenſchaft abgeſetzt und zur Strafe gezogen, im Ganzen aber den Stand der Dinge völlig befriedigend gefunden, und ſein in dieſem Sinne abgefaßter Bericht wurde den Mächten mitgetheilt. Nun aber trat Rußland erſt recht im Gefühle beleidigter Würde auf; es widerlegte in einem eigenen Memoire Punkt für Punkt die Angaben Kiprisli's und erklärte in einer im beleidigendſten Tone abgefaßten Note, welche ſich ſogar der Ausdrücke „Lüge und Hinterliſt“ bedient: die Geduld des Kaiſers ſei nun erſchöpft und er ſei entſchloſſen, ſich nicht länger mit ſchönen Worten abſpeiſen zu laſſen. Dieſem Schritte Rußlands folgte ſodann eine ähnliche, wie man ſagt faſt identiſch lautende Verwarnung Frankreichs an die Pforte nach.

So ſteht jetzt die Verwicklung. Keines von den genannten Dokumenten iſt dem Publikum bisher mitgetheilt worden; werden ſie heute oder morgen veröffentlicht, ſo wird die orientaliſche Frage plötzlich wieder wie Minerva aus dem Haupte Jupiters in die europäiſche Tagesordnung hineingeſprungen ſeyn. England rudert bereits aus Leibeskräften gegen den andringenden Strom. Lord Ruſſel hat neulich noch erklärt: wenn der Sultan in die Expedition gegen die ſyriſchen Metzeleien nicht ſelber eingewilligt hätte, ſo würde er den engliſchen

Geſandten in Paris beauftragt haben kein Protokoll zu unterzeichnen; daraus iſt leicht abzunehmen, wie ſich England zu den ruſſiſchen Vorſchlägen ſtellt, welche ſämmtlich auf ein europäiſches Unterſuchungs-Comité oder auf einen Ueberwachungs-Ausſchuß über die von der Pforte vorzunehmenden Reformen hinauslaufen. Die entſetzliche Lage in Syrien ließ ſich wenigſtens nicht mehr läugnen, wogegen es England hinſichtlich der Zuſtände in Rumelien immer noch mit dem Läugnen verſucht, und für die Wahrheit des Kiprisliſchen Berichtes unbedenklich eintritt.

Inzwiſchen haben 265 bulgariſche Gemeinden in aller Heimlichkeit einen Hülferuf an die Conſuln der Großmächte in Belgrad gerichtet, woraus ſich ergibt, daß der Großvezier möglicherweiſe ſeinen falſchen Bericht bona fide erſtattet haben kann. „Denn wir wagten nicht", ſagen die Armen, „vor ihm unſere Leiden aufzudecken und dürfen es niemals wagen, wenn nicht eine europäiſche Armee zu unſerm Schutze vorhanden iſt, weil wir der Rache der türkiſchen Provinz-Beamten preisgegeben ſind, und ſchon die ſchüchternen Klagen, welche wir vor den Großvezier gebracht, unſere Lage verſchlimmert haben." Sie erzählen ſodann einen Fall, welcher noch mehr in Bosnien längſt ſchon zu den alltäglichen Vorkommniſſen gehörte. Im Paſchalik von Niſch ſeien nämlich viele Gemeinden, die von Altersher frei und ohne Lehensherrn oder Spahi geweſen, bis ein Paſcha ſie vor mehreren Jahren ohne weiters an die Türken verkauft habe; zwar habe die hohe Pforte auf erhobene Beſchwerde mehrere Urtheile zu Gunſten der Verkauften erlaſſen, aber vergebens, da ſich nie ein Paſcha zum Vollzug des Spruchs herbeigelaſſen habe. Darüber hätten nun die Führer beſagter Dörfer vor dem Großvezier geklagt, aber was die Folge geweſen ſei? Kaum war Kiprisli abgereist, ſo fiel Osman Paſcha von Niſch, weil die Kläger Rebellen ſeien, über ſie her, ließ zweiundzwanzig derſelben hinrichten und über ſechshundert in's Gefängniß werfen, wo

ſie wahrſcheinlich auch ſchon zu Grunde gegangen ſeien. Die Kläger behaupten: es komme überhaupt alle Tage vor, daß chriſtliche Familienhäupter plötzlich verſchwänden, man wiſſe nicht wie, oder erſchlagen am Wege gefunden würden. Wer ſich der Willkür im geringſten widerſetze, werde als Revolutionär behandelt, wie der Paſcha von Priſzen vierzehn Dörfer in der Nahie Poſch niedergebrannt habe, weil ſie gegen eine ungeſetzliche Auflage reklamirten. Sie erzählen endlich die auch von andern Seiten und Orten bekannte Thatſache, daß der Paſcha von Widdin die chriſtlichen Bauern gezwungen habe, den aus der Krim eingewanderten Tartaren nicht nur die Hälfte ihrer Häuſer abzutreten, ſondern ſie auch noch unentgeldlich zu verproviantiren. Alles dieß geſchah während und nach der Inſpektionsreiſe des Großveziers. Der Klageruf ſchließt mit der Bitte, die chriſtlichen Mächte möchten doch von dem den ſyriſchen Chriſten bezeugten Mitleid auch den armen Bulgaren einen Theil zuwenden; „denn es geht bei uns nicht anders zu als in Syrien, dort öffentlich, hier aber heimlich"!

Ueberhaupt zeigt es ſich von Tag zu Tag mehr, daß England allen Grund hatte, die unermeßliche Wirkung der ſyriſchen Expedition und ihren Rückſchlag auch auf die Verhältniſſe Rumeliens auf's äußerſte zu fürchten. Sie iſt in naturgemäßer Doppelrichtung bereits im größten Maßſtabe hervorgetreten, indem einerſeits die Chriſten in der europäiſchen Türkei zuverſichtliche Hoffnung gefaßt haben, daß man nun auch ihnen helfen werde und müſſe, andererſeits die Moslim überall bis zum höchſten Grade der Erbitterung gereizt und zu einem letzten Verzweiflungskampfe entſchloſſen ſind. Und bei einem ſolchen Stand der Dinge wagt die Pforte abermals von „Reformen" zu ſprechen, von denſelben Reformen, die ſie ſchon im Jahre 1856 zugeſagt hat, aber nicht einzuführen vermochte, und die ſie jetzt wieder aufwärmt, wo jede dieſer Reformen um dreihundert Procent unmöglicher geworden iſt!

Wer die verſchlagenen Diplomaten der Türkei nicht kennt, muß in der That meinen, ſie ſeien wahnſinnig geworden und wollten ſich mit brennendem Tſchibuk auf die geöffnete Pulver-Tonne ſetzen, wenn man ſie jetzt davon ſprechen hört, daß Reformen wie die Abſchaffung der Zehnten, die Zulaſſung der Chriſten in der Armee und ſelbſt zu den hohen Stellen unverzüglich eingeführt werden ſollten. Neu iſt indeß an dem allbekannten Trugſpiel nur der Umſtand, daß jetzt nicht ſo faſt die Pforte als vielmehr England von Seiten Frankreichs und Rußlands gedrängt iſt, das Unmögliche wahr zu machen.

Was die Zehnten betrifft, ſo möchte ſich eine Reform derſelben allerdings um ſo mehr empfehlen, als Bosnien und die Herzegowina in dieſem Augenblick die ſchwerſte Sorge Englands und der Türkei bilden. Die in ruſſiſchem und franzöſiſchem Solde ſtehenden Montenegriner, ſowie die italieniſchen „Befreier" Illyriens haben es gleichmäßig auf die Verzweiflung der bosniſchen Chriſten abgeſehen, und durch den ſchmählichen Divansſpruch vom 9. Okt. 1859 iſt nicht der Gerechtigkeit gegen die Unterdrückten, ſondern nur den Gelüſten der raubgierigen Begs Genüge geſchehen. „Abſchaffung der Zehnten" wäre ſomit freilich das Zauberwort, welches bei der Rajah der ſlaviſchen Pfortenländer Wunder thun würde. Aber dieſe Zehnten ſind theils Staatsbezug, die eigentliche Deſetina, welche an die Staatspächter vergeben iſt und in Bosnien z. B. erſt im J. 1849 durch Tahir Paſcha mit Gewalt eingeführt wurde; theils ſind ſie nach dem Belieben der moslemiſchen Grundherren (Begs oder Spahis) gemeſſene Ertrags-Portionen von dem Beſitz der Rajah, welche bis auf ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Erndte-Quantums, ſelbſt Gemüſe und Blumen nicht ausgenommen, ſteigen. Die erſteren Zehnten bilden die Grundlage der türkiſchen Finanz-Wirthſchaft, und mit ihrem Wegfallen müßte die hohe Pforte betteln gehen. Die zweite Art der Zehnten hingegen würde allerdings ein ungemein geeignetes Feld zur Reform darbieten,

um ſo mehr als ihnen in der Regel jeder Rechtstitel fehlt und ſie nur auf gewaltſam angeeigneten Pachtrechten über rechtlich freie Güter der Rajah beruhen. Aber zur Abſchaffung dieſer Zehnten fehlt der Pforte einfach die Macht, ſie müßte denn nur mit den Chriſten gegen den eingebornen aber ſeit dreihundert Jahren zum Islam übergegangenen Adel von Bosnien, der Herzegowina und Albanien, deſſen Anhänglichkeit an die Osmanli's ohnehin keineswegs groß iſt *), ſelber gemeinſame Sache machen. Mit andern Worten: ſie würde ſich mit eigenen Händen die ſeidene Schnur um den Hals legen.

Die Zulaſſung der Chriſten zur Armee und zu den Officiersſtellen iſt im Sinne der Pforte als eine Vertheilung derſelben unter die muſelmaniſche Soldateska unausführbar, im Sinne der Rajah aber, welche eigene Regimenter unter nationalen Officieren bilden wollen und ſelbſtverſtändlich das allgemeine Recht, Waffen zu tragen, verlangen — wäre ſie der Untergang des Halbmonds. Die bulgariſche Klagſchrift ſpricht es deutlich genug aus, warum der Türke ſich jeden Druck erlauben dürfe: „weil wir keine Waffen haben und haben können". Der Halbmond herrſcht über eine entwaffnete Rajah, oder er herrſcht gar nicht. Ein paar katholiſche Gebirgs-Völklein wie die Mirditen in Albanien und die Maroniten hatten ſich ihre Waffenehre mit Blut und Gut gewahrt; für die Maſſe der Rajah aber galt Omars heiliges Geſetz: „kein Chriſt und kein Jude darf ein geſatteltes Pferd beſteigen, einen Säbel oder andere Waffen tragen weder zu Hauſe, noch außer dem Hauſe", und wo etwa eine Ausnahme ſtattfand, da hatte der Chriſt vor dem begegnenden Muſelman die Waffe eilig mit dem Kleide zu verdecken. Selbſt

*) Es war für den Großvezier ein ſehr gütiges Geſchick, daß er an der Ausdehnung ſeiner Inquiſition über Bosnien verhindert wurde. Nach allen Präcedentien wäre er bei den Begs übel angekommen.

Rußland hat nur die Zulaſſung der Chriſten zu den Civilämtern, nie aber ihre Beiziehung zum Kriegsdienſt zu beantragen gewagt. Denn das ausſchließliche Waffenrecht der Moslim war die nothwendige Folge des Princips der Eroberung, und in dem Moment, wo ſie das Privilegium verlieren, geht der Kampf um Land und Leute von neuem an, zwiſchen zwei Millionen Moslim und viermal ſoviel Chriſten.

Freilich hat ein Geſetz vom 10. Mai 1855 die Wohlthat der Conſcription an die Rajah verliehen und der Hathumayum hat daſſelbe feierlich beſtätigt, zugleich die Kopfſteuer (Charadſch), welche nur ein Erſatz der Militärpflicht geweſen ſei, ausdrücklich aufgehoben. Die Diplomatie von 1856 mit Lord Redcliffe an der Spitze platzte nahezu vor Stolz über ſolche Erfolge. Die Pforte verſammelte indeß in aller Stille die Biſchöfe der feigen und ſervilen Griechen-Nation, und ließ durch ihren Patriarchen die Bitte ſtellen: der Sultan möchte die Chriſten des Reichs von der Conſcription befreien und lieber eine Geldſteuer dafür nehmen. Augenblicklich wurde auch dieſe Reform in's Werk geſetzt. Vergebens erhoben andere Rajah-Stämme, insbeſondere die Katholiken in Albanien und Syrien, energiſchen Widerſpruch, indem ſie perſönlichen Kriegs-Dienſt zu leiſten verlangten. Es blieb dabei, daß die Gemeinden ihre Rekruten abkaufen mußten, und zwar nach einem Maßſtab, welcher die aufgehobene Kopfſteuer um das Doppelte überſtieg, und ſie jetzt bereits viermal überſteigen ſoll. Vor Kurzem hat Fuad Paſcha auch von den armſeligen Maroniten am Libanon die hohe Conſcriptionsſteuer eingefordert. So iſt dieſe berühmte „Reform" zu einer ſehr einträglichen Finanz-Spekulation geworden; und wenn ſie heute nach dem urſprünglichen Verſtändniß der europäiſchen Diplomatie, nämlich als perſönlicher Militärdienſt der Rajah, ausgeführt werden ſollte, ſo wäre damit nicht nur der innere Racenkrieg für die nächſte Zukunft inſtallirt, ſondern der türkiſchen Fi-

nanz eine Wunde geſchlagen, an der ſie faſt augenblicklich verbluten müßte.

Wenn Frankreich und Rußland die türkiſche Regierung zu ſolchen Reformen drängen, ſo kann die Abſicht, welche ſie dabei im Schilde führen, nicht zweifelhaft ſeyn, wenn aber die engliſche Diplomatie ihnen das Wort redet, ſo kennt entweder ihre Verlegenheit keine Grenzen mehr, oder die Tollheit ihrer türkiſchen Politik überſteigt noch die Tollheit ihres Benehmens in Italien.

---

Die türkiſchen Finanzen ſind überhaupt der deutlichſte Beweis, daß eine Reform des osmaniſchen Reiches im Sinne der europäiſchen Civiliſation unmöglich iſt, während es doch die Koſten dieſer Civiliſation bezahlen ſoll. Der Halbmond bildet in Europa gar keinen eigentlichen Staat, ſondern ein großes Feldlager, welches nach dem politiſchen Geſetz des Koran die Millionen unterworfener Völkerſchaften beherrſcht. Und einem ſolchen Gemeinweſen muthet man ein Syſtem von Staatsfinanzen und Staatsſchulden zu, wie es nur der moderne civiliſirte und centraliſirte Staat ertragen kann, der im Abendlande aus einer mehrhundertjährigen Entwicklung entſtanden iſt, während das Türkenthum ſeit dem Moment der Eroberung bei derſelben politiſchen Verfaſſung unverrückt ſtehen geblieben iſt! Wohl ſpricht man von den unerſchöpflichen Hülfsquellen der Türkei, aber alle Vorſchläge zur Eröffnung derſelben drehen ſich im Kreiſe um einen Punkt, wo die Selbſtzerſtörung des Reichs unausweichlich in Frage ſteht.

Bis jetzt iſt die Finanzlage der Pforte noch nicht vor das europäiſche Forum gezogen worden, aber es wird über kurz oder lang und zwar, wenn nicht Alles täuſcht, in Folge des Bankerotts geſchehen, welchen der Pariſer Bankier Mirès mit

dem türkiſchen Anlehen von 400 Millionen Franken gemacht hat. Betrachtet man dieſen Hergang genauer, ſo vermag man ſich ſogar nur ſchwer zu überreden, daß die feine Politik des Imperators nicht von vornherein auf den Bankbruch und ſeine natürlichen Folgen für die Türkei ſpekulirt habe. Denn der Pariſer Großjude bedurfte der ausdrücklichen Genehmigung der franzöſiſchen Regierung, um das Anlehen für die Pforte zu übernehmen. Nun wußte Jedermann, daß die Türkei, welche vor zwei Generationen noch gar keine Staatsſchulden hatte, jetzt bereits ſo weit herabgekommen iſt, daß ſie von ihren gewöhnlichen Mitteln ſchon im zweiten Jahr kaum mehr die Zinſen der Staatsſchuld hätte bezahlen können; der Sultan hatte auch bereits an verſchiedenen andern Thüren, namentlich in England angeklopft, überall vergebens; und dennoch erhielt Herr Mirès ohne Anſtand die Erlaubniß des Imperators, das große türkiſche Anlehen auflegen zu dürfen. Man glaubte darin ſogar einen Beweis der Zuneigung Frankreichs und ſeines ernſten Willens erblicken zu dürfen, den Beſtand und die Ruhe der Türkei zu ſichern, denn die Regierung könnte ſonſt unmöglich die Franzoſen veranlaſſen, ihr Geld ſammt den Zinſen an einen ſo unſichern Gläubiger hinauszuwerfen. Unzweifelhaft wird auch Napoleon III. die Intereſſen ſeiner Unterthanen unter allen Umſtänden wahren; eben deßhalb genehmigte er die Operation, aber nicht im Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit der Türkei, ſondern um ihre Zahlungsunfähigkeit deſto ſchneller herbeizuführen, und um für dieſen Fall franzöſiſche Forderungen an die türkiſche Liquidationsmaſſe zu ſchaffen. Mißlang der Pforte ihr letzter Verſuch mit Mirès, ſo mußte ihre finanzielle Lage nothwendig troſtlos werden. Nun ſoll aber der kühne Bankier ſeitdem ſo ſyſtematiſch chikanirt worden ſeyn, daß er zuletzt unterliegen mußte. Die Inhaber ſeiner türkiſchen Papiere indeß ſind darum keineswegs entmuthigt, da ſie wiſſen, daß ihr Staatschef es für ſeine Pflicht anſehen

muß, die von den Franzoſen vorgeſchoſſenen Gelder in Conſtantinopel einzutreiben.

Mit ihren gewöhnlichen Mitteln hätte die Pforte bei immer neuen Anlehen ſich noch ein paar Jahre vielleicht durchwinden können; jetzt tritt aber die Entſcheidung plötzlich vor die Thüre, und wenn es für ſie noch außerordentliche Hülfsquellen gibt, ſo wird die türkiſche Regierung nicht zögern dürfen, dieſelben zu eröffnen. Sie ſind wirklich vorhanden und zwar in ſehr reichem Maße, das läßt ſich nicht läugnen; jeder aus der chriſtlichen Civiliſation entſtandene Staat würde im Beſitz eines ſo ergiebigen Rückhalts das Hochgefühl eines Cröſus mit ſich herumtragen; für den Koranſtaat aber ſind und bleiben ſie todte Schätze. Er kann die einen nicht in Umlauf ſetzen, ohne ſich ſelbſt aufzugeben, er kann die andern nicht in Anſpruch nehmen, ohne einen Religionskrieg der Kinder des Propheten gegen ſich heraufzubeſchwören. Wie aber nun, wenn die franzöſiſch-ruſſiſche Intrigue den Verlegenheiten der Pforte dadurch die Krone aufſetzte, daß ſie eine Reform bezüglich der öden Staatsgüter und des Wakuf gebieteriſch verlangte?

Nicht ſelten begegnet man auch ſonſt dem wohlfeilen Rath, das Sultanat dürfte ja nur ſeine Domainen, unbenütztes Colonialland von gewaltiger Ausdehnung, *) insbeſondere aber Bergbau-Land von muthmaßlich fabelhaftem Reichthum, veräußern, um den gedrückten Finanzen aufzuhelfen. Allerdings; und doch iſt nichts geeigneter als gerade dieſer Vorſchlag, um einen Einblick in die ganze Zukunftsloſigkeit des türkiſchen Regiments zu gewähren. Wer ſoll die Domainen kaufen? Natürlich fremde Kapitaliſten oder Geſellſchaften. Warum haben aber ſolche Käufe nicht ſchon längſt ſtattgefunden, ja warum beſteht heute noch das türkiſche Geſetz, welches jedem

*) Mit Einrechnung des öd liegenden Moſcheenguts nimmt man an, daß drei Fünftheile nutzbaren Bodens in der Türkei völlig unbebaut liegen.

Nicht-Moslem die Erwerbung von Grundbeſitz verbietet? Antwort: aus dem ſehr einfachen Grunde, weil jeder Fremde ſich nur unter Vorbehalt der „Capitulationen“ ankaufen würde, d. h. jener mit den chriſtlichen Mächten beſtehenden Verträge, wornach die Angehörigen ihrer Staaten auf türkiſchem Gebiet ſich niederlaſſen können, dennoch aber der Civil-, Polizei- und Criminal-Jurisdiktion der Landesregierung gänzlich entzogen ſind und ausſchließlich unter der Competenz der Geſandten und Conſuln ihrer Nation ſtehen. Es verſteht ſich, daß die Pforte, wenn ſie Herr im eigenen Reiche bleiben will, unter ſolchen Bedingungen den Erwerb von Grundbeſitz nicht zulaſſen kann und darf. Das Capitulationen-Volk würde folgerichtig bald dahin gelangen, daß es auch europäiſche Heere zu ſeinem Schutze in der Türkei aufſtellte.

Aber warum haben denn jene Mächte, welche im Jahre 1856 den zeitgemäßen Fortſchritt der Pforte traktatmäßig verbürgten, ihre Capitulationen nicht als veraltete Pergamente freiwillig aufgegeben? Rußland hat anſtatt deſſen ſeine Praxis, durch einfache Schutzbriefe türkiſche Unterthanen der Jurisdiktion der Pforte zu entziehen und ſeiner Nation einzuverleiben, auf Tauſende und Tauſende ausgedehnt. Die diplomatiſchen Vertreter des helleniſchen Königreichs haben die perfide Manipulation ſo ſehr in’s Aſchgraue getrieben, daß vor Kurzem ſogar der Divan die Geduld verlor und den neuen Schützlingen der Großmacht von Athen erklärte: ſie müßten entweder das türkiſche Gebiet verlaſſen oder den einheimiſchen Geſetzen unterthan bleiben. Aber ſelbſt England — warum hat denn nicht wenigſtens England die mit jeder geordneten Regierung unverträglichen Ausnahmsrechte ſeiner Capitulationen an die Pforte zurückgegeben? Das iſt es eben, wo die große Lüge von dem Fortſchritt der Türkei ſich ſelber ſchlägt. Es haben ſchon engliſche und andere Speculanten ſich hervorgethan, welche ihre Capitalien im Bereich des Halbmonds anlegen möchten, aber was verlangen ſie für den Verzicht auf die Ca-

pitulationsrechte? Sie verlangen „Gleichheit Aller vor dem Geſetz“ mit europäiſchen Juſtiz- und Verwaltungsnormen, mit andern Worten die Selbſtaufhebung der politiſchen Geſetzgebung des Koran und des Eroberungs-Staats, den die großen Sultane auf ihn gegründet haben. Wäre das möglich, ſo bedürfte die Türkei nicht erſt der fremden Geldmacht.

Die vor einigen Jahren viel beſprochene Reform des Wakuf würde zwar nicht direkt gegen das Recht des Koran verſtoßen, um ſo mehr aber gegen die mächtige Kaſte der Ulemas, welcher nicht nur die Moſcheendiener ſondern auch alle Zweige der moslemiſchen Juſtizbeamtung angehören; und wie wenig dieſe gottes- und rechtsgelehrte Doppel-Hierarchie mit ſich ſpielen läßt, hat die dunkle Geſchichte der großen Verſchwörung vor zwei Jahren deutlich genug bewieſen. Der Wakuf oder das Moſcheengut iſt bis zu drei Vierteln alles Grund und Bodens im osmaniſchen Reiche angewachſen, er ſteht unter der ausſchließlichen Verwaltung der Ulemas, iſt von der Grundſteuer durchaus befreit und trägt zu den Staatslaſten überhaupt gar nichts bei. Dieſe Beſitzmaſſe der Wächter des koraniſchen Geſetzes iſt theils durch Schenkungen des Sultanats, theils dadurch entſtanden, daß Privaten es vortheilhaft fanden ihren Grundbeſitz den Moſcheen zu Lehen aufzutragen. Man hat nun vorgeſchlagen, die Pforte ſolle die vom Staatsgut herrührenden Donationen wieder an ſich ziehen, den andern Theil des Moſcheenguts aber der allgemeinen Steuerpflicht unterwerfen. Andere meinen: wenn die Regierung den Wakuf in ſeiner Integrität belieſſe, ihn aber als freies Eigenthum beſteuerte, ſo könnte ſie dem muſelmaniſchen Cult ein Budget von 50 Millionen auswerfen, und dennoch einen jährlichen Gewinn von 60 Millionen für die Staatskaſſe realiſiren. Sicherlich ſind das reizende Ausſichten nicht nur für eine etwaige Deckung franzöſiſcher Vorſchüſſe auf das Mirès'ſche Anlehen, ſondern der Zinſen aller europäiſchen Staatsgläubiger der Türkei überhaupt. Noch ſicherer aber wäre der erſte An-

griff auf den Wakuf der Anfang vom Ende des Ganzen; denn er würde dem längſt und weit verbreiteten Verdacht das letzte Siegel aufdrücken, daß der Padiſchah mit ſeiner Regierungspartei vom Geſetz des Propheten zu deſſen abendländiſchen Feinden abgefallen ſei.

---

Soviel wird mit jedem Tage klarer, daß die Türkei ſchließlich die Unkoſten für alle Veränderungen wird bezahlen müſſen, welche unſerm Welttheil bevorſtehen. Der Imperator wird mit türkiſcher Landmünze das Rheinland erkaufen, er wird mit türkiſchen Aequivalenten vielleicht ſogar die Reſtauration des Königreichs Polen erſteigern wollen. Wir haben gezeigt, wie viele Anknüpfungs-Punkte vorhanden ſind, wenn er den Proceß je nach Bedürfniß beſchleunigen will; und in der That iſt Europa keine Stunde mehr vor der Nachricht ſicher, daß ein franzöſiſcher Mentſchikoff nach Conſtantinopel abgegangen ſei.

In Frankreich dürfte eine Politik im großen Styl der Geſammtlöſung aller abendländiſch-orientaliſchen Fragen der zweifelloſeſten Popularität ſicher ſeyn. Vor Kurzem noch ſind wir auf einen ſtrengkatholiſchen und conſervativen Schriftſteller in Paris*) geſtoßen, der ernſtlich dafür hält, daß ein Angriff auf die Rheinlande den franzöſiſchen Staatschef zum Tamerlan der Revolution machen würde, der aber ebenſo unverholen die Meinung ausſpricht: „Die natürliche Vergrößerung Frankreichs nach Außen wird an dem Tage ihren normalen und hiſtoriſchen Verlauf nehmen, wo die Auflöſung des ottomaniſchen Reiches allen Regierungen neue Combinationen zur Pflicht machen wird“. Wer das ſich erfüllende Verhängniß der Türkei nicht im Auge behält, verſteht in Wahrheit das neue Europa nicht!

(Schluß folgt.)

*) Herr Carné im Ami de la Religion.

# XXV.

## Zeitläufe.

### Die Symptome der nächſten Zukunft in Frankreich.

Den 12. März 1861.

Vier große Parlamente tagen zur Zeit, wenn man anders die in Turin zuſammengewürfelte Maſſe der confiscirteſten Geſichter Italiens als ein Parlament zählen will; die vier Souveraine haben geſprochen, und doch iſt man über die von heute auf morgen drohenden Geſchicke Europas noch immer auf Wahrſcheinlichkeits-Berechnung angewieſen. Denn der Imperator hat längſt jedes Recht des ehrlichen Mannes verloren, die Vermuthung der Wahrheit für irgend eines ſeiner Worte, ſei es blau oder roth, in Anſpruch zu nehmen; und überdieß hat der zweitgrößte Potentat der Gegenwart, Herr Joſeph Garibaldi, ſich noch gar nicht geoffenbart. Davon hängt aber mehr ab als man gemeinhin glaubt. Die republikaniſche Partei oder, wie der neueſte Kunſtausdruck lautet, die kosmopolitiſche Revolution kann ſtündlich aus der verdächtigen Stille ihrer Machinationen in die laue Märzluft heraustreten, und der monarchiſchen Revolution von Paris

und Turin einen fördernden Rippenſtoß von ungleich größerer Tragweite verſetzen als im vorigen Jahre durch den Flibuſtierzug nach Marſala.

Als Napoleon III. am 4. Februar als ſein eigener Advokat vom Throne herab ſprach, da flüſterte ein Deputirter den Nebenſtehenden zu: „Bisher beherrſchte er die Lage, jetzt beherrſcht die Lage ihn". In Wahrheit beherrſcht er nicht einmal mehr ſeine eigenen Creaturen, wie die Senatsrede des Prinzen Napoleon Jerome vom 1. März und des korſiſchen Polizeiſpions Pietri beweiſen. Was ſie wollen iſt freilich klar: das neue Kaiſerthum mit dem neuen Italien vereint und zur höchſten Weltmacht erhoben, ſoll ein Königreich Polen, ein Königreich Ungarn bilden und Preußen mit einer Unifikation der deutſchen Lande ködern, und zu allem Dem ſoll die Marianne helfen mit ihren Verzweigungen durch die ganze Welt. Ob aber auch Er ſolchen Succurs beliebt, ob er ihn jetzt, oder bald, oder gar nicht will, das weiß die Welt weniger als je, und wahrſcheinlich weiß er es ſelber nicht.

Aber eine andere Thatſache von der höchſten Wichtigkeit iſt endlich ausgemacht, die Frage nämlich wie der Mann vom 2. December mit ſeiner Politik zu der achtbaren Bevölkerung des eigenen Landes ſteht. Unſere unverwandt feſtgehaltene und oft ausgeſprochene Hoffnung iſt an den Franzoſen Gottlob nicht zu Schanden geworden. Schon ſeit den November-Dekreten und namentlich in der Thronrede vom 4. Februar ließ ſein Erſcheinen vor dem Publikum das ſonſt gewohnte Gefühl der Sicherheit ſehr vermiſſen; anſtatt mit der Unfehlbarkeit eines anerkannten Retters der Ordnung trat er wie ein Angeklagter oder Verdächtiger auf, der ſich ſchlecht vertheidigt und von einer verworfenen Sippe noch ſchlechter vertheidigt wird. Schon in der neueſten Broſchüre über „Frankreich, Rom und Italien" fällt dieſes bedenkliche Quiproquo ſehr auf; der Imperator läßt ſeine italieniſche Politik durch elende De-

nunciationen förmlich entſchuldigen, und ſeitdem iſt es raſchen Schrittes dahin gekommen, daß er, der die öffentliche Kritik bisher gemacht hat, nun von ihr gemacht wird. Vom Erhabenen iſt der Schritt zum Lächerlichen nirgends kleiner als in Frankreich, und wir fürchten, der Mann wird ſich in Kurzem zu einer furchtbaren Wendung gezwungen ſehen, um den verlorenen Nimbus kluger Energie durch den Glutſchein der Entſetzlichkeit zu suppliren. Wir wollen nicht verſäumen, dem Leſer unſere Gründe für dieſe Anſchauung der Dinge vorzulegen.

Die Abſtimmung über die Adreſſe des Senats hat vielleicht Niemand mehr überraſcht als die katholiſche Partei in Frankreich ſelber. Sie hoffte nicht, daß in der Adreſſe — denn darum drehte ſich die ganze Frage — die „weltliche Herrſchaft“ des Papſtes genannt oder anders als verurtheilend erwähnt würde; nur von einer verſchwindend kleinen Minorität im Senat erwartete ſie ein von vornherein verlorenes Amendement, welches ſich mit der officiellen Phraſe von der „Unabhängigkeit der geiſtlichen Gewalt“ nicht begnügen und die Erhaltung der weltlichen Gewalt als nothwendiges Subſtrat derſelben verlangen würde. Wider alles Erwarten iſt es ſehr viel anders gekommen. Die fatalen Worte „weltliche Herrſchaft“ ſtehen wirklich in der Adreſſe und ihr Sinn kann unmöglich mißverſtanden werden, ſo glatt ſie auch vom Präſidenten Troplong mit dem ſchlüpfrigen Schleim ſeiner Schmeichelpolitik überzogen worden ſind. Noch dazu blieb das ſchärfere Amendement nur mit 61 gegen 79 Stimmen und zwar bloß deßhalb in der Minderheit, weil der Staatsraths-Präſident Baroche den feinen Kniff gebrauchte zu erklären: der zu verbeſſernde Paragraph der Adreſſe beſage ja ſchon ſelbſt ganz das nämliche und werde auch von der Regierung nicht anders als zu Gunſten der weltlichen Herrſchaft des Papſtes verſtanden. Die Adreſſe, deren Sinn Prinz Napoleon und Pietri

ſomit vergebens zu verdrehen ſuchten, wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen, und zwei gleichgewichtige Größen der napoleoniſchen Dynaſtie und Geheimpolitik, Prinz Lucian Murat und Herr Laity, ſtimmten ſogar für den Zuſatz.

So iſt die erſte parlamentariſche That ſeit dem Staatsſtreich gegen den Urheber ausgefallen und zwar aus der Mitte des franzöſiſchen Senats. Ein politiſcher Körper, von dem die ſogenannten alten Parteien ſyſtematiſch ausgeſchloſſen ſind, deſſen Mitglieder der 2. December aus der Partei der Bonapartiſten und den Notabeln frei ernannte, welche ſich ſeinem Syſtem am unbedingteſten anſchloſſen, und die er alle mit einer jährlichen Beſoldung von 30,000 Frs. bedacht hat — die Entrüſtung aller achtungswerthen und einflußreichen Elemente des Landes muß wahrlich tief ſeyn, bis ein ſolcher Körper ſich gegen den eigenen Schöpfer erhebt. Und wenn die Senatoren, die eigentlich nur hohe Beamte mit parlamentariſchem Namen ſind und denen keine Wähler heute oder morgen Rechenſchaft abfordern können, kühnlich Oppoſition machen, wie kann dann die legislative oder Wahlkammer hinter ihnen zurückbleiben? Wohl hat die Regierung dafür geſorgt, daß die gutgeſchmierte Maſchine des allgemeinen Stimmrechts nur die Ergebenſten in die Kammer liefere, aber die Diſciplin hat ſich aufgelöst, ſeitdem der Regierung ſelbſt die Grundſätze abhanden gekommen, und ein Moment wie der heutige, wo das Opponiren wieder Mode und Bonton durch ganz Frankreich zu werden droht, iſt auch für den ergebenſten Franzoſen unwiderſtehlich.

Dazu kommt, daß in der Legislative fünf verbiſſene Republikaner oder Socialdemokraten ſitzen, welche die „Freiheit“ nicht bloß als franzöſiſchen Ausfuhrartikel behandeln, wie Prinz Plon-Plon. Sie verlangen gleich ihm die Preisgebung des Papſtes und den Rückzug der Franzoſen aus Rom, folgerichtig verlangen ſie aber noch mehr den Abzug des Cäſarismus

aus Frankreich, namentlich die Aufhebung der Sicherheitsgeſetze, die Befreiung der Preſſe, die ehrliche Rückkehr zum parlamentariſchen Syſtem, dem der Imperator erſt noch in der Thronrede vom 4. Februar eine beißende Strafpredigt gehalten. So hat der unvorſichtige Einfall, die Akte der Regierung einer freien Prüfung des Landes ausſetzen zu wollen, das ganze Syſtem in eine fatale Alternative gebracht. Im Triumph glaubte man aus der Komödie hervorgehen und auf die Zuſtimmung der Volksvertreter pochend, Europa um ſo mehr imponiren zu können; nun aber haben die guten Franzoſen den Spaß für Ernſt genommen, und ihren allzu ſchlauen Imperator zwiſchen die Scylla ſeiner auswärtigen und die Charybdis ſeiner innern Politik gedrängt.

Jedenfalls hat die trügeriſche Schaukel, auf der es ſich die Tuilerien bisher bequem gemacht, das Gleichgewicht verloren, und zwar nicht ſo faſt unter den Stößen der „Reaktion,“ wie der Imperator jetzt die Gegner ſeines italieniſchen Hazardſpiels nennt, als unter den plumpen Füßen des Palais Royal. Es war an ſich ſchon eine Calamität, daß in einem ſolchen Moment der rothe Prinz ſeinen Vetter vertheidigen konnte und durfte. Denn dieſer Menſch iſt populär bei allen Umſturzagenten Europa's, die wie in einem Taubenſchlage bei ihm aus- und einfliegen, aber er iſt durch die gottloſe Frivolität ſeiner Geſinnung und ſeine beſtialiſchen Sitten nicht nur der Abſcheu aller Ehrenhaften in Frankreich, ſondern insbeſondere wegen ſeiner erwieſenen Feigheit allenthalben und am meiſten in der Armee verachtet.*) Jedermann weiß, daß er in der Krim am Kanonenfieber erkrankt und heimgegangen iſt, daß er in Italien ein Commando führte wo es Mädchen zu küſſen, aber kein Pulver zu riechen galt, und daß die ganze

*) Dieß beſagt auch ſein Spitzname „Plon-Plon“, was einen haſenherzigen Polterer bedeutet.

Flotte vor ihm ausſpuckte, als er zum Großadmiral gemacht werden ſollte. Als Mitglied der rothen Partei in der republikaniſchen Kammer („auf dem Berg“) unterzeichnete er im Moment des Staatsſtreichs ein Proklam, welches den die Ordnung rettenden Vetter für vogelfrei erklärte; ſeitdem hat ſich das Sprüchwort „Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich,“ an den zwei napoleoniſchen Sprößlingen erfüllt; noch im Sommer 1859 ſoll der jüngere aus Zorn über die Unterbrechung des italieniſchen Krieges die Geheimniſſe von Villafranka an Engländer verrathen haben. Notoriſch wünſchte man in Frankreich dem Imperator hauptſächlich aus Furcht vor den verruchten Anſchlägen deſſelben Unholds ein langes Leben, der ſeiner Politik nun die begeiſtertſte Lobrede gehalten hat.

Freilich wird der Imperator je nach Umſtänden in beliebter Manier die Rede des Vetters halb oder ganz verläugnen, obwohl Jedermann fühlt, daß Plon-Plon die letzten Ziele des geſammten Napoleonismus thatſächlich völlig richtig bezeichnet hat. Man mußte verſtummen vor dem Unmaß frecher Heuchelei, wenn der Eine am 4. Februar erklärte: „Frankreich hat nicht gezögert, jede Verletzung von Gerechtigkeit und Völkerrecht zu verdammen, und es iſt ſein Beruf, ſeinen Beiſtand überall zu leihen, wo er zu Gunſten einer gerechten Sache angerufen wird.“ Wenn aber der Andere jetzt kurz und gut ſprach: „So mußte die Regierung des Kaiſers handeln in dem Beſtreben die Karte von Europa zu reformiren“ — ſo hat daran zuvor ſchon Niemand gezweifelt als die Blindheit deutſcher Kritikaſter und engliſcher Fanatiker. Was der rothe Prinz ſagte, hat uns gar nicht verwundert; aber wundern muß man ſich, daß er reden und eben jetzt mit der Farbe herausrücken durfte, in einer Weiſe die ſeiner ganz würdig iſt, ſonſt aber nicht in den Senat oder in den Salon, ſondern vor die Damen der Halle und in die Vorſtadtkneipen gehört. Napoleon III. hat bis jetzt durch die feierlichſten Verſicherungen des Gegentheils, durch Lügen und Heucheln die beſten Geſchäfte

gemacht, warum läßt er ſich nun auf einmal von der revolutionären Energie des Vetters und des Herrn Pietri den Markt verderben? Es gibt nur Eine räſonnable Antwort, welche aus ſeinem Conflikt mit dem politiſchen Geiſte Frankreichs hervorgeht und zu deren Erläuterung wir weiter ausholen müſſen.

Zwiſchen den beiden Vettern bleibt immer der Unterſchied, daß der eine bereits auf einem demokratiſchen Throne ſitzt, der andere erſt auf einen ſolchen Thron hinaufſteigen möchte. Während Plon-Plon unzweifelhaft auf die Möglichkeit ſpekulirt, durch das allgemeine Stimmrecht ſelber noch Franzoſenkaiſer zu werden, erachtet Louis Bonaparte die kaiſermachende Miſſion des allgemeinen Stimmrechts innerhalb der franzöſiſchen Grenzen für abgethan, er will den Thron in altmonarchiſcher Weiſe auf ſeinen Sohn vererben, er will „eine Dynaſtie gründen.“ Er alſo ſucht eine Vermittlung des neuen Volksrechts mit dem alten göttlichen Rechte; Napoleon Jerome hingegen betont in vollſter Schroffheit den unvereinbaren Gegenſatz „des neuen Völkerrechts, des Volksrechts gegenüber einem andern göttlichen Rechte.“

Dieſer ſehr reelle Unterſchied zwiſchen Hab' ich und Hätt' ich kann auf das politiſche Handeln nicht ohne Einfluß bleiben. Der Eine wird den Elementen der kosmopolitiſchen und idealiſtiſchen Revolution rückſichtslos ſchmeicheln; der Andere muß die erhaltenden Kräfte im Lande mindeſtens gleichmäßig berückſichtigen. Louis Bonaparte's Pfade ſind daher viel intrikater und doppelzüngiger als die des jungen Vetters, namentlich hinſichtlich Italiens und der engliſchen Allianz. Wer die Rede Plon-Plons aufmerkſam liest, wird finden, daß aus ihr viel weniger der franzöſiſche Prinz und Senator als der Turiner Schwiegerſohn und italieniſche Carbonari-Meiſter herausſpricht; ſolange hingegen der Imperator den Kopf nicht ganz verliert und an den rothen Vetter abdanken will, wird er ſich hüten, dem franzöſiſchen Nationalgefühl ähnliche Beleidigungen zuzufügen. Er kann die italieniſche Revolution zu franzöſiſchen

Zwecken ausbeuten ſo gut wie die engliſche Allianz, aber er darf die Einheits-Chimäre der italieniſchen Sekten nicht als Selbſtzweck behandeln noch gegen England auf franzöſiſche Unkoſten gefällig ſeyn. Sonſt liefe er Gefahr, daß bei den Franzoſen der ſchreckliche Verdacht aufſtiege, als ſeien ſie nicht ſo faſt von einer einheimiſchen Dynaſtie beherrſcht als vielmehr von einer italieniſchen Bande ausgebeutet.*)

Wir haben dieſem Geſichtspunkt ſeit Jahr und Tag das größte Gewicht beigelegt, und wirklich ziehen ſich bereits einem rothen Einſchlag gleich zwei ſolche Vorwürfe durch alle Reden der Oppoſition. Die Politik des Imperators in Italien wird nicht ſo ſehr auf Grund des Vertragsrechts, auch nicht bloß mit katholiſchen Argumenten über die Bedingungen eines freien und unabhängigen Papſtthums, ſondern ſie wird als eine ſchreiende Verletzung ſpecifiſch-franzöſiſcher Principien und Intereſſen bekämpft. Er habe, wird Napoleon III. vorgeworfen, die traditionelle Politik Frankreichs verrathen und geopfert, einerſeits durch ſeine Schwäche gegenüber der unitariſchen Partei in Italien, andererſeits durch ſeine Nachgiebigkeit gegenüber der italieniſchen Politik Englands. Als er das ſogenannte gelbe Buch mit einer Sammlung diplomatiſcher Aktenſtücke bei den legislativen Körpern zur Vorlage brachte, ging ein greller Aufſchrei durch die unabhängigen Organe des Landes: „wir meinten zu ſchieben, während wir die Geſchobenen ſind, geſchoben von England, deſſen tückiſche Selbſtſucht wir in Italien fördern; von Conceſſion zu Conceſſion gedrängt, treiben wir auf der ganzen Halbinſel engliſche Politik auf franzöſiſche Koſten; während wir uns mit allen Mächten verfeinden, waſchen wir die ſchmutzige Wäſche der Engländer, ſie haben den Vortheil, wir aber zum Schaden den Spott." Auch

*) Zufällig tragen die Advokaten des Cavourismus im franzöſiſchen Senat faſt lauter italieniſche Namen: Bonaparte, Pietri, Caſabianca.

im Senat ging der Grundton aller oppoſitionellen Reden darauf hinaus, daß ſich Frankreich mißbrauchen laſſe, um in Italien die engliſchen Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Schon der erſte Redner im Senat (Laroche-Jaquelin) wies herb und ſchneidend auf „die Zahmheit und Schwäche England gegenüber,“ und der Juſtizpräſident Barthe war nicht weniger überzeugt, daß die Unifikation Italiens nicht ein franzöſiſches, ſondern ein engliſches Intereſſe ſei.

In der That iſt es ein höchſt auffallendes Schauſpiel, zu ſehen, wie der Imperator bei jedem neuen Frevel Sardiniens von der Annexion der Herzogthümer bis zur Blokade von Gaeta immer wieder warnend, drohend, proteſtirend auftrat, und dann doch vor dem Widerſpruch Englands jedesmal gleich nachgab. Ob dieß nun die heuchleriſche Grimaſſe einer überkünſtelten Lügenpolitik war oder wirkliche Schwäche und Rathloſigkeit, die ehrenhaften Kreiſe der Franzoſen nahmen es jedenfalls ſehr übel auf und fühlten ſich in ihrem Nationalſtolz tief verletzt. — Als Garibaldi in Sicilien gelandet war, erklärte das franzöſiſche Kabinet am 12. Juli der engliſchen Regierung die dringende Nothwendigkeit, durch eine energiſche Vermittlung zwiſchen Neapel und Sicilien den Gewaltthaten der Einheitspartei zuvorzukommen; aber England lehnte ab und Frankreich gab ſich zufrieden. Am 24. Juli ließ der Imperator zu London ein ernſtliches Einſchreiten der vereinigten Flotten gegen die Bewegungen Garibaldi's fordern, denn es ſei gegen das Intereſſe und die Würde beider Mächte, ſo ſchreiende Frevel an der europäiſchen Ordnung zu dulden; aber England lehnte ab und Frankreich gab ſich zufrieden. Als es ſich um die Ueberrumpelung des Kirchenſtaats handelte, ſchrieb der Imperator eine drohende Abmahnung nach Turin, er werde ein ſo verbrecheriſches Attentat nicht dulden; Thouvenel erklärte am 12. September dem Lord Cowley: von den aus allen Ländern zuſammengerafften Horden Garibaldi's gar nicht zu reden, auch Sardinien begehe das Verbrechen einer wahrhaften In-

tervention, das nicht geduldet werden dürfe, wenn es mit Gewalt einen andern italieniſchen Staat beſetze. Cowley aber erwiderte: nein, auch die Occupation gehöre zu dem Recht der Italiener, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen, und Frankreich gab ſich zufrieden. Am 18. Oktober verſicherte ein Rundſchreiben Thouvenels: nur unter der Vorausſetzung, daß bei dem Vordringen Garibaldi's in Umbrien und den Marken ein Aufſtand ausgebrochen wäre, und nur unter Vorbehalt der ſouveränen Autorität des Papſtes habe der Kaiſer einen Einmarſch der Sarden, um die Ordnung aufrecht zu halten, nicht mißbilligt. Aber unter offener Verhöhnung aller dieſer Clauſeln überfiel Cialdini den Kirchenſtaat, England klatſchte raſenden Beifall, und Frankreich gab ſich zufrieden.

So iſt die diplomatiſche Geſchichte Italiens ſeit der Abtretung von Savoyen und Nizza wirklich nur eine Kette entweder von Zweizüngigkeit und Verrath an der traditionellen Politik Frankreichs, oder von ſchmählichen Niederlagen derſelben. England und ſein frecher Schützling in Turin ſprechen in jedem Falle den Pariſer Weiſungen Hohn, und Napoleon III. läßt ſich Alles ruhig gefallen. Stellt man aber ſeine Miniſter zur Rede, ſo zucken er und ſie die Achſeln: „von wegen des Princips der Nichtintervention können wir nicht anders.“ Dutzendmal haben er und ſie ihr feierlichſtes Wort für die Erhaltung der weltlichen Rechte des Papſtes verpfändet, und nun ſoll eine von ihnen ſelbſt geſchriebene Phraſe ſie über das gegebene Ehrenwort vollkommen hinausſetzen. „Mein Gewiſſen erſtarrt über dieſen blutigen Schimpf, und ich weiß nicht mehr, was man von der Redlichkeit und dem menſchlichen Worte zu denken hat:“ dieſer Ausruf des tapfern Biſchofs von Orleans war bei den im Punkte der Ehre ſehr feinfühligen Franzoſen nicht in den Wind geſprochen. Was ſollen ſie ſich vollends zu dem ewigen Refrain von der Nichtintervention denken? Er, der Mann des Ruhmes, daß er das legitime Uebergewicht Frankreichs in Europa wieder hergeſtellt habe, entſchuldigt ſich nun

fortwährend: „ich kann nicht.“ Woher nur der dritte Napoleon eine ſolche Sprache nehmen mag? Im franzöſiſchen Wörterbuch ſteht ſie, wie der erſte Napoleon ſehr wohl wußte, nicht!

„England und nicht Frankreich iſt es um ein einiges Italien zu thun:“ hat Hr. Bright, der radikale Chorführer Englands, in einer ſeiner jüngſten Reden geſagt; er hofft, daß das franzöſiſche Staatsoberhaupt der Unifikation Italiens endlich nichts mehr in den Weg legen werde, aber er hofft nicht mehr von ihm. Allerdings darf man nur ja die Thatſache nie aus den Augen verlieren, daß die italieniſche Frage vom Imperator als eine franzöſiſche Machtfrage aufgenommen worden iſt. Weil Italien bisher öſterreichiſch geweſen und fortan franzöſiſch werden ſolle, ließen ſich die Franzoſen, und ihre Biſchöfe nicht am wenigſten, den Zug über die Alpen ſehr wohl gefallen; dieß und nichts Anderes war auch der eigentliche Sinn der Phraſe von der „Unabhängigkeit Italiens.“ England aber verſteht die Phraſe anders. Eine franzöſiſche Obmacht in Italien wäre der Londoner Politik ſo unerträglich, daß ſie ſich im Anfang von 1859 ſogar lieber für die Fortdauer des öſterreichiſchen Einfluſſes ausſprach, dann aber im Einklang mit den geheimen Sekten Mazzini's das Experiment einer „italieniſchen Einheit“ aufwarf; denn ſie nimmt an, daß ein einziger über die ganze Halbinſel ausgedehnter Staat ſich der franzöſiſchen Impulſe leichter erwehren werde, als eine Conföderation, deren Protektor mit derſelben Nothwendigkeit in Paris ſitzen würde, wie der Protektor des deutſchen Bundes dereinſt in Petersburg ſaß. England war es ſomit, das mit Hülfe Garibaldi's und Mazzini's dem Schlagwort von der Unabhängigkeit Italiens die Idee der italieniſchen Unifikation unterſchob, und der Imperator zu Paris ließ ſich die Unterſchiebung der Italia una einfach — gefallen. Ueber eine ſolche Haltung iſt das Urtheil aller Franzoſen einig, die durch keine Eide auf den Rachedolch der Carbonari ge-

bunden ſind, und ſie hat jene „Coalition zwiſchen den Söhnen Voltaire's und den Söhnen der Kreuzfahrer“ in's Leben gerufen, worüber die officielle Preſſe außer ſich iſt.

Man hat von verſchiedenen Seiten vernommen, daß die jüngſte Broſchüre Laguerronniere's ihren Zweck, die öffentliche Meinung zu corrigiren, nicht nur vollſtändig verfehlt, ſondern ſogar ſehr böſes Blut gemacht habe. Kein Wunder; denn ſie iſt eine ganz und gar unfranzöſiſche Conception und ſchon deßhalb ein grober Mißgriff. Der Imperator macht da die von England liſtig eingeſchwärzte Politik der italieniſchen Unifikation zu ſeiner eigenen, und ſchiebt die von ihm ſelbſt begangenen Fehler unter den bitterſten Gallergüſſen auf den Papſt, der ſich mit den Oeſterreichern, den Legitimiſten und Orleaniſten verſchworen habe. „Italien iſt befreit aber es iſt noch nicht conſtituirt, und das Hinderniß das ſeiner Organiſation entgegenſteht, iſt Rom“: ſo kann ein italieniſcher Logenheld und ein engliſcher Miniſter ſprechen, nicht aber ein ächter Franzoſe. Denn die traditionelle Politik Frankreichs will gerade, daß ein Hinderniß des italieniſchen Unitarismus vorhanden ſei und bleibe, und dieſer Widerſpruch und Gegenſatz zur engliſchen Politik wurzelt tiefer in der natürlichen Lage der Länder, als daß die dynaſtiſche Theorie eines napoleoniſchen Halbfranzoſen ihn mir nichts dir nichts ausreißen könnte. Frankreich kann die Angelegenheiten der Halbinſel an ſeiner Südgrenze ſchon wegen ihrem Einfluß auf das Mittelmeer niemals als Selbſtzweck ſondern immer nur als Mittel zu franzöſiſchen Zwecken behandeln. England hingegen iſt bei dem Umſtand, daß Italien nicht an ſeinen Grenzen liegt noch ſozuſagen ſein geographiſcher Ausläufer iſt, ſowie ſchon aus Gründen des proteſtantiſchen und merkantilen Fanatismus allerdings im Stande, einer italieniſchen Unifikation als Selbſtzweck das Wort zu reden. Von dieſer engliſchen Anſchauung geht nun aber die Pariſer Broſchüre aus, ohne zu bemerken, daß dieſelbe in franzöſiſchem Munde jedesmal als revolutionärer Idealismus

oder baarer Verrath der Sache Frankreichs an das falſche und treuloſe Italienerthum erſcheint.

Man hat den Fehler in den Tuilerien zu ſpät bemerkt, und dem Bedürfniß, den Mißgriff wieder gut zu machen, verdankt die Rede des rothen Prinzen ihr Daſeyn. Wir wenigſtens wiſſen uns ſein Auftreten nicht anders als dadurch zu erklären, daß die Franzoſen von einem Napoleoniden ſelbſt erfahren ſollten, wie man die italieniſche Revolution keineswegs um ihrer ſelbſt willen, ſondern der franzöſiſchen Glorie wegen und zum Behuf ihres Triumphes in einer nahen Weltrevolution gewähren laſſe oder fördere. Dieſer Aufgabe iſt Plon-Plon mit dem ihm eigenthümlichen Cynismus gerecht geworden, kein Anderer hätte wohl ſo ohne Umſchweif wie er auseinanderzulegen vermocht, daß der Umſturz der europäiſchen Staatenordnung der wahre Zweck der napoleoniſchen Politik, die italieniſche Unifikation aber nur das unerläßliche Mittel dazu ſei. „Die Einheit Italiens iſt vor Allem im Intereſſe Frankreichs, weil es das einzige vernünftige Mittel iſt, ohne einen Krieg, durch eine allgemeine Propaganda zu unſerm Nutzen die Verträge von 1815 zu modificiren; . . . um die Karte Europa's von 1815 im Intereſſe Frankreichs zu reformiren, gab es kein anderes Mittel als die Befreiung Italiens, und ich glaube bewieſen zu haben, daß die Einheit Italiens die nothwendige Folge ſeiner Emancipation iſt." Der Prinz wiederholt noch einmal: „So mußte die Regierung des Kaiſers handeln in dem Beſtreben die Karte von Europa zu reformiren;" und Pietri erinnert geradezu an die 300,000 Mann, welche Italien beſitze, um ſie in dem bevorſtehenden Kampfe den Franzoſen an die Seite zu ſtellen. Dem fügte der Prinz endlich noch bei: Frankreichs traditionelle Politik ſei, ſich zum Centrum der Marinen zweiten Rangs zu machen, „die italieniſche Marine wird die maritime Poſition Frankreichs verſtärken."

Nun haben wir freilich nie bezweifelt, daß der Imperator keineswegs, wie man vielfach glaubte, weitere Eroberungen

in Italien anſtrebe, ſondern daß er einfach darauf rechne, die Helden Viktor Emmanuels als Kanonenfutter zu gebrauchen, um im gegebenen Moment ſich damit Oeſterreich vom Halſe zu halten und am Rheine Luſt zu machen. Aber Ein Punkt kommt hier gar ſehr in Betracht. Plon-Plon ſagt freilich: „Italien iſt der natürlichſte Bundesgenoſſe Frankreichs, Italien begreift das und wird es immer begreifen.“ Klügere und kältere Politiker werden ſich aber der Unlösbarkeit dieſer Ehe viel weniger verſichert erachten; ſie werden insbeſondere nicht vergeſſen, daß die Wahl der Schönen zwiſchen dem franzöſiſchen Haustyrannen und dem engliſchen Cicisbeo demnächſt mehr als bedenklich ſeyn könnte. Der italieniſche Succurs iſt den Franzoſen ſolange ſicher, als die Italia una Frankreichs bedarf, mit andern Worten ſolange ſie ſelber noch nicht fertig und conſtituirt iſt. Es iſt ſogar ſehr die Frage, ob nicht der Imperator ein materielles Unterpfand der Treue in den Händen wird behalten müſſen; keine Frage aber iſt es, daß der hoffärtige Bau des italieniſchen Königthums Gefahr läuft, bei der erſten beſten Colliſion im Dienſte Frankreichs zu Staub und Aſche zu zerfallen. Dank der tapfern Haltung von Gaeta und der Bauern in den Abruzzen iſt der Räuberkönig von Turin erſt ſehr ſpät dahin gekommen, das „faſt vollſtändig befreite und einige Italien“ anzureden, und ſein erſtes Wort war eine ſtrenge Warnung: „es ſei klug zu rechter Zeit zu warten, und Niemand habe das Recht die Exiſtenz und die Geſchicke einer Nation auf's Spiel zu ſetzen.“ Nun aber preſſirt es nicht nur dem Garibaldi mit dem Angriff auf Venetien. Auch der Imperator kann jeden Augenblick in das Allarmhorn ſtoßen, wenn auch nicht die Hälfte der 300,000 Mann verwendbar iſt, kein Liar in der Kaſſe ruht wie heute ſchon, und England fußfällig vorſtellt, daß die erſte an Oeſterreich verlorene Schlacht die „italieniſche Freiheit“ umwerfen würde von Bologna bis Palermo. Wie dann?

Prinz Napoleon hat ſehr gut bewieſen, daß die „Be-

freiung" Italiens ein unerläßliches Mittel zum europäiſchen Umſturz war, er hat aber nicht bewieſen, daß weitere Nachgiebigkeiten gegen England gleichfalls zur Reform der Karte Europas führen. Zwar wurde im Senate ſelbſt eine Aeußerung des Imperators wiederholt: daß er zwanzig Jahre Allianz mit England bedürfe, um ſeine Dynaſtie zu begründen. Aber der Argwohn des Landes iſt nun einmal wach, und es iſt ſehr zu bezweifeln, ob er es wagen dürfte, dem Andringen Englands nachzugeben und Rom an Viktor Emmanuel auszuliefern, ohne daß er zugleich anderwärts einen großen Streich gegen das Inſelreich führte. Ohnehin iſt er im Orient förmlich dazu provocirt; anſtatt die franzöſiſchen Gefälligkeiten in Italien anderweitig zu vergelten, ſtellt ſich England dem napoleoniſchen Intereſſe ſchon in Venetien feindlich entgegen, und tritt namentlich in der ganzen Türkei mit ſtarrer Rechthaberei gegen ihn auf. Eben jetzt, wo die Augen der großen Staatskörper Frankreichs inquiſitoriſch auf die auswärtigen Schritte des Imperators gerichtet ſind, muthet man ihm in London die Schmach zu, daß er ſeine Truppen unverrichteter Dinge aus Syrien zurückziehen, ſich ſomit unter den engliſchen Egoismus und die türkiſchen Futilitäten demüthig beugen ſolle. In unſerer Zeit iſt kaum mehr etwas unmöglich zu nennen, doch muß man es, wie die Dinge jetzt ſtehen, faſt für unmöglich halten, daß der heimtückiſche Rivalitätskampf zwiſchen den beiden Weſtmächten in Italien nicht auf einem noch gefährlichern Terrain ſofort in offenen Bruch übergehe. Wir fürchten nicht, ſondern wir hoffen es: der Orient wird Italien an England rächen. Viele haben ſich im Napoleonismus getäuſcht; die Täuſchung Englands jedoch, als ließe ſich nicht nur der Krieg, ſondern auch der Umſturz in Italien lokaliſiren, wird die koſtſpieligſte ſeyn.

Aber Rom — wie lange wird Er ſeinen Degen als das einzige Hinderniß der Conſtituirung Italiens noch im Patrimonium Petri laſſen? Wir antworten: ſo lange als er nicht entſchloſſen

iſt, ſich dem Radikalismus völlig in die Arme zu werfen. Rom iſt für ihn viel mehr eine innere als eine äußere Frage, und die Wechſelwirkung iſt ſo zwingender Natur, daß er jenes nicht aufgeben kann, ohne ſeine innere Politik mit aufzugeben. So lange er dieß nicht will, werden ihn weder die Noten Sardiniens, noch die zudringlichſten Vorwürfe Englands wegen verletzter Nichtintervention, noch die Drohungen Garibaldi's aus dem Patrimonium hinausbringen. Garibaldi ſoll zwar auf den Angriff gegen Venedig nur dann verzichten wollen, wenn Rom „italieniſch“ werde; wollen aber die Tuilerien nicht ſelbſt die phrygiſche Mütze aus dem Familienarchive hervorholen und vor aller Welt ſich aufſetzen, ſo werden ſie ſich nicht Mühe geben, den rothen Wirrkopf zurückzuhalten, ſondern ihn ziehen zu laſſen.

Wir wollen hier nicht abermals calculiren, ob der Moment vielleicht nahe iſt, wo der 2. Dec. mit der von ihm geretteten Ordnung, die er ſonſt als ſeinen Rechtstitel zu rühmen pflegte, und mit Allen, die noch etwas zu verlieren haben, abſchließen wird. Es hat nie an Leuten gefehlt, welche ſeinem Syſtem keine längere Dauer als dem ſittenloſen Geld-Schwindel verſprachen, der als ſchmerzſtillendes Opium ſo vortrefflich gewirkt hat, und ſtets ein weſentliches Element der napoleoniſchen Regierungskunſt war. Nun aber mehren ſich die Anzeichen, daß dem papiernen Taumel ein ſchreckliches Erwachen nahe bevorſteht, und wenn auch dieſe Stütze des imperatoriſchen Thrones zuſammenbricht, ſo kann Niemand die Folgen ermeſſen. „Was hier ſich regt, iſt ungeheuer und namenlos, was ſich dahinter verbirgt, wird ſeinen Richter finden“: ſchreibt uns ein greiſer Bewohner der Seineſtadt.

Was aber immer kommen mag, die katholiſche Sache braucht nicht mehr gerettet zu werden, ſondern ſie iſt ſchon gerettet. In Gaeta war es einem ſchuldloſen jungen Herrſcherpaare vorbehalten, das alte chriſtliche Königthum mit tapfern Helden-

ehren zu begraben, während daſſelbe Königthum in der Freiheit ſo ruhmlos abgedankt hat, daß ſelbſt noch aus Gaeta dankbare Huldigungen an den Imperator des neuen Volksrechts ergingen, weil er doch noch der beſte ſei unter — den andern. Nur Einem Fürſten wirft der Rechtsloſe in ſeinen Organen ſelber vor, daß er in prieſterlichem Eigenſinn ſeinen Rathſchlägen und Anträgen nicht Fingersbreit entgegengekommen ſei; und danken wir der Vorſehung, daß es ſo und nicht anders gekommen iſt, denn damit iſt die größte Gefahr der Kirche überſtanden!

Prinz Napoleon „hofft," daß durch die Politik ſeines Vetters „die geiſtliche Macht des Papſtes noch werde gerettet werden können." Ganz unnütze Sorge! ſeitdem er und ſein Vetter gegen das Oberhaupt der Kirche geifern und ſchäumen, ſteht Alles ſo gut wie möglich; nur dann wären wir übel daran, wenn ſie den Papſt lobten. Die Broſchüre ſagt es ja mit dürren Worten, was der Plan des Mannes vom 2. December geweſen ſei. „Auf der einen Seite die moraliſche Kraft, welche alten Traditionen entſpringt, auf der andern Seite die unwiderſtehliche Gewalt, die in dem einſtimmigen Willen einer großen Nation liegt: auf dieſer doppelten Grundlage ſollte ſich das Gebäude der wiedergebornen politiſchen Ordnung erheben" — nämlich das römiſche Kaiſerthum der Napoleoniden. Sed afflavit Deus!

## XXVI.

## Zeitbetrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes".

Aus Paris.

Indem wir die zwei erſten Theile eines ſehr bedeutenden Werkes *) nach dem Sinn und Geiſte deſſelben unſern Leſern vorführen wollen, haben wir es weder mit der berühmten Perſon des Verfaſſers und mit Montalemberts politiſcher Stellung in ſeinem Vaterlande, noch mit der eigenthümlichen Traurigkeit zu thun, womit er ſein Buch in die Welt ſchickt, ſondern ausſchließlich mit dem reichen Inhalt der Schrift. Wir übergehen daher Anfang und Schluß der Einleitung, um uns ſofort zum Kern der Abhandlung zu wenden und Capitel für

*) Les Moines d'Occident depuis St. Benoit jusqu'à St. Bernard par le Comte de Montalembert, l'un des Quarante. Paris, J. Lecoffre 1860. — Das Werk iſt in einer prächtigen und vom Verfaſſer autoriſirten Ausgabe gleichzeitig auch deutſch bei Manz in Regensburg erſchienen: „Die Mönche des Abendlandes" ꝛc., veranſtaltet von P. Karl Brandes in Einſiedeln, der mit ſeiner unermüdlichen Thätigkeit in Frankreich nicht weniger als in Deutſchland zu Hauſe iſt. A. d. R.

Capitel mit unſerm Commentar zu begleiten bis auf das vorletzte, wo der edle Graf unter dem Titel des „ächten und unächten Mittelalters" die leidige Spaltung abhandelt, welche in den letzten Jahren unter den katholiſchen Publiciſten Frankreichs hervorgetreten iſt.

### I. Ueber den Hauptcharakter der mönchiſchen Inſtitute.

Die Polemik des Grafen geht jener gemeinen Anſicht der puren hiſtoriſchen Nützlichkeit zu Leibe, welche die Größen des Mönchthums geſchichtlich nicht verkennen will, aber in ihm nur Inſtitute barbariſcher Zeiten gewahrt, die zu zweien Dingen halfen: dem Ackerbau und der Viehzucht unter Hirten und Bauern, der Induſtrie und der Technik unter Handwerkern und Gewerben, ſodann der Schule und Pädagogik durch Copien der Werke einer alten klaſſiſchen Literatur, ſpäterhin durch die Kultur der platoniſchen und peripatetiſchen Philoſophie, wie ſie ſich, aus den lateiniſchen Kirchenvätern und beſonders aus dem heiligen Auguſtinus hervortretend, im Gewande des Scholaſticismus ausdrückte und geſtaltete. Dieſe hiſtoriſche Nützlichkeit hatte ein Ende mit der graduellen Emancipation einer Laienwelt von Leuten aus dem Volk, von Bürgern, von Schulmännern und Gelehrten. Alſo zur Bildung eines noch rohen Volkes in den materiellen Dingen dieſer Welt einerſeits, zur Bearbeitung eines noch unwiſſenſchaftlichen Volkes in den geiſtigen Dingen andererſeits, dazu ſollte das Mönchthum in den Zeiten des Unterganges der Staaten einer alten und des Aufgangs der Staaten einer neuen Welt dienen. Richtig iſt hier das hiſtoriſche Faktum erkannt, ganz und gar falſch aber das Princip gegriffen und deſſen abſolute Conſequenz, daß was während barbariſcher Jahrhunderte zum Heil der Menſchheit gedient hatte, ſobald der Zweck erreicht war, den Völkern nur zum Unheil dienen konnte, weil nach der Emancipation der Maſſen und der Geiſter die Mönche

nichts mehr in der Welt zu ſchaffen hatten; daß ihre Arbeit und Thätigkeit eine Endſchaft erreicht und nichts anders fortan als Müſſiggang der Zweck ihres Daſeyns ſeyn könnte.

Gegen dieſes platte Princip purer Nützlichkeit, welches ſo unhiſtoriſch iſt als möglich, hebt nun Montalembert das ächte Princip des Mönchthums hervor: die geiſtige Kraft einer geſteigerten Läuterung des Menſchen, der ſich zum edeln Metall verfeinern und ſeine Schlaken ausſcheiden will, die Kraft einer römiſchen virtus im höchſten chriſtlichen Sinn, nicht aber im Sinne des ſtoiſchen Stolzes, wie unter den edleren Römern in den letzten Zeiten der römiſchen Republik, da die geiſtige Kraft des Chriſtenthums auf der Anerkennung eines ſündigen Menſchen beruht, welcher der Läuterung bedarf, und nicht eines ſelbſtgenügſamen Menſchen, der ſich in ſeinem Hochmuth ſteigert. Dieſe chriſtliche Demuth iſt keine Erniedrigung, wie die falſchen Stoiker der Neuzeit behaupten, ſondern die Anerkennung der Gottähnlichkeit des Menſchen, einer durch innere Reinigung des beſchmutzten Bildes wiederherzuſtellenden Aehnlichkeit. Sie iſt alſo ihrem tiefſten Sinne nach eine Erhebung geſunkener und nicht eine Erniedrigung würdevoller Menſchheit, der Untergang des Hochmuths, nicht aber ein Aufgeben der höchſten Würde und des ächten Adels aller Menſchennatur. Montalembert ſpricht ſich mit Recht gegen das widerliche Geſchlecht verkehrter Frömmler aus, der falſchen Demüthigen, oder Jener, die in Demuth untergehen, weil ſie keine Männer ſind; er ſpricht ſich aber mit nicht weniger Energie gegen alle Vergötterer ihres eigenen Selbſt und ihrer Ichheit aus, wie ſie hie und da emporgeſtiegen ſind aus den Aftergeburten prätenſionsvoller ſtoiſcher Schulen der Neuzeit.

Weiter zeigt Montalembert die innere Verwandtſchaft aller chriſtlichen Aſceſe mit den höchſten Anforderungen des ächten chriſtlichen Patriotismus, und die Falſchheit jener Anſicht, welche behauptet, daß der Mönch, ein Patriot im Got-

tesſtaat, nothwendig aufhören müſſe, ein Patriot im Menſchenſtaate zu ſeyn? Gingen nicht im ſpaniſchen Mittelalter die größten Patrioten und Richter des Reiches Aragonien aus Mönchsklöſtern hervor? War der heilige Bernhard nicht ein großer Patriot und ein großer Mönch? War Gregorius der Große, jener Papſt, welcher die Neuzeit Europas im Bunde mit den germaniſchen Völkern des Occidentes ſchuf, er, der ſtrenge Mönch auf ſeinem Krankenlager, nicht der gewaltige Patriot, der faſt einzige der Stadt Rom im Kampfe gegen die Lombarden? Nein, zwiſchen dem wahren Patrioten und dem ſtrengen Mönch iſt keine Kluft; ſie ſind Geiſtesverwandte, obwohl der Mönch nicht auf den Staat angewieſen iſt. Ja, in der Geſchichte iſt es öfter geſchehen, daß dorten, wo Kirchen-Fürſten und der weltliche Klerus verzagt die Hände in den Schooß fallen ließen, der aus ſeinem Kloſter hervortretende Mönch von Neuem die Vaterlandsliebe, die Begeiſterung für die Heimath in den Gemüthern anfachte.

Daß die laxen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts die Größe aller Aſcetik und beſonders der chriſtlichen mit Stumpf und Stiel verkannt haben, läßt ſich aus ihrer Art von Weltweisheit begreifen; daß die Männer der puren Nützlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts auch nicht die moraliſche und intellektuelle Möglichkeit in ſich beſitzen, um ſie zu verſtehen, iſt noch viel begreiflicher; daß aber ſtrenge Denker wie Kant, der auf das Gottesbewußtſeyn im Unmittelbaren, das iſt im Gewiſſen, im Selbſt des Menſchen ſo ſtark dringt und der auch die Natur des Patriotismus verſtand, ſie nicht geahnt haben, das iſt ein trauriges Zeichen chriſtlicher Verkommenheit in ſeiner Zeit. So hätte auch Fichte ganz insbeſondere dieſe Größe bewundern müſſen, hätte er ſie gekannt. Zur Zeit des Convents iſt in franzöſiſchen Heeren und vor dem Schreckenstribunale mehr als ein energiſcher Charakter gefallen, mehr als ein ſtark geſinnter Republikaner und Patriot, deſſen Unglück es war, von der Größe der chriſtlichen Aſceſe nie et-

was vernommen zu haben, obwohl er in ſich den Zunder zum Entbrennen dieſer göttlichen Flamme, ſeiner ſelbſt unbewußt, beſaß. Der bekannte Lanjuinais, urſprünglich ein wahrhaft chriſtliches Gemüth, war leider zu ſehr in den Engbrüſtigkeiten eines traditionellen Janſenismus befangen, um die Kraft der Aſceſe zu würdigen, wie es ſich gebührte, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß er ſie verſtand. Aber allem Janſenismus erſcheint das Mönchthum, gerade wie den Puritanern und ſtrengen Calviniſten, als eine Art von Selbſtheiligkeit, indem ſie es in dem ganz falſchen Lichte des ganzen oder halben Pelagianismus betrachten, für ſich aber die große Aſceſe durch Peinlichkeit erſetzen, indem es ihnen nie gelingen will, zur höchſten Heiterkeit und Klarheit des Geiſtes ſich hinaufzuſchwingen. Mit ſchönem Takte weiß Montalembert unter den Gegnern der Aſceſe jene zu ſcheiden, welche ſie eigentlich hätten verehren müſſen, wenn ſie ſie gekannt, von denen, welche wie die Nützlichkeitsmänner geiſtig zu unmündig waren, ſie zu verſtehen, und von denen, welche wie Voltaire zu frivol und oberflächlich waren, obwohl derſelbe Voltaire, Montalembert bemerkt es mit Recht, dem Mönchthum gar wohl Gerechtigkeit widerfahren laſſen konnte, da wo er es gewollt.

Die Aſceten ſind Krieger und müſſen als eine römiſche oder ſpartaniſche Legion, wie eine Schaar der Fabier, wie ein Haufe des Leonidas betrachtet werden, die aber einen andern Sieg noch erkämpfen, als über den äußerlichen Feind. Sie bekämpfen ſich ſelbſt in allen unreinen Trieben und gährenden Leidenſchaften, ſie ſchöpfen von der Leidenſchaft das Trübe ab und läutern ſie zu ſtandhafter Duldung und zu duldender That. Geduld und Ausdauer in Geduld iſt ihre Größe. Als zur Zeit der Revolutionsgräuel die Sanften erlagen, das Schaffot das Blut der Lämmer verſchlang, zogen ſich einzelne kraftvolle Seelen in ſich ſelbſt zurück wie in eine hohe Einſamkeit, und ſo wie der Abbé de Rancé unter Ludwig XIV. durch ſeine Strenge im ſchroffen Widerſpruch ſtand

gegen die Larität der Sitten jener Großen ſeiner Zeit, deren Leben er durchgemacht und in Herz und Nieren erprobt hatte, ſo thaten ſich einige neuen Trappiſten unter den verſchwindenden Größen des achtzehnten Jahrhunderts und den Reſten eines bourboniſchen Hofſtaats auf, gering an Zahl aber um ſo ſtrebſamer. (Napoleon merkte auf ſie, war aber ihnen abhold, denn ſie waren unbeugſam, und das Unbeugſame ſchien ihm von Haus aus republikaniſch.) Sie waren der lebendige Widerſpruch gegen alle Verkehrtheiten adelicher Emigranten, und dachten auf ihre Weiſe wie ein heiliger Benedikt unter den römiſchen Großen ſeiner Zeit. In der Schweiz faßten ſie Wurzel, in Frankreich aber, wo ſie entſtanden waren, rodete Napoleon ihre Niederlaſſungen aus. Seitdem hat man ſie in Afrika, in der Bretagne, in Landen und Wüſten Frankreichs, wo ſie ſich angeſiedelt, kennen und ſtillſchweigend verehren lernen. Viel Lärmen machen ſie nicht.

Dieſes Soldatenthum des Mönchthums hat nicht nur in erſchlafften Zeiten eingewirkt, im geſunkenen römiſchen und franzöſiſchen Reiche geſunkene Große, durch Luxus und Weltlichkeit dem Untergange verfallen, aus dem Schooße des Grabes ihrer Eitelkeiten kräftig emporgehoben, ſondern auch den Barbaren, rauhen, oft zügelloſen, aber nicht bloß gewaltſamen, ſondern auch gewaltigen Naturen einzig wirkſam imponirt, und ſie bewogen, dem wilden Leben zu entſagen, in ſich ſelber das Sittengefühl zu befeſtigen und in ſich ſelber das Opfer zu vollziehen. So ward der Menſch ein Opfer, aber ein zeugendes Opfer, ein Opfer ſtets neu geboren aus dem ſtets höher befruchteten Opferſchooß. In lebenswarmen Zügen ſchildert der Verfaſſer das heilige Werk der Geſittung, deren Mittelpunkt das Mönchthum war vom heiligen Benediktus und Gregorius dem Großen bis zu Columban und bis hinauf an die Schwelle der karolingiſchen Zeit; nicht als wenn der Mönch ein nothwendiges Inſtitut in der Kirche wäre, aber er war der moraliſche Stützpunkt, auf daß die platte Gewohnheit

des Lebens und der Schlendrian der Dinge nicht herrſchend würde ſowohl unter dem weltlichen Klerus ſelbſt als unter den Laien.

### II. Ueber die innere Natur klöſterlichen Berufes.

Hier nun geht Montalembert friſch zu Werke. Mit großer Energie bekämpft er den Wahn jener gutmüthigen Leute, welche das Kloſterweſen den Kindern dieſer Welt als ein zweckreiches Inſtitut für alle Lebensmüden, für alle in Kummer ergrauten, für die Welken im Herzen anempfehlen wollen, die in der Einſamkeit mit einem göttlichen und letzten Thau ihre Geknicktheit erfriſchen ſollen. Alſo Invaliden im Hoſpital des Kloſters! Nein, das Kloſter iſt kein Aſyl, es iſt eine Schule und zwar eine Schule des Lebens. Der junge Krieger reift da zum Helden, der alte Krieger zeitigt ſich da zum ewigen Jüngling einer ewigen Welt; auch für die Mitte des Lebens und eine köſtliche Erfahrung iſt da kräftig geſorgt; einzelne kindliche Seelen mögen da wie mit Engellippen ſich göttlichen Honig ſaugen, aber die pure Kindlichkeit, die naive Frommheit iſt nicht der abſolute Zweck des Kloſters. Ein bewußtes Paradies oder ein höheres Unſchuldsalter der Reinigung aus dem Kampfe, nicht ein unbewußtes Idyll paradieſiſcher Träume, wie ſich moderne Romantiker oft einbilden, ſoll im Kloſter durchgelebt werden. Jugend, Männlichkeit, Alter, Naivetät, Reife, Erfahrung, Alles hat im Kloſter ſeinen Platz; wo ächte Kindlichkeit blüht, ſoll man ſich verneigen, nur nicht nach einer Mode romantiſch moderner Afterpoeſie Kindlichkeit des Gemüthes mit Kindiſchheit und Kinderei verwechſeln. Ein gemachtes Kind gleicht nur allzuleicht einem Tropf, wenn es keine falſche Waare iſt.

Das Kloſter iſt ein Privatinſtitut individueller Ausbildung, aber auch ein Nationalinſtitut, denn das ächte Kloſter hat ſeine Wurzeln im Schooße eines in der Vaterlandsliebe

erſtarkten Landes. Auch der iſolirte Menſch, der in der Vereinzelung zum Höchſten ſtrebt, hat deßhalb keineswegs mit der vaterländiſchen Menſchheit gebrochen. Es möge der Mönch ein funktionirender Prieſter und Beichtvater ſeyn, oder er möge kein Prieſter ſeyn und keine Beichte hören, in der Vereinzelung ſelber gehört er einer Geſammtheit an. Es fühlt das Geſchlecht, was für ein Opfer in den Mauern des Kloſters gebracht wird und lebt mit in dieſem Opfer, weil es weiß, daß es ſeinen Antheil hat am Heroismus des Frommen, an der Thätigkeit eines Gebetes, welches der Seele des Liebenden entſtrömt. Das Leben im Kloſter iſt alſo nicht bloß ein individuelles, ſondern zugleich auch ein gemeinſames Seelenleben, nicht bloß ein Band der klöſterlich Verknüpften, ſondern auch ein zugleich zartes und feſtes Band mit der ſie eng umgebenden Laien-Welt, und zwar nicht allein mit den Armen und Hülfsbedürftigen, welche mit dem Kloſter in einen Bund der Caritas getreten ſind, ſondern auch mit den Begüterten, mit den hochſtrebenden Arbeitern, mit mächtigen Grundbeſitzern, mit den Magiſtraten, weil die Gemeinſchaft der Geiſter in dieſem Punkte eine Gemeinſchaft der Beter iſt, und Alles ſich wechſelſeitig hebt und ſtärkt in der Kräftigung dieſes Gebetes.

Ja, ein Aſyl war oft das Kloſter, hie und da für einen Lebensmüden; das iſt aber die von Chateaubriands Poeſie vorzüglich betonte Ausnahme — Chateaubriand, welcher in allen Dingen Poeſie und Politik, nirgends aber Philoſophie und den höchſten Ernſt, den tiefſten Verſtand des Lebens gewahrte, worauf Montalembert richtig hinweist. Ein Aſyl war es ganz beſonders für die Unterdrückten, für die Herabgekommenen, der unſchuldig Verfolgten, für Alle, welche der kaiſerlich römiſchen Fiscalität in früheren, der Wildheit germaniſcher Eroberer in folgenden Zeiten ſich zu entziehen genöthigt waren, und Heldenherzen fanden, um ſie in Schutz zu nehmen. Und ſo war es auch oft in den Folgezeiten ein Aſyl gegen den Feudaldruck einer weltlichen, gegen den Geiſtesdruck einer

biſchöflichen, gegen den Staatsdruck einer fürſtlichen Gewalt, wie überhaupt gegen jede Art von Druck, was indeß durchaus nicht ſagen will, als könne ein entartetes Kloſter nicht ſeinerſeits einen ſchweren Druck auf Menſch und Gewiſſen ausüben; davon aber nachher.

Mit Recht beſteht Montalembert alſo auf der doppelten Freiheit des Kloſters. Eine Schule ächt republikaniſcher Freiheit im chriſtlichen Sinne iſt es für die Selbſtüberwinder, welche die Leidenſchaften reinigen und ſich allen heuchleriſchen Giftwurm aus der Seele reißen; ein Aſyl für alle Verfolgten, welche ſich über ihre Verfolger durch den Triumph über ſich ſelber erheben; ein ſolches Aſyl iſt es im Drang unglücklicher Zeiten. Dieſe Freiheit und dieſer höchſte Schutz iſt dann aber auch die Verwirklichung einer Idee der höheren und höchſten Gerechtigkeit, eine Annäherung an die Idee der göttlichen Gerechtigkeit ſelber, welche nichts zu ſchaffen hat mit dem nackten oft phariſäiſchen Namen der Gerechtigkeit.

Was im Kloſter vorherrſcht und ſich ideell in ihm realiſirt, iſt das Muſter einer ſtrengen Republik, und zwar einer gehobenen Demokratie, wo das Princip vollkommener Gleichheit der Freiheit und dem Gehorſam dient, alſo in keine Knechtſchaft ausmündet, wie überall ſonſt die pur nivellirende und den geſellſchaftlichen Boden ſchroff einebnende Demokratie. Im Gehorſam werden hier Freiheit und Gleichheit vermittelt, und der Obere, dem man gehorcht, iſt ſelbſt nur ein Gewählter, und ſeine Macht wird überall durch den Rath der Aelteſten nicht nur, ſondern auch durch die Berufung aller Brüder mehr oder minder auf das allgemeine Beſte reducirt. Freilich gibt es kein Heilmittel wider menſchliche Fehlbarkeit, und wollte man das Abſolute erreichen, ſo müßte man auf alles menſchliche Weſen Verzicht leiſten. Unter dieſem Princip klöſterlicher Gleichheit gibt es übrigens nichts Geringes; denn alles Händewerk iſt Symbol; der größte Geiſt ſoll ſich an dem geringſten Dienſt erwärmen, der denkende Menſch als ein [illegible]

langer ſich bequemen, was ganz und gar nicht heißen will, er ſolle ſeinen Geiſt aufopfern oder vernichten. Das ſoll und kann nicht gefordert werden, denn es wäre Tyrannei; aber heißen ſoll es, daß nichts Geringes ſonſt exiſtirt, als der niedrige Sinn.

### III. Von den Dienſten, welche die Mönche der Chriſtenheit geleiſtet haben.

Montalembert unterſcheidet ſehr gut zwiſchen geſtern und heut. Es gibt ein ewig Wahres, es gibt ein zeitlich Wahres, beides liegt im ſelben Knäuel; es handelt ſich aber darum, das Ewige vom Zeitlichen in jenen Tagen zu ſcheiden, wo das Zeitliche ein Verſchollenes iſt, wo es das Ewige feſſelt oder erſtickt. Das iſt der plumpe Fehler aller jener Männer, die ſich an dem Aeußerlichen einer Ueberlieferung anklammern, die nicht in das Innere zu dringen verſtehen, die weder religiöſe noch politiſche Scheidekünſtler ſind, die ſich irgend einer Art von altem Régime blindlings ergeben. Nicht ſo Montalembert.

Einerſeits handelt es ſich für ihn alſo um das großartige Leben vergangener Mönchsorden, um die Gliederung einer lebendigen Hiſtorie, um den öfteren Verfall und die zugleich nothwendige und kräftige Wandlung des beſeelenden Princips, welches das Uebel in der Wurzel erfaßt, tief einzuſchneiden und männiglich zu heilen verſteht, wie oft im Mittelalter. Andrerſeits aber handelt es ſich ganz und gar nicht um die Schemen des Vergangenen. Es iſt nichts damit gethan, eine alte Form von Neuem zu beleben; worauf es ankommt, das iſt ſich in der Gegenwart zu orientiren, auf dieſe Gegenwart einzuwirken, um in ihr einen Keim der Zukunft zu entwickeln; nicht den veralteten Rock des heiligen Benediktus, des heiligen Dominikus u. ſ. w. anzuziehen, ſondern in einem neuen der Zeit entſprechenden Gewande einen nicht identiſchen (das wäre unmögliche Copie), aber verwandten Genius in die Geſchichte einzubürgern, und zwar auf eine Weiſe wie ſie ächten, tiefen und großen Bedürfniſſen entſpricht.

Neben der Seelengemeinſchaft, welche durch das Band des Gebetes geknüpft wird, und die dadurch die höchſte rein-chriſtliche Caritas ausübt und die allerreinſte Menſchenliebe, iſt das Mönchthum noch ganz beſonders auf die Ausübung einer andern Caritas angewieſen, auf die reinſte Liebe zu allen Armen, zu allen Hülfsbedürftigen, zu allen Elenden, auf alle mögliche Art und Weiſe eines wahrhaft chriſtlichen Almoſens. Hierüber iſt ſich zu verſtändigen.

Das Almoſen iſt nicht, wie man geglaubt hat, ein abſolut chriſtliches. Der heilige Bettler, der Bhikschu lebt vom Almoſen bei den Brahmanen des Waldes, und die Buddhas haben die Bettelei zu einem wahrhaften Inſtitute organiſirt. Es iſt gewiß alt und hängt im Orient, auch wohl im Occident, mit der Erſcheinung degradirter Volksklaſſen und degradirter Prieſter dieſer Klaſſen zuſammen. Der Sohn des Gottes der Unterwelt, des Hermes iſt bei den Griechen und in Kleinaſien ein legitimirter oder ein heiliger Bettler, ich meine den Autolykus, den Proiktäs, den Bettler der aber auch ein Gauner iſt, wie das zigeuneriſch-heilige und profane Geſindel des alten Orients, wovon öfter bei Griechen und Römern die Rede iſt. Das Wort „bhikschu" für religiöſe und heilige Bettelei reicht in die vediſche Urzeit hinauf. Die Ausdrücke der altrömiſchen Sprache, was die Procaces betrifft, freche und gauneriſche Bettler und Bettlerinen, verlumptes heiliges und profanes Volk gehören auch ſehr alten Zeiten an, über die ſich erſt die Lateiner- und die Griechenwelt erhoben hat wie auf einem ihr vorangegangenen Fundamente. Das verwandte Prex, das heilige Gebet, die Bitte, die ſich auch zur profanen Bitte, zum Almoſen, zur Bettelei herabſtimmen kann, iſt wie das griechiſche Proiktäs, das lateiniſche procax dem bhisksch der Idee nach urverwandt, indem im Gebet und in der Bitte die Idee der Gabe mit eingeſchloſſen iſt*). Heiliges und

---

*) Benfey, Griechiſches Wurzellexicon, I, 15, 16.

zigeuneriſches Betteln alſo iſt ſo alt, im Orient wie im benachbarten Occidente, als Reſte uralter Bevölkerungen, die entwurzelt worden ſind aus ihrem Beſitzthum, deren Prieſterſchaften im Orient wie im Occident herumzogen, und deren Zahl ſich im Laufe der Jahrhunderte durch andere herabgekommene Volksklaſſen unter den Eroberern ſelbſt vermehrte. Um die Zeit des entſtehenden Chriſtenthumes gab es große Volkshaufen ſolcher Menſchen, auf die die egyptiſchen, paläſtiniſchen und griechiſchen Mönche ihren moraliſchen Einfluß übten, um ſie den verworfenſten Arten des heidniſchen Aberglaubens zu entziehen. Um die Einwirkung des Chriſtenthums auf ſolche Haufen und das chriſtliche Almoſen in ſeinem ethiſchen und hiſtoriſchen Sinne begreifen zu lernen, muß man es den Akten und Fakten eines aftermahometaniſchen Mönchthums der Derwiſche und Fakire vergleichen, das zum größten Theil aus heidniſchem Zigeunergeſindel und deſſen Prieſterreſten hervorgegangen iſt und ſich dem Islam incorporirt hat als einem Inſtitut des allgemein ſocialen Almoſens. Hier iſt nicht das tiefe Mitgefühl der eigentliche Urſprung des islamitiſchen Almoſeninſtitutes, ſondern die Idee daß der Islam ein heiliges Volk conſtituire, ein Volk beſtimmt zu heiligem Kampfe. Das Univerſum iſt ihm das was den Juden das gelobte Land war. Das Volk des Islam als Volk Gottes hat in Gottes Namen, nicht in ſeinem eigenen den Beſitz der Erde. Es hat ein göttliches Anrecht auf das allgemeine Almoſen; Chriſten, Juden, Heiden, inſofern man ſie leben läßt, ſollen dem Islam dienen, für ihn den Acker bauen; das Almoſen iſt der Tribut der Ungläubigen. Nicht auf ein ächtes Menſchengefühl iſt dieſes Almoſen alſo gegründet, wie es das Mönchsthum betrachtet aus dem Standpunkte eines uralten, immer ſich erneuernden menſchlichen Elends.

Freilich iſt den Mönchsinſtituten des Mittelalters ſo wie denen der katholiſchen Lande in der Neuzeit der Vorwurf gemacht worden, den Müſſiggang zu nähren, und daß ein ge-

wiſſer Müſſiggang nicht durch ihr Almoſen genährt werden könne, ſtellt Montalembert nicht in Abrede. Wenn nämlich das Mönchthum ſelber zur Routine herabgeſunken iſt, ſo daß auch das Almoſen zur Routine wird, weder der ächt göttliche noch der ächt menſchliche Verſtand im Almoſen mehr vorherr- ſchen. So nicht der heilige Benediktus, ſo auch nicht der heiligen Columbanus, überhaupt keiner der großen Stifter und Reſtauratoren der Mönchsorden zu irgend einer Zeit. Aller- dings iſt die Ueberhäufung mit einer auf die Mildthätigkeit Anderer angewieſenen Volkszahl ein großes Unglück im Staate. Eben deßwegen aber ſind ſolche Almoſeninſtitute wie die der Mönchsorden heilige Ableiter des Ungemachs, nicht um es auf ewig zu nähren, ſondern um es durch Pflege zu vermin- dern und ihm durch Gottesliebe abzuhelfen. Neben den rein und abſolut Unvermögenden, die der pure Polizeiſtaat ent- weder des Landes verweist oder in Armen- und Raſpelhäuſern einſteckt, die natürliche und die göttliche Freiheit in ihnen auf das Härteſte antaſtend, gibt es zeitlich Unvermögende, ſolche Leute die durch das bloße Almoſen verfaulen, zu reinen Müſſig- gängern wurden, denen das Kloſter durch Arbeit aufzuhelfen beſtimmt iſt, die es in ihren Familien coloniſirt, und die in alten Zeiten ein Stamm tüchtiger Bauern, Hirten und ener- giſcher Handwerker geworden ſind. Die neuern Zeiten, wo Land- bau und Handwerk ihre eignen Wege gehen, haben dieſe Volks- klaſſen nicht weniger zu berückſichtigen, beſonders in Folge der großen Entwicklungen moderner Induſtrie. Wie es im römi- ſchen Reiche Latifundia gab, in deren Abhängigkeit ganze Sklavenheerden, ſowie Maſſen verlumpter Colonien vegetirten, ſo entwickeln ſich in Folge der rieſenhaften Ausweitung mo- derner Induſtrie jetzt ungeheure Capitalherrſchaften, die Ge- walt einer übergreifenden Geldoligarchie, in deren Abhängig- keit die durch den Gewinn ſich ſtets mehrende, dem Landbau viele Kräfte entziehende Arbeitermaſſe verfällt. Während die aus dem contrat social hervorgegangene franzöſiſche Revolution,

die im Syſtem des Robespierre ſich gipfelte, im Syſtem des Baboeuf in die arbeitenden Klaſſen, Handwerker und Bauern den geſammten Staat hinabziehen wollte, um ihn zu einem nivellirten Bauern- und Handwerkſtaat umzuformen, während die aus Condorcet hervorgegangenen fourrieriſtiſchen und ſaint-ſimoniſtiſchen Sekten mit ihren Schößlingen, unter Owen in England und ſonſt, ſich beſtrebten den Arbeitsſtaat, vermöge einer höheren Induſtrie und weitläuftiger Handelsverhältniſſe, durch die Herrſchaft poſitiver Wiſſenſchaften zum Ausdruck ſtaatlich materieller Kräfte empor zu ſchrauben, um dann den Nationalreichthum der finanziellen Oligarchie wieder zu ziehen und ihn ſocialiſtiſch zu organiſiren — fragt es ſich jetzt, worauf die chriſtliche Aſceſe, dem Princip ihrer thätigen Menſchenliebe nach, im genaueren Anſchluſſe an den Nothbedarf arbeitender Volksklaſſen angewieſen iſt. Das iſt eine Capitalfrage für die Stellung des Mönchthums in der Zukunft, und Montalembert hat ſie begriffen.

Das menſchlich Abſolute iſt in allen Dingen der ſociale oder politiſche Tod mit der Prätenſion der Infallibilität eines ſocialen und politiſchen Lebens. Es verkennt rein und durchaus den natürlichen ſowie den göttlichen Menſchen. Es geht von einem Ideal abſoluter Gleichheit der Natur und des Naturrechtes aus, welches eine pure Fiktion iſt. In der todten Natur gleichen ſich die todten Maſſen, in der lebendigen Natur gleicht ſich Nichts. Die göttliche Natur im Menſchen fordert Gerechtigkeit: Gleichheit vor Gott, aber keine nivellirende, denn Gott gibt jedem lebenden Geſchöpfe nach ſeinem Maße; von dem Menſchen fordert ſie die Gleichheit vor dem Geſetz und Milderung des Geſetzes durch die Billigkeit; eine billige Gerechtigkeit iſt die einzige, welche der göttlichen ähnelt. Alſo iſt aller Radicalismus ein Unding, und der Radicalismus poſitiver Wiſſenſchaften eine Verneinung des religiöſen, freien, moraliſchen, hiſtoriſchen Menſchen, wie man ihn zum Staatsprincip erhebt.

Hier iſt nun das chriſtliche Mönchthum eine höhere Vermittlung zwiſchen der Abſolutheit aller Ideale, die von einem ſocialen Thema der Gleichheit und der Gerechtigkeit und von einem politiſchen Thema der Arbeit und der Nahrungszweige ausgehen. Es realiſirt ein radikales Ideal aller dieſer Arten in kleinen Kreiſen, dringt es aber nicht der Menſchheit auf als ein Machtgebot der Staatsgewalt. Es vergreift ſich weder an der Natur noch an der Geſchichte, aber es befriedigt bis auf einen gewiſſen Grad die Herrſchaft der Idee für die auf das Ideale gerichteten Gemüther. Es iſt Idealität und Realität, Abſolutes und Relatives zu gleichen Graden; es will das Reale nicht falſch in ein abſtrakt Ideales verkehren; ideell für ſich iſt es reell für die Andern. Das Reelle aber, die ganze hülfsbedürftige Exiſtenz, nicht nur in ihrer Noth, ſondern auch in ihren Progreſſionen entwickelnd, indem es ſich an die Handwerksklaſſen wendet (denn dieſe und nicht mehr der Landmann ſtehen heute in Frage) — kann es dazu dienen, dieſe zu den ihnen nothwendigen Organiſationen heranzubilden, welche nicht mehr die verfallenen Innungen und Zünfte des Mittelalters ſeyn können, da dieſe, ſich überlebend, mit vielem Unkraute, mit vielem Zwange und verkehrten Beſchränkungen überwuchert waren, trotz ihrer ehemaligen nie zu vergeſſenden Größe und Trefflichkeit. Hier nun iſt vorauszuſehen, daß die Noth der Zeiten und die gewaltige Fortbildung aller Induſtrieverhältniſſe aſcetiſchen Brüderſchaften in der Zukunft einen neuen Schwung und Anſtoß geben wird, mit chriſtlich ſchöpferiſcher Tiefe in dieſe Verhältniſſe einzudringen, und ſich auf innige Weiſe den Handwerksklaſſen anzuſchließen. Das Werk iſt ſchwer, aber nur das ſchwere Werk iſt ein taugliches Werk, und was auf anderm Gebiete die Caritas zu üben vermag, das offenbaren in kräftiger Weiſe die franzöſiſchen Soeurs de la Charité, die barmherzigen Brüderſchaften aller Art in Hoſpitälern, zu welchen ihnen das Princip des revolutionären Radicalismus einerſeits, das Princip materialiſtiſcher Wiſſenſchaft-

lichkeit andrerſeits keinerlei Zutritt gönnen wollte, bis ſie durchdrangen trotz aller Widerſprüche, denn die Liebe Gottes im Nächſten iſt von einer weit intenſivern Natur als alle abſtrakte Philanthropie, die unvermögend iſt den Armen, den Hülfloſen, den Ausſätzigen innig zu umfaſſen wie die reine Gottesliebe.

Mit der ihm eigenthümlichen Herzenswärme durchdringt Montalembert nun alle dieſe Punkte, mehr anregend als ausführend, wie das in dem Weſen ſeiner Aufgabe liegt. So hebt er dann gleichfalls jene andere Seite des Mönchthums hervor, welche einerſeits der Schule, andrerſeits der Republik der Wiſſenſchaften zugewandt iſt, und wo ebenfalls zwiſchen Vergangenem und Zukünftigem ſcharf zu trennen iſt.

Die Kloſterſchulen ſind aus den im Cäſarenreiche völlig zerfallenen grammatiſchen und Rhetorenſchulen des klaſſiſchen Alterthums hervorgegangen, und gaben eine anfängliche grammatiſche und Rhetorenbildung nach chriſtlichem Zuſchnitt und im chriſtlichen Gewande. Das eigentliche Schulweſen im ächt klaſſiſchen Sinne datirt erſt von dem Widerausleben des klaſſiſchen Alterthums im fünfzehnten Jahrhundert. Die Jeſuiten waren die erſten Humaniſten unter den Mönchen, ſo wie ſie die erſten waren welche Aſtronomie, Phyſik, Naturwiſſenſchaft der Neuzeit in ihre Schulſtudien aufnahmen. Ohne uns in die Polemik für oder wieder ihre Art des Unterrichts einzulaſſen, bleibt ihnen das Verdienſt, lange vor den Proteſtanten, die ſie in ihren Unterrichtsanſtalten mehr oder weniger überflügelt haben, die Neuzeit zuerſt in ihrer vollen Bedeutung begriffen zu haben, ſowohl was das Studium des klaſſiſchen Alterthums als das der Naturwiſſenſchaften betrifft. Die Laienwelt in ihrer Schul- und wiſſenſchaftlichen Bildung iſt den klöſterlichen Inſtituten des Mittelalters und aller Scholaſtik zu gewaltig entwachſen, als daß denkbar wäre, es könne je wieder ein Verhältniß des Rückgangs der Laienwelt in die Kirchenwelt nach dem Muſter früherer Jahrhunderte eintreten.

In der Geſchichte wird nie etwas rückgängig, aber auch nichts Ewiges, nichts Ideales, nichts Reelles geht eigentlich unter. Laienwelt und Kirchenwelt, und inmitten dieſer Welten das Mönchthum ſtehen ſich in ihren innern Bezügen je nach dem Gange der Entwicklungen verſchiedenartig gegenüber. Nur die eigentliche Pädagogik macht hier eine Ausnahme. Familie und Schule erziehen den Menſchen, aber welchen Menſchen und unter welchen Verbindungen? In den großen und ernſten Zeiten des orientaliſchen und occidentaliſchen Heidenthums war die Familie ſelber ein religiöſes Inſtitut; ſo auch unter den Juden. Als die heidniſche Familie und, nur auf andere Weiſe, die jüdiſche Familie ſich mehr und mehr verweltlichte, traten Schulen hervor, wie Prophetenſchulen unter den Juden, Schulen der Nachfolger alter Manten, orakelnder Sprecher unter den Griechen, deßgleichen alter Vaten unter den Lateinern. Später bildeten ſich die höheren und höchſten Schulen im Geiſte des Pythagoräismus, wo die Pädagogik mit der Religion, Wiſſenſchaft, Politik gleichen Schritt hielt. Auch der Orient, ſo wie der getiſche und druidiſche Occident hatten Verwandtes. Als ſolche Inſtitute in Griechenland und deſſen Colonien gewaltſam vernichtet wurden, weil ſie der wachſenden Oligarchie und Demokratie mißfielen, ungefähr wie die Jeſuiten-Schulen der neueren Zeiten, da entwickelten ſich aus den untergehenden Schulen griechiſcher Philoſophen, die an Disciplin mehr oder weniger hielten, die puren Schulen der Grammatiker und der Rhetoren im alexandriniſchen und im römiſchen Reiche. Pädagogik wurde ein Geſchäft, öfters griechiſchen Sklaven und Freigelaſſenen anvertraut, eine Art Pendant zum Penſionsweſen der franzöſiſchen Neuzeit, wie es im Revolutionszeitalter ſeinen Höhepunkt erreicht hat.

Locke und Rouſſeau ſind der Ausgangspunkt aller modernen Pädagogik des 18. Jahrhunderts, in voller Reaktion nicht nur gegen die Scholaſtik ſondern auch gegen das klaſſiſche Alterthum, um ihm Weltkunde und Naturwiſſenſchaften zu

ſubſtituiren, aber nur für eine philanthropiſch-allgemeine und nicht für eine ſpecielle Bildung. Das Chriſtenthum wurde in einen kahlen und abſtrakten Deismus verwandelt; dieſer ging in eine Art von logiſchem Rationalismus über, letzterer wich dem Nützlichkeitsſyſteme und zuletzt kam die pure Boutique auf. Pädagogik wurde eine Induſtrie; da begann die Reaktion. Napoleon, der nach der Herrſchaft der Geiſter ſtrebte und vielfach erklärte, daß dieß die wahre Herrſchaft ſei, ſchuf die Univerſität, eine große Staatsmaſchine welche den öffentlichen Unterricht allen Corporationen des alten Regime entriß, inſoweit Univerſitäten und Schulen ſich wieder hätten bilden können, entweder auf einem Fuße wie in Deutſchland oder wie in England. Aber dieſes Syſtem war auf eine geiſtige Sperre gegründet, welche das franzöſiſche Reich geiſtig im Weltall iſolirte, gegen Deutſchland und England zugleich abſperrte; es mußte ſich nothwendig ändern, ſowie dieſe Sperre ein Ende nahm, die Hiſtorie des Orients und des Occidents, des Alterthums und des Mittelalters, der Wiederherſtellung der Alterthumskunde im ſechszehnten Jahrhundert und des Aufbaus einer neuen mit Bacon und Descartes beginnenden Philoſophie, die Geſchichte des alten Regime und der Revolution durch eminente Geiſter aller europäiſchen Lande zugleich in ein neues Stadium eintrat, ſo daß die ganze kaiſerliche Univerſitätstheorie dadurch in vollkommenen Widerſpruch mit dem Zeitgeiſte gerieth. Da ähnliche Verhältniſſe wie die aus der Revolution hervorgegangenen und durch das erſte Kaiſerthum conſtituirten nicht mehr mit dem Genius menſchlicher Zukunft vereinbar ſind, ſo hat ſich alsbald das Recht der Kirche, das Recht der Aſceſe, das Recht des freien Wiſſens und aller Wiſſenſchaft auf's Energiſchſte beurkundet. Thronen mögen ſtürzen, altes Regime mag verfallen, nimmermehr obſiegt der Radicalismus aller Art über den menſchlichen Geiſt. Die ächte Freiheit der Wiſſenſchaft, die ächte Freiheit der Kirche, die ächte Freiheit der Aſceſe gehen aus allen radicalen, aus allen revolutionären, aus allen deſpotiſchen Proceſſen hervor

wie jener Asbeſt, von dem die Alten ſagen, daß er im Feuer gebleicht oder gewaſchen werde. Anders iſt es mit der ächt politiſchen, mit der ſocialen Freiheit und Autonomie, welche nur im einzigen England ſich zu begründen verſtanden hat, obgleich England aus derſelben Grundverfaſſung des Mittelalters hervorgegangen iſt wie das übrige romaniſche und germaniſche Europa. Montalembert blickt nur auf dieß Eine Faktum, und es will uns bedünken, als ſchaue er ihm nicht mit der wahrhaft hiſtoriſchen Entſchloſſenheit in's Auge. Das andere Faktum, das bei weitem höhere, wird ihm dadurch verkümmert. Genau betrachtet aber gehört es ganz und durchaus zu einer Vorſchule der politiſchen Autonomie und Selbſtſtändigkeit. Doch, wir beginnen von unſerm Gegenſtande abzuirren!

Die Pädagogik einerſeits und andrerſeits die Cultur aller Naturwiſſenſchaften und aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſind ewige Themate für die Thätigkeit jener Mönchsorden, welche in der Gegenwart ſich zu orientiren und auf die Zukunft ſich vorzubereiten verſtehen werden. Aber ſie müſſen vor allen Dingen in wahrhafte Geiſtesfreiheit und in wahrhafte Gewiſſensfreiheit ſich zu ſchicken verſtehen. Die durchaus unverſtändige Polemik der katholiſchen Geiſtlichkeit gegen das Zeitalter und den Zeitgeiſt muß ein Ende nehmen, nicht um dem Zeitalter und dem Zeitgeiſte zu huldigen oder ihm zu ſchmeicheln, ſondern um zur Einſicht zu gelangen deſſen was iſt, deſſen was ſeyn ſoll, deſſen was nicht ſeyn darf. Es iſt die allerfalſcheſte Anſicht von der Welt, daß auf der einen Seite ſtets nur die Wahrheit, auf der andern Seite ſtets nur die Lüge iſt. Im Weltlauf, im Menſchenſtreit ſind Wahrheit und Lüge zum öftern gemiſcht. Es gibt Leute die dem Gefühle nach, es gibt Leute die dem Geiſte nach im Wahren ſind, und die trotz deſſen in furchtbaren Verblendungen liegen, ſowohl über ſich ſelbſt, als über andere. Andere ſind geiſtesnüchtern, um nicht zu ſagen geiſtlos, und umpanzern ſich mit einer dichten Mauer von Anathemen, Formeln einer Altzeit, die ſchon deßhalb ohne Sinn ſind in der Neuzeit, weil ſie keine

Macht in derſelben üben. Ueberhaupt iſt jede geiſtliche Declamation vom Uebel; es iſt ein Stück Rhetorik, gerade wie es eine Belletriſten-, eine Advokaten-, und eine Rhetorik der Politiker gibt, Luftballons die unter dem Stiche der Nadel platzen.

Die Geſchichte hat es ausgeſprochen, daß religiöſe Inquiſitionen in letzter Inſtanz noch unvermögender ſind als politiſche Inquiſitionen; Verbote an den Geiſt gerichtet wie alle Indices der Welt helfen zu nichts. Es ſind geiſtige Polizeiordnungen, aber keine geiſtigen Diſciplinen. Die ächte Disciplin iſt eine fortwährende Aſceſe, ein fortwährendes Beiſpiel, keine permanente Cenſur Daß Eltern ihre Kinder, daß Lehrer ihre Schüler unter Zucht und Aufſicht ſtellen, die doppelte Pädagogik verſteht ſich von ſelbſt, und hier iſt es ganz insbeſondere, wo die Mönchsorden zu neuen Syſtemen der Erfahrung auf geſchichtlich orientirtem Wege gelangen ſollten, um für die Zeitbedürfniſſe eine entſprechende Pädagogik aufzubauen. Denn im Syſtem der Jeſuiten ſind, was die höhere Schulordnung betrifft, die ächt hiſtoriſchen und philologiſchen Studien ſehr zurück geblieben, die mathematiſchen und phyſiſchen Studien haben beſſer Schritt gehalten mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften, aber die ganze Stellung der Jeſuiten zu der europäiſchen Gegenwart in Hinſicht der Staatsordnung und der Zeitbedürfniſſe iſt eine durchaus falſche, wie der Geiſt der in Rom erſcheinenden Civiltà Cattolica nur zu oft offenbart. Großartig war die Politik der Jeſuiten in ihren Anfängen bis zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, wo ſie ſich untreu wurden und ſich als Hofpartei im Dienſte des Königs ausbildeten. Dieß fällt ihnen zur Laſt, nicht die Religionskriege, bei welchen der proteſtantiſche Klerus überall eben ſowohl beſtrebt war die katholiſche Kirche zu vernichten, als die Jeſuiten beſtrebt ſeyn konnten dem Proteſtantismus den Garaus zu machen. Solche Zeiten ſind vorbei, die religiöſe Erſchöpfung war bei Katholiken und Proteſtanten ihre Folge. Einerſeits wurde das alte Regime im Sinne Ludwigs XIV. ausgeboren, alle große Politik der

Kirche aus dem europäiſchen Staatenſyſtem ſchnöde hinausgewieſen, die ächte Idee der Chriſtenheit, der chriſtlichen Republik ging unter, der Proteſtantismus verfiel dem Staat und ward zur Staatsreligion, ein abhängiges Inſtitut. Andrerſeits kam der Deismus zur Herrſchaft der Geiſter und Gemüther bis zur Epoche der Revolution. Die Jeſuiten können in ihren orientaliſchen Miſſionen noch eine große Rolle ſpielen, in Europa wird ihr Stand ſchwerer ſeyn; weniger in Frankreich und in Deutſchland, wo ſie ſich in die Zeit fügen, in England, wo ſie den Nationalgeiſt reſpektiren, als in den andern romaniſchen Landen, wo ſie in Unfruchtbarkeit verſunken ſind durch eine vollendete politiſche Impotenz. Wie in allen menſchlichen Dingen iſt bei den Jeſuiten, dem noch heute geiſtig lebendigſten aller Mönchsorden, Großes und Kleines, Verſtändiges und Unverſtändiges im Lauf ihrer Geſchichte zu unterſcheiden. Ihre Miſſionen gehören in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der Weltgeſchichte an, ſie handelten nach einem großen Plan und eröffneten Aſien, Afrika, Amerika, die Malaienwelt der heutigen europäiſchen Sprachwiſſenſchaft, welche auf dem Poſtament ihrer Füße ſteht. Um ſo mehr ſind ſie aufgefordert dieſe Wiſſenſchaft ſich lebendig einzuverleiben, und ſich nicht auf das Schlummerkiſſen ihrer Traditionen hinzulegen. Wollen ſich ältere Orden, wie die der Benediktiner, der Dominikaner verjüngen, ſei's! In ihren Principien liegt nichts, was nicht den Zeitverhältniſſen entſpräche, wenn ſie ſich umzugeſtalten verſtehen. Wie könnte zum Beiſpiel der Benediktiner-Orden nicht noch heute den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften dienen! Montalembert weist hier ganz beſonders hin auf den Pater Mabillon und die bedeutenden Mitglieder des Ordens im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; aber die Neuzeit verlangt noch Andres als das pure Werk der Sammlung und Sichtung. Sie will einen großartigen Aufbau der Kirchengeſchichte in allen ihren Elementen, wie überhaupt aller Geſchichte im Bund mit Philologie, Kritik, Philoſophie, Jurisprudenz, höherer Staatswiſſenſchaft oder Politik.

## XXVII.

### Ueber das dem Magier Simon unter der Regierung des Kaiſers Claudius zu Rom errichtete Denkmal.

In der erſten Schrift zur Vertheidigung des Chriſtenthums, welche Juſtin der Märtyrer an Kaiſer Antonin den Frommen, den Senat und das Volk zu Rom richtete, ſpricht er wiederholt (c. 26 und c. 56) von einem Denkmale, welches dem Magier Simon unter der Regierung des Kaiſers Claudius in dieſer Stadt errichtet worden ſei.

Er berichtet an der erſten Stelle über die Männer, die ſich ſelbſt für Götter ausgaben und von den Römern deßhalb nicht verfolgt, ſondern im Gegentheile geehrt worden ſeien. So ſei unter der Regierung des Kaiſers Claudius ein gewiſſer Simon aus dem ſamaritaniſchen Flecken Githon gebürtig, der durch die einflußreiche Unterſtützung der Dämonen magiſche Künſte in Rom geübt habe, von den Römern für einen Gott gehalten, und gleich einem Gotte von ihnen mit einer Bildſäule geehrt worden. Dieſe Statue ſei zwiſchen den beiden Brücken des Tiberfluſſes mit der lateiniſchen Inſchrift: Simoni Deo Sancto errichtet worden. An der zweiten Stelle

gibt Juſtin als Grund dieſer Ehrenbezeugung an, daß Simon den Senat und das Volk zur Bewunderung hingeriſſen habe.

Irenäus (adv. haereses lib. I. c. 20) bemerkt ergänzend, die Errichtung dieſer Bildſäule ſei vom Kaiſer Claudius ſelbſt angeordnet worden.

Euſebius hat in ſeine Kirchengeſchichte (II, 12) den Bericht Juſtins, jedoch in einer etwas lückenhaften Weiſe, aufgenommen, was ſchon Thirlbi in ſeiner Ausgabe der Apologien Juſtins gerügt hat.

Der Inhalt dieſes Juſtiniſchen Berichtes blieb unbeanſtandet, bis eine auf der Tiberinſel vorgenommene Ausgrabung Zweifel an ſeiner Richtigkeit erweckte, die unter der Regierung des Papſtes Gregor XIII. ſtattgefunden hatte.

Man fand dort nämlich eine in ähnlicher Weiſe lautende Inſchrift, welche einem Halbgotte (semo) geſetzt worden war, und ſogleich, wie Cardinal Baronius im erſten Bande ſeiner Annalen zum Jahre 44 berichtet, bei gelehrten Männern Zweifel erregte, ob der Bericht Juſtin's und anderer Kirchenväter über die dem Simon auf demſelben Platze errichtete Statue richtig abgefaßt ſei, und ſich auf Wahrheit gründe.

Jene Zweifel, deren Baronius ſchon im Jahre 1588 erwähnt, ſind ſpäter von vielen Gelehrten wiederholt worden, und haben zu der gewöhnlichen Annahme geführt, daß Juſtin die Statue des Halbgottes geſehen, aber in unrichtiger Erklärung ihrer Inſchrift auf den Magier Simon angewendet habe.

In neuerer Zeit iſt aber auch dieſe Annahme fraglich geworden, denn ein um die lateiniſchen Inſchriften verdienter Gelehrter hat die Aechtheit des unter Gregor XIII. aufgefundenen Denkmales nur auf das Zeugniß eines bekannten Archäologen angenommen, jedoch mit der Bemerkung begleitet, daß er es ſonſt für ſehr verdächtig halten würde.

Die Frage über die Aechtheit dieſes Denkmales iſt es daher, die zuerſt erörtert werden muß, ehe über den Zuſam-

menhang deſſelben mit dem Berichte Juſtin's geſprochen werden kann, denn ein unächtes Denkmal konnte zur Zeit Juſtin's nicht auf der Tiberinſel ſtehen.

Der Auffindung dieſes Denkmales erwähnt wohl zuerſt Fulvius Urſinus in ſeinem zu Rom 1577 veröffentlichten Werke über die römiſchen Familien, die von der Erbauung der Stadt bis zur Zeit des Kaiſer Auguſtus auf Münzen genannt ſind. Er berichtet indeſſen (pag. 290) nur mit wenigen Worten, man habe neulich (nuper) auf der Tiberinſel eine alte Inſchrift gefunden, welche von einem decurio der Bidentalen dem Halbgotte Sancus Fidius geſetzt worden ſei.

Genauer beſchreibt die Beſchaffenheit des Denkmales Cardinal Baronius in ſeinen Annalen der Kirchengeſchichte am angeführten Orte. Er bemerkt, der Stein habe zwar eine Grundlage, auf welcher eine Statue befindlich ſeyn konnte, ſie ſei aber ſo ſchmal, daß ſie ein einer menſchlichen Statue ähnliches Bild nicht habe tragen können.

Von Beiden wird die Zeit der Auffindung nicht näher angegeben; eine beſtimmte Angabe derſelben aber findet ſich bei dem ſpaniſchen Gelehrten Don Pedro Chacon, der 1581 zu Rom geſtorben iſt, mehr bekannt unter dem Namen Ciacconius. Er gibt das Jahr 1574 an, iſt wahrſcheinlich auch der Erſte, der die Meinung ausgeſprochen hat, daß Juſtin als ein in der lateiniſchen Sprache nicht hinlänglich bewanderter Ausländer dieſe Statue mit der des Magiers verwechſelt haben dürfte, indem er ſagt: ceterum videant docti viri, an Justinus martyr, utpote externus et linguae latinae non admodum peritus, ex ea inscriptione deceptus, in apologia secunda ita scribat etc.

In ſpäterer Zeit hat Gudius während ſeines Aufenthaltes zu Rom im Jahre 1662 den Stein ſelbſt geſehen und ſeine Inſchrift geleſen, wie eine Bemerkung bei Gruter zeigt.

Nur auf ſein Zeugniß hin hat Orelli die Inſchrift als eine ächte anerkannt.

Für dieſe Aechtheit ſprechen aber nicht nur die Zeugniſſe der angeführten Männer, ſondern ſie geht auch aus dem ganz unverfänglichen Inhalte der Inſchrift hervor, der von allen den genannten Berichterſtattern in gleicher Weiſe angegeben wird.

Muſſianus, der im fünften Jahre Decurio der prieſterlichen Curie der Bidentalen war, ein Mann, deſſen weitere Lebensverhältniſſe uns gänzlich unbekannt ſind, hat ſie auf ſeine Koſten dem Halbgotte Sancus errichten laſſen.

Sie lautet deßhalb überall:

SEMONI
SANCO
DEO FIDIO
SACRVM
SEX. POMPEIVS SP. F.
COL. MVSSIANVS
QVINQUENNALIS
DECVR
BIDENTALIS
DONVM DEDIT.

Scaliger allein lieſt ſtatt SP. F. die Buchſtaben SEX. F., ſo daß ſich ſtatt der Auslegung Spurii filius die Deutung Sexti filius ergeben würde.

Das Collegium der Bidentalen beſtand nach Forcellini aus Prieſtern des Herkules, vielleicht auch der Halbgötter. Hiemit übereinſtimmend iſt die Anſicht, gemäß welcher der Semone Sancus nach Varro von Einigen für Herkules erklärt wird, während Andere ihn für den Jupiter halten.

Der Cult deſſelben ſtammte von den Sabinern; in dem ihm geweihten Gebäude auf dem Quirinal war der Rocken der Tanaquil, der Gemahlin des Tarquinius niedergelegt, denn er wurde auch als Ehegott betrachtet; auch Bündnißurkunden waren in demſelben befindlich. Denkmäler zu ſeinen Ehren wurden auch außerhalb Rom in Reate und Marino gefunden.

In Rom wurde auf dem Quirinal ein zweites ausge-

graben, welches von dem ganzen Collegium der Bidentalen zur Ehre des Sancus errichtet wurde, weil ſie die für den Gottesdienſt gemachten Ausgaben wieder erhalten hatten.

Dieſe Inſchrift lautet:

SANCTO SANCO
SEMONI DEO FIDIO
SACRVM. DECVRIA
SACERDOTVM
BIDENTALIVM
RECIPERATIS
VECTIGALIBVS

Fulvius Urſinus hat ſie in ſeinen Anmerkungen zu Julius Cäſar zuerſt bekannt gemacht, ſeinen Bericht hat aber Orelli für höchſt verdächtig erklärt, während er das von ihm zuerſt erwähnte auf der Tiberinſel ausgegrabene Denkmal auf das Zeugniß des Gudius hin annimmt.

Er ſagt nämlich (inscript. lat. T. I. p. 337): priorem se Romae vidisse testatur Gudius, alias suspectam habuissem, posterior nititur sola Ursini fide suspectissima.

Wollte man einerſeits auch zugeben, daß Urſinus bei allen Inſchriften ungenau berichtet habe, was indeſſen keineswegs als wahrſcheinlich erſcheint, ſo läßt ſich doch andererſeits dem gelehrten Kenner der lateiniſchen Inſchriften die Behauptung nicht als richtig zugeſtehen, daß Fulvius Urſinus allein es ſei, auf deſſen Zeugniß die Aechtheit des betreffenden Denkmales beruhe. Sie wird auch vom Cardinal Baronius jedoch mit verſchiedener Leſeart erwähnt, der den Ort ihrer Auffindung genau bezeichnet, indem er (T. I. p. 319) ſagt: Legimus et inscriptionem lapidis nuper reperti in Quirinali, in hortis Clericorum Regularium apud Ecclesiam sancti Silvestri, his litteris exaratam, qua Sangum dici, et distinctum esse Sangum a Sancto, quo nomine etiam Herculem dictum volunt, facile potest intelligi: SANGO SANCTO SEMONI etc.

Dieſe Verſchiedenheit der Leſeart berechtigt uns indeſſen

zu keinem Zweifel an der Aechtheit der Inſchrift, denn Sancus wird bekanntlich auch als Sangus und Sancius angeführt, weßhalb wir ſtets nur einen und denſelben Gott, nicht, wie Baronius gethan hat, zwei verſchiedene Gottheiten annehmen können.

Die Aechtheit beider von den Bidentalen errichteter Denkmäler beruht daher auf Zeugniſſen von Männern, die des Alterthums kundig waren und genau berichtet haben. Der Inhalt beider iſt gleichfalls von ganz unbedenklicher Beſchaffenheit, denn er enthält nichts als eine Ehrenbezeugung, welche die Bidentalen dem Sancus erwieſen.

Die erſte dieſer Inſchriften war nach Adler's Beſchreibung von Rom (S. 213) in der Kirche des heil. Bartholomäus auf der Tiberinſel, jetzt isola di S. Bartolomeo genannt, befindlich; nach einer neueren Beſchreibung der Stadt, die von mehreren Gelehrten verfaßt wurde, iſt ſie gegenwärtig im vatikaniſchen Muſeum aufgeſtellt.

Adler hat dieſem Denkmale die Bemerkung beigefügt, ſeine Inſchrift zeige deutlich, daß die ſonſt gelehrten Kirchenväter, welche behaupten, man habe dem Simon dem Zauberer auf der Tiberinſel eine Statue errichtet und ihn als Gott verehrt, ſich geirrt haben. Referent möchte auf derſelben Grundlage, nämlich bezüglich des Inhaltes und der Beſchaffenheit dieſes Denkmales den entgegengeſetzten Schluß ziehen, und die Behauptung aufſtellen, daß dieſes Denkmal den Kirchenvätern keine Veranlaſſung zu einem ſolchen Irrthum geben konnte, weil es aller Wahrſcheinlichkeit nach gar nicht auf der Tiber-Inſel aufgeſtellt war.

Die Annahme, daß Juſtin die dem Halbgotte Sancus geſetzte Inſchrift in irriger Weiſe auf den Magier Simon gedeutet habe, kann nämlich nur auf der Vorausſetzung beruhen, daß dieſe auch am Orte ihrer Auffindung errichtet geweſen ſei.

Der Ort der Auffindung kann zwar an und für ſich eine

ſolche Vermuthung begründen, er kann aber nicht zum Beweiſe einer ſolchen Vorausſetzung dienen, am wenigſten in der Stadt Rom, wo bekanntlich eine ſpätere Verwendung älterer Denkmäler zu den mannigfaltigſten Zwecken ſtattgefunden hat.

Hier, wo es ſich um religiöſe Verehrung handelt, kann die Frage, ob für eine ſolche auch andere Zeugniſſe des Alterthumes an dem angegebenen Orte ſprechen, nicht umgangen werden, denn es iſt ſehr fraglich, ob dieſe mit den aufgefundenen Denkmälern im Einklange ſtehen.

In verſchiedenen Theilen Roms und der Umgebung hat man, wie in der ſchon angeführten Beſchreibung Roms von Platner, Bunſen, Gerhard und Röſtell (Bd. II, Abth. I, S. 22) geſagt iſt, Denkmäler der fratres arvales gefunden, die zu dem Schluſſe berechtigen könnten, als habe jene Prieſterſchaft hier eines ihrer Heiligthümer und Archive gehabt, oder vielleicht ihre Proceſſionen zur Erflehung des Segens für die Früchte des Feldes gehalten.

Der gelehrte und ſcharfſinnige Marini hat dagegen in ſeinem vortrefflichen Werke über jene Prieſter erwieſen, daß dieſe an verſchiedenen Orten in Rom und deſſen Umgebung gefundenen Denkmäler ſämmtlich aus dem fünf Miglien von der Stadt entfernten Haine dieſer Prieſterſchaft entnommen wurden.

Das Heiligthum des Sancus ſtand nun nach den einſtimmigen Zeugniſſen der Alten auf dem Quirinal; man hat auch, wie ſchon Ambroſch in ſeinen römiſchen Studien bemerkt hat, in keinem andern Theile der Stadt Opferſtätten des Semonen gefunden.

Die neuere Annahme, welche den Cult des Semonen auf die Tiberinſel ſetzt, gründet ſich nur auf die Vorausſetzung, daß die Inſchrift auch da geſtanden habe, wo ſie gefunden wurde. Dieſe Vorausſetzung iſt durch kein Zeugniß der Alten begründet, nach ihnen ſtanden auf der Tiberinſel nur die Tempel des Aeſculap, des Faunus und des Jupiter; ein

Sacellum des Sancus wird von ihnen auf der Tiberinſel, nicht erwähnt, wohl aber auf dem Quirinal.

Dort wurde auch das zweite Denkmal gefunden, welches die Bidentalen dem Semonen Sancus ſetzten. Die Vermuthung ſpricht dafür, daß beide gleichzeitig geſetzt wurden, denn ſie ergänzen ſich bezüglich ihres Inhaltes.

Die Curie der Bidentalen ſetzt dem Halbgotte ein Denkmal, weil ſie die Ausgaben für den Gottesdienſt wieder eingebracht hat, ihr fünfjähriger Decurio Muſſianus läßt dieſes Denkmal auf ſeine Koſten ſetzen, weßhalb ſeiner beſondere Erwähnung geſchieht.

Dieſe Annahme kann allerdings nicht bewieſen werden, ſie bietet ſich aber einerſeits in einem ſolchen Grade von Wahrſcheinlichkeit dar, als es andererſeits unwahrſcheinlich iſt, daß Juſtin den Cult des Semonen Sancus nicht gekannt habe.

Dieſer Cult, es mag Sancus als Herkules oder als Jupiter gedeutet werden, war ein noch unter der Herrſchaft der Könige eingeführter, er konnte in Rom nicht unbekannt ſeyn; ſollte ihn auch Juſtin nicht gekannt haben, ſo mußten doch die Mitglieder der chriſtlichen Gemeinde in Rom von ihm Kenntniß haben.

Die Beſchaffenheit der Apologie Juſtin's, die für den Kaiſer, den Senat und das römiſche Volk beſtimmt war, macht es nun ſehr unwahrſcheinlich, daß dieſe Schutzſchrift für die Chriſten nicht den Mitgliedern der Gemeinde in Rom vor ihrer Ueberreichung mitgetheilt worden ſei, und Dieſe eine in ihr wiederholt enthaltene unrichtige Behauptung gänzlich überſehen hätten.

Dem Berichte Juſtin's, nach welchem dem Magier eine wirkliche Bildſäule (ἀνδϱιάς) errichtet worden war, widerſpricht endlich auch die Beſchaffenheit des auf der Tiber-Inſel ausgegrabenen Steines, von welchem Baronius ſagt: prae se fert lapis ipse basim, super quam statua locata

esset, sed exigua; nec enim cum valde angusla sit, capax fuisse videlur alicujus simulacri, humanae staluae similis.

Aus dieſen Gründen erſcheint der vermeintliche Irrthum, den Juſtin eingeführt und andere Kirchenväter getheilt haben ſollen, als ein im hohen Grade unwahrſcheinlicher.

F. K.

---

# XXVIII.

## Die römiſche Frage in den franzöſiſchen Kammern.

### I.

Seit zwei Jahren hält bereits das Schickſal des heiligen Vaters die katholiſche Welt in Spannung und Aufregung. Mehr als alle übrigen Katholiken waren die in Frankreich von den Ereigniſſen betroffen; ſahen ſie doch immer deutlicher und beſtimmter die Complicität ihrer Regierung mit dem Räuberkönig in Turin an den Tag kommen, Frankreichs Siege zu einer ihrer tiefſten Ueberzeugung nach unfranzöſiſchen Politik mißbraucht, ſeine Ehre und Würde den ſchmählichſten und feigſten Attentaten einer durch Verrath triumphirenden Revolution Preis gegeben, ſeinen Namen vor der Mit- und Nachwelt unauslöſchlich gebrandmarkt. Man muß den tiefen Schmerz und die gerechte Entrüſtung in den zahlreichen, an Inhalt und Umfang ſo verſchiedenen Schriften, die für dies Recht des heiligen Stuhles eingetreten ſind, dem heimtückiſchen

und empörenden Verfahren des Imperialismus und ſeiner bezahlten Pamphletiſten gegenüber wohl beachten, wenn man nicht in den Irrthum fallen will, das officielle Frankreich für das wirkliche zu nehmen und die alte Ritterlichkeit der Nation für völlig ertödtet zu erklären.

Die Sympathien für Pius IX. haben fortwährend in Frankreich intenſiv und extenſiv gewonnen; die Trauergottesdienſte für die im Dienſte des Papſtes gefallenen, die populären Ovationen für die heimkehrenden Irländer und Franzoſen, die Opferfreudigkeit in den Spenden für den heiligen Stuhl, die von der officiöſen Preſſe ſo bitter denuncirte Verbindung zwiſchen Akademie und Klerus, die Reden von Guizot und Lacordaire, ſelbſt die über die Reiſe der Kaiſerin Eugenie verbreiteten Gerüchte lieferten hiefür die reichlichſten Belege, während die ſtrengen Maßregeln der Regierung, die Anwendung der Preßgeſetze auf die biſchöflichen Erlaſſe, die Unterdrückung ſo vieler eifrig katholiſchen Blätter in den Provinzen, die verdoppelten Angriffe der inſpirirten Preſſe nicht bloß gegen die weltliche, ſondern auch die geiſtliche Gewalt des Papſtthums die Beſorgniſſe der herrſchenden Partei nur allzuſehr dokumentirten. Alle die künſtlichen Manöver, durch eine Sündfluth von Broſchüren und durch die verwirrendſten Nachrichten die Geiſter auf die erſtrebte Löſung des Problems zu präpariren, den Gallicanismus zu reſuscitiren, eine franzöſiſche Staatskirche ohne Papſt zu improviſiren, alle revolutionären Elemente zur Einſchüchterung der Katholiken zu verwerthen, das heuchleriſche Spiel vor den Maſſen zu verdecken und zu beſchönigen — ſie alle haben ihren Zweck nicht erreicht und wohl die trüben Ahnungen beſtärkt, Gaeta's Fall werde auch den völligen Sturz der päpſtlichen Herrſchaft herbeiführen*),

*) So ſagte ganz klar der Siècle vom 15. Dec. v. Js.

aber zugleich auch nur deſto lauteren Proteſt und deſto größere Energie in den katholiſchen Kreiſen hervorgerufen. Bald mußte auch die letzte Hülle fallen, die Napoleons III. Politik dem heiligen Stuhle gegenüber wenigſtens vor der Menge noch umſchleiert hielt.

Nachdem durch die Dekrete vom 24. November v. J. dem Senate und dem geſetzgebenden Körper eine freiere Bewegung und ſeinen Verhandlungen eine größere Publicität eingeräumt worden war, ſah man allgemein mit Intereſſe ihren Adreßdebatten entgegen, bei denen die römiſche Frage nach dem Wunſche des Landes wie nach dem Inhalt der Thronrede nicht umgangen werden konnte und ſo wenig man auch bei der bekannten Art der Bildung dieſer Körperſchaften auf eine völlig unabhängige und wahrhaft conſervative Majorität rechnen durfte, ſo konnte man doch manches freie, männliche und entſchiedene Wort aus ihrer Mitte erwarten, ja ſelbſt moraliſche Erfolge ſich von einer Discuſſion verſprechen, in der die napoleoniſche Politik offener als bisher an das Tageslicht zu treten genöthigt ſchien. Die Hoffnung iſt denn auch völlig in Erfüllung gegangen. Wohl geben die Adreßentwürfe beider Kammern (wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf) den katholiſchen Sympathien für den heiligen Vater nur einen matten, theilweiſe zweideutigen und mit einem wenn auch leiſe ausgeſprochenen Tadel gegen denſelben untermiſchten Ausdruck, indem der Entwurf des Senates bei ſeiner in der Hauptſache der päpſtlichen Sache günſtigeren Faſſung die vielgebrauchte Phraſe von der „Intrigue, die ſich das Gewand dieſer heiligen Sache erborgt“ adoptirt, der des corps legislatif deutlich den „Widerſtand gegen die weiſen Rathſchläge Frankreichs“ als Gegenſtand verdienter Rüge bezeichnet; aber auch in dieſer Form waren die Aeußerungen der Kammern noch immer eine dem verhöhnten Recht dargebrachte Huldigung und der Gang der Discuſſion ſelbſt wie die Reden vieler hervorragen-

den Mitglieder konnten nur das Intereſſe für die mit ſo vielen künſtlichen und hinterliſtigen Mitteln angefochtene Sache erhöhen.

Wie trefflich der Napoleonismus die öffentliche Meinung zu bearbeiten verſteht, davon hat er bereits unzählige Proben, und namentlich auch in dieſer Angelegenheit, geliefert. Aber vor dem Zuſammentritt der Senatoren und Deputirten war dieſe Thätigkeit verdoppelt worden, nicht nur regnete es neue officiöſe Broſchüren, die in den verſchiedenſten Wendungen bald den Geiſtern den Puls fühlen, bald poſitiv die franzöſiſche Politik in Italien vertheidigen ſollten; ſondern es wurden auch — zum erſtenmale in dem wiederaufgerichteten Kaiſerreich — den beiden Körperſchaften diplomatiſche Aktenſtücke vorgelegt, völlig darauf berechnet, ihr Urtheil zu Gunſten der Regierung und ihre Beiſtimmung zu dem, was dieſe gethan und was ſie unterlaſſen, in allen Punkten zu gewinnen.

Ehe wir auf die Debatten der beiden Körperſchaften ſelber eingehen, müſſen wir hier in Kürze dieſe zur Vorbereitung derſelben und zur Bearbeitung der Gemüther beſtimmten Publicationen beſprechen.

Das vielfach ermüdete Publikum hatte ſeit dem Erſcheinen des Pamphlets „Papſt und Congreß“ den zahloſen neuen Broſchüren, und ſelbſt der über den Verkauf Venetiens, nicht mehr die frühere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Aus der Fluth derſelben tauchten aber in den letzten Monaten beſonders drei hervor, die eine größere Bedeutung zu haben ſchienen und obſchon verſchieden in ihrer Tendenz doch gleichmäßig auf die kaiſerliche Demokratie, den franzöſiſchen Klerus und den römiſchen Stuhl berechnet waren. Ein Fühler für die öffentliche Meinung und eine Drohung für den Papſt war vor Allem die Flugſchrift „Papſt und Kaiſer“, die nach den verunglückten Speculationen auf Rehabilitation des Gallicanismus das Projekt einer franzöſiſchen Nationalkirche auf neuer Baſis

reconſtruirte, in der die imperaliſtiſche Demokratie mit dem vollen Byzantinismus verſchmolzen war*). Der Imperator als Chef der Nationalreligion, der Erzbiſchof von Paris als Groß-Patriarch mit zwölf Cardinälen, der Papſt als zur Einfachheit der Urkirche zurückgeführter, der Vormundſchaft über Frankreich entſetzter, durch eine Repräſentation mit bloß berathender Stimme auf dem franzöſiſchen Nationalconcil vertretener Primas im Penſionsſtande, Wahl der Biſchöfe und Prieſter durch allgemeine Abſtimmung, Civilconſtitution des Klerus in einer Quinteſſenz der gallikaniſchen und revolutionären Theorien — das waren die Grundlagen der neuen kirchlichen Verfaſſung des katholiſchen Frankreichs. Das wohl nur zu ſehr an den Tag legende Projekt, was man thun würde, wenn man könnte, hatte weder in Frankreich, wo man es verhöhnte, den gewünſchten Effekt noch in Rom, wo man die gleiche Feſtigkeit in den ſtreitigen Fragen bewies, während die Allokution vom 17. December 1860 dieſe Grundſätze widerlegte und verurtheilte. Zu laut hatte der franzöſiſche, wie der geſammte katholiſche Epiſcopat für die weltliche Souverainetät des römiſchen Stuhles geſprochen, als daß von ihm ein Eingehen auf ſchismatiſche Tendenzen zu erwarten ſtand. Den Groll darüber prägte bald eine neue, unter Mitwirkung eines ſuspendirten Geiſtlichen verfaßte Flugſchrift aus, die nicht minder aus den Tuilerien ihren mittelbaren Urſprung hatte**). Es war der in Rom erſcheinenden Sammlung der zu Gunſten der Rechte des heiligen Vaters in allen Theilen der Erde und namentlich von den Biſchöfen veröffentlichten Schreiben, Adreſſen und Abhandlungen***) in Frankreich der Einlaß verweigert;

*) Pape et Empereur par Cayla, vom Siécle ſeit 20. Nov. 1860 hochgeprieſen und verarbeitet.

**) Rome et les Evêques de France. Paris, Dentu. 1861.

***) La Sovranità temporale dei Romani Pontefici propugnata nella sua integrità. Roma 1860.

das Preßbureau in Paris bewahrte ſie ſorgfältig und der Verfaſſer der Schrift: „Rom und die Biſchöfe Frankreichs“ nahm davon Anlaß, die Anſchauungen der imperialiſtiſchen Publiciſten gegenüber den dort gedruckten, hier verſtümmelt angeführten Aeußerungen der Biſchöfe von Orleans, Perpignan, Nimes, Rhodez und Ajaccio in einer Weiſe zu vertreten, als wären dieſe fünf Prälaten die einzigen, die ſo „extravagante politiſche und religiöſe Meinungen“, wie die von der Nothwendigkeit des Kirchenſtaates für den Papſt, ernſtlich vertheidigen und als ſeien die entgegengeſetzten Anſichten die vorherrſchenden, die der größere Theil der Biſchöfe und beſonders der niedere Klerus nur aus Furcht, bei der römiſchen Curie in Ungnade zu fallen, nicht offen zu bekennen wage. Ganz dieſelbe Taktik, die nachher Prinz Napoleon annahm, der da ſagte, für eine Intervention in Italien habe man nichts als die Gebete einiger verirrten Biſchöfe und eine bejammernswerthe Partei im Innern. Der Verfaſſer klagt die Päpſte ſeit dem Mittelalter der Einmiſchung in weltliche Dinge, die Biſchöfe und Prieſter der Connivenz und Mitwirkung in dieſer Uſurpation, damit die ganze Kirche eines tiefen Falles an; er findet einen heilloſen Widerſpruch zwiſchen den Päpſten der erſten ſieben Jahrhunderte, die nie darangedacht, eine weltliche Souverainetät ſich anzueignen, und denen der ſpäteren Zeiten, die mit aller Energie dieſe Souverainetät behaupteten, wobei er nicht einſieht, daß jene, indem ſie nicht nach dem verlangten, was einem Anderen gehörte und ihre Nachfolger, indem ſie das nicht aufgeben zu dürfen glaubten, was einmal rechtmäßiger, ihrer Verwaltung anvertrauter Beſitz der Kirche geworden war und was kein Anderer ohne Raub ihnen entreißen konnte, das suum cuique gleichmäßig heilig hielten, daß nur die Umſtände verſchieden, das Princip aber das gleiche war, mochten die Päpſte als Unterthanen des Kaiſers in Byzanz den Gehorſam gegen ihn predigen oder einmal Landesherrn geworden, von ihren Unterthanen Gehor-

ſam verlangen. Der kaiſerliche Anonymus kann es nicht verſchmerzen, daß die Päpſte, ſouverain geworden, nicht mehr in Allem den Kaiſern unterwürfig waren, und nimmt daran ein ſchweres Aergerniß, daß der „Nachfolger Karls des Großen“ nicht mehr die alte Autorität bei dem Papſte hat und Pius IX. die uneigennützigen Rathſchläge Napoleons III. ſo wenig befolgt, als Pius VII. die Napoleons I., obſchon der Erwählte Frankreichs ihn nur von dem demüthigenden Joche Oeſterreichs befreien und ihn zum moraliſchen Haupte Italiens machen wollte. Die Broſchüre bekämpft den Cäſaropapismus und ſetzt ſich darin mit der vorgenannten in Widerſpruch. Gleichwohl meinten Viele, ſie hänge innig mit dieſer zuſammen. Behalte Nr. 2 Recht, ſo ſei Nr. 1 im Begriffe Wahrheit zu werden; ſei der Papſt in Rom Sardiniens Unterthan, ſo ſei der Papſt-Kaiſer in Frankreich raſch gefunden.

Indeſſen veranlaßte die Verachtung und der geringe Effekt, den dieſe Publicationen erlangten, den „Moniteur“ (21. Januar 1860) zu einer ſtrengen Note über die Verfertiger derartiger Broſchüren und auf einem ganz andern, weit mehr praktiſchen Wege, auf dem von den Gegnern ſo ſehr ausgebeuteten Felde der Thatſachen und der diplomatiſchen Verhandlungen, ſollte die am meiſten verkannte Legalität und Offenheit der italieniſchen Politik Napoleons III. zur Anerkennung gebracht werden. Die Broſchüre von La Guerronnière*), die in engſter Beziehung zu den 38, den Kammern mitgetheilten Dokumenten ſteht und ſie vielfach illuſtrirt und erläutert, trat an das Licht — eine Fundgrube von Belehrungen für die Anhänger des Bonapartismus, ein Arſenal von Waffen für ihren Kampf mit der „extremen Partei“ der Freunde des Papſtes, das von den Getreuen in der That

*) La France, Rome et l'Italie. Par M. De la Guerronnière. Paris 1861.

gewiſſenhaft benützt wurde. Wohl laſſen die vorgelegten Aktenſtücke wie die Broſchüre manche erhebliche Lücke; wohl wird man über die Unterhandlungen mit dem Hofe von Turin nicht genügend aufgeklärt, die freilich ſeit dem berühmten diplomatiſchen Bruche in ſtrengſter Zurückgezogenheit und Verborgenheit geſchehen mußten, aber der Gewinn iſt ſicher erreicht: man hat die Halsſtarrigkeit des Papſtes vor dem Senate und dem geſetzgebenden Körper, vor Frankreich, vor Europa, das freilich längſt dieſelbe kannte, auf das ſchlagendſte dokumentirt.

Herr de la Guerronnière beſchäftigt ſich mit den Urſachen des Zerwürfniſſes zwiſchen dem Vatikan und den Tuilerien oder dem Papſtthum und Italien, die natürlich nicht in der an Hingebung, Geduld und Selbſtverläugnung, an Treue und Ehrfurcht ſo reichen Politik des Beherrſchers der Franzoſen, auch nicht in der hochherzigen nationalen Bewegung der Italiener, deren Führer der Papſt (an der Seite Napoleons III.) hätte ſeyn können und ſollen, zu ſuchen ſind, ſondern einzig in der Verblendung des römiſchen Hofes, der ſich ſelber durch Ungefügigkeit gegen Frankreichs Rath und Undankbarkeit gegen deſſen um die Kirche hochverdienten Beherrſcher ſeine dermalen ſo ſchwierige Lage bereitet hat. Es waren insbeſondere Leute aus den alten Parteien Frankreichs, die der neuen Ordnung der Dinge abhold und ihre Niederlagen zu rächen beſtrebt ſchon ſeit dem 10. December 1848 hinterliſtigerweiſe die franzöſiſche Regierung verläumdeten und mit ihren Intriguen in die Kirche eindrangen, den Klerus bethörten und ſelbſt das edle Herz Pius IX. irrezuleiten wußten. Namentlich aber benützten ſie den von Napoleon III. der italieniſchen Nation hochherzig geleiſteten Beiſtand, um ihn und die Lauterkeit ſeiner Beſtrebungen, das Papſtthum mit Italien zu verſöhnen, bei dem Papſte zu verdächtigen, was ihnen nur zu ſehr gelang. Dieſer ſchloß ſich auf das engſte an Oeſterreich an und entfremdete ſich durch Verweigerung der von Frank-

reich angerathenen Conceſſionen die Gemüther der Italiener immer mehr. Napoleon III. hatte eine doppelte Miſſion: ſeinen perſönlichen Gefühlen nach mußte er den heiligen Vater, dem Urſprung und den Bedingungen ſeiner Herrſchaft nach die italieniſche Unabhängigkeit beſchirmen; auf beides war ſein Blick mit gleicher Fürſorge gerichtet. Der Herr Staatsrath geht auf die Geſchichte der letzten zehn Jahre zurück und erinnert an die römiſche Expedition von 1849, die Napoleon „auf Koſten ſeiner Popularität" ausgeführt haben ſoll, während nichts ſo gewiß iſt, als daß eben dieſe Expedition ihm am meiſten die Sympathien des Klerus, und damit auch, wie dieſem von ſeinen Gegnern noch heute vorgeworfen wird, die günſtige Abſtimmung des Volkes gewonnen hat. Er denuncirt den mehr als zehnjährigen Druck der „Führer der katholiſchen Partei" auf den Klerus und den römiſchen Hof und deren verbrecheriſche Conſpirationen, wobei nur das befremdend erſcheint, daß ein ſo ſcharfſichtiges Regime erſt ſo ſpät eine ſolche Entdeckung gemacht und die Gefahr nicht früher ſeinen treuen Freunden ſignaliſirt hat. Der „aufrichtige, aber unabhängige Katholik" ſtellt die fanatiſchen Papſtfreunde als ein kleines Häuflein dar, während doch anderwärts die Zahl der Bethörten als ſehr beträchtlich und der Herzog von Grammont über die zahlreichen franzöſiſchen Deputationen in Rom ſehr beſtürzt erſcheint; er preiſet die franzöſiſche Geiſtlichkeit und incriminirt ſie auf das ſchwerſte, ſogar in den wohlthätigen Vereinen und den Geldſammlungen wittert er Hochverrath. In ſeinem apologetiſchen Eifer, der ihn zu den ſchwerſten Beſchuldigungen gegen Oeſterreichs furchtbare Tyrannei in Italien fortreißt, rechtfertigt er Piemonts Invaſion in die Marken als eine weiſe Vorſichtsmaßregel gegen die revolutionären Leidenſchaften in Neapel und als einen faſt gebotenen Angriff gegen die in Rom reſidirende Reaktion, ſo daß man gar nicht mehr begreift, warum denn eigentlich Napoleon III. dieſes Vorgehen ſo höchlich „mißbilligt" hat, und das an einer Macht,

die in ſich „alle lebendigen Kräfte der Nation“ vereinigte und deren Beruf Italiens Befreiung geworden war. Mit meiſterhafter Gewandtheit weiß der ſachkundige Staatsrath alle Thatſachen um den hartnäckigen Papſt, den großmüthigen Beherrſcher Frankreichs, die rühmlich erſtehende italieniſche Nation zu gruppiren und gelangt zuletzt zu der nicht ausgeſprochenen, aber klar angedeuteten Concluſion: der undankbare Pius wird ſeinem Schickſal überlaſſen.

Nicht minder gut ſind die mitgetheilten, von La Guerronnière großentheils benützten Actenſtücke ausgewählt, die mit einer Depeſche des Herzogs vom Grammont vom 28. Januar 1860 beginnen. Es ſchien nicht erſprießlich, auf das Schreiben Napoleons aus Deſenzano vom 14. Juli 1859, das den erſten Abtretungsvorſchlag enthielt, und das was ſich daran knüpfte, zurückzukommen; es war vielleicht auch nicht räthlich, auf die damals vom Auguſt bis zum Oktober geführten Verhandlungen über zweckmäßige Reformen zurückzugehen, bei denen Graf Walewski laut der Depeſche des Nuntius Sacconi vom 13. Oktober 1859 ſich völlig befriedigt mit dem vom heiligen Vater Zugeſtandenen erklärte, wie er auch in ſeinem Circular vom 5. November andeutete; das hätte nicht zu Thouvenels Depeſchen vom 8. und 12. Februar 1860 gepaßt, die gegen die Verweigerung „jeder Conceſſion und jeder Reform“ ſich ſo ſehr ereifern, weil der Papſt es nicht mit ſeiner Würde vereinbar hielt, vor der Zurückgabe der losgeriſſenen Provinzen die im Princip zugeſtandenen Aenderungen zu veröffentlichen, welche die Umſturzpartei dem Druck von Außen zuſchreiben und mit ihrem ſouverainen Trotz zurückweiſen konnte zu noch größerer Entwürdigung der päpſtlichen Souverainetät. Ebenſowenig hat man die Antwort veröffentlichen zu ſollen geglaubt, die den erſten Reclamationen des Cardinal-Staatsſekretärs bezüglich der Broſchüre „Papſt und Congreß“ zu Theil wurde. Die römiſche Regierung war es, die ein beſtimmteres Heraustreten der napoleoniſchen Po-

litik provocirte, zunächſt in der vom Moniteur ſo ſehr bedauerten Antwort des heiligen Vaters auf den devoten Neujahrsgruß des Grafen Goyon. Jetzt erſt brachte das officielle Blatt von Paris am 11. Januar 1860 das Schreiben an den heiligen Vater vom 31. Dezember, das nicht unglaubwürdigen Angaben zufolge zurück datirt worden war. Das päpſtliche Urtheil über jene Broſchüre mußte auch von dieſem Schreiben gelten, das ſich in der Hauptſache zu ihren Grundſätzen bekannte. Das am 8. Januar erlaſſene Antwortſchreiben ward ſeinem weſentlichen Inhalt nach in der Encyclica vom 19. Januar 1860 allen Gläubigen mitgetheilt, wozu die Berechtigung doch wahrlich in der dem Briefe Napoleons gegebenen Publicität und in der ganzen Stellung des Papſtes der katholiſchen Welt gegenüber mehr als hinreichend gegeben war, wie die klaſſiſche Note des Cardinals Antonelli vom 29. Februar v. J. überzeugend nachweist. Gleichwohl war „Frankreich“ darüber ſehr beleidigt und nahm es im beſondern übel, daß die Encyclica „im Geheimen“ gedruckt und ohne Vorwiſſen ſeines Geſandten nach Marſeille und Paris geſchickt ward, wo ihre Veröffentlichung das Todesurtheil des „Univers“ wurde; es war, als ſei die päpſtliche Regierung nicht berechtigt, etwas ohne „Frankreichs“ Autoriſation zu publiciren und als müſſe der päpſtliche Erlaß, deſſen Mittheilung allerdings verſprochen war, ſchon vor der Abſendung an die Biſchöfe dem Repräſentanten der großen Nation eingehändigt werden. Das iſt der Gegenſtand der Beſchwerde des Herzogs von Grammont in der oben angeführten Depeſche vom 28. Januar 1860.

Die Noten des Herrn von Thouvenel vom 8. und 12. Februar ſuchten die Encyclica zu bekämpfen, indem ſie die Reſponſabilität für die Ereigniſſe in der Romagna dem Papſte und den Oeſterreichern aufbürdeten und es für den ſchwerſten Mißgriff erklärten, daß eine ganz weltliche Sache auf das religiöſe Gebiet übertragen worden ſei. Es ſollte der Papſt aus den „myſtiſchen Regionen“ herabſteigen, und das fait

accompli ſanktioniren, in welchem Falle Frankreichs loyales Bemühen vielleicht das wieder gut zu machen im Stande wäre, was Roms Starrſinn verdorben. „Der römiſche Hof begriff die Lage nicht", ſagt Herr de la Guerronnière, „oder wollte ſich ihr nicht unterziehen". Daß es noch ein Drittes gab, daß der Papſt ſich ihr nicht unterziehen konnte, nicht konnte, weil er ſeinen Eiden, den Gerechtſamen und Intereſſen der Kirche, ſowie den Principien des europäiſchen Rechtes nicht zuwider handeln durfte, das wollte weder der ſchriftgewandte Staatsrath noch ſein Auftraggeber begreifen. Sie beſchuldigen den Papſt der Hartnäckigkeit, weil er ihre Rathſchläge nicht beachtet, während ſie das Mißachten ſolcher Rathſchläge von Seite Piemonts ruhig hinnehmen, obſchon hier die Mißachtung der Rathſchläge zugleich die Mißachtung von Ehre, Pflicht und Völkerrecht involvirte. Treffend, namentlich in Bezug auf die folgenden Ereigniſſe, hat der beredte Biſchof von Orleans dem kaiſerlichen Staatsrath erwidert: „Iſt Cardinal Antonelli halsſtarrig, ſo iſt es Graf Cavour nicht minder. Es gibt zwei Halsſtarrige in Italien, nicht bloß einen. Wiſſen Sie aber, was den von Ihnen hervorgehobenen Starrſinn Roms beſonders auffallend macht? Der Contraſt zu der Nachgiebigkeit Frankreichs. Die ſchwache Macht gibt nicht nach, die ſtarke Macht gibt immer nach. Wollen Sie wiſſen, wem? Piemont das nie nachgibt, England das nie nachgibt, der Revolution die nie nachgibt."

Wer ſeine Anſicht zur Ueberzeugung aller Vernünftigen erheben will, bringt nicht bloß ſeine Gründe für dieſelbe vor, ſondern widerlegt auch die von den Vertretern entgegengeſetzter Meinungen geltend gemachten Argumente. Von Letzterem findet ſich keine Spur, weder in den Depeſchen der franzöſiſchen Diplomatie, noch in den Broſchüren von La Guerronnière und Conſorten. Die Note des Cardinals Antonelli vom 29. Febr. v. Js. harrt noch heute der Widerlegung. Rom blieb ſich conſequent, indem es nicht auf die neuen Principien ein-

ging, und dieſe Conſequenz nannte man in Paris Starrſinn *). Der Papſt ſollte Viktor Emmanuels Recht auf die Romagna kraft des allgemeinen Stimmrechts anerkennen, vier ſeiner beſten Provinzen abtreten und das Uebrige in einer Weiſe reformiren, die neuen Annexionen die Bahn gebrochen haben würde.

In einer andern Form ward das vom römiſchen Stuhle zurückgewieſene Projekt, den Legationen eine getrennte weltliche Regierung zu gewähren, in Thouvenels Depeſchen vom 24. und 26. Febr. 1860 wieder aufgenommen: es ſollte Viktor Emmanuel das päpſtliche Vikariat über dieſe Provinzen erhalten. Das wurde auch ſehr nachdrücklich in Turin empfohlen, und die Note Touvenels vom 22. Febr. an Baron Talleyrand ſagt ſogar, falls Sardinien ſich weigere dieſem Auskunftsmittel ſeine Zuſtimmung zu geben, ſo werde es für ſeinen Entſchluß verantwortlich ſeyn und nicht mehr in den durch ſeine Weigerung hervorgerufenen Eventualitäten auf Frankreich zählen können. Ob dieſe Mittheilung die einzige war, die damals dem Turiner Hofe gemacht wurde, iſt noch zu bezweifeln, wenigſtens enthält die längſt veröffentlichte Antwort Cavours vom 2. März keineswegs, wie oft von franzöſiſcher Seite behauptet ward, eine völlige Zuſtimmung, ſondern bekämpft die Idee des Vikariates, und läßt ſich nur eine nominelle päpſtliche Oberhoheit und eine Zahlung von Subſidien gefallen, betont aber vor Allem, daß eine neue Abſtimmung eingeleitet werden ſoll. In Rom fand natürlich das Projekt, wie der Herzog von Grammont am 3. März berichtet, noch weniger Zuſtimmung, da man die Macht der vollendeten Thatſachen nicht anerkennen und nicht ein Princip aufopfern wollte. Im Angeſichte des bisherigen Verfahrens von Seite

*) Darin liegt nach La Guerronnière die politiſche Ketzerei Antonelli's, daß er erklärte: der heilige Vater willigt in keine Transaktion.

Piemonts und des ſo verletzenden Schreibens, das Viktor Emmanuel am 6. Februar an den heiligen Vater gerichtet, das freilich mit keiner Sylbe in den Depeſchen der franzöſiſchen Diplomaten erwähnt wird, war es eine ſtarke Zumuthung, der Papſt ſolle den Verfolger ſeiner Brüder, der Biſchöfe, und der Kirche zu ſeinem Vikarius ernennen, ſtärker als wenn man, wie Biſchof Dupanloup bemerkte, das Vikariat des Prinzen von Joinville über Algerien bei Napoleon III. in Vorſchlag bringen würde. Die Zurückweiſung dieſes Vorſchlages von Seite Roms war eine „Beleidigung Frankreichs". Dagegen war es keine Beleidigung Frankreichs, daß Sardinien durch ſeinen Prokonſul Farini ſogleich am 11. und 12. März die Abſtimmungsmaſchine in Bewegung ſetzte und bei der Votation nur die Wahl zwiſchen „Union mit Piemont" und einem „getrennten Reiche" zuließ, ſeitdem auch durchaus ſich ſo gerirte, als ſei niemals von einem Vorbehalt päpſtlicher Rechte in was immer für einer Form die Rede geweſen. Das alliirte England hatte ja dieſe Abſtimmung gewünſcht, und die suffrage-universel-Regierung in den Tuilerien konnte am wenigſten deren Anwendung entgegentreten*).

Erſt nachdem ein Verſuch Cavours, ſich mit dem Papſte auf Grund der Anerkennung des Raubes zu verſtändigen (20. März), in Rom entſchieden zurückgewieſen war (2. April), brachte das Tuilerienkabinet (8. April) eine „neue Löſung" in Vorſchlag, bei der aber ſchon der Verluſt der Legationen für den Papſt als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wurde. Die Löſung enthielt drei Punkte: 1) Promulgation der bereits von Sr. Heiligkeit genehmigten Reformen; 2) Zahlung von Sub-

---

*) Die meiſten der bis jetzt angeführten Aktenſtücke haben eine eingehendere Erörterung gefunden in der Schrift: Der Kirchenſtaat ſeit der franzöſiſchen Revolution. Freiburg bei Herder 1860. Abſchnitt XV. S. 315 ff.

ſidien durch alle katholiſchen Mächte; 3) Organiſation eines zur Aufrechthaltung der Ordnung dienenden Armeekorps mit Ausſchluß von Oeſterreichern und Franzoſen. Das durch die katholiſchen Mächte geübte Protektorat ſollte, wie Hr. de la Guerronnière verſichert, als eine glänzende Huldigung gegen den gemeinſamen Vater der Chriſtenheit betrachtet werden. Was nun dieſe Vorſchläge betrifft, ſo beharrte, wie der Herzog von Grammont am 14. April berichtet, der heilige Vater bei den gemachten Zugeſtändniſſen, aber ebenſo auch darauf, daß die Beſtimmung des Zeitpunktes der Publikation nur von ihm ausgehen könne; man wußte auch in Rom, wie jede ſofortige Conceſſion als Sieg der franzöſiſchen Diplomatie ausgebeutet worden wäre. Was die Subſidien angeht, die ſchon die Broſchüre „Papſt und Congreß“ vorgeſchlagen, ſo war am 7. April der franzöſiſche Geſandte in Wien beauftragt worden, einen deßfallſigen Antrag zu ſtellen, wovon am 8. der Geſandte in Rom verſtändigt ward, ehe man die Einwilligung des Papſtes dafür erlangt. Der heilige Vater ließ nun erklären, daß er das Syſtem einer in das Hauptbuch der katholiſchen Staaten eingetragenen Rente in keinem Falle, und höchſtens nur eine Combination annehmen könne, welche die Form einer Compenſation der ehemaligen kanoniſchen Abgaben hätte, die aus Einkünften vakanter Beneficien geleiſtet würden. Lieber aber wollte der Papſt die Bedürfniſſe der Kirche und des Reſtes der weltlichen Regierung aus dem Almoſen der Gläubigen beſtreiten, als Stipendiat der Höfe werden, von denen er nur zu wohl wußte, was zu erwarten ſtand und welche Folge der Annahme des angebotenen „frommen Tributs“ gegeben werden würde. Wenn ihm jetzt ſchon Undank vorgeworfen wird, welcher ſchwarze Undank wäre ihm vorgeworfen worden, hätte er noch von Napoleon III. und durch ſeine Vermittlung Subſidien bezogen! Rom wußte ebenſo, welchen Werth eine unter Frankreichs Leitung gegebene Garantie für den Beſitz des Reſtes der päpſtlichen Staa-

ten haben würde, zumal nach der Mißachtung der 1815 für das Ganze gegebenen Bürgſchaften, nach dem Bruch des Friedens von Villafranca und Zürich, und bei dem Stande der heutigen Weltlage. Zudem wäre in der Annahme die Anerkennung eines Unterſchiedes zwiſchen den geraubten Provinzen und den noch übrigen Theilen des Staates, eine mindeſtens ſtillſchweigende Verzichtleiſtung auf erſtere gelegen geweſen. In Betreff der in Ausſicht geſtellten Verhandlungen der katholiſchen Mächte über die römiſche Angelegenheit brachte Cardinal Antonelli nach dem Berichte Grammonts vom 14. April 1860 das Dilemma vor: Entweder erkennen dieſe Mächte den Raub der Romagna an, oder ſie mißbilligen ihn. Im erſten Falle kann der heilige Stuhl nicht mit ihnen conferiren, im zweiten kann er nicht zugeben, daß alle katholiſchen Staaten, die eine ſo imponirende Macht in der Welt bilden, dahin gebracht ſeien, im Stillen zu leiden und ihre Unzufriedenheit aus Furcht vor Sardiniens Mißfallen zu verbergen; ſie ſollen ihren Willensentſchluß kundgeben, und der Räuber wird dem Opfer ſeiner Uſurpation das Geraubte erſtatten*).

Vor Allem wichtig war die Frage über eine ausreichende Armee. Die Drohung mit dem Abzug der franzöſiſchen Truppen war ſchon öfter laut geworden; der Papſt hatte ſie mit Ruhe und Kälte entgegengenommen. Die Stadt Rom zu ſchützen ſchienen die päpſtlichen Truppen ausreichend, wenn eine katholiſche Macht zweiten Ranges die Beſetzung Umbriens und der Marken übernahm. Spaniens Intervention war bereits 1859 vereitelt; Neapel ward ſowohl durch die Gährung

*) Zu bemerken iſt übrigens, daß Cardinal Antonelli mehrere der ihm in den Mund gelegten Aeußerungen nicht anerkennt. Wir werden unten noch mehrere Beiſpiele von franzöſiſchen Diplomatenkünſten anzuführen haben, die das großartige Lügengewebe immer großartiger erſcheinen laſſen.

auf Sicilien, als durch diplomatiſche Künſte gehindert und hatte ſeine Weigerung am 24. März 1860 mit der Unzulänglichkeit der eigenen Streitkräfte motivirt; zudem mußte es eine ihm gelegte Falle beſorgen. Sardinien erklärte wohl gegen Frankreich, es werde ſich einer Occupation der ſüdlichen Provinzen des Papſtes nicht widerſetzen, wofern damit kein Aggreſſivplan verbunden ſei; anderwärts aber hatte es geäußert, es werde ein Einrücken bourboniſcher Truppen als Kriegsfall betrachten. Wollte nun der Papſt ſeiner Pflicht als Landesherr wie ſeiner Obliegenheit, das Erbgut der Kirche nach Kräften zu vertheidigen, unter dieſen Umſtänden und zumal bei der fortwährend drohenden Invaſion der Freiſchärler genügen: ſo mußte er darauf ſinnen, ſeine geringen Truppen nach Thunlichkeit zu verſtärken und durch einen tüchtigen Chef für den Kampf zu befähigen. Das führte zu der von dem Kämmerer Grafen Merode eingeleiteten Ernennung des berühmten Lamoricière zum Oberbefehlshaber der päpſtlichen Truppen, nachdem Napoleon III. (Dokum. 13 und 14) erklärt, daß er nichts dagegen einwende. Daß man ungern dieſes geſchehen ließ, war wohl zu erklären; daß man aber nach längſt ertheilter Zuſtimmung und nach dem Unterliegen des kühnen Feldherrn ihm und der päpſtlichen Regierung aus dieſer Ernennung und deren Annahme ein Verbrechen machte, als hätten es beide auf eine politiſche Demonſtration gegen den Beherrſcher Frankreichs abgeſehen, und hiebei wie bei der Anwerbung von Freiwilligen „mit Hinterliſt", wie Prinz Napoleon ſagt, gehandelt, das war mehr als erwartet werden durfte. Frankreich hatte ſeit Jahren auf Organiſation einer tüchtigen päpſtlichen Armee gedrungen; jetzt ward dieſelbe als Beleidigung angeſehen und der fromme Staatsrath ſetzt bei, es hätte ſich der Papſt in gottergebener Reſignation ganz paſſiv verhalten ſollen. Daß die Erſetzung der Franzoſen durch Mächte zweiten Ranges nicht zu Stande kommen werde, wußte man nirgends beſſer als in Paris, und der päpſtliche Stuhl mußte aus nahe

liegenden Gründen die Freiheit, ſich ſelbſt eine Armee zu ſchaffen, einer geliehenen Militärmacht der verſchiedenſten Staaten und von den heterogenſten Beſtandtheilen vorziehen. An demſelben Charſamſtag (7. April) 1860, an dem der franzöſiſche Miniſter des Aeußern jenen Vorſchlag formulirte, verkündigte das officielle Journal von Rom die längſt erwartete Ernennung des Hrn. von Lamoricière, die, wie der Herzog von Grammont in einer Depeſche vom gleichen Tage ſich rühmte, von ihm bis dahin hintertrieben worden war. Schon am 8. April erſchien des afrikaniſchen Helden berühmter Tagsbefehl, der namentlich durch die Vergleichung der modernen Revolution mit dem erobernden Islam im Lager der kaiſerlich disciplinirten Demokratie den höchſten Zorn erregte. Die Reiſen ſo vieler franzöſiſchen Katholiken nach Rom, der Anſchluß vieler jungen Männer, zumal aus der Bretagne, an den kriegsgeübten Feldherrn, „den Frankreich bei ſeinen glorreichen Kämpfen in Italien und in der Krim nicht unter ſeinen Adlern erblickt hatte" *), der Hoffnungsſtrahl, der raſch die conſervativen Kreiſe auch in Italien durchzuckte und ſeit den Oſtertagen in vielen Kundgebungen hervorleuchtete, brachte den Herzog von Grammont in Allarm, der in ſeinem Schreiben vom 10. April bittere Klagen über die Oſtentation ausſpricht, mit der franzöſiſche Deputationen in Rom nicht bloß kirchliche Sympathien, ſondern eine dynaſtiſche Oppoſition gegen den Erwählten ſo vieler Millionen Franzoſen an den Tag legten, ſowie über die Ermuthigung, die „einige einflußreiche päpſtliche Kämmerer" (die Broſchüre nennt ausdrücklich Hrn. von Merode) dieſen Manifeſtationen angedeihen ließen. La Guerronnière ſagt: „es ſollte eine neue Vendée, eine Parodie von Coblenz organiſirt werden, ein Kreuzzug gegen das mo-

*) Der Verbannte ſollte demnach ohne Umſtände in die napoleoniſche Armee eintreten.

derne Recht". Zwar ließ der Herzog von Grammont dem Cardinal Antonelli die Gerechtigkeit widerfahren, daß er die Agitation in keiner Weiſe befördert und viele Legitimiſten waren, wie Biſchof Dupanloup erwähnt, nicht allzuſehr von ihrem Empfang in Rom erbaut; allein der Groll war lebhaft erregt, und man fand es bequem, den Widerſtand des Papſtes gegen die napoleoniſchen Propoſitionen auf Rechnung der Legitimiſten allein zu ſetzen. Die Feinde Frankreichs, hieß es, haben Pius IX. in ihrer Gewalt, wie einſt die Feinde Frankreichs — damals ketzeriſche Engländer und ſchismatiſche Ruſſen — Pius VII. gegen Napoleon I. aufgeſtachelt haben*).

Zum Schein ward im April bis zum 19. Mai über die Räumung von Rom und Civitavecchia unterhandelt. Wie Herr von Thouvenel am 14. April ſchreibt, hielt Napoleon ſeine Truppen für entbehrlich, da die des Papſtes über 17000 Mann zählten und täglich neuen Zuwachs erhielten. Damals waren alſo 17000 Mann hinreichend, während im September 20000 Franzoſen für Rom allein nicht hinreichend waren. Der päpſtliche Obergeneral bedurfte aber Zeit, um ſeine aus den verſchiedenſten Ländern herbeiſtrömende Mannſchaft, zum großen Theile Rekruten, einzuüben und zu diſcipliniren, ein plötzlicher Abzug der Franzoſen ward daher als unthunlich erkannt. Am 15. Mai hatten päpſtliche Carabinieri unter Pimodan die Schaaren Zambianchi's zurückgeſchlagen; Garibaldi's Einfall in Sicilien erhöhte die Gefahr, die von Süden immer näher ſich heranzuwälzen ſchien. Die Worte Thouvenels in der Depeſche an Grammont vom 18. Auguſt: „So lange der heilige Vater in Rom iſt, werden Frankreichs

*) Später ſtreute man Depeſchen aus, Lamoricière's Portefeuille mit höchſt compromittirenden, eine legitimiſtiſche Verſchwörung beweiſenden Papieren ſei in Fanti's Hände gefallen. Das Ganze war eine in Paris erſonnene Tendenzlüge.

Truppen der Autorität des heiligen Stuhles daſelbſt Achtung verſchaffen", waren wenig geeignet zu beruhigen.

Aeußerſt dürftig ſind die den franzöſiſchen Kammern vorgelegten Akten über das, was dem Raubeinfall in die Marken und Umbrien unmittelbar voraus ging und folgte, einer Invaſion, die nur noch ein theilweiſe noch ſchmählicheres Analogon in der Expedition zur Unterſtützung Garibaldi's gegen Franz II. fand. Hatte doch ſelbſt Lord Ruſſel am 29. Mai an Sir John Hudſon geſchrieben: „Solange die Truppen des Papſtes nicht in die Aemilia oder Toskana einfallen, iſt Sardinien verpflichtet, eine defenſive Haltung zu bewahren." Am 13. Auguſt hatte Farini als Miniſter des Innern in Turin erklärt, die Regierung werde keine Vorbereitungen zu Gewaltthaten gegen benachbarte Staaten dulden, und das Zuſammenziehen von Truppen bei den jetzigen päpſtlichen Grenzen hatte man mit der Abſicht motivirt, bewaffnete Einfälle in das römiſche Territorium zu hindern. Die beiſpielloſe Forderung Cavours vom 7. September, das Einrücken von Cialdini und Fanti noch vor dem Eintreffen der Antwort des Cardinal-Staatsſekretärs, die Erdrückung der päpſtlichen Armee durch Uebermacht, das ſchmachvolle Benehmen Cialdini's bei Ancona ſind allbekannt. Nach La Guerronnière hätte der päpſtliche Obergeneral ſich (nach dem Beiſpiel „Frankreichs") mit einem Proteſt begnügen, ſich gegen Rom zurückziehen und den Piemonteſen ohne Schwertſtreich das Land überlaſſen ſollen, ſtatt ſeine tapferen Franzoſen auf die Schlachtbank zu liefern.*) Ueber die „legitimiſtiſchen Banden" drückt ſich der Staatsrath etwas reſpektvoller aus, als ſonſt die kaiſerliche

*) Gegen die nichtswürdige Herabſetzung der übrigen päpſtlichen Soldaten, darunter auch der deutſchen, wurden bereits die ernſteſten Reclamationen erhoben, wie erſt kürzlich durch den Oberſten von Vogelſang in der „Allgemeinen Zeitung".

Preſſe gethan, die den Thaten der Piemonteſen einen Applaus ſpendete, der viele Gemüther in Frankreich auf das tiefſte verletzen mußte, ſo daß ſelbſt die „Revue des deux mondes“ dieſen Gefühlen Ausdruck geliehen hat.

Frankreich kündigte damals (Moniteur 14. September 1860) die Abberufung des Baron Talleyrand von Turin mit großem Eklat an und „mißbilligte entſchieden“ Piemonts Vorgehen; daß es vorher etwas mehr Aktivität für ſeinen Schützling in Ausſicht geſtellt, wurde rundweg geläugnet, von päpſtlicher Seite aber verſichert. Wohl hat der Moniteur vom 15. Oktober erklärt, es habe der päpſtliche Obergeneral vom Herzog von Grammont während der Invaſion in den Marken keine telegraphiſche Depeſche erhalten; aber das war auch nicht behauptet worden, ſondern, wie das Giornale di Roma vom 24. Oktober Nr. 214 darlegt, erhielt Lamoriciere am 10. September, dem Tage an dem Piemonts Kriegserklärung bekannt ward, vom Vicekriegsminiſter in Rom ein Telegramm des Inhalts, Napoleon habe an den König von Sardinien geſchrieben, wenn dieſer die Staaten des Papſtes angreife, ſo werde er ſich ihm mit Gewalt (colla forza) widerſetzen, und am 16. September ward ihm die Depeſche Grammonts d. d. 10. Sept. an den franzöſiſchen Conſul in Ancona *) zugeſandt, die er, am 18. in Ancona angekommen, nachdem er ſich bei dem Conſul, Hrn. von Courcy, ihrer Aechtheit verſichert, zur Ermunterung der Seinigen (er ſelbſt glaubte nicht

*) Sie lautet: „Der Kaiſer ſchrieb von Marſeille dem König von Sardinien, daß, wenn die piemonteſiſchen Truppen in das päpſtliche Gebiet eindringen, er genöthigt ſeyn wird, ſich zu widerſetzen. Schon ſind Befehle zur Einſchiffung von Truppen in Toulon gegeben, und dieſe Verſtärkungen werden ohne Aufſchub ankommen. Die Regierung des Kaiſers wird den ſtrafbaren Angriff der ſardiniſchen Regierung nicht dulden. Als Viceconſul haben Sie ſich hiernach zu regeln“. Gez. Grammont.

an napoleoniſchen Beiſtand) veröffentlichte, während der Conſul ſie an Cialdini ſandte, der einfach den Empfang beſcheinigte. Es iſt von den verſchiedenſten Seiten bezeugt, daß der ſardiniſche General dabei laut über Frankreichs angedrohten Widerſtand lachte, da er über die Intentionen Napoleons III. weit beſſer unterrichtet ſei, den er zu Nizza und Chambéry geſprochen. Wenn ferner der Moniteur die Sache ſo darſtellen wollte, als ſeien um jene Zeit noch nicht neue Streitkräfte in den Kirchenſtaat beordert und die vorhandenen zur Abwehr des Einfalls unzureichend geweſen, ſo wurde entgegnet, einerſeits daß ſchon ſeit dem 6. Sept. das zweiundſechszigſte Linienregiment in Cività-vecchia ausgeſchifft ward, am 17. General Goyon erwartet wurde und alle Welt, auch Hr. von Courcy, hoffte, es werde ein franzöſiſches Kriegsſchiff den Angriff auf Ancona von der Seeſeite hindern, deſſen Blocade officiell von Frankreich nicht anerkannt war, zumal vom 10. bis 28. Sept. dazu hinreichende Zeit ſich fand; andererſeits, daß kein großes franzöſiſches Heer nöthig geweſen ſei, um dieſen Einfall zu hindern, weil die moraliſche Kraft des geringſten Detachements ſich ausreichend erwieſen haben würde.

Gegen den angeführten Artikel des römiſchen Journals erhob der Herzog von Grammont Beſchwerde, ſowohl weil man das diplomatiſche Geheimniß verletzt (wozu waren aber dann jene Depeſchen geſchrieben?), als weil man die Ausdrücke gefälſcht. Den Widerruf der Angaben konnte er nicht erlangen, und ſeine Berichtigung nahm das officielle Blatt am 31. Oktober nicht ohne Gegenbemerkung auf. Indem der Geſandte nur den einzigen Ausdruck „par la force“ in der am 10. Sept. von Merode an Lamoricière geſandten Depeſche abläugnete, ließ er alles Uebrige aufrecht ſtehen. Mit Recht berief ſich dagegen das Organ der päpſtlichen Regierung auf den geſunden Sinn, der jener Aeußerung eine weit reellere Bedeutung (una più reale importanza) zugetheilt. Denn

der bloße Ausdruck il s'opposerait war hinreichend, die Ueberzeugung zu begründen, es handle ſich um Abtreibung der Gewalt mit Gewalt. Ein bloßer Proteſt iſt kein Widerſtand, und gegen einen Gewaltakt kann eine Schutzmacht nur durch Gewaltanwendung opponiren. Außerdem hat eine andere, von demſelben officiellen Journal angeführte, etwas ſpätere Depeſche gemeldet: der Kaiſer werde ſich „en antagoniste“ entgegenſetzen. Man hatte geglaubt, Frankreichs Ehre erheiſche, falls es ſich verpflichtet fühle einer feindlichen Invaſion entgegenzutreten, auch mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln, und nicht mit bloßen Worten, wie ſolche jeder Private entgegenſtellen kann, ſeinen Widerſtand zu bethätigen. Die imperialiſtiſche Preſſe machte großen Lärm; aber die oft angekündigte neue Proteſtation des Herzogs von Grammont iſt nicht an das Tageslicht gekommen; vielleicht war er zu der Einſicht gelangt, er würde beſſer gethan haben, ganz über den Vorfall zu ſchweigen. Hr. von Courcy ward abberufen, Grammont blieb auf ſeinem Poſten. Ja, er wollte ſogar Hrn. von Merode ſeiner Perſon geopfert wiſſen, und im Januar 1861 kündigte man in Paris die Ernennung eines neuen päpſtlichen Kriegsminiſters an; doch hat der verſtockte römiſche Hof bis jetzt noch nicht den verhaßten Mann entlaſſen.

Die welche dem Papſte beſtändig gerathen, ein eigenes Heer zu ſchaffen, hatten durch ihre Dienſtmannen das mit großen Opfern der katholiſchen Welt organiſirte Truppencorps noch vor ſeiner völligen Ausbildung vernichtet, und damit nicht zufrieden, hatten ſie das verhältnißmäßig kleine Heer durch die ziemlich klar eröffnete Ausſicht auf eine nachhaltige Unterſtützung täuſchen und deſto ſicherer in das Verderben treiben, dem Alliirten ſeine kühnen Thaten erleichtern, den gerechten Zorn gegen die franzöſiſchen Legitimiſten befriedigen, den Papſt ganz hülflos machen und dadurch ſeinen Eigenſinn bändigen wollen. So urtheilte man allenthalben. Motive zu einem

anderen Urtheil an die Hand zu geben, wäre Sache des franzöſiſchen Blaubuchs geweſen; aber davon findet ſich keine Spur.

Statt deſſen leſen wir, wie Hr. von Thouvenel in der Note vom 24. Sept. 1860 zeigt, daß Frankreich in den Marken nicht interveniren könne, da es damit die Schwierigkeiten der Lage nur erhöhen würde, daß es nur auf diplomatiſchem Wege abzurathen und dann die Beziehungen mit Sardinien abzubrechen vermochte, die freilich nachher ſo intim blieben wie zuvor. Wir leſen, wie Marſchall Raudon am 26. Sept. den Abgang einer zweiten Diviſion nach Rom meldet und am 30. der Moniteur darüber berichtet, ohne den Grund dieſer Verſtärkungen nach der ſo bedeutenden Reduktion des päpſtlichen Gebietes irgendwie begreifen zu können. Und von Hrn. de la Guerronnière erfahren wir, daß derjenige, der Pius IX. von dem „verzweifelten Entſchluß“ der Flucht aus Rom, wozu die heimtückiſchen Rathgeber angetrieben, die aus ſeinem Exil ein Werkzeug ihres Grolls machen wollten, mit allen Mitteln abhielt, kein Anderer war als Napoleon III., wenn auch der Papſt ſchon früher erklärt hatte, bei den Gräbern der Apoſtel ausharren zu wollen, und die Mehrzahl der Cardinäle dafür ſich ausgeſprochen.

Wir haben die wichtigen Eröffnungen ſkizzirt, die den franzöſiſchen Kammern zur Vorbereitung auf die Discuſſion der römiſchen Frage dienen ſollten, und nur aus anderen Dokumenten einige Ergänzungen dazu geliefert. Ein heißer Kampf war indicirt. Während das officielle Journal von Rom (22. Febr. d. Js.) ſich einfach auf die päpſtlichen Allokutionen und die Note des Cardinals Antonelli berief, hatte Biſchof Dupanloup von Orleans in geharniſchter Rede Hrn. La Guerronnière geantwortet, ſo daß der dortige Präfekt ſeinen Beamten den Verkehr mit dem Biſchof förmlich verboten hat. Zur

Ermuthigung der freien Diſcuſſion ward der Biſchof von Poitiers, der das Beiſpiel des Pilatus anzuführen gewagt, vor den Staatsrath geladen (Moniteur 28. Febr.); was dieß aber bei dem Epiſkopate geholfen, mögen die Worte bezeugen, die der Erzbiſchof von Tours bald darauf in einer Adreſſe an den heiligen Vater gebraucht:

„Sie ſind jetzt, heiligſter Vater, den Engeln und den Menſchen ein Schauſpiel wie Jeſus am Kreuz. Seine Feinde beſchimpften ihn mit grauſamen Worten, entblößten ſeinen Leib und tränkten ihn mit Galle. Sie höhnten ihn, indem ſie ihn von Gott und den Menſchen verlaſſen glaubten, ſie legten ihm die Schuld ſeiner Leiden bei, weil er ſich König und Sohn Gottes genannt. Und Sie, heiliger Vater, ſehen, weil Sie der Statthalter des Sohnes Gottes ſind, die Gottloſigkeit Ihr Unglück verhöhnen und die Uſurpation mit Beifall begleiten, die Sie Ihres Königthumes beraubt!“

## XXIX.

# Am Vorabend der orientaliſchen Kataſtrophe.

Die kirchlich-politiſche Bewegung unter den Bulgaren, ihre Wirklichkeit und Bedeutung. — Schlußwort über die Verhältniſſe des Moments.

Der Hathumayum, wie das vom Sultan in Folge des Pariſer Friedens am 18. Februar 1856 erlaſſene Organiſations-Dekret für ſein ganzes Reich genannt wird, war eine Veranſtaltung Englands. Ihre Abſicht ging dahin, das hiſtoriſch erwachſene Reich des Sultanats zu vernichten und an deſſen Stelle einen nach europäiſchem Muſter umgebildeten Staat zu ſetzen. Dazu waren aber drei Bedingungen erforderlich: daß nämlich erſtens die Trennung der Racen aufhöre, daß ſomit zweitens die ſonderheitliche Organiſation, wodurch jede chriſtliche Kirche des Orients als ein nicht nur religiös, ſondern auch politiſch in ſich abgeſchloſſener und ſelbſtſtändiger Körper erſcheint, zerſchlagen und in einen allgemeinen Bildungs-Brei aufgelöst, daß endlich drittens auch das Türkenthum ſelbſt in dieſen Brei eingerührt und den politiſchen Vorrechten der muſelmaniſchen Bevölkerung ein Ende gemacht werde.

Wer den Hat recht verſtehen und überhaupt von türkiſchen Dingen reden will, muß ſich vor Allem hüten, die Tür-

kei als einen Staat nach abendländiſchen Begriffen anzuſchauen. Sie iſt vielmehr ein Conglomerat von kirchlich nationalen Autonomien unter ſultaniſcher Geſammtherrſchaft. Die Osmanli's und mit ihnen alle Muhamedaner des Reichs ſind nicht nur das herrſchende Volk, ſondern ſie beſitzen eigentlich allein politiſche Rechte; ſie haben ſich aber niemals damit befaßt, die chriſtlichen oder Rajah-Stämme, welche ſie ſich unterworfen hatten, ſelber zu regieren und zu adminiſtriren durch eine Beamtenſchaft von türkiſchen Regierungsräthen, Landrichtern und Rentbeamten. Sondern ſie haben den Rajah-Stämmen eine vollſtändige Selbſtregierung gelaſſen und die gedachten politiſchen Würden mit ihren Rechten und Pflichten kurzweg auf die Patriarchen und Biſchöfe jeder einzelnen Glaubensgemeinſchaft übertragen. Wie der Kalif ſelbſt Kaiſer und Papſt der Osmanli's in Einer Perſon war, ſo bekleidete er den ſchismatiſchen Patriarchen zu Conſtantinopel ohne Anſtand auch mit der weltlichen Adminiſtration über alle Schismatiker ſeiner Obedienz unter der tributären Rajah. Der Patriarch und ſeine Biſchöfe haben demnach nicht nur alle Steuern zu veranſchlagen, einzuheben und abzuliefern, ſondern auch die ganze innere Legislation und das Gerichtsweſen liegt in ihrer Hand. In den letzten dreißig Jahren ſind auch die Lateiner, ſowie die Proteſtanten im Reich in ganz gleicher Weiſe organiſirt worden, nur mit dem Unterſchiede, daß bei den Katholiken nicht die Biſchöfe mit den weltlichen Regierungsrechten bekleidet wurden, ſondern ein eigens dazu aufgeſtellter Laie (Vekil) mit einem Rath von vier durch die „Nation" gewählten Beiſitzern.

Nun ſind einſichtsvolle Beobachter von vornherein der Meinung geweſen, daß man das hiſtoriſche Gebilde dieſer Sonder-Organismen, anſtatt ſie zu zerſtören, vielmehr als die erwünſchte Baſis eines haltbaren Neubaus mit tauſend Dank annehmen ſollte. Sie hätten Raum mehr als genug zu lebenskräftigen „Reformen" geboten; denn einerſeits war das Verhältniß der türkiſchen Centralregierung zu den autonomen Kör-

perſchaften der Rajah geſetzlich zu ordnen und gegen Willkür und Vexation ſicher zu ſtellen, andererſeits war das chriſtliche Volk auch gegen die Bedrückungen ſeiner autokratiſch waltenden Unterregenten zu verwahren. Es iſt ein im ganzen Sprengel des ſchismatiſchen Patriarchats anerkannter Satz, daß die arme Rajah häufig viel weniger von der Tyrannei der Paſcha's als von dem blutſaugeriſchen Regiment ihrer Biſchöfe zu leiden habe. Ganz richtig hatte daher Rußland in dem Memoire, welches Fürſt Gortſchakoff bei der Wiener Conferenz von 1855 den öſterreichiſchen Vertretern überreichte, die Lage aufgefaßt; es forderte vor Allem zwei Reformen: die Repartition der Rajah-Steuern durch die Gemeinden ſelbſt, ſodann Lostrennung der adminiſtrativen Befugniſſe von den kirchlichen und ihre Uebertragung an rein weltliche Organe. Auf dieſem Wege wäre, wenn nicht die Erhaltung, ſo doch wenigſtens die Friſtung des Türkenreiches möglich geweſen. Allein England in ſeinem blinden und tauben Fanatismus nahm ſchon an der Unterſcheidung der Confeſſionen Anſtoß; eine Verſchmelzung aller Racen der Türkei zu einer einzigen Nation, in welcher die ausſchließliche Souverainetät des Sultans über alle Klaſſen der Unterthanen gleichmäßig herrſchen könnte — war von jeher das engliſche Ideal, und einen ſolchen Zuſtand anzubahnen, war der Grundgedanke des Hathumayum.

Gelang dieſer Plan, ſo war die Würde des menſchlichen Charakters in der Türkei, mißlang er, ſo war das türkiſche Reich ſelbſt verloren. Und Gottlob, er i ſt mißlungen. Zwar iſt das Türkenthum tiefer als je in barbariſche Brutalität verſunken und der Rajah hängen die moraliſchen Entwürdigungen einer vierhundertjährigen Sklaverei an; aber dazu ſind doch beide noch viel zu gut, um in den ſchmutzigen Urſchleim einer Mancheſterer Maſchinen-Schmiere verwandelt zu werden. Der ſultaniſche Reformbrief vom 18. Februar 1856 hat daher das gerade Gegentheil der engliſchen Abſichten bewirkt; die Racen ſind nicht ausgeglichen, ſondern aufgeregt worden, anſtatt der

Vereinerleiung iſt die ſchroffſte Sonderung eingetreten, nicht nur zwiſchen Chriſten und Moslim, ſondern auch unter den chriſtlichen Nationalitäten ſelbſt, und die Türken gedenken ſo wenig ihre politiſchen Vorrechte aufzugeben, daß ſie vielmehr entſchloſſen ſind, bei denſelben zu ſiegen oder zu ſterben.

Syrien hat den furchtbar blutigen Beweis geliefert, daß der Islam nicht ſo leichthin von ſeiner Herrſcherrolle abdanken wird, und daß die franzöſiſchen Miſſionäre gut berichtet waren, wenn ſie ſchon ſeit neun Jahren vor den heimlichen Rüſtungen warnten, womit ſich die ganze muhamedaniſche Welt auf eine entſcheidende Stunde vorbereite. Vor zwei Jahren ſollen auch nach Südrußland türkiſche Mullahs gekommen ſeyn, um unter den dortigen Muhamedanern die Loſung auszutheilen, und Thatſache iſt es, daß ſeitdem die Tartaren zu Tauſenden und Tauſenden ihre alten Sitze unter ruſſiſchem Scepter verlaſſen haben und nach den europäiſchen oder kleinaſiatiſchen Provinzen des Sultans ziehen. Sie geben nicht etwa einen Druck von Seite der ruſſiſchen Regieruug oder ſchwere Steuerlaſt als die Urſache ihrer Auswanderung an, ſondern bloß die Furcht vor dem Chriſtenthum, das man ihnen, wie die muſelmaniſchen Propheten ſagten, bis 1861 aufzwingen werde, und die Prophezeiung, daß es jetzt Zeit ſei, ſich in die Reihen der Osmanli's zu ſtellen', da 1861 unfehlbar der Kampf gegen die Chriſten um Seyn oder Nichtſeyn des Islam losbrechen werde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die thörichte Politik Englands — freilich ſehr gegen ſeinen Willen — Oel in dieſes Feuer gegoſſen hat. Es war ihr nicht einmal genug, durch die allgemeine Tendenz der Gleichmacherei, welche aus jedem Satz des Hathumayum hervorleuchtet, den Argwohn der Moslim zu entzünden, ſondern Lord Redcliffe beſtand mit aller Gewalt darauf, daß der Hat auch noch allgemeine Religionsfreiheit verkündige. Durch die verſchmitzten Worte des Erlaſſes: „Niemand kann zum Religionswechſel gezwungen werden,"

iſt dieß wirklich geſchehen; ſie beſagen nämlich, daß das Geſetz des Koran, wornach jeder Abfall vom Islam mit dem Tode zu beſtrafen iſt, abgeſchafft ſei und einem ſolchen Apoſtaten kein Haar gekrümmt werden dürfe. Die politiſche Wirkung einer derartigen Reform war leicht vorauszuſehen, und nicht weniger die Thatſache, daß ſie dem wahrhaft chriſtlichen Intereſſe nicht den geringſten Dienſt leiſten würde. Denn ein achtungswerther Türke wird entweder unter allen Umſtänden oder gar nicht Chriſt, und mit den verdorbenen Subjekten, welche auf die Verkündung der Strafloſigkeit warteten, um ſich von dieſer oder jener Sekte kaufen zu laſſen, wird das Chriſtenthum nur geſchändet.

So iſt es denn auch in der Türkei wirklich ergangen. Die amerikaniſche Miſſion, welche ſich wie ein Polyp über den Orient geſchlungen hat, unterhält nicht weniger als 63 fremde Miſſionäre, 67 Miſſionsfrauen, 74 eingeborne Prediger, 178 Gehülfen und Lehrer — bei 1500 Communikanten im Reiche des Sultans. Aber ſie arbeitet faſt ausſchließlich an noch größerer Verwirrung der verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, und noch drei Jahre nach dem Erlaß des Hat ſpricht ſie nur von Einem bekehrten Türken, ohne den Namen zu nennen. Auch der Bericht vom Jahre vorher nennt nur Einen Türken, welcher angeblich proteſtantiſch geworden ſeyn ſoll, mit Namen, und fügt zugleich ſehr naiv bei: „Außerhalb Conſtantinopel iſt bis jetzt, ſo weit bekannt, noch kein Türk Chriſt geworden, und möglicher Weiſe wird das in vielen Jahren noch nicht vorkommen“ *). Zwar ſucht man den Mißerfolg damit zu entſchuldigen, daß die türkiſche Regierung den Abfall vom Islam zwar nicht mehr mit dem Tode, wohl aber mit Verbannung aus Conſtantinopel oder gar aus dem Lande beſtrafe; indeß preist der Miſſionär Schauffler einem der

*) Darmſt. K.-Z. vom 25. Sept. 1858.

grellſten Fälle *) gegenüber ausdrücklich die unglaublichen Fortſchritte der türkiſchen Toleranz. Zieht man nun von den ſpärlichen Erfolgen, welche wirklich berichtet werden, noch das engliſche Sprüchwort ab: „er lügt wie ein Miſſionsbericht“, und erinnert man ſich an die moslemiſche Sekte der Bektaſchi's oder türkiſchen Freimaurer **), ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß England ohne alle Noth und chriſtlichen Nutzen ſeinen Miſſions-Spekulanten die Exiſtenz der Türkei aufgeopfert hat.

Nicht nur bei den Türken iſt aber der Religionswechſel einzelner Perſonen ſehr ſchwierig und in der Regel ſogar

---

*) Darmſt. K.-Z. vom 20. Aug. 1859: „Ein muhamedaniſcher, ſehr ausgezeichneter Iman predigte neulich in einer der heiligſten Moſcheen Conſtantinopels vor einem ſehr geiſtreichen, gebildeten und ſehr zahlreichen Auditorium. Man bemerkte vorzüglich darunter wegen des ausgezeichneten Rufes dieſes Redners mehrere Studenten der Theologie. Nach der Predigt und den üblichen Gebeten nimmt er den Koran, zerkrümpelt ihn in ſeinen Händen und ruft, indem er ihn auf den Kanzelpult hinwirft, aus: dieſes Buch iſt eine Lüge, ſein ganzer Inhalt iſt nichts als Lüge! Hierauf ſteigt er von der Kanzel herab und verläßt die Moſchee. Einige Tage ſpäter empfing er die chriſtliche Taufe“. Wer das glaubt, kann weiter leſen, wie der Iman ſich in dem Verhör vor den türkiſchen Behörden ebenſo tapfer benommen habe und ſodann völlig frei ausgegangen ſei.

**) Protestan (Proteſtant), Voltèr (Voltairianer) und Framassun (Freimaurer) ſind in der Türkei identiſche Dinge. Die türkiſchen Freimaurer, welche ihren Großmeiſter in Belgrad haben und auch mit deutſchen Logen in Verbindung ſtehen, ſind, wie es ſcheint, gleichbedeutend mit der Sekte der Bektaſchi's. Das Glaubensbekenntniß der letzteren lautet: der Bauch iſt mein Gott und der Geldbeutel meine Seele. Die Türken dieſer Art tragen den anglo-amerikaniſchen Beſuchern ſtets die wärmſten Sympathien entgegen; „wir ſind alle Brüder, wir ſind alle Freimaurer“ — ſagen ſie. S. die proteſtantiſchen Ausſagen darüber Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 34, S. 1065, 1085 und Bd. 42, S. 78.

verdächtig, ſondern ebenſo auch bei den chriſtlichen Kirchen des Orients; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil überall in der Türkei die Kirche und die Nationalität nicht zwei unter ſich verſchiedene und von einander unabhängige Momente, ſondern durch die entſetzlichen Geſchicke der Völker ſo miteinander verſchmolzen und in Eins gefallen ſind, daß man die eine nicht aufgeben kann, ohne zugleich die andere zu verlieren. Als unter den Armeniern vor dreißig Jahren große Spaltungen eintraten und ein Theil mit der katholiſchen Kirche ſich vereinigte, während ein anderer proteſtantiſch wurde: da rief der Patriarch des armeniſchen Schisma den bewaffneten Arm des Sultans gegen die Diſſidenten an, nicht wie gegen kirchliche Neuerer, ſondern weil ſie ſich gegen die autonome armeniſche Nation erhoben hätten, ſomit politiſche Rebellen auch gegen die Autorität des Sultans ſelber ſeien. Aus demſelben Grunde nennt ſich ein Grieche, der zur abendländiſch katholiſchen Kirche übertritt, nicht mehr „Grieche", ſondern „Katholik", und ein von den anglo-amerikaniſchen Seelenfiſchern eingefangener Maronit würde von Niemanden mehr als Maronit betrachtet werden.

Bei der vielfach beſprochenen und doch immer noch ſehr dunkeln Bewegung unter den Bulgaren zur Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche muß vor Allem dieſes Verhältniß im Auge behalten werden. Der griechiſche Patriarch reclamirt die bulgariſchen Diſſidenten als Rebellen gegen die von den Sultanen ſeinem Stuhl verliehenen politiſchen Rechte, denn ſeitdem die Bulgaren der griechiſchen Kirche völlig einverleibt wurden (1767), zählten ſie ſtaatsrechtlich auch zur griechiſchen Nationalität, obwohl ſie ein ſlaviſcher Volksſtamm ſind, der mit dem Phanariotenthum nicht das Geringſte gemein hat. Hinwieder reclamiren die Bulgaren ſammt und ſonders ihre eigene ſlaviſche Nationalität, und wenn auch nur ein kleiner Bruchtheil von ihnen — etwa viertauſend Seelen, wie es ſcheint, von den hauptſächlich in Con-

ſtantinopel wohnenden Volksgenoſſen — ſich zur katholiſchen Kirche zurückgewendet hat, ſo verlangt doch das ganze Volk ſeine Lostrennung vom Patriarchat zu Conſtantinopel und eine eigene nationale Hierarchie. Dieſes Begehren hat Rußland zuvor mehr oder minder offen vertreten; jetzt aber, wo ſich plötzlich die Gefahr erhebt, daß eine ſpecifiſch-bulgariſche Kirche ſich mehr zu Rom als zur heiligen Synode in St. Petersburg hinneigen könnte, jetzt iſt die czariſche Diplomatie in der Herzensangſt entſchloſſen, ſogar eher noch die Unterjochungs-Pläne des phanariotiſchen Patriarchats zu unterſtützen. Man kann ſagen, daß die ganze Geheimpolitik der helleniſchen und levantiniſchen Griechen, welche die Wiedererweckung des byzantiniſchen Kaiſerthums zum Ziele hat, jetzt von der Frage abhängt, ob die Jurisdiktion ihrer ſchismatiſchen Hierarchie über die Bulgaren erhalten wird oder nicht. Rußland befindet ſich demnach in ſchwerer Klemme, denn trotz aller jura ab antiquo iſt es dem helleniſchen Byzantinismus innerlich ſpinnefeind. Andererſeits beobachtet Frankreich die lauernde Politik einer vorſichtigen aber wachſamen Zurückhaltung. Sonach iſt die bulgariſche Angelegenheit ein wahres Paradigma für die Conjugation des kranken Mannes und ſeiner muthmaßlichen Erben.

Die Bulgaren ſind ein ſehr anſehnlicher Volksſtamm, 3 Millionen in ihrer alten Heimath ſtark; im ganzen Umfange Rumeliens ſchätzt man ihre Anzahl auf fünfthalb Millionen. Die Lage ihres Landes zwiſchen der Donau und dem Balkan bis an's ſchwarze Meer iſt ſtrategiſch und politiſch höchſt wichtig; wer Bulgarien beherrſcht, beherrſcht die ganze illyriſche Halbinſel. Das Volk zeichnet ſich durch ſeine Charakterzüge vor allen benachbarten Rajahſtämmen aus; es iſt nicht wild und kriegeriſch, ſondern eher ſchmiegſam und friedfertig, aber fleißig, mäßig und ehrlich. Allen Reiſenden fällt der Abſtand auf zwiſchen dem begabten aber verſchlagenen Griechen und der treuherzigen Offenheit des Bulgaren. Dieſer letztere, ſagt

der Franzoſe Blanqui, ſei der Deutſche, jener der Italiener in der Türkei. Es begreift ſich, daß die traditionelle Politik Rußlands Bulgarien ganz beſonders im Auge behalten mußte, und ſo war es auch. Nirgends waren ſeine Agenten geſchäftiger als hier, und die jüngſten Ereigniſſe haben eben deßhalb ſo ſehr überraſcht, weil Niemand der bulgariſchen Nation einen antiruſſiſchen Gedanken zugetraut hätte. Aber das Sprüchwort ſagt: „allzu ſcharf macht ſchartig“, und die ruſſiſche Politik hat ſich hier wieder einmal an ihren eigenen Waffen geſchnitten.

In der That hat man von St. Petersburg aus die Bulgaren hauptſächlich dazu benützt, um die byzantiniſchen Kaiſerträume der Hellenen und levantiniſchen Griechen zu durchkreuzen. Letztere bilden eine ſchwache und unkriegeriſche Minorität von kaum zwei Millionen verworfener Diplomaten, feiger Handwerker und trügeriſcher Krämer, die noch dazu ohne Zuſammenhang über das ganze Reich zerſtreut ſind. Aber ihre Anſprüche, dereinſt wieder als kaiſerliches Volk an die Spitze des Orients zu treten, haben ſich in ihrem Patriarchat erhalten, indem daſſelbe nicht nur die Griechen, ſondern namentlich auch die weit zahlreicheren Slaven in Rumelien unter ſeiner kirchlich-politiſchen Botmäßigkeit behielt. Das Hauptcorps dieſer orthodoxen Slaven bilden die Bulgaren, nicht nur in dem nach ihnen benannten Lande, ſondern auch in Bosnien, der Herzegowina und den angrenzenden Provinzen. Entfallen ſie durch Herſtellung einer national-bulgariſchen Hierarchie dem griechiſchen Patriarchat, ſo iſt es nicht nur um deſſen civile Gewalt und politiſche Suprematie völlig geſchehen, ſondern auch die kirchliche Autorität der Griechen auf ein Minimum reducirt.

Man hat geſagt: dieſe Kirche habe ihres Gleichen nur am deutſchen Bund, wenn man ſich denſelben noch dazu ohne Bundestag denke; denn ſie ſei eine bloße Conföderation von zehn unter ſich unabhängigen Kirchen ohne jedes Centralor-

gan. Von Jahr zu Jahr hat ſich ſeit einem Menſchenalter die Obedienz des Patriarchats von Conſtantinopel mehr und mehr zerbröckelt. Die Rumänen in der Walachei und Moldau haben ſich nicht nur dem politiſchen Einfluß der Phanarioten gänzlich entzogen, ſondern ſie haben neueſtens dem Patriarchen auch ſeine Bezüge von den rumäniſchen Klöſtern geſperrt und verweigert, obgleich ſie andererſeits auch die ruſſiſche Kirche als ſchismatiſch und häretiſch haſſen und verachten *). Die Serben neigen mehr zu Petersburg als zu Conſtantinopel, die Montenegriner ſind förmlich zur ruſſiſchen Synode abgefallen, und es fehlt nur mehr die Trennung der Bulgaren, um die Auflöſung des „öcumeniſchen Patriarchats" vollſtändig zu machen.

Nun aber war der Pariſer Vertrag von 1856 kaum abgeſchloſſen, ſo erhob ſich unter der bulgariſchen Nation ein Sturm gegen den griechiſchen Klerus ihrer Diöceſen, welcher es allerdings unzweifelhaft machte, daß der Haß der Bulgaren gegen die Griechen noch viel ſtärker ſei als gegen die Türken. Ihre merkwürdige Petition, die damals ſo wenig verſtanden wurde, forderte vom Sultan geradezu die völlige Lostrennung vom kirchlich-politiſchen Gemeinweſen der Griechen: ſie wollten einen gebornen Bulgaren zum Patriarchen und einen andern zum Civilgouverneur wählen, letzterer ſollte „unter direkter Aufſicht der Pforte ohne andere Einmiſchung" die Provinzen regieren, die Beamten präſentiren und eine nationale Truppe commandiren, zugleich boten ſie auch dem Sultan bulgariſche und von Bulgaren befehligte Regimenter an. Man wußte ſich dieſes Auftreten der ſonſt ſo ruhigen Rajah zwiſchen dem Balkan und der Donau nicht recht zu erklären, bis das ruſſiſche Memoire von 1855 bekannt wurde, welches unter Anderm die ausdrückliche Bedingung ſtellt: „daß

*) S. die Predigt des Archimandriten Snagoano in Paris, Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 34, S. 1000.

den Wünſchen der Nationalitäten Gehör geſchenkt werde in Bezug auf die Sprache beim Gottesdienſte und die Wahl des Klerus". Jetzt war es freilich klar, daß es czariſcher Wind ſei, was die bulgariſchen Segel ſchwellte. Die Tendenz ihrer Petition ging auch in der That nicht auf Schmälerung der Machtvollkommenheit des Sultans, gegen den ſich die Bulgaren immer ſehr loyal benommen haben; hingegen wurde ſie vom Patriarchen in ſeinem Hirtenbriefe an den Erzbiſchof von Trnowa mit allem Recht als „ſchismatiſch und aufrühreriſch" zugleich verdammt.

Die Pforte ſtellte ſich auf ſeine Seite und verbot jede öffentliche Kritik über den griechiſchen Klerus. Die Bulgaren aber hörten nicht auf, ihre phanariotiſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe anzuklagen: ſie ſeien Blutſauger, die ihre Diöceſen vom Patriarchat erkauften und ſie als Spahilik's behandelten, aus welchen man möglichſt viel Geld herausſchlagen müſſe; nur für Geld übten ſie ihre amtlichen Pflichten, um Geld aber ſei ihnen Alles feil: die Sakramente und die Eheſcheidungen *), die Gerechtigkeit und die Diſpenſen; ſie ſeien roh und dumm, auch lüderlich und laſterhaft; ſie ſeien der Sprache des bulgariſchen Volkes völlig unkundig und wendeten jedes Mittel auf, um dieſelbe aus Kirche und Schule zu verbannen. Nun ſind alle dieſe Vorwürfe leider nur zu wahr, namentlich iſt der ſimoniſtiſche Scandal, wornach der Patriarch ſeine Würde von der Pforte kauft und der geiſtliche Schacher ſofort bis auf den letzten Dorfpopen hinabſteigt, im ganzen Orient ſprüchwörtlich, und die Pforte ſelbſt hat den Unfug eingeſtanden, indem ſie die Reform feſter Beſoldungen für den Klerus

*) „Um zu wiſſen" — ſagt die Deklaration der 2000 Bulgaren vom 23. Okt. v. Js. — „was die griechiſchen Biſchöfe ſind, denen man uns preisgibt, genügt es daran zu erinnern, daß mehrere derſelben in dieſem Augenblicke wegen der Verbrechen wie Nothzucht und Kindermord vor Gericht ſtehen".

zuſagte, freilich aber nicht hielt. Inzwiſchen kam es in Bulgarien bis zu Thätlichkeiten zwiſchen den ſlaviſchen Popen mit ihrem Volk und den griechiſchen Hierarchen; ſo namentlich in Grabowa und Adrianopel; auch die bosniſchen Orthodoxen erhoben ſich gegen den Metropoliten Prokopie von Sarajewo, den ſie der entſetzlichſten Laſter und Verbrechen beſchuldigten. Hier ſchon wurde die Drohung laut: man werde endlich in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren müſſen. Indeß antwortete das Patriarchat mit Anathem und Bann; obwohl auch Rußland zu Conceſſionen drängte, blieb doch die Ernennung eines bulgariſchen Biſchofs in Conſtantinopel das Aeußerſte, was zu erreichen war, und die Einführung einer nationalen Hierarchie in Bulgarien bei der Pforte zu beantragen, verweigerte der Stuhl zu Conſtantinopel auch jetzt noch, wo die ganze Nation zu Rom überzugehen drohte. Nach dem Obengeſagten wird aber dieſe Hartnäckigkeit Niemanden verwundern; denn wer vom Patriarchat den Verzicht auf die Slavenvölker fordert, fordert von den eingebildeten Erben des alten byzantiniſchen Kaiſerthums ihre Selbſtabdankung.

Bulgarien iſt ein urſprünglich katholiſches Land, im J. 870 wurde es aber in das photinianiſche Schisma verflochten, und im J. 1767 verlor es am Ende einer Kette trauriger Wechſelfälle ſein nationales Patriarchat zu Trnowa. Seitdem hat die griechiſche Kirche nichts unverſucht gelaſſen, um das verhaßte Slaventhum in Bulgarien auszurotten und das Volk völlig zu gräciſiren oder zu helleniſiren. Vor Allem entzog der Patriarch Samuel den Bulgaren ihren nationalen Ritus, den Rom ſtets heilig gehalten hatte, und oktroyirte ihnen das neugriechiſche Ritual. Selbſt das Feſt ihrer Apoſtel Cyrillus und Methodius wurde verboten und abgeſchafft. Wie die Kirchenſprache, ſo war auch aller Unterricht neugriechiſch, die Schule ſollte die bulgariſche Sprache begraben. Alle kirchlichen Würdenträger waren Griechen und kamen von Conſtantinopel, auf den eingebornen niedern Klerus ſahen ſie verächtlich herab,

und anſtatt ihn zu heben, ließ man den Popen von dem Bauern abſichtlich nur durch etwas Leſen und Schreiben ſich unterſcheiden. Noch vor ein paar Jahren wurden ſtrenge Strafen auf den Beſitz von Büchern oder Zeitungen in bulgariſcher oder ſerbiſcher Sprache geſetzt, und der Metropolit zu Trnowa ließ die Werke aus der Druckerei des ſchismatiſchen Patriarchen Rajacic in öſterreichiſch Serbien öffentlich verbrennen. Ein Schullehrer, welcher gegen dieſen Vandalismus proteſtirte, wurde in's Gefängniß geworfen. Mit beſonders grauſamem Eifer verfolgte das Phanariotenthum die Dokumente der bulgariſchen Geſchichte; man nennt einen Peter Slaveko, der über dreißig koſtbare Handſchriften dem Feuer überliefert, und einen Erzbiſchof Hilarion von Kreta, der den Reſt zerſtört habe*). So ſchien das Werk bis zur Zeit vor dreißig Jahren wirklich zu gelingen und kein bulgariſches Volksthum mehr zu exiſtiren.

Da brach plötzlich eine ganz entgegengeſetzte Strömung über Bulgarien herein, nämlich die panſlaviſtiſche Propaganda Rußlands. Sie erweckte nun Alles wieder zum Leben, was die Griechen mühſam begraben hatten, und ihr allein hat das Patriarchat ſeine verzweifelte Stellung zu den Bulgaren zu danken. Ein ruſſiſcher Arzt aus Moskau, Yuri Wenelin, der Verfaſſer des 1830 erſchienenen Buches: „Die alten und neuen Bulgaren", eröffnete die Reihenfolge der ruſſiſchen Agenten. Auf Koſten Rußlands wurde eine große Zahl junger Bulgaren zu Kiew, Moskau und St. Petersburg erzogen, bulgariſche Kirchen und Klöſter bekamen unentgeldlich die in Rußland gedruckten liturgiſchen Bücher, ſowie die nöthigen Kirchenbilder zugeſchickt, und was dergleichen Hebel des czariſchen Einfluſſes mehr waren, wie ſie von der panſlaviſtiſchen Politik in den öſterreichiſchen und den Pfortenländern aufgeboten zu werden pflegten. 1840 gründeten die Ruſſen auch

*) Le Correspondant 25. Nov. 1860 p. 404 ss.; vgl. Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 38, S. 844 ff.

ein eigenes Tagsblatt für Bulgarien, dem ſie ſpäter noch ein Monats-Journal beifügten. Am Ende aller dieſer Beſtrebungen ſahen ſie, daß ihnen die Aufweckung des Nationalgefühls nur allzu gut gerathen war, indem ihr eigenes Werk ihren Händen entwiſchte und ihnen über den Kopf wuchs. Schon im J. 1856 war alle ihre Mühe, Geld und Verſprechungen nicht im Stande, die Gründung einer vom Einfluß Rußlands unabhängigen Zeitung zu Siſtowo zu hintertreiben; nicht nur daß das Blatt erſchien, ſondern bald darauf ging auch ihr eigenes Organ an Abonnentenmangel ein. Und was hier im Kleinen geſchah, mußte Rußland mit der Agitation gegen die griechiſche Hierarchie im Großen erfahren: ein bulgariſches National-Patriarchat in vollkommener Abhängigkeit von St. Petersburg meinte man, und jetzt droht am Ende gar eine Wiedervereinigung der bulgariſchen Nation mit Rom daraus zu werden.

Wundern darf man ſich über derlei raſche Wechſel bei den türkiſchen Rajah-Stämmen nicht. Sie alle beſitzen nämlich — ihre einzige Wohlthat in unbeſchreiblichem Elend — ein ſicheres Verſteck für die volksthümliche Eigenheit in der unverkümmerten Autonomie ihres Gemeindeweſens. Die ſlaviſche Gemeinde iſt wie ein Schneckenhaus, in das ſie bei üblem Wetter ſich zurückziehen und aus dem ſie beim Sonnenſchein wieder hervorgehen. Jenes hatten die Griechen in Bulgarien gemacht, dieſen die Ruſſen. Dort war die bulgariſche Sprache aus Kirche und Schule verdrängt, jetzt iſt in wenigen Jahren das Neugriechiſche aus den Schulen vertrieben, das bulgariſche Alphabet feſtgeſtellt, Sprachlehren gedruckt, die Bibel in's Bulgariſche überſetzt, die nationale Kirchenſprache wenigſtens zum Theil zurückerobert.

Die Griechen ſind wüthend über dieſe Machinationen des Ruſſenthums, und es wird ſogar behauptet, daß die rechten Byzantiner zwar mit tiefem Schmerz auf die neue Zerreißung ihrer Kirche und den unabwendbaren Abfall von mehr als vier Millionen Seelen von deren geiſtlich-politiſcher Jurisdik-

tion hinblickten, daß ſie aber doch die Bulgaren noch viel lieber den geiſtlichen Primat Roms als den politiſchen Primat von St. Petersburg umfaſſen ſehen würden. Denn ſie täuſchten ſich darüber nicht, daß keine andere Macht mehr als Rußland der Conſolidirung eines neuen Griechenreichs mit der Hauptſtadt Byzanz (einer Erweiterung der „griechiſchen Mißregierung“ wie Czar Nikolaus ſagte) feindlich entgegentreten würde*). In der That muß man die ſchon ſeit 1854 zwiſchen dem helleniſchen wie außerhelleniſchen Griechenthum und den Ruſſen eingetretene und täglich geſteigerte Verſtimmung ſehr wohl in jede orientaliſche Rechnung bringen. Das Patriarchat mag es um ſo mehr lieber auf das Aeußerſte ankommen laſſen, ehe es bei der Pforte auf Verleihung einer nationalen Hierarchie an die Bulgaren anträgt.

So ſteht aber jetzt die Frage. Nicht die ganze bulgariſche Nation, wie man namentlich aus den ſanguiniſchen Berichten franzöſiſcher Zeitungen ſchließen könnte, iſt zur katholiſchen Union übergetreten, ſondern nur einige tauſend Bulgaren in Conſtantinopel haben den entſcheidenden Schritt gethan, die andern drohen erſt mit demſelben, wenn man ihre national-kirchlichen Wünſche nicht erfülle. Selbſt die franzöſiſchen Correſpondenten beklagen ſich, daß die Bulgaren von Natur aus timid ſeien und ſich immer wieder leicht einſchüchtern ließen. Aber auch abgeſehen davon, iſt der Eintritt einer ganzen Nation in eine neue Kirchengemeinſchaft (wie wir oben genugſam nachgewieſen) in der Türkei ein ſehr ſchweres Werk, da es ſich nicht um einen bloßen Kirchenwechſel, ſondern um Bruch und Wiedergeburt der ganzen politiſchen Exiſtenz handelt. Man kann ſagen, daß eine ſolche Veränderung ohne die Hebammendienſte einer fremden Großmacht bei den eigenthümlichen Verhältniſſen der Türkei geradezu unmöglich ſei. Nun aber thut Oeſter-

*) Brüſſeler Univerſel vom 1. Dec. 1860.

reich, obgleich es faſt an der Grenze liegt, in ſolchen Angelegenheiten niemals etwas, auch erwartet im ganzen Orient keine Seele einen geſunden oder energiſchen Gedanken von der Wiener Diplomatie Somit bliebe allein Frankreich übrig. Nun aber ſind alle franzöſiſch-katholiſchen Organe voll von Klagen über die kalte Gleichgültigkeit, womit die Pariſer Diplomatie auf die bulgariſche Frage ſchaue. Sie hoffen zwar, der Eifer werde noch kommen wie vor dreißig Jahren, als über die ſich unirenden Armenier eine blutige Verfolgung losbrechen ſollte; aber ſie getrauen ſich nicht zu geſtehen, daß der Napoleonide zur Zeit um keinen Preis ſein heimliches Spiel mit Rußland ſich verderben will. Daher müſſen die Bulgaren verlaſſen bleiben.

Man ſieht hier ſehr klar, wie es mit der Vertretung der katholiſchen Sache in den großen Weltangelegenheiten ſteht. Hätten die Bulgaren proteſtantiſch werden wollen, wie man in London hoffte und von einem Bruchtheil der Nation beſtimmt erwartete, wie würde England ſtolzirend der Welt imponirt, ſeinen ganzen Einfluß offen eingeſetzt und ſeine unermeßlichen Geldſchleußen wagenweit geöffnet haben! Wirklich hatte ſich in der letzten Zeit ein ganzer Heuſchreckenſchwarm engliſcher und amerikaniſcher Bibliſten auf die Bulgaren geworfen, und in Rußland rechnete man wenigſtens auf die Genugthuung, eine Mehrzahl von Bulgaren zum Proteſtantismus übertreten und ſomit die Nation unheilbar verwirrt zu ſehen. Bis jetzt iſt aber nichts dergleichen hervorgetreten. Die proteſtantiſchen und die ruſſiſchen Agenten klagen einmüthig, daß ſie von den franzöſiſchen „Jeſuiten“ überflügelt worden ſeien. Dieſe ſelbſt aber wiſſen nichts von ihrem Verdienſt. Sie ſchreiben es vielmehr völlig unbefangen den in der Luft liegenden „franzöſiſchen Ideen“ und insbeſondere den — polniſchen Koſaken des Sultans zu, welche ſeit dem Krimkrieg in der Bulgarei garniſonirten und die eigentlichen Veranlaſſer

der katholiſchen Bewegung im Volke geworden ſeien*). Man wird aber ſicherer gehen, wenn man annimmt, daß bei der gewaltigen Erregtheit der Nation überhaupt die Tradition von der alten Zugehörigkeit zur katholiſchen Kirche lebhafter wieder erwacht ſei und ſchnell gezündet habe, als ſie von ein paar bulgariſchen Literaten in Conſtantinopel von Neuem gerechtfertigt wurde.

Derlei Traditionen führen nirgends mehr als im Orient ein ſtillverborgenes, aber um ſo kräftigeres Leben. Schon vor zwanzig Jahren wurde ein bulgariſcher Biſchof plötzlich abgeſetzt und bis zu ſeinem Tode auf dem Berg Athos eingeſperrt, weil er ſich an die alte Verbindung ſeiner Kirche mit dem heiligen Stuhl erinnerte. Als der apoſtoliſche Vikar Brunoni vor ein paar Semeſtern nach Salonichi kam, erſchien vor ihm eine Deputation der Bulgaren, um ihre Sehnſucht nach der Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche auszuſprechen. Kurz darauf las man, daß bei den Gebeten in den bulgariſchen Kirchen des griechiſchen Patriarchen nicht mehr erwähnt und nur für den Sultan gebetet werde. Den Bruch führte aber die Neuwahl des Patriarchen Joannikos herbei, bei welcher es trotz des erſt vor Kurzem nach langwierigem Streit vereinbarten Wahlgeſetzes, das namentlich auch die Theilnahme der Laien regelte, zu abſcheulichen Scandalen und ſelbſt zu förmlichen Prügeleien kam. Als hierauf der bulgariſche Biſchof in Conſtantinopel zur Aufwartung bei dem Neuerwählten berufen wurde, erklärten ihm die Vertreter der Nation: wenn er hingehe, dürfe er ſich in ihrer Kirche nicht mehr ſehen laſſen. Damit war der Biſchof nicht nur einverſtanden, ſondern er unterſchrieb ſelbſt mit 2000 Bulgaren und

*) So P. *Lescoeur* im Correspondant l. c. p. 412, und im Ami de la Religion 8. Nov. 1860.

ihren Prieſtern die berühmte Deklaration vom 23. Okt. 1860. In ſtarken Worten ſagen ſich hier die „Abgeordneten der bulgäriſchen Nation“ von dem „antichriſtlichen Patriarchat zu Conſtantinopel“ los, und indem ſie ihre Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche erklären, bitten ſie den Papſt, „Se. Majeſtät den Kaiſer der Franzoſen als älteſten Sohn der Kirche erſuchen zu wollen, ſich dafür bei Sr. Majeſtät dem Sultan zu verwenden, daß unſere Hierarchie von ihm als eine unabhängige anerkannt werde, und daß er uns gegen alle etwaigen Ränke von Seite der Griechen wie von jeder andern Seite in Schutz nehme“; zugleich bitten ſie um den Schutz Frankreichs, wie er den andern katholiſchen Nationen im türkiſchen Reich gewährt werde.

Man hat aber nicht gehört, daß Frankreich nur einen Finger gerührt hätte, von andern katholiſchen Mächten zu ſchweigen; hingegen ließ Rußland alle Minen ſpringen, um die Bulgaren zu begütigen und die Pforte gegen die Diſſidenten aufzuhetzen. Hierin ging die czariſche Geſandſchaft mit den Griechen Hand in Hand. Es wurden Verhaftungen unter den Bulgaren vorgenommen und ihr Kirchenbau in Galata durch Mordverſuche und Brandſtiftung geſtört. Im Schrecken kamen die Armen auf den Einfall, ſich dem übelberüchtigten Fürſten Vogorides, einem Bulgaren von Geburt, aber Phanarioten von Erziehung, weiland Kaimakam der Moldau, anzubieten: wenn er ihnen entweder ein nationales Patriarchat verſchaffen oder ſelbſt zur Union mit Rom übergehen wolle. Vogorides wäre wohl gerne bulgariſcher Kaimakam, die Bedingung fand er aber zu ſchwierig. Indeß kam die Bewegung wieder in Gang; am 30. Dec. fand die feierliche Ablegung des Unions-Aktes vor Anton Haſſun, dem Erzbiſchof der unirten Armenier, ſtatt und im Jänner 1861 zählte man von den 35,000 Bulgaren in Conſtantinopel 4000 Unirte, mit der Bemerkung, daß dieſe Zahl bald auf das Doppelte ſteigen werde und die katholiſche Kirche alle Ausſicht habe, mehr als

drei Viertheile der ganzen Nation zu gewinnen. Ein päpſtliches Breve vom 21. Jan. beſtätigt die zur Einheit Zurückgekehrten bei ihren Riten, Weihen und Würden; als die Führer ihres Klerus werden in den Verhandlungen die Archimandriten Macaria und Joſeph genannt, nicht aber der bulgariſche Biſchof, welcher ſomit zurückgeblieben iſt. Ueber den Zuſtand in Bulgarien ſelbſt hat unſeres Wiſſens nichts Näheres mehr verlautet.

Dieſe kirchlichen Wehen Bulgariens ſind auch dann höchſt intereſſant und von großer Tragweite, wenn nur ein kleinerer Bruchtheil des Volkes ſich als katholiſche Nation der Bulgaren conſtituirt. Bei den gewaltigen Erſchütterungen, welche nicht nur dem griechiſchen, ſondern auch dem ruſſiſchen Schisma bevorſtehen, kann Niemand ſagen, wie weit ein ſolcher Sauerteig noch um ſich greifen wird. Sollte aber wirklich das Gros der Nation zur Union übergehen, ſo wäre das ein Ereigniß von wahrhaft welthiſtoriſcher Bedeutung, der merkwürdigſte Fingerzeig und ein unverhofft glücklicher Beitrag zur Löſung der orientaliſchen Frage. Denn unwiderſprechlicher könnte der Beweis nicht mehr geliefert werden, daß jene zwiſchen der Czarengrenze und Conſtantinopel eingeſchobenen Völkerſchaften keineswegs die Mancipien Rußlands werden wollen oder werden müſſen, ſondern auf eigenen Füßen zu ſtehen fähig und geſonnen ſind, wenn man ihnen anders nur die natürliche Freiheit der Bewegung vermittelt.

Unter dieſem Geſichtspunkte geben ſich namentlich die katholiſchen Franzoſen — indem ſie bei ihrem ſanguiniſchen Temperament freilich reden, als wenn ſchon ganz Bulgarien katholiſch wäre — ihrer Regierung eindringlich zu verſtehen *).

*) Vgl. insbeſondere die Artikel des jüngern Lenormant, Sohn des berühmten Orientaliſten dieſes Namens, im Ami de la Religion 29. Dec. 1860 u. 10. Jan. 1861.

Ein mit Rom vereinigtes Bulgarien wäre die definitive Vernichtung der traditionellen Politik Rußlands in der Türkei, der Tod des Panſlavismus wie des Panhellenismus. Im ſtrengſten Gegenſatz zu der panſlaviſtiſchen Propaganda Rußlands, welche Europa ſeit einem Menſchenalter im begründetſten Schrecken erhalten hat, wäre es der Angelpunkt und Kryſtalliſationskern eines wohlberechtigten S l a v i s m u s oder vielmehr Südſlavismus, mit welchem nur das Czarthum nicht rechnen könnte, ſonſt aber alle Mächte, auch Oeſterreich nicht ausgenommen, ſich beſtens zu vertragen vermöchten. Wäre Bulgarien im J. 1853 katholiſch geweſen, oder hätten ſich nur dieſelben Symptome geiſtiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit wie heute bei dieſem Volke gezeigt, ſo hätte ſich Czar Nikolaus jene ſchismatiſch-panſlaviſtiſchen Spekulationen, welche er dem Lord Seymour in ſo naiver Weiſe offenbarte, aus dem Sinne ſchlagen müſſen, der traurige Krimkrieg wäre unterblieben, und ſtatt des unglücklichen Hathumayum hätte eine Organiſation vorgenommen werden müſſen, welche die orientaliſche Frage in die rechte Bahn ihrer Löſung gebracht haben würde. So viel liegt an der geiſtigen Arbeit der Bulgaren!

---

Schon vor zwanzig Jahren hat die altruſſiſche Partei durch das Organ Pogodin's darauf gedrungen, Rußland müſſe im engſten Bunde mit Frankreich eine Reform der Karte Europas von der Türkei aus durchſetzen, und um die Slaven des Südens zu gewinnen, die deutſchen Mächte aber in die desperateſte Lage zu bringen, dürfe es ſogar nicht anſtehen, das Königreich Polen wiederherzuſtellen. Czar Nikolaus ſelbſt war bereits den Verſuchungen einer ſolchen Politik unterlegen, als er im Jahre 1828 mit Karl X. von Frankreich unterhandelte, und für die freie Hand

Rußlands in der Türkei den Franzoſen das linke Rheinufer und Belgien anbot.

Die Warſchauer Conferenz vom vorigen Jahre hat derlei Combinationen ſicher nicht unmöglich gemacht. Aber Rußland iſt trotzdem im Orient heutzutage nicht mehr halb ſo gefährlich wie vor ſechs Jahren, aus dem einfachen Grunde, weil ſich, wie wir gezeigt haben, die polniſchen Stellungen auch ſüdlich von der Donau über alles Erwarten feſtzuſetzen und zu mehren vermochten. Wir ſchließen daraus, daß die Furcht vor Rußland zur Zeit kein Grund mehr ſeyn kann, die Löſung der orientaliſchen Frage zu verwehren.

Nur das egoiſtiſche Intereſſe der Engländer ſtemmt ſich unter allen Umſtänden entgegen. Das alte Recht in der Chriſtenheit haben ſie nicht nur preisgegeben, ſie haben es mit blutigem Hohn unter die Füße getreten; aber das alte Unrecht des Großtürken ſoll man ihnen um jeden Preis vertheidigen helfen! „Der Orient“, ſagte jüngſt die Times, „hat ſtets einen entſittlichenden Einfluß auf unſere Politik geübt“. Ein ebenſo wahres als naives Geſtändniß, und es iſt nur zu hoffen, daß das engliſche Gift endlich ſeine anſteckende Kraft verloren hat. Das europäiſche Gleichgewicht war nur der ſchaale Vorwand für die ſchmutzige Selbſtſucht Englands, und es iſt ein Verdienſt des Napoleonismus, daß er dieſem Trugſpiel ein Ende gemacht hat; all der nichtswürdige Conſervatismus, deſſen ſelbſtmörderiſche Feigheiten unſere Zeit mit anſehen muß, hat ſeine Herzwurzeln im Harem des Sultans gehabt.

Um den Papſt iſt uns nicht bange, aber bange wäre uns um die Macht, welche in dem beginnenden Säkular-Kampf, zu dem der Schächer in Turin bloß die Ouvertüre geſpielt hat, auf Englands Seite zu treten vermöchte. Bereits wird aus den italieniſchen Stechpalmen die Strafruthe gebunden für jene verruchte Krämerpolitik, die nicht etwa in der Lügenkunſt eines ephemeren Imperators begründet iſt, ſondern in dem moraliſchen Verderben der Nation ſelber. England iſt — prüfe man nur ſein ganzes politiſches Gebahren! — weſentlich anti-ſocial geworden;

keine andere Macht außer Garibaldi und Mazzini kann einen redlichen Bund mit ihm eingehen, denn es iſt keine Gemeinſamkeit mit England mehr möglich als die der abſoluten Geſetz- und Rechtsloſigkeit.

Das arme Deutſchland ſieht ſich auf ſolche Stützen angewieſen, weil es ſich ſelber definitiv verloren hat. Alles was die nächſte Zeit über die Welt bringen wird, Gutes und Böſes, wird an den Deutſchen hinausgehen; in Paris gibt man ſich ordentlich Mühe, ihnen mit Holzſchlegeln einzubläuen, daß ſie die Koſten der italieniſchen Frage bezahlen, daß ſie die Compenſationen der orientaliſchen Löſung aus ihrer eigenen Haut herausſchneiden werden. Was thut aber das geprieſene Zukunftsvolk der Deutſchen? Sie ſchwätzen und diſputiren, als ſäße die ganze Menſchheit im tiefſten Frieden, und wo es kein Concordat zu ruiniren, keine barmherzige Schweſter zu hetzen gibt, da balgen ſich die modernen Abderiten um den kurheſſiſchen Eſelsſchatten. Eine Freiheit, die man nur ſo und nicht anders zu benützen verſteht, iſt reif für die napoleoniſche Zucht!

Den 26. März 1861.

# XXX.

## Die römiſche Frage in den franzöſiſchen Kammern.

### II.

Die Thronrede vom 4. Febr. ſprach es aus, daß Frankreich ſein Recht da aufrecht halte, wo es unbeſtreitbar, ſeine Ehre da vertheidige, wo ſie angegriffen, ſeine Unterſtützung da gewähre, wo ſie zu Gunſten einer gerechten Sache angerufen ſei. Nun hatte ſowohl der Präſident der Republik von 1848 als der Imperator von 1852 die Aufrechthaltung der Integrität des Kirchenſtaates bis 1860 zu wiederholtenmalen für eine durchaus gerechte und heilige Sache erklärt, ſeine Unterſtützung war mehrmals angerufen, ja durch einen ungerechtfertigten Angriff im September vor. Jrs. auf den von ihm Beſchützten war Frankreichs Ehre und Protektorat in hohem Grade compromittirt und eben dieſe Eigenſchaft als Schutzmacht gab ihm ein unbeſtreitbares Recht, den frechen Ueberfall zurückzuſchlagen oder ſeine Folgen wieder gut zu machen. Alſo — Doch welche Conſequenz zieht die Thronrede? Gilt der Oberſatz etwa nicht für Rom? Iſt das etwa die Folgerung aus demſelben, daß die in Syrien und China mit be-

waffneter Intervention vertheidigten katholiſchen Intereſſen zu Rom in der Vermehrung der für die Sicherheit des heiligen Vaters beſtimmten Garniſon ihren Schutz finden, die jedes Unrecht an ihrem Schützling ungeſtraft verüben läßt, deren Einfluß derſelbe bleibt, mag ſie zehntauſend oder dreißigtauſend Mann zählen, deren eigentlicher Zweck ſo Vielen als ein Räthſel erſcheint?

So fragten ſich die franzöſiſchen Katholiken und in der Sitzung des Senates vom 28. Februar erhob ſich zuerſt der ſonſt als erkaufter Bonapartiſt betrachtete Marquis de la Rocheſaquelein, um die italieniſche Politik des Tuilerienkabinets einer ernſten Kritik zu unterziehen, wozu er ſchon früher in einer Broſchüre *), obſchon noch ziemlich ſchüchtern, den erſten Anlauf genommen. Den lebhafteſten Widerſpruch erregte ſeine Berufung auf den früheren franzöſiſchen Geſandten in Rom Rayneval, der die Anſichten ſeiner Regierung bezüglich der dort einzuführenden Reformen nicht in Allem getheilt und ſeinen eigenen Inſpirationen folgend den Widerſtand des päpſtlichen Hofes öfter gebilligt habe. Wohl beſtritten Thouvenel, Walewski und der Prinz Napoleon dieſe Thatſache, die der Redner auch der miniſteriellen Autorität, ſowie dem Ordnungsrufe des Präſidenten Troplong gegenüber aufrecht hielt; aber die längſt veröffentlichte Depeſche jenes verſtorbenen Diplomaten vom 14. Mai 1856, deren Aechtheit trotz aller officiellen Abläugnung feſtſteht, gibt der Behauptung eine bedeutende Stütze und man begreift nur zu gut, wie unbequem der napoleoniſchen Politik die von einem loyalen und gewiſſenhaften Staatsmann auf das ſardiniſche März-Memorandum ertheilte indirekte Antwort werden mußte, die eines ihrer vorzüglichſten Argumente und Agitationsmittel ihr zu entreißen ſchien. Auf dieſe Depeſche berief ſich auch der Redner in der

*) La politique nationale et le droit des gens. Paris 1860.

folgenden Sitzung, in der er ſich gegen den officiellen Kammerbericht zu reclamiren genöthigt ſah, in dem man ſeinen Worten den Sinn eines Angriffs auf den verſtorbenen Geſandten zu geben bemüht geweſen war, wie denn überhaupt die Protokolle mit vieler Willkür redigirt wurden.

Baron Heeckeren, ſonſt im Geruche eines eifrigen Bonapartiſten, äußerte ſich über die politiſche Seite der römiſchen Frage und den Charakter der italieniſchen Revolution. In Betreff der erſteren bemerkte er unter Hinweis auf Pius VII in Fontainebleau, daß der Verluſt der zeitlichen Herrſchaft auch eine Schwächung der geiſtlichen Gewalt des Papſtes involvire, die unmöglich im Intereſſe Frankreichs liege, weßhalb auch alle franzöſiſchen Staatsmänner, Caſimir Perrier, Broglie, Guizot, Thiers, O. Barrot für die Erhaltung der päpſtlichen Souverainetät ſich ausgeſprochen. Die italieniſche Revolution und das aggreſſive Vorgehen Piemonts bezeichnet er als verurtheilt von Napoleon III. und gebrandmarkt durch die eigenen allbekannten Thaten und drückt den Wunſch aus, der Senat ſolle in beſtimmten Ausdrücken ſeine Hoffnungen für die Zukunft und ſeinen Tadel für das in Italien Geſchehene kundgeben.

Da erhebt ſich der ehemalige Polizeipräfekt Pietri, eines der willigſten Werkzeuge des Napoleonismus, nicht um die Vorredner zu widerlegen, ſondern um die kaiſerliche Politik zu verherrlichen, den König Franz und den heiligen Vater zu inſultiren, dieſe ganz mit den Motiven von La Guerronnière wegen Undank und Starrſinn in den Anklageſtand zu verſetzen, ohne etwas Neues hinzuzufügen, als den Ingrimm über die den von Napoleon ernannten Biſchöfen verweigerte kanoniſche Inſtitution, worin er eine neue Art von Interdikt erkennen zu müſſen glaubt, ſowie über herbe und beleidigende Ausdrücke, die zu Rom gefallen ſeien. Seine Rede reſumirt ſich in dem Satze: Il faut marcher avec l'Empereur. Er kam zu dem Schluſſe, die zeitliche Gewalt des Papſtes ſei un-

rettbar verloren, man müſſe ſich darauf beſchränken, ſeine geiſtliche zu retten, gleich als ob die Bannerträger des Napoleonismus oder die franzöſiſchen Bajonette den kirchlichen Primat aufrecht zu erhalten die Fähigkeit und die Beſtimmung in ſich trügen. Bei den weiteren Worten Pietri's: „Die weltliche Macht des Papſtes iſt nur eine politiſche Inſtitution, das Präſtigium ſeiner geiſtlichen Macht hängt nicht von dem Beſitze eines Stückchens Land ab; ſeit 1848 ſind es nur noch Parteimänner, die der zeitlichen Gewalt des Papſtthumes einige Bedeutung beilegen können" — entſtand in der Verſammlung großer Lärm *) und Baron Lacroſſe fragte: „Behaupten Sie etwa, daß die Entthronung des Papſtes 1848 ausgeſprochen ward?" Pietri erklärte, er habe eine Thatſache conſtatirt, nicht eine Entthronung ausgeſprochen. Ganz wie la Guerronnière erklärt, man dürfe die Sicherheit des heiligen Stuhles nicht auf die Knechtung Italiens gründen, äußerte Pietri, man müſſe ſich hüten, die Wohlthaten des bei Magenta und Solferino vergoſſenen Blutes zu verlieren, indem man Italien auf den Weg der Reaktion treibe; die Reaktion erhebe ihr Haupt, ihre Sprache ſei faktiös und der ſchlimmſten Tage würdig; und wie jener den Zweck des italieniſchen Krieges, obſchon ihn zunächſt Oeſterreichs „ungerechter Angriff" provocirt, in der Beſeitigung der „gewaltſamen Ungerechtigkeiten" von 1815 fand, ſo erklärte dieſer, Frankreich dürfe ſeinen natürlichen Alliirten Italien nicht opfern, das 300,000 Mann zu der franzöſiſchen Armee ſtoßen laſſen könne beim Eintritt des Kampfes, der zu drohen ſcheine.

In demſelben Ideenkreiſe, den er aber mit mehr cyniſcher Offenheit als ſtoiſcher Ruhe noch viel weiter verfolgte, bewegte ſich der Prinz Napoleon, der am 1. März das Wort ergriff, um gegen die zwei katholiſchen Redner den italieniſchen Krieg,

*) Légères rumeurs, ſagte aber der Moniteur.

Victor Emmanuel und das napeolonische Völkerrecht in einer von der kaiserlichen Hoheit kaum erwarteten, die Jakobinermütze und das Garibaldihemd glorificirenden Weiſe zu vertreten. In immer heftiger werdender und ſelbſt bis zu Perſönlichkeiten vorgehender Rede beklagte er ſich über den Mangel an Mäßigung in der Discuſſion, der ihn in Erſtaunen geſetzt habe, und indem er die Rede des Marquis von Larochejaquelein als das Machwerk eines „heiligen legitimiſtiſch-clerikalen Concils“ bezeichnete, das nur die von den legitimiſtiſchen Journalen und den Hirtenbriefen einiger Biſchöfe vorgebrachten Gründe reproducire, reproducirte er ſelbſt in Betreff der römiſchen Frage nur die in der Flugſchrift „Frankreich, Rom und Italien“ aufgeführten Argumente. Zwiſchen den beiden von ihm als „von gleichem Haſſe eingegeben“ bekämpften Reden, fand er einen grellen Widerſpruch, weil die eine in Anſehung des Hauptgedankens für, die andere wegen ungenügender Faſſung deſſelben Gedankens gegen die Adreſſe auftrat. Dieſe Angriffe dienten nach der Anſchauung Sr. Hoheit den Angegriffenen zur Ehre und die Antwort ſollte der liberalen Meinung in Europa, dem italieniſchen Patriotismus, den zweimalhunderttauſend Soldaten, die mit dem Kaiſer an der Spitze in Italien gekämpft, überlaſſen bleiben. Unter heftigen Ausfällen auf die Bourbonen und ihre Anhänger, ſowie auf Oeſterreich, das den (bekanntlich von des Prinzen Schwiegervater ſo gewiſſenhaft erfüllten) Vertrag von Villafranca nicht gehalten*), auf die Verträge von 1815, die den Fuß auf Frankreichs Nacken geſetzt und von denen allein (!) das Recht der Bourbonen auf Neapel, der Oeſterreicher auf Toscana und die Souverainetät des Papſtes hergeleitet zu werden ſcheint,

---

*) Die Anklage in Betreff der ungariſchen Legionäre wird durch die kürzlich von der „Donauzeitung“ veröffentlichten drei Depeſchen in der Hauptſache widerlegt.

wirſt der Prinz allen legitimen Regierungen den Fehdehandſchuh hin, verhöhnt deren Theilnahmsloſigkeit und Schwäche gegenüber der Belagerung von Gaeta *) und kündigt an, daß das neue Völkerrecht, das Napoleon III. inaugurirt, ſeinen Siegeslauf durch die Welt nehmen und, wie er emphatiſch wiederholt, die Karte von Europa reformiren wird.

Nach dieſen unzweideutigen Erklärungen konnte das Folgende kein Staunen mehr erregen, lehrreich war es aber im höchſten Grade. Der Prinz diſtinguirt zwiſchen Mitleid (pitié) und Sympathie; erſteres habe der Kaiſer, namentlich in dem mit Applaus begleiteten Paſſus der Thronrede über Franz II. dem entthronten Fürſten geweiht, letztere gehöre der glorreichen italieniſchen Sache. Se. k. Hoheit behauptet, daß der italieniſche Krieg von 1859 in Frankreich überaus populär geweſen, daß die italieniſche Einheit für Frankreich, welches das Centrum aller ſecundären Marinen werden müſſe, ebenſo vortheilhaft als die Allianz mit England, die Conföderation dagegen ein unglücklicher, nicht mit wahrem Ernſt ergriffener Gedanke, die Einverleibung von Nizza und Savoyen eine der größten Thaten des Jahrhunderts ſei. Wahrlich ein reicher Stoff zu Betrachtungen für den Senat. War die Unification Italiens mit der königlichen Reſidenz in Rom, wie der Prinz andeutet, ſchon von Anfang an beſchloſſen, was waren dann die feierlichen Verſprechungen, wie ſie 1859 vom Präſidenten des Staatsraths den Deputirten, vom Cultusminiſter den Biſchöfen, von Napoleon III. ſelbſt in ſeinen Erklärungen und abermals am 12. April 1860 durch Herrn Baroche zu Gunſten der Aufrechthaltung der päpſtlichen Souverainetät gegeben worden waren? Hatten dann diejenigen ſo ſchweres Unrecht, „die der Erinnerung an die durch das Schwert Frankreichs

*) Bezüglich der in Gaeta befindlichen Geſandten iſt dem Prinzen grobe Unwahrheit nachgewieſen.

vollzogene Errettung des Papſtthums die ſchmerzlichen Erinnerungen an Savona und Fontainebleau beimiſchten", wie Herr de la Guerronnière ihnen vorwirft? Und wenn die Conföderation ein unglücklicher, nicht ernſt gemeinter Gedanke war, der Niemanden befriedigte: hatte der römiſche Stuhl, weil er gar nicht oder doch nur mit Bedingungen und Vorbehalten darauf eingehen wollte, ſo ſchwer gefehlt, wie die Aeußerungen der franzöſiſchen Staatsmänner behaupteten?

Um noch mehr die legitimen Souveraine zu verhöhnen und den Papſt als verlaſſen von aller Welt darzuſtellen, beruft ſich Prinz Napoleon, zunächſt um ſeinen Schwiegervater zu vertheidigen, auch darauf, daß König Franz II. ganz wie jener über die Legationen, ſo über die Marken und Umbrien ein päpſtliches Vikariat für ſich beanſprucht und zur Bedingung ſeines Beiſtandes gemacht habe; aber er hat nicht beigefügt, unter welchem Miniſterium und unter welchen dominirenden Einflüſſen dieſes geſchah, noch berückſichtigt, daß das von denſelben Staatsmännern ausging, die in Turin um eine Allianz betteln ließen, die ſo ſchnöde zurückgewieſen ward. Aber nicht bloß Neapel, nein, alle katholiſchen Mächte ſprachen ſich bereits 1860 gegen den hartnäckigen Papſt aus; der Prinz kann es an der Hand Laguerronnière's aus Aktenſtücken beweiſen. Von Oeſterreich freilich wußte dieſer nichts Anderes anzuführen, als die Worte des Herrn von Thouvenel an Marquis Mouſtier vom 23. April vorigen Jahres: „Ich hege das Vertrauen, daß es uns leicht wäre, uns mit dem Wiener Hofe zu verſtändigen", während Rechbergs Depeſche an den Fürſten Metternich vom 17. Februar doch eine nicht unerhebliche Verſchiedenheit des beiderſeitigen Standpunkts conſtatirt. Deſto wichtiger ſind aber die Aeußerungen der Miniſter von Liſſabon und Madrid, von denen Hr. Caſal Ribeiro ſich dahin ausſprach, da der Papſt die Zugeſtändniſſe von ſich weiſe, müſſe man die Dinge eben ihren Gang gehen laſſen, Hr. Col-

lantes aber die Hartnäckigkeit des Papſtes, der die Lehren von 1848 vergeſſen, anerkannt und die franzöſiſchen Vorſchläge als das einzige Mittel bezeichnet habe, den Reſt der päpſtlichen Souverainetät zu retten. Das Alles berichteten franzöſiſche Diplomaten*). Zwar hat der ſpaniſche Miniſter des Aeußeren, von Hrn. Caſtro interpellirt, auf das Beſtimmteſte erklärt, daß er die in der Depeſche des Hrn. Barrot vom 2. April 1860 ihm in den Mund gelegten beleidigenden Worte gegen den heiligen Vater nie gebraucht, und noch ſpäter, am 7. März 1861, als er die Rede der kaiſerlichen Hoheit geleſen, hat Collantes die weltliche Souverainetät des Papſtes energiſch gegen den prinzlichen Löſungsvorſchlag vertheidigt; aber Prinz Napoleon erklärte auf die Bemerkung des Hrn. de Larochejaquelein kategoriſch: das Wort eines kaiſerlich-franzöſiſchen Geſandten laſſe kein Dementi zu, und flocht ſo einen neuen Lorbeerkranz um das Haupt der napoleoniſchen Diplomatie, der die Lorbeern des Herzogs von Grammont noch nicht genügen.

Nachdem der rothe Prinz die alten Kämpfe Heinrichs IV., Ludwigs XIV. und Napoleons I. mit den Päpſten hervorgeſucht und die Päpſte angeklagt, daß ſie ſtets nur Zeitliches geſucht, nie etwas Geiſtliches verlangt, Pius VII. bei der Kaiſerkrönung nur die Rückgabe der Romagna gefordert, während er bald darauf ſelber anführt, daß er auch die Beſtätigung der Erklärung Ludwigs XIV. von 1693, mit der dieſer ſein Edikt über die gallicaniſchen Freiheiten zurücknahm, begehrt habe — kommt er endlich zur Löſung der römiſchen Frage, die ihm in der geographiſchen Lage Roms ſelber gegeben ſcheint. Rom iſt durch die Tiber in zwei Theile ge-

*) „Dieß war die Sprache der Diplomatie der katholiſchen Nationen. Wien, Neapel, Madrid und Liſſabon traten der Idee Frankreichs bei. An dieſen Höfen, die man nicht der Abhängigkeit vom franzöſiſchen Einfluſſe beſchuldigen wird, beurtheilte man die Lage ganz wie wir". La Guerronière Cap. 10.

theilt, das ſind zwei geſchiedene Städte. Die katholiſche Stadt auf dem rechten Ufer mit dem Vatikan bleibt Reſidenz des Papſtes, der eine ſpecielle Jurisdiktion, eine Garniſon und ein durch alle Mächte garantirtes Budget erhält; hier iſt das in der Broſchüre „Papſt und Congreß" geprieſene Heiligthum, die ſtille der Beſchaulichkeit gewidmete „Oaſe der Chriſtenheit". Vielleicht bricht man, um dieſes Rom noch beſchaulicher zu machen, alle Brücken ab, die es mit dem jenſeitigen Rom verbinden. Auf dem linken Tiberufer dagegen befindet ſich die italieniſche Stadt, die Reſidenz des neuen Königs von Italien, die Stadt der Erinnerungen aus der Kaiſerzeit, die Roma profana, durch den altberühmten Strom von der sacra geſchieden. Man wird, fügt der Prinz bei, das für Chimären halten, aber viele Dinge, die man Chimären nannte, ſind ſeit drei Jahren Wirklichkeit geworden!

Das wäre alſo die von uns längſt angedeutete *) Löſung, daß der Thron des Räubers neben dem des Beraubten aufgerichtet, der Tempel der Revolutionsgottheit neben den heiligſten Stätten des chriſtlichen Europa erbaut, der Papſt in einen Winkel ſeines früheren Reiches eingeengt der doppelten Sclaverei fremder Subſidien und fremder Beſatzungen überantwortet, der ihm gelaſſene Fleck der ſteten Verſuchung anheimgegeben werde, wieder ein Ganzes mit dem losgeriſſenen größeren Theile zu bilden. Und warum ſollte man dem Papſt ſpäter unter demſelben Rechtstitel, ja mit noch ſtärkerem wegen der materiellen Intereſſen der geſpaltenen Stadt,

---

*) Der Kirchenſtaat ſeit der franzöſiſchen Revolution S. 356. Auch die Opinion nationale vom 19. Oktober 1860 hat dieſe Idee präformirt. — Uebrigens hat auch in Deutſchland, noch vor dem Prinzen Plonplon, Herr Dr. Karl Haſe in Jena in ſeiner Schrift: „Der Papſt und Italien", dieſe Löſung großmüthigſt empfohlen.

A. d. R.

nicht auch noch die katholiſche Stadt entreißen, in der doch auch Italiener und nicht bloß Katholiken leben müſſen? Hat nicht auch der Vatikan ſeine Erinnerungen aus der Kaiſerzeit, und wären es auch nur die blutigen an Nero? Hat nicht die Stadt am linken Tiberufer die meiſten Katakomben, die meiſten katholiſchen Anſtalten? Und wenn die katholiſche Welt ein Recht auf St. Peter hat, hat ſie keines auf den Lateran, die alte Pfarrkirche des Papſtes, auf St. Paul und die anderen Baſiliken, die Titularkirchen der Cardinäle, die den verſchiedenen Nationen gehörigen kirchlichen Inſtitute, das Weltſeminar der Propaganda, die von Päpſten gegründete Univerſität, den von Päpſten erbauten Quirinal, auf die unzähligen großartigen Schöpfungen, die dieſe „italieniſche Stadt" enthält? Was Rom in dieſer Form werden würde, das hat der Biſchof von Orleans längſt ſo ſchön als wahr geſagt: Rom wäre nicht mehr Rom, nicht mehr die „impoſante, in ihrer Art einzige Stadt der Welt, die da groß war ohne irdiſche Macht, glänzend ohne Luxus, voll wahren Lebens mitten in einer unausſprechlichen Ruhe". Hineingezogen in den Strudel der italieniſchen Demagogie und der kosmopolitiſchen Revolution zugleich, Sitz eines kriegeriſchen, eroberungsluſtigen Königs, der die Grenzlinie der Tiber in ſeiner Nähe nicht reſpektiren könnte, Sitz eines lärmenden und doch maßlos ſervilen, weil aus der Corruption hervorgegangenen Parlaments, hätte es ſeine charakteriſtiſchen Merkmale verloren, wäre nicht mehr die zweite Heimath ſo vieler Künſtler und Gelehrten, nicht mehr das ſtille Aſyl ſo vieler geſtürzten Größen, nicht mehr das freudig erſehnte Ziel ſo vieler frommer Pilger. Für das Papſtthum und ſeine weltumfaſſende Thätigkeit iſt die leoniniſche Stadt zu klein, für Victor Emmanuel und ſeine Genoſſen iſt die andere Stadt der großen Monumente viel zu groß. Und wer das Aeußere in der Haltung und das Innere im Charakter der beiden Souveraine kennt, der muß mit dem geiſtreichen Franzoſen ſagen: In der Nähe der imponirenden

Majeſtät eines Pius' IX. wäre der Re galantuomo trotz ſeines barbariſchen Ausſehens der Zwerg neben dem Rieſen, oder wie der Italiener ſich ausdrücken würde, der Affe neben dem Engel. Mindeſtens könnte der erwählte König was er ſchon in Florenz und Neapel vernehmen mußte, noch ſtärker hören: „Wie häßlich und garſtig (quanto brutto) biſt du *)"! Das nahe Zuſammenſeyn zweier ſolchen Souveraine würde nicht bloß dem Einen bald unerträglich ſeyn.

Unbeſchreiblich war die Senſation dieſer für Viele überraſchenden Löſung Daß die Rede mit Autoriſation von Seite Napoleons III. gehalten ward, darüber beſteht kein Zweifel. Auch ohne die vielfach berichteten Dankesäußerungen des kaiſerlichen Vetters und ohne die bekannt gewordenen Aeußerungen Perſigny's, namentlich bei dem Vicepräſidenten des geſetzgebenden Körpers, wäre man berechtigt geweſen, die prinzliche Rede für den adäquaten Ausdruck der napoleoniſchen Politik zu nehmen und die Haltung der „antwortenden" Miniſter in den folgenden Sitzungen gab dafür neue Belege. England, das den Imperator, wie die Depeſchen des Lord Ruſſel vom 13. und 24. Dec. v. Js. zeigen, ſo energiſch zur Entfernung der franzöſiſchen Flotten von Gaeta und zur Beſeitigung jeder Unterſtützung für Franz II. zu beſtimmen ſuchte, drang noch mehr auf die Entfernung der Franzoſen von Rom. Aber Napoleon III. behielt hier wie überall ſeine Hinterthüren offen, und man ſchloß mit Recht, daß er in jedem Falle gewinne. Entweder läßt er ſeine Truppen von Rom abziehen, dann hat Piemont gewonnenes Spiel; der Papſt, der es

*) Das Comitato romano, das jetzt für drei Paoli Taglöhner zu Annexionsdemonſtrationen wirbt und die lächerlichſten Berichte in die Welt ſendet, würde wohl kaum ſolche Kundgebungen zu verſüßen im Stande ſeyn.

verſäumt hat, ſich mit ſeinem Verfolger und Räuber zu verſtändigen, iſt in die Alternative geſetzt, mit dem franzöſiſchen Heere abzuziehen oder ſich noch mehr entwürdigt zu ſehen, wenn vor ſeinen Augen die ſardiniſche Säkulariſationswuth triumphirt. Oder der Imperator mochte ſich durch die Macht des Nationalwillens der Franzoſen an der Räumung hindern laſſen, und dann behielt er in Italien eine immer erwünſchte, feſte Poſition.

Der Eindruck ſolcher Erwägungen iſt auch aus den nachfolgenden Debatten erſichtlich. In der Sitzung vom 2. März proteſtirte Cardinal Mathieu, zunächſt an Pietri's Philippika anknüpfend, in ebenſo gediegener als ruhiger Rede gegen die Unterſtellung, als ſeien die lebhaften Manifeſtationen zu Gunſten der päpſtlichen Souverainetät nichts als die Agitation einer kleinen politiſchen Partei *), und nebſt einigen Bemerkungen über die dem Papſte zum Vorwurf gemachte Verzögerung der Präconiſation neuernannter Biſchöfe bekämpfte er das Projekt der Vernichtung der weltlichen Macht der Päpſte zu Gunſten einer angeblichen Erhaltung der geiſtlichen. Er zeigte,

*) Sehr gut hat Biſchof Dupanloup dieſen Vorwurf zurückgewieſen. Er zeigte, daß es keine katholiſche Partei in der Politik gebe, Katholiken in allen Parteien ſeien und dieſe ſich für den Moment vereinigen, ſo oft ihr Glaube in Gefahr iſt. Montalembert und Falloux gehören nicht derſelben Partei an und beide, obſchon ohne allen Einfluß auf den römiſchen Stuhl und den franzöſiſchen Klerus, haben die Ehre, vom Hrn. Staatsrathe ganz beſonders in das Auge gefaßt zu werden. In Sachen der päpſtlichen Unabhängigkeit beſteht die „katholiſche Partei“ aus allen Cardinälen, allen Biſchöfen, allen Prieſtern, allen katholiſchen Laien, allen unabhängigen Männern von Werth, welche das hohe Intereſſe dieſer Frage zu würdigen befähigt ſind. Das iſt die „Coalition zwiſchen den Söhnen der Kreuzfahrer und den Söhnen des Voltaire“. Das Haupt dieſer ungeheuern Partei war gerade Napoleon III. ſelber, als er den Ausſpruch von der Nothwendigkeit der weltlichen Gewalt des Papſtes feierlich proclamirte.

wie viel Rom bei dieſem Projekte verliere; wie die Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes im höchſten Grade gefährdet, die kirchliche Centralregierung, verſchiedener Organe und Behörden benöthigt, täglich und ſtündlich allen Arten von Verlegenheiten und Conflikten preisgegeben, ihre geſicherte Stellung mindeſtens bei jedem Papſtwechſel von neuen Abſtimmungen der Kammern in Paris, Madrid, Liſſabon und in Italien abhängig gemacht, der heilige Vater leicht einer Behandlung ausgeſetzt ſei, wie ſie anderen mißliebigen Gläubigern widerfahre. Was die beleidigenden Aeußerungen betreffe, die in Rom über Frankreich laut geworden ſeyn ſollen, ſo geſtehe der Herzog von Grammont ſelbſt ein, daß Cardinal Antonelli trotz aller Verſchiedenheit der Anſichten ihm ſtets mit der größten Artigkeit und Delikateſſe begegne; handle es ſich um Aeußerungen im Geheimen und in Vorzimmern, ſo müſſe man weiſe genug ſeyn, um nicht vor den Thüren zu lauſchen, und genug hochherzig, um Ueberbringer erlauſchter Nachrichten von ſich zu weiſen. Indem der Cardinal, bei den letzteren Worten mit Applaus unterbrochen, zu der Rede des Prinzen Napoleon übergeht, würdigt er die italieniſchen Ereigniſſe*) nach den Principien des bisher allgemein und auch

*) Guizot ſagte in ſeiner akademiſchen Rede bei der Aufnahme des P. Lacordaire: „Das Schauſpiel, dem wir eben zuſchauen, iſt nicht neu; ſchon vor mehr als einem halben Jahrhundert ſahen wir Italien den Stürmen, Einfällen und ähnlichem Umſturz preisgegeben, wie ſie ſich heute zeigen; aber damals erſchienen ſie wenigſtens in ihrem wahren Charakter und unter ihrer wahren Geſtalt. Ein Mann, der ſich eines großen populären Rufs erfreut und den die Liberalen ihren Schriftſteller nennen, hat ſie als Geiſt der Uſurpation, der Eroberung gekennzeichnet; er ſchrieb unter dieſem Titel ein Buch, ſie zu brandmarken. Verdienen dieſelben Thaten nicht mehr den gleichen Namen? Haben ſie ihr Weſen geändert, weil es nicht mehr Frankreich iſt, das ſie offen ausübt auf eigene Rechnung und ſich die Früchte davon aneignet“?

von den Italienern bis zur Gegenwart herab anerkannten, von Grotius, Puſendorf, Wolff und Vattel vorgetragenen Völkerrechts, und beleuchtet namentlich die Theorie von der Nicht-Intervention, die Frankreich und England proclamirten, ohne in der Praxis ihr treu zu bleiben. Im Kriege, erklärt der Cardinal, habe Frankreich für Alles geſorgt und ganz offen gehandelt, in der Diplomatie ſehe man nichts als Räthſel, Verlegenheit und Unklarheit, wie es ſich nicht für Frankreich zieme, zu der man aber geſtern (in der Rede des Prinzen) den Schlüſſel erhalten. „Wir hatten bis jetzt geglaubt, daß man die Aufhebung der Verträge nicht auf gewaltthätigen oder hinterliſtigen Wegen ſuchen müſſe; wir hatten geglaubt, daß der Wille, Italien beizuſtehen, nicht deſſen Unification durch Abſorption aller Fürſtenthümer in Eines zum Zwecke habe; wir hatten geglaubt, daß die zeitliche Gewalt des Papſtes, verbürgt durch ſo viele Verheißungen, ein aufrichtig gewolltes Ziel war; wir hatten geglaubt, daß Rom die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt bleiben werde. Heute ſind alle dieſe Täuſchungen geſchwunden! Man hat ſtets die Einheit Italiens und Rom als Mittelpunkt dieſes neuen Reiches gewollt — ſomit iſt es unnütz zu ſagen, daß man den Papſt als höchſt ſtrafbar, ſtarrſinnig und undankbar darzuſtellen ſucht, damit das Werk ſich ſchneller vollende. Dieſe Geſtändniſſe haben wenigſtens das Verdienſt der Offenherzigkeit, welches die Declarationen des für das neue Reich beſtimmten Königs nicht gehabt haben“.

Der Prinz Napoleon trat, und zwar mit großem Geräuſch, erſt ein, als der Cardinal ſeine Rede beendigt und Miniſter Billault ſich anſchickte, deſſen Frage zu beantworten, ob die Rede des Prinzen den Gedanken der Regierung ausdrücke. Der Miniſter erklärte, nachdem er die kaiſerlichen Entſchließungen über die Discuſſionen im Senate glorificirt, nur die dazu beſtellten Organe könnten im Namen der Regierung reden, und von ihnen allein habe man Aufſchlüſſe über die

Abſichten derſelben zu erwarten. Dem Prinzen trat er zunächſt nur in dem Punkte entgegen, daß er den Frieden von Villafranca nicht als todtgebornes Werk betrachtet wiſſen wollte, ſondern als etwas ernſtlich Gewolltes, deſſen Ausführung durch Revolution und Reaktion verhindert worden ſei, da der Papſt ſo gut wie England den beabſichtigten Congreß zu nichte gemacht hätten *). Im Einklange mit dem Prinzen und den Hofliteraten erinnert er daran, daß auch die alten Franzoſen gute Katholiken, und doch mit dem Papſte bisweilen in Zerwürfniß waren und Napoleon III. zwei diſparate Intereſſen wahren mußte, die er nicht anders wahren konnte, als wie er gethan. Er wiederholt die alten Anklagen, Oeſterreich ſei an der Losreißung der Romagna Schuld, und Napoleons III. Fürſorge ſei durch daſſelbe, die entthronten Fürſten und die Hartnäckigkeit des Papſtes vereitelt worden; er bedauert, daß man auf den beſonnenen Plan der ſo gut gemeinten und ſo ſchlecht interpretirten Broſchüre, „Papſt und Congreß", nicht einging, und bewundert die Seelengröße Napoleons, der ſich nicht abſchrecken ließ, den Papſt ferner zu beſchützen, für den er ſo viel Liebe hegte und dem er ſogar die Gnade erwies, ihn zum Pathen für ſeinen Sohn zu wählen. Nach einer durch allzugroße Exaltation ſeines Eifers, der faſt die ganze Broſchüre von La Guerronnière in das Gefecht brachte, verurſachten Pauſe zählte er die verſchiedenen Fälle ſeit 1830 auf, in denen Frankreich nach dem goldenen Princip der Nichtintervention (oder dem Utilitätsprincip) verfahren, und ſchloß mit einer abermaligen Beräucherung der kaiſerlichen Politik, für die er die Approbation des Vollbrachten und unbe-

---

*) Nach dem Circular Cavours vom 27. Januar 1860 und einer Depeſche von Lord Cowley an Lord Ruſſel in den engliſchen Blaubüchern von 1860 war es eigentlich die Broſchüre „Le Pape et le Congrès", die den Congreß vereitelt hat.

dingtes Vertrauen in das noch zu Vollbringende beanſpruchte. Auf die Frage, ob es möglich ſei, daß die franzöſiſchen Truppen Rom verließen, hat er die Auskunft verweigert.

Nach der Rede des Grafen Suleau, der Vertrauen in den Kaiſer empfahl, aber das Theilungsprojekt des Prinzen bekämpfte, wurde von dem prinzlichen Anhang ſtürmiſch Schluß der Discuſſion verlangt, und mit Mühe erlangte in Folge einer günſtigen Abſtimmung Cardinal Donnet das Wort. Er ſprach in würdiger Faſſung ſeine Betrübniß aus über die von dem Prinzen proclamirten Grundſätze, in denen Alles auf das ſchwerſte angegriffen werde, was ihm ſtets heilig und ehrwürdig geweſen ſei: die Heiligkeit der religiöſen Macht, die Majeſtät alter Dynaſtien, die Unverletzlichkeit der Tugend und des Unglücks, die auch Napoleon I. geehrt habe. Der Prinz habe Alles, was dem römiſchen Stuhle Haß und Verachtung zuziehen zu können ſchien, aus den Regeſten der Geſchichte hervorgeſucht, ohne alle Rückſicht auf die Tugenden, die ſo vielfach an den Päpſten ſich gezeigt, auf die Dienſte, die ſie der Menſchheit, ihrer Civiliſation, den Wiſſenſchaften und Künſten geleiſtet, auf die Liberalität, mit der ſie oft den Proſcribirten der Politik und der Revolution ein Aſyl eröffnet. Als Frankreich 1852 im Schrecken vor der Anarchie das Kaiſerreich zurückgerufen, ſei es in der Hoffnung auf eine Zukunft des Friedens geſchehen; im Orient habe Napoleon III. die Aufrechthaltung der Verträge, in Rom den religiöſen Glauben des Volkes beſchützt, jetzt ſtelle gleichwohl die Revolution den Weltfrieden wieder in Frage. Piemont habe das neue in ſeinen Folgen für die Geſellſchaft unheilvolle Völkerrecht nicht nach ſpontanen Aeußerungen des Nationalbewußtſeyns, ſondern durch eine Invaſion mit bewaffneter Macht zur Geltung zu bringen geſucht; der revolutionären Demagogie habe man eine Armee, ein Budget, eine officielle Exiſtenz gegeben, um ihren Deſpotismus zu befeſtigen, und allen Dynaſtien ſei der Krieg angekündigt mittelſt des Princips der Nationalität.

Während Viele nach dem Schluß der Debatte riefen, erklärte der Staatsrathspräſident Baroche, der ſich auf die Auslaſſungen des Hrn. Billault berief, die Regierung werde das von fünf Mitgliedern eingereichte, für die weltliche Herrſchaft des Papſtes in unzweideutigen Ausdrücken eintretende Amendement zurückweiſen. So kam es zum Schluß der allgemeinen Discuſſion. In der Sitzung vom 4. März ſprach ſich Marquis de Boiſſy bei der ſpeciellen Berathung des erſten Paragraphen des Adreßentwurfs gegen die ſervilen Schmeichler, die zahlreichen Fouché's aus, die den Thron mit Chloroform umringten, und proteſtirte dagegen, daß man die Katholiken als Feinde der Dynaſtie bezeichne; ſie ſeien vielmehr weit dynaſtiſcher als jene, die den Sturz des Papſtthums verlangen. Mehrfach wurde die vage und wenig decidirte Ausdrucksweiſe des Adreßentwurfes gerügt.

Am 6. März gelangte das Amandement zur Abſtimmung. Nachdem der Senatspräſident eine Berichtigung des Admirals Romain Desfoſſés hatte annehmen müſſen und Hubert Delisle zu Gunſten der päpſtlichen Unabhängigkeit geſprochen, verlangte Graf Caſabianca ein Vertrauensvotum für die Regierung. Frankreich ſei bloß verpflichtet, Pius IX. in Rom und Civitàvecchia gegen die Revolution zu ſchützen, dürfe aber nicht das Princip der Nichtintervention verletzen, noch eine allgemeine Abſtimmung hindern. Der Papſt müſſe die Folgen ſeiner Widerſpenſtigkeit tragen, doch ſtehe ihm in Rom Frankreich ſchützend zur Seite. Schließlich erklärte er, für das Amendement ſtimmen, heiße die Regierung bekämpfen. Dagegen erhoben ſich mit dem Prinzen Murat mehrere Senatoren, und Graf Bourqueney und Barthe ſprachen zu Gunſten des Amendement. Letzterer erklärte die Einheit Italiens für eine engliſche Idee und geißelte Piemonts Attentate, das ſeit zwölf Jahren an die Erwerbung der Legation gedacht und doch dieſes Streben abgeläugnet, ja als „infam" bezeichnet, das Alles durch Trug und Hinterliſt gewann, Frankreichs Rathſchläge

verachtet und die von England befolgt. Auch der Herzog von Padua gab Hrn. Pietri eine ſcharfe Entgegnung. In ſeiner Rede vor der Abſtimmung wollte Hr. Baroche keine beſtimmte Zuſage für die Zukunft geben und betheuerte, die Regierung werde der Politik nicht untreu werden, mit der ſie bisher den heiligen Vater geſchützt; auch ſie halte die weltliche Gewalt des Papſtes für eine weſentliche Bedingung der religiöſen Unabhängigkeit, auch ſie verſtehe den fraglichen Paragraphen im Sinne dieſer Idee, und nicht nach der Auffaſſung des Hrn. Pietri. So konnte man nur durch eine faſt in identiſchen Ausdrücken abgefaßte Erklärung das Amendement beſeitigen, während ein von den Plonploniſten projektirter Zuſatz hoffnungslos zu Boden fiel. Von 140 Abſtimmenden waren bei einer abſoluten Majorität von 71 Stimmen 79 Senatoren, unter ihnen die meiſten im perſönlichen Dienſte des Hofes, gegen das von der katholiſchen Partei formulirte Amendement, die reſpektable Minorität von 61 Senatoren, worunter der Prinz Murat, der Herzog von Padua, Admiral Romain Desfoſſés, der frühere Commandant in Rom General Gémeau, General Roguet, Marſchall Reynault de St. Jean d'Angely, Leverrier, Suleau für daſſelbe. So viel Mühe die Beſeitigung gekoſtet, ſo günſtig ihm die letzte Erklärung der Regierung war: es wurde, wie vorauszuſehen war, die Abſtimmung vom Conſtitutionnel wie vom Siècle als ein glänzender Sieg ihrer Sache begrüßt.

Aeußerſt ſtürmiſch war die Sitzung vom 7. März in ihrem Anfang. Cardinal Morlot von Paris vereinigte ſich mit ſeinen Collegen und ſprach ſeine ernſten Beſorgniſſe aus. Cardinal Gouſſet von Rheims widerlegte die Anklage, daß Pius IX. ſich undankbar gezeigt; das Wort „unmöglich" ſei unfranzöſiſch, wie Napoleon I. geſagt; die Pacifikation Italiens, von der der Friede abhängig, ſei nur nach den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit zu vollbringen. General Caſtelbajac bat den Senat, die den Intereſſen des katholiſchen und monarchiſchen

Frankreichs zuwiderlaufenden, zur Republik und zum Anglikanismus führenden Grundſätze entſchieden zurückzuweiſen und die katholiſche Einheit der für Frankreich nichts weniger als ungefährlichen italieniſch-piemonteſiſchen Einheit vorzuziehen. Marſchall Canrobert verlangte Vertrauen zu Napoleon III. als dem beſten Wächter der Ehre Frankreichs und der katholiſchen Intereſſen, und darum auch Annahme der Adreſſe. Nachdem Cardinal Mathieu noch mehrere Vorwürfe gegen den heiligen Vater widerlegt, ſprach Cardinal Bonald das Vertrauen aus, daß Napoleon III. die Anſichten ſeines Vetters nicht theile und ſein gegebenes Wort einlöſe, fern von den gänzlich ungeziemenden und unpraktiſchen Vorſchlägen des Prinzen. Man erweiſe Napoleon III. keinen Dienſt, wenn man die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts in Italien mit dem in Frankreich beobachteten Verfahren in eine Linie ſtelle; in Frankreich gab es keinen legitimen Herrſcher, wie in Rom und Gaeta, den man durch Abſtimmungen ſeiner Rechte beraubte. Bei der Schlußabſtimmung über die ganze Adreſſe waren 120 Senatoren für dieſelbe, 3 dagegen; 17 ſtimmten nicht ab, unter ihnen der Prinz Napoleon, darüber beleidigt, daß man ihm nicht nochmals das Wort gegönnt. Am 8. März empfing Napoleon III. die Deputation des Senates mit der Adreſſe, und rühmte ſich der Billigung ſeiner bisherigen und des Vertrauens in ſeine zukünftige Politik, die ſtets feſt, „loyal und ohne Hintergedanken“ ſeyn werde. Seinem Vetter hat er mit keiner Sylbe widerſprochen.

Das war das Ende der merkwürdigen Debatte im franzöſiſchen Senate, die zu den weitgehendſten Betrachtungen reichen Stoff geliefert, die Erbärmlichkeit der großen Politik, die Gelüſte des Cäſarismus, den Einfluß der von ihm ausgehenden Corruption und die allem Recht, aller Geſittung, aller religiöſen Freiheit drohende Verfolgung conſtatirt hat. Für dieſesmal wollen wir mit den Worten eines bekannten geiſtreichen franzöſiſchen Publiciſten ſchließen, der ſonſt nicht zu

den Peſſimiſten gehörte und manches vorſchnelle und enthuſiaſtiſche Urtheil durch reichliche Sühne wieder gut machte.

„Die Welt iſt reif für einen unvergleichlichen Deſpotismus, ſchlimmer vielleicht als der antike war. Man ſieht auf allen Seiten die Länder ſich auflöſen, die Grenzen fallen, den Boden nivelliren, um den Wagen eines Triumphators durchziehen zu laſſen. Welches Hinderniß werden die Könige in den Weg legen? — Es gibt keine Könige mehr, und die noch dieſen Namen tragen, arbeiten nur daran, einander auszuliefern. Die Kirche hatte Könige eingeſetzt, um die Wahrheit zu bekennen und zu vertheidigen und die Armen zu beſchützen. In dieſer Pflicht lag ihr Recht. Die Revolution, die ſie ihre Pflicht abſchwören ließ, hat ihnen das Gefühl ihres Rechtes geraubt. Wo iſt heutzutage der König, der ſich vollkommen ſeines königlichen Rechts bewußt und verſichert iſt, der das Recht Anderer ehrt und aufrecht hält auf die Gefahr hin, ſich ſelbſt zu gefährden? Dieſen König ſehe ich nur in Rom und ſonſt nirgends. — Das Papſtthum wird dieſe Zeit überleben. Verborgen inmitten der Welt, zurückgefallen in die Zeiten und die Thaten Nero's wird es die Zeit und die That des heiligen Petrus wieder von vorne anfangen. Wenn die Mächtigen und Glücklichen der Erde nicht mehr das Böſe vom Guten, den Irrthum von der Wahrheit unterſcheiden oder darin Gefallen finden werden, das Gute bös und den Irrthum Wahrheit zu nennen, im Angeſichte der organiſirten brutalen, Alles bezwingenden Gewalt, wird das Papſtthum noch auf ſeinem Platze ſeyn, den Unwiſſenden und Armen ohne Zahl das Evangelium verkünden, die Beſiegten tröſten und die Wahrheit aufrechthalten bis zum Henkerbeil und den Inſulten der Sieger. Es wird lehren, daß Freiheit ohne Autorität ebenſo unmöglich iſt wie Autorität ohne Freiheit, und beides in der Ordnung entſteht, die jede Sache und jedes Individuum an ſeinen Platz und Gott an die Spitze von Allem ſtellt. Es wird in der Welt ſeine Stelle wieder einnehmen, vergrößert und verſtärkt durch päpſtliche Martyrer"*)!

*) Le Pape et la diplomatie. Par L. *Veuillot.* Paris 1861.

## III.

Dieſelben großen Parteien wie im Senate ſtanden auch im geſetzgebenden Körper einander gegenüber und unter noch größerer Theilnahme des Publikums, das die beengten Zuhörerräume überfüllte, kämpfte die katholiſche Oppoſition gegen das große Lügengewebe der napoleoniſchen Politik. Die nunmehrige Oppoſition, die zum großen Theile noch 1859 auf Seite der Regierung ſtand*), war numeriſch keineswegs ſchwächer, aber auch in ihrer Polemik weit energiſcher und rückſichtsloſer als im Senate, deſſen Mitglieder, die Cardinäle nicht ausgenommen**), keinesfalls allen Erwartungen entſprochen

*) „In Frankreich“, ſagte am 11. März ein ausgezeichneter katholiſcher Redner, „ſind die Rollen vertauſcht: die Kirche, die Männer der Ordnung, die conſervativen Lehren ſind jetzt die Oppoſition, gegen die man ſtrenge Maßregeln ergreift. Ich will nicht nachforſchen, welche Hülfstruppen an Menſchen und Doktrinen die Regierung dafür eingetauſcht; aber ich weiß, daß die Logik der Principien unerbittlich iſt und der Vermittlungen ſpottet, in denen eine kurzſichtige Weisheit der Menſchen und der Regierungen allzuoft eine ohnmächtige Stütze ſucht“

**) Für das Amendement von de Romain-Desfoſſés und Gemeau hatten alle fünf Cardinäle geſtimmt; bei der Schlußabſtimmung war Cardinal Mathieu allein gegen die Adreſſe, während die vier anderen ſich des Abſtimmens enthielten. Letzteres ward von mehreren Seiten ſo motivirt, die Cardinäle hätten nicht gegen die Adreſſe votiren wollen, weil ſie im Weſentlichen und auch nach der miniſteriellen Auffaſſung der päpſtlichen Souverainetät günſtig ſei, aber auch nicht dafür, um ſich nicht dem darin gegen den heiligen Vater ausgeſprochenen Tadel anzuſchließen. Andere Quellen, wie eine Pariſer Correſpondenz im Universel von Brüſſel 13. März, beſagen, am Tage der Abſtimmung, nachdem alle fünf Cardinäle gegen die Adreſſe zu ſtimmen beſchloſſen, ſei Cardinal Morlot von einer ſehr hohen Perſon durch ein angebliches äußerſt zutrauens-

hatten. Schlag auf Schlag erfolgten hier die unbarmherzigſten Stöße in das Mark der Regierungspolitik; eine Rede war ſchärfer als die andere und der Gewalt dieſer Logik gegenüber war die miniſterielle Rhetorik in keiner geringen Verlegenheit. Selbſt der verſtümmelte Compte-rendu der officiellen Redaction konnte die Kraft des Ausdrucks und die ätzende Schärfe der oppoſitionellen Kritik nicht verwiſchen. Je mehr die Bollwerke, hinter denen ſich die Vertreter der imperialiſtiſchen Politik verſchanzt, von den muthigen Gegnern erſtürmt wurden, deſto mehr ſahen ſich jene genöthigt, die bereits weggeworfenen revolutionären und antikatholiſchen Brandraketen wieder hervorzuſuchen, wobei der Papſthaß der inſpirirten Preſſe getreulich ſekundirte, und zuletzt mußten ſie von ihrem zürnenden Kriegsherrn ſich ſtatt der abgeſtumpften neue, wenn auch nicht rein geiſtige Waffen, für den Kampf gegen die unbotmäßigen Geiſter erbitten. Ihr endlicher Triumph aber war von der Art, daß er die lange Reihe der ſtärkſten moraliſchen Niederlagen nicht aufzuwiegen vermochte und ſelbſt aus dem ſtolzen Siegesgeſang das Wimmern über eine ſelbſtgebundene Zuchtruthe noch vernehmlich hervordrang.

In der Sitzung vom 11. März betheuerte Graf Flavigny, angeſichts einer mehr liberalen und verſöhnlicheren Politik im Innern, wie ſie Napoleon III. kürzlich angeſchlagen, hätte er ſich glücklich gefühlt, dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Anerkennung ohne Vorbehalt ſich anſchließen zu können; nun aber fühle er das Bedürfniß einer freimüthigen Erörterung mit den Regierungsorganen in Folge eines im Senate vorgetra-

volles Schreiben des heiligen Vaters an Napoleon III. dupirt worden und habe drei ſeiner Collegen dadurch überzeugt, gegen die Adreſſe ſtimmen heiße förmlich mit dem Monarchen brechen und eine vom Papſte ſelbſt offen gelaſſene Thüre ſchließen. Auch ein neuer Brief Napoleons an Pius diente zur Fortſetzung des Doppelſpiels.

genen revolutionären Manifeſtes, das eine ſeit Louis Blanc nicht mehr gehörte Sprache führe, das Frankreich und Europa in Aufregung verſetze, das die bündigſte Verläugnung der zehn Jahre lang proklamirten Politik Frankreichs ſei und über den mit deſſen Unterſchrift verſehenen Vertrag von Villafranca dreiſt den Stab breche. Im Senate ſei dieſes Revolutionsprogramm nicht von der Regierung bekämpft und außerhalb deſſelben ſogar zum Gegenſtande leidenſchaftlicher Lobſprüche gemacht worden; der Miniſter, dem am meiſten die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung obliege, habe es noch dazu mit dem Telegraphen und in unzähligen Abdrücken über ganz Frankreich verbreitet, ohne die gefährlichen Folgen eines ſolchen Schrittes zu bedenken. Die Lage der Dinge in Italien ſkizzirte der Redner alſo: Piemont hat Frankreich, dem es Alles verdankt, betrogen und verachtet, es in eine ganz falſche Lage gebracht. Im Juli 1859 verkündigte der Beherrſcher einer katholiſchen, „mehr als man glaubt katholiſchen“ Nation Aufrechthaltung der päpſtlichen Souverainetät und Theilung Italiens in verſchiedene, aber conföderirte Staaten. Aber das wollte die Revolution nicht; Piemont wollte, wie Prinz Napoleon ſagte, ſich nicht mit der Hälfte begnügen, weil es Alles haben zu können glaubte. Frankreich gab ihm nach und gibt ihm eine neue Ermuthigung durch das von ſo hervorragender Seite aufgeſtellte Revolutionsmanifeſt, das dem proteſtantiſchen England in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt einen Triumph bereiten und einen allgemeinen Umſturz vorbereiten will. Daſſelbe ſtellt den Königen von Gottes Gnaden die von Volks Gnaden gegenüber, als ob nicht auch die letzteren ſchon in der erſten Generation ihre Erblichkeit proklamirten; es redet nur von unterdrückten Völkern, während Frankreich auch für unterdrückte Monarchen Sympathien hat, die ſich muthvoll zu vertheidigen wiſſen; ſeine Politik mit ihren Agitationen in Italien, Ungarn, Polen und Deutſchland ſtürzt Frankreich in den Krieg und die Welt in alles Unheil. Ein ſardiniſcher Miniſter

ſagte: Frankreich flößt Furcht ein, ſelbſt wenn es lächelt; mit mehr Recht läßt ſich ſagen: Die Revolution flößt Furcht ein, wenn ſie auch nur an die Thüre pocht. Daher, ſchloß Flavigny, iſt es dringend geboten, daß die Regierung ſich beſtimmt über ihre Politik äußert und ſich offen ausſpricht, ob jenes Programm eingeſtanden oder geduldet oder desavouirt wird; nie würde ihr Schweigen einen bedauerlicheren Sinn haben als hier.

Die Frage konnte nicht deutlicher an die Miniſterbank gerichtet werden. Aber dieſe, obſchon von den Herren Baroche, Billault, Magne und noch fünf Regierungscommiſſären beſetzt, beobachtete das tiefſte Schweigen. Hatte doch Napoleon III. in dem Schreiben an ſeinen Vetter deſſen Politik eine „ausnehmend franzöſiſche und der napoleoniſchen Dynaſtie würdige“ genannt, obſchon dem Auslande gegenüber Herr Thouvenel Verſicherungen ganz anderer Art zu machen für gut fand. Am 13. März verweigerte Herr Baroche offen die Beantwortung jener Frage, weil es unparlamentariſch ſei, auf eine in der anderen Kammer gehaltene Rede einzugehen, blieb aber dem gewandten Deputirten Keller die Antwort ſchuldig, als dieſer bemerkte: es handle ſich nicht ſowohl um die im Senat gehaltene Rede, als über eine in 40,000 Gemeinden verbreitete officielle Depeſche *), welche allenthalben die Meinung errege, jene Rede gebe das neue Programm der Regierung.

*) Die Depeſche Perſigny's lautet: „Eine wundervolle Rede wurde eben im Senate von Sr. kaiſerlichen Hoheit dem Prinzen Napoleon gehalten, welche die ganze Sitzung ausfüllte und eine immenſe Senſation hervorrief“. Außerdem wurde die Rede im Moniteur des Communes, der in allen Gemeinden angeſchlagen wird, vollſtändig abgedruckt, während die Veröffentlichung der geiſtvollen Rede Kellers ohne Cenſurabſtriche unterſagt ward. Natürlich konnte das Alles den Herzog von Grammont nicht hindern, in Rom die Rede des Prinzen zu desavouiren.

Der Sprecher der Adreßcommiſſion, Baron David, ſprach lahm und matt über alles Mögliche nach zwei Seiten. Er wagte es nicht, den König Viktor Emmanuel zu vertheidigen und wollte lieber das Urtheil der Nachwelt überlaſſen; deſto mehr ſervilen Muth bewies er in den heftigen Ausfällen auf Pius IX. und Franz II. Frankreich durfte ſeines Erachtens keine Gewalt anwenden, um ſich der von Piemont inaugurirten Regeneration Italiens zu widerſetzen, das wäre Wiederherſtellung des öſterreichiſchen Uebergewichts geweſen; den König von Sardinien zur Unthätigkeit verdammen hieß die Halbinſel der Anarchie überliefern, und Frankreichs Nichtintervention hinderte eine allgemeine Conflagration. Die Fehler und Mißbräuche der Prieſterregierung ſind nach ihm die Urſache der Losreißung Umbriens und der Marken, wobei nur unerklärt bleibt, warum die Marken nicht ſchon im Juni 1859 ſich losriſſen, ſondern erſt im September 1860 von Cialdini ſich losreißen ließen. Gleichwohl will David Rom und das engere Patrimonium dem Papſte laſſen, weil ſonſt die katholiſche Welt zu tieferſchüttert und Frankreich an Achtung zu viel einbüßen würde. Im Widerſpruche mit dem rothen Prinzen hält er (man zählt den Baron zu den Muratiſten) die italieniſche Einheit für nicht ernſt gemeint und nicht lebensfähig, eine mächtige italieniſche Flotte für Frankreich, das durch Vernichtung der türkiſchen Flotte bei Navarin und der ruſſiſchen bei Sebaſtopol ſehr gefehlt, nachtheilig, den engliſchen Einfluß für zu ſehr in Italien dominirend. Er tadelt die päpſtliche Regierung, die notoriſche Feinde Frankreichs in ihr Heer gereiht und im Concordate (!) Oeſterreich vor Frankreich bevorzugt, und will endlich dem Papſte folgende Bedingungen geſetzt wiſſen: 1) Entfernung aller Feinde Napoleons III. aus ſeiner Nähe, 2) Beſchränkung der Intriguen der franzöſiſchen Biſchöfe, 3) Ausſöhnung mit Italien und Einführung bürgerlicher Verwaltung in Rom. Leider fanden die drei Punkte von keiner Seite genügende Unterſtützung.

Nachdem Königswarter, der jüdiſche Banquier, ſeinen Garibaldikultus an den Tag gelegt und Gouin die Finanzwirthſchaft des Imperialismus kritiſirt, erhob ſich der Deputirte Kolb-Bernard aus dem franzöſiſchen Flandern, der mit dem Elſäſſer Keller die glänzendſte Beredſamkeit in dieſer Debatte entfaltet hat, um ausgehend von dem berühmten Wort: „Das Kaiſerreich iſt der Friede" den italieniſchen Krieg, das Princip der Nichtintervention — dieſen Freipaß für alle Revolutionen — und die Stellung Frankreichs zu Italien zu charakteriſiren. Er und Keller brachten die entſcheidendſten Beweiſe für das ſchändliche Intriguenſpiel der Tuilerien und die Entwürdigung Frankreichs durch dieſelben vor. Entweder, ſagten ſie, ſind wir ſeit Villafranca von Piemont und England überliſtet worden, oder Englands Diener und Cavours Mitſchuldiger geweſen. Pius IX., rief Kolb-Bernard aus, hat nur ein feſtes Terrain: das der Principien und Pflichten. Auf dieſem blieb er ſtehen mit Feſtigkeit und Würde, die Nachwelt wird ihn deßhalb ehren und ſegnen. Was aber war die Rolle Frankreichs? Mit Schmerz muß man es conſtatiren: Frankreichs italieniſche Politik quälte ſich vergebens ab zwiſchen zwei entgegengeſetzten Strömungen, zwiſchen denen ſie mehr oder weniger freiwillig ihren Platz genommen; wie von Ohnmacht geſchlagen, bewegte ſie ſich beſtändig auf zwei contradiktoriſchen Wegen; dem der Declarationen und dem der Thatſachen. Sie kam auf nichts Anderes hinaus, als mehr und mehr die Lage des Papſtthums zu compromittiren und denjenigen Genugthuung zu verſchaffen, die in ſeinem Sturz den Fortſchritt der Zukunft ſuchen. Klar und deutlich ſprach Keller aus: „Frankreich iſt verantwortlich für Alles, was Piemont thut, das wenigſtens ſagen kann, es ſei zu ſchwach, dem revolutionären Andrang zu widerſtehen. Wir konnten Sardinien, das uns Alles zu danken hat, aufhalten mit einem Wort, dieſes Wort haben wir nicht geſprochen. Man ſagt uns, Piemont könne uns den Krieg er-

klären, ſeine Armee könne ſich mit den Zuaven von Paleſtro und Solferino meſſen, mit jenen Zuaven, die ſogar von Paris aus noch Piemont gegen Oeſterreich ſchützen. Nein, an ſolchen Undank, an ſolche Thorheit kann ich nicht glauben. Man konnte Piemont aufhalten, aber man mußte es wollen!"

Beide Redner, der vom 11. und der vom 13. März, gehen auf die Ereigniſſe ſeit 1859 zurück, beide ergänzen einander in der Beleuchtung der verſchiedenen Phaſen der italieniſchen Frage. Vorerſt conſtatiren die Thatſachen, daß das vor dem Kriege gemachte Verſprechen, der Kampf werde kein revolutionärer ſeyn und die weltlichen Herrſcherrechte des heiligen Vaters geachtet werden, nicht gehalten ward. Denn Garibaldi und Mazzini nahmen am Kriege Theil und wurden als Bundesgenoſſen betrachtet, was wohl Herr Baroche ſehr natürlich fand, die Regierung aber, wie Keller treffend bemerkte, damals für ſo compromittirend hielt, daß ſie damit vorzüglich den Frieden von Villafranca motivirte. Was die Rechte des Papſtes betrifft, ſo erklärte Garibaldi, der Papſt und die Prieſter ſeien der Krebsſchaden Italiens und er werde rückſichtslos vorſchreiten; Niemand hat ihn ernſtlich gehindert, ja zu eben dieſer Zeit geht Frankreich — eine bedauerliche Coincidenz! — von ſeinem Plan von Villafranca ab und befürwortet die Lostrennung der Romagna als eine Nothwendigkeit, während man bis dahin nur Reformen für dieſelbe beantragt. Dem Papſte konnte man hier nicht den leiſeſten Vorwurf machen; er genehmigte Reformen nicht bloß für jene, ſondern für alle Provinzen: er wies auch die Idee der Conföderation nicht, wie man behauptete, rundweg von ſich und wenn La Guerronnière der Annahme dieſes Vorſchlags ein „zu ſpät" entgegenhält, ſo fügt er, wie Cardinal Antonelli ſagt, Napoleon III. die ſchwerſte Beleidigung zu, als habe dieſer als Gegenſtand eines feierlichen Vertrags und als Mittel der Verſöhnung etwas vorgeſchlagen, was nicht mehr paſſend und nicht mehr möglich war. Kolb-Bernard erinnert an den 1859

angekündigten Congreß, der nach Lord Ruſſels *) mit Unrecht angefochtener Anſicht durch die Broſchüre „Papſt und Congreß" vereitelt ward, die bereits eine über die Romagna hinausgehende Spoliation andeutete. „Von da an," fährt er fort, „läßt Frankreich, trotz ſeiner Erklärungen und Verwahrungen, trotz der formellen Stipulationen und Vorbehalte, die Viktor Emmanuel zugleich mit beiden Kaiſern unterſchrieben, die Einverleibung der Herzogthümer und der Legationen ruhig vor ſich gehen. Die Conſpiration bahnte der Uſurpation den Weg, dieſe etablirte ſich durch die Diktatur, dieſe bildete nach ihrem Ebenbild ein Parlament, dieſes unterdrückte die Freiheit der unterjochten oder getäuſchten Bevölkerungen und ergab die ironiſche Repräſentation des allgemeinen Stimmrechts, von dem eines Tages in eben dieſem Saale einer unſerer Collegen die Beſorgniß äußerte, man möchte daraus eine allgemeine Myſtifikation machen, und das man nach dem von uns Wahrgenommenen definiren könnte als das Recht eines Volkes, dem Geſetze einer verwegenen Minderheit zu unterſtehen."

Noch näher geht Keller auf die cyniſchen Heucheleien und Gewaltthaten von 1860 ein. Am 1. März 1860 desavouirte eine ſehr applaudirte Thronrede Piemont und forderte Aufrechthaltung der weltlichen Papſtgewalt, während eben damals Herr v. Cavour die von Frankreich vorgeſchlagene Autonomie Toscana's und das Vikariat in der Romagna formell zurückwies. Kaum waren in demſelben Monat die Annexionen vollzogen, ſo regiſtrirte Frankreich die neuen Dementi's, die es erfahren, unbedenklich ein. Man hätte ſelbſt ohne Gewalt Italien vor dieſer Vergewaltigung ſchützen können, wären die Abſtimmungen unter franzöſiſchem ſtatt unter piemonteſiſchem Schutz erfolgt. Unter der Aegide des Princips der Nichtintervention, das eigentlich ein Grund iſt nicht zu interveniren, wo

*) Depeſche vom 24. Dec. 1860.

man nicht Luſt hat, aber ohne die Intervention zu hindern, wo man ſie wünſcht, organiſirte Piemont offen die ſiciliſche Expedition und Frankreich beugte ſich vor den Thaten des Flibuſtiers, der ein großer Mann geworden war*). Zu gleicher Zeit war die päpſtliche Armee reorganiſirt durch einen General, deſſen militäriſchen Ruhm und Patriotismus nach den von ihm abgelegten Proben Niemand zu bezweifeln das Recht hat**). Die päpſtliche Armee ſicherte die Ruhe im Innern gegen die Einfälle der bewaffneten Banden von Zambianchi und Maſi; Frankreich ließ ſeine Streitkräfte nur in Rom, um dieſe Hauptſtadt vor Garibaldi's Angriff zu ſchützen. Piemont ſah ſo ſeine Pläne vereitelt; es hatte keinen Augenblick zu ver-

---

*) Die zugleich von Sardinien begünſtigte und verläugnete, dann offen acceptirte Piraterie Garibaldis und das Verfahren der franzöſiſchen Politik hat Kolb-Bernard auf das ſchärfſte gegeißelt: „Zweifelsohne iſt die franzöſiſche Regierung dieſem Scandal, dieſer Verachtung des Völkerrechts gegenüber nicht gleichgültig geblieben, und ſicher hat ſie bei Piemont und England Schritte gethan, dieſem Gebahren Einhalt zu gebieten. Aber was man mit Schmerz conſtatiren muß, das iſt das negative Reſultat der Bemühungen unſerer Diplomatie, das iſt, daß man ſie genöthigt ſieht, ſich ſucceſſiv vor dem Willen Cavours und Ruſſels zu beugen, die beide unſere Rathſchläge und Vorſtellungen zurückwieſen. Im Angeſichte der Triumphe Garibaldis auf Sicilien und der drohenden Gefahren ſchlägt das Kabinet von Paris Lord Ruſſel die Vereinigung der engliſchen und franzöſiſchen Seeſtreitkräfte vor, um den Piraten an der Ueberſchreitung der Meerenge von Meſſina zu hindern. Das engliſche Kabinet, das bereits, wie man ſagt, ſeine Einwilligung gegeben, zog ſie nach vierundzwanzig Stunden zurück und zog auch Frankreich mit auf ſeine Seite. Man hat die engliſche Allianz bis zur Hinopferung der Intereſſen Frankreichs gepflegt; Englands Politik ſiegte ſtets in Italien, während die Frankreichs immer unterlag."

**) Der Redner flicht hier eine Kritik des Grammont'ſchen Berichts über den Beſuch der Bretonen in Rom ein, welchen er als „unwürdig in einer Sammlung ernſter Dokumente zu ſtehen" bezeichnet.

lieren, es fiel alſo in das päpſtliche Gebiet und in Neapel ein. Frankreich konnte nicht umhin zu proteſtiren. Aber auf den Proteſt unſeres Conſuls von Ancona antwortet Cialdini: „Ihre Depeſche kommt von Paris, aber ich komme von Chambéry.“ Wer täuſchte ſich hier? Was alle meine Ideen verwirrt, ſagt Kolb-Bernard, das iſt Frankreichs Haltung bei der Invaſion der Marken. Frankreich proteſtirt, erklärt das Attentat nicht dulden zu können, kündigt Goyon's Rückkehr und Verſtärkung ſeiner Truppen an, und dennoch läßt es den Raub vollführen, überläßt das kleine Heer des Papſtes ſeinem Muthe und ſeiner Ohnmacht, und nach deſſen Niederlage hat es keine andere Sorge, als ſich über die ſeinen Depeſchen gegebene Auslegung zu beklagen und iſt entrüſtet, weil man glauben konnte, falls eine große Nation einer Gewaltthat ſich zu widerſetzen genöthigt ſehe, werde ſie ſich mit der Gewalt der Waffen widerſetzen! „Und in derſelben Zeit, in der man die römiſche Kanzlei ſo ſchwer beſchuldigt, läßt man ohne Proteſt die unwürdige Täuſchung hingehen, die von Seite Cialdini's mit der Unterredung zu Chambéry getrieben ward und nach dem Zeugniſſe der Dokumente ward dafür keine Genugthuung gefordert, daß der Schein erregt ward, als habe Frankreich den neuen Raub begünſtigt und das bei Caſtelfidardo vergoſſene franzöſiſche Blut den Piemonteſen überliefert. War das franzöſiſche Politik? Der Abberufung des Geſandten von Turin folgte die des Geſandten bei Franz II.; jener ward abgerufen, weil der König von Sardinien das Unrecht beging, Umbrien und die Marken anzugreifen, dieſer weil der König von Neapel das Unrecht hatte ſich zu vertheidigen.“ Wozu, fragt Keller, diente jene Maßregel? Man hat dem Abbruch unſerer diplomatiſchen Beziehungen in Turin ebenſo viel Rechnung getragen, als unſeren früheren Rathſchlägen. Hr. v. Cavour, der ſo oft wiederholt, ihn nöthigen Garibaldi zu bekämpfen heiße ihn zum Fenſter hinauswerfen laſſen, hatte plötzlich wahrgenommen, daß Garibaldi Gefahr bringe, indem er als Sieger

Süd-Italien durchziehend Venetien angreifen wolle, und verſicherte jetzt, Piemont werde ihm in den Abruzzen eine Schlacht liefern und die Marken pacificiren. General Goyon und Lamoricière waren natürlich nicht ſtark genug, um Garibaldi aufzuhalten. Das war eine offenbare Verhöhnung. Wenige Tage ſpäter hielten Garibaldi und Viktor Emmanuel ihren Einzug in Neapel, in einem und demſelben Wagen. General Cialdini verfolgte ſeinen Weg und theilte ſich mit Goyon in die Occupation der päpſtlichen Staaten. Und letzterer ſelber ſagte dem Redner: ſo oft es ſeine Inſtruktionen erlaubten, ſende er einen Fourrier zu den Piemonteſen, die dann ſogleich zurückgingen, gehe aber der römiſche Hof in ſeinen Forderungen zu weit, ſo verſchanze er ſich hinter das Princip der Nichtintervention.

Wie läßt ſich nun eine ſolche Politik erklären? Iſt es Rathloſigkeit gegenüber dem raſchen Gang der Ereigniſſe, die Frankreich hier eingeſtehen muß? Iſt es die Allianz mit England, die ſo ſchwere Opfer auferlegt? Beides deuteten manche Redner an; Keller ſuchte in beißender Weiſe die Erklärung in dem ſeiner Zeit vom Moniteur veröffentlichten Teſtament Orſini's, in der Furcht vor der Revolution, mit der man ſich bereits zu tief eingelaſſen. Mit feſtem Mannesmuth rief er den Vertretern der imperialiſtiſchen Politik zu: „Ihr habt darauf verzichtet, die Revolution zu bekämpfen; ihr habt es für leichter gehalten, ſie zu beſchwichtigen durch Conceſſionen, die ihr den Katholiken zudiktirt; ihr habt von ihr, die nie verzeiht, Pardon erlangen wollen.“ Und doch war man wieder zu feige, ſich offen auf deren Seite zu ſtellen. „Frankreich“, ſagt derſelbe Redner, „war 1793 offen revolutionär, offen eine erobernde Macht unter dem erſten Kaiſerreich, 1848 und 1849 offen conſervativ. Aber ihr, die ihr die Unklugheit habt, dieſelbe Arena wieder zu öffnen, ohne deren Ausdehnung zu meſſen, was ſeid ihr und was wollt ihr ſeyn? Revolutionäre, Conſervative oder einfache Zuſchauer des Kampfes? Bis jetzt

wart ihr weder das Eine noch das Andere; denn ihr zoget euch vor Garibaldi zurück in eben der Zeit, wo ihr mit ihm in der größten Feindſchaft waret, ihr ſandtet zugleich für Piemont wirkſame Hülfe und für den König von Neapel Charpie; auf denſelben Blättern ließet ihr die Unverletzlichkeit des heiligen Vaters und deſſen Thronentſetzung verkünden. In Turin wie in Rom hat man euch geantwortet: Keine Transaktionen! Ihr hattet die Wahl zwiſchen Viktor Emmanuel, der an dem Abgrund wandelt, wo Mazzini, ſobald er nicht mehr mit ſeiner Aufführung zufrieden iſt, ihn hineinſtürzen wird, und zwiſchen Pius IX., der ſeiner Pflicht gemäß Piemonts Attentaten widerſtand; und anſtatt zu wählen, bliebet ihr in Rom und ließet Viktor Emmanuel von Etappe zu Etappe nach Rom kommen. Sehet ihr nicht, daß ihr bei dem Streben nach einer monſtröſen und unmöglichen Transaktion zugebt, daß in Rom die Lage von Tag zu Tag ſchwieriger wird? Es iſt Zeit, euch an dieſem gefährlichen Abhang aufzuhalten, wohin die Feinde Frankreichs und der Dynaſtie euch treiben, die Politik von Villafranca wieder herzuſtellen, die Revolution ſcharf in das Auge zu faſſen und ihr zu ſagen: Du wirſt nicht weiter gehen!“ Nicht minder energiſch forderte Kolb-Bernard eine Umkehr zu wahrhaft franzöſiſcher und conſervativer Politik:

„Für wen und gegen wen dient die franzöſiſche Armee in Rom? Soll ſie Pius IX. vertheidigen oder das Papſtthum? Pius IX. will nicht vertheidigt ſeyn auf Koſten des Papſtthums. Wenn der Papſt, zwiſchen ſeine Pflicht und eine letzte Transaktion geſtellt, dieſe als unmöglich zurückweist, wird man ihn ebenſo in Stich laſſen wie Franz II. in Gaeta, und zwar unter Bedingungen, die noch weit compromittirender für Frankreichs Ehre ſind? Wird man abermals jene Politik der Reſignation anwenden, welche Sympathien für die Perſonen zur Schau ſtellt, aber für das Recht keine hegt, die ſich darauf beſchränkt, das Leben zu retten, aber die Principien untergehen läßt? Und wird die römiſche

Frage, auf eine bloße Frage der perſönlichen Sicherheit des Papſtes reducirt, uns an einem beſtimmten Tage geneigt finden, dieſe Sicherheit der ſo katholiſchen Ergebenheit Piemonts anzuvertrauen und ihm Rom auszuliefern — Rom das keine menſchliche Macht hindern kann, Sitz der Nachfolger Petri zu bleiben Rom das nicht Piemont zugehören kann, weil es der katholiſchen Welt gehört, deren Leben, deren Herz es iſt? Kurz, iſt dieſe Occupationsarmee, deren wahre Miſſion verhüllt bleibt, die durch ihre Stärke mehr einen ſtrategiſchen Charakter an ſich trägt, als den der Protektion der päpſtlichen Gewalt, welche eine energiſche Kundgebung Frankreichs und die Anweſenheit einiger ſeiner Soldaten zu wahren hinreichen würden, iſt dieſe Armee eine Macht gegen die Revolution oder eine Macht, die vielleicht am nächſten Tage vor ihr ſich beugen wird? Was thut man in der That? Während man kein Wort des Tadels für die Attentate Piemonts hat, richtet man gegen den Papſt, und zwar gegen ihn allein, die ſchwerſte Anklage. Im Angeſichte der bereits vollbrachten und der für den Fall der Beſeitigung der vom revolutionären Geiſte bereiteten Hinderniſſe zugeſicherten Reformen*) behandelt man den

---

*) Die Note des Cardinals Antonelli an Mſgr. Meglia, Geſchäftsträger in Paris, vom 26. Febr. d. Js. führt den Nachweis, daß alle in Gaeta 1849 ſtipulirten Reformen ausgeführt wurden bis auf zwei, deren Aufſchub durch die Haltung Sardiniens und die revolutionären Drohungen veranlaßt ward. Die lückenhaft und unvollſtändig den franzöſiſchen Kammern vorgelegten Depeſchen haben alles hieher Gehörige übergangen, und Keller fand es mit Recht befremdlich, daß man gar keine der Antworten des römiſchen Stuhles in die officielle Sammlung aufgenommen hat, obſchon man deren nicht wenige in Händen hatte, was auch eine in Rom publicirte Widerlegung der Broſchüre von la Guerronnière (Civiltà cattolica 16. März 1861) hervorhebt. Treffend bemerkt der genannte Deputirte: „Man ſpricht von Reformen. Aber wer weiß nicht, daß der Schwäche abgerungene Reformen der Revolution die Thüre öffnen? Wie wurde Pius IX. für die vor den ſchlimmen Tagen eingeführten Reformen belohnt? Waren ſie in ſpäterer Zeit möglich, im Angeſichte unverſöhnlicher Feinde, welche die Einheit

heiligen und muthigen Papſt als den großen Schuldigen. Die Größe der Beleidigung und der Ungerechtigkeit hat etwas, was Erſtaunen und Schrecken erregt. Sie iſt eine Offenbarung des auf der Bahn der Conceſſionen zurückgelegten Wegs, auf dem nur noch ein einziger Schritt zu machen iſt, damit die Revolution ihre höchſte Befriedigung finde. Iſt das das letzte Opfer, welches man zu bringen ſich vorbereitet? Ein päpſtliches Rom und die Einheit Italiens ſind zwei unvereinbare Dinge. Wollt ihr den Papſt frei in Rom haben, ſo müſſet ihr der italieniſchen Einheit entſagen. Habt ihr dazu die Macht und vor Allem den Willen? Ich denke nicht. Alſo werdet ihr Rom ausliefern, dem Papſt eine letzte Combination anbieten, deren Geheimniß neulich eine berüchtigte Rede enthüllte, und wenn er das große Gefängniß auf dem rechten Tiberufer ausſchlägt, ſo habt ihr eine Entſchuldigung in Bereitſchaft: die Halsſtarrigkeit, die Mißgriffe, den Undank des dreimal als Papſt, als Souverain, als Martyrer geheiligten Greiſes. Möchte Gott zur Ehre und zum Glück Frankreichs dieſe meine traurige Vorausſicht beſchämen! Wird das der Preis ſeyn, um den Frieden zu erkaufen? Aber dieſer Friede wird wie ein Gewiſſensbiß, wie ein Fluch auf dem katholiſchen Frankreich laſten. Das Vertrauen, zu dem man das Land einladet, wird ſo nicht zurückkehren; denn für die Völker wie für die Individuen kann es nicht außerhalb des Rechts, der Gerechtigkeit und der Wahrheit beſtehen. Dieſer traurige Friede wäre in einer nahen Zukunft mehr als der Krieg mit dem Auslande, den er doch nicht beſchwören könnte, das wäre der ſociale Krieg, der ſtets da droht, wo die moraliſche Macht des Katholicismus geſchwächt iſt. — Es

---

Italiens proclamirten? Haben die Conceſſionen den König von Neapel gerettet? Hatte dieſer nicht Frankreichs Rathſchläge angenommen? Hätte Franz II. fortgefahren, ſie zu befolgen, ſo hätte er ſtatt im Februar 1861 ſchon im Oktober 1860 Gaeta verlaſſen und nicht jene muthige Vertheidigung führen können, die ihm die Erhaltung ſeines Thrones ſichert. Und welche Reformen können heute Rom retten? Iſt es nicht die bitterſte Verhöhnung, noch fortzufahren ſie zu fordern"?

gibt, ſagt man, kein öffentliches Recht in Europa mehr und man hat Recht. Aber eitle ökonomiſche Theorien und bloße geographiſche Aenderungen in den Grenzen der Staaten können es nicht reconſtruiren. Was die öffentliche Ordnung Europas längſt vor den Verträgen von 1815, deren Vertheidiger ich nicht bin, begründet hat, das iſt das chriſtliche Recht, und auf dieſer Baſis ward die europäiſche Geſellſchaft errichtet, befeſtigt, entwickelt. Die Baſis hat man heftig erſchüttert und täglich erfährt ſie neue Angriffe. Sie zu ſichern und zu kräftigen, muß man vor Allem ſtreben, ſonſt iſt Alles eitel und unfruchtbar. Das allein iſt große Politik, nicht aber mit der Unordnung Ordnung ſchaffen wollen*). Es iſt die Zeit gekommen, zwiſchen den Principien die den Tod, und denen die das Leben geben, zu wählen!"

Der Beifallsſturm, mit dem die Reden von Kolb-Bernard und Keller begrüßt wurden, ſowie die ganz in gleichem Geiſte gehaltenen Vorträge des Grafen Segur-Lamoignon und des Hrn. Plichon in der Sitzung vom 12. März bewieſen hinlänglich, daß die zwei gefeierten Redner nicht allein ſtanden. Graf Segur-Lamoignon beleuchtete den Vorwurf, daß der Papſt ſich nicht mit Italien ausſöhnen wolle, d. h. ſich nicht dem ſardiniſchen Unitarismus, den Principien der Revolution, der offenbaren Spoliation unterwerfe. Er kann es nicht für möglich halten, daß Napoleons I. Neffe das zerſtöre, was nach deſſen Wort die Jahrhunderte mit gutem Grund gebaut und der Revolution wie England einen neuen Triumph bereite, demſelben England, das ihm überall, zumal in der orientaliſchen Frage, ſo feindſelig entgegentritt.

Der Deputirte Plichon bezeichnete die tiefe Erregung Frankreichs wegen der Dinge in Rom als eine notoriſche

*) Dieſe Worte nahm Hr. Baroche als eine beleidigende Anſpielung. Ein großer Theil der Kammer aber applaudirte, wie auch bei der anderen Stelle: „Es gibt etwas Schlimmeres als die Regierungen, die man umſtürzt; das ſind die Regierungen, die ſich ſelber morden".

Thatſache und verurtheilte die abenteuerlich-revolutionäre und kriegeriſche Politik der imperialiſtiſchen Demokratie wie das ſchmachvolle Benehmen des „Repräſentanten eines der älteſten Häuſer Europa's, der durch Bruch des Völkerrechts ſeine Vergrößerung bewerkſtelligt hat.“ Gegenüber einem Ordnungsruf des Präſidenten wahrte er ſich ſein Recht zu Lob und Tadel nach ſeiner Ueberzeugung, verherrlichte die Standhaftigkeit des in Gaeta zum Mann gereiften Königs Franz und erklärte die Nichterfüllung der Stipulationen von Villafranca durch die im „gelben Buche“ hinlänglich erwieſene kurzſichtige Nachgiebigkeit und Schwäche Frankreichs bei dem offenkundigen Entgegenwirken von Seite Englands und Piemonts, das zum Hohne des „nicht intervenirenden“ Frankreich in der flagranteſten Weiſe ungeſtraft, wie es will, intervenirt.

Schon dieſer Anfang der Debatten hatte bei den Regierungsorganen den höchſten Zorn erregt. Die treuen Diener Morny, Perſigny, Billault hatten ihrem Gebieter verſichert, die Kammer werde von ihnen zu Verſtand gebracht und gut gezähmt werden; an Einſchüchterungsmitteln hatte es nicht gefehlt; und doch war die Oppoſition ſo dreiſt, ſo ungefügig, ſo undiſciplinirt, daß die neu eingeräumten Freiheiten als eine unkluge Maßregel und die Kammerauflöſung als eine Nothwendigkeit erſchien.

Die Entgegnungen vom Miniſtertiſche aus reduciren ſich auf Klagen über die Heftigkeit der Debatten, auf die Läugnung der allgemeinen Unzufriedenheit im Lande, die aber von ſehr vielen Deputirten und namentlich noch von den Demokraten, Jules Favre (in der Rede vom 14ten März) conſtatirt ward, auf Reproduktion der alten, zum größten Theil aus La Guerronnière bekannten Gründe, ſowie auf enthuſiaſtiſche Bewunderung des Kaiſerthums und der engliſchen Allianz, welche Frankreichs Unabhängigkeit nicht im mindeſten beeinträchtigt, wie der gegen Englands Willen geführte italieniſche Krieg und die ohne deſſen Conſens verwirklichte Ein-

verleibung von Nizza und Savoyen erweiſe. Gerade die ſchlagendſten Argumente der Gegner blieben unwiderlegt, und Hr. Billault überließ ſogar der Zukunft die Vervollſtändigung der bis dahin für ganz entſcheidend erachteten miniſteriellen Beweisführung. Er verwies auf die Zuſammenkunft in Warſchau, wo drei Monarchen die Politik Napoleons III. als eine „weiſe, friedfertige, Vertrauen erweckende“ anerkannt, ſo daß Europa bei der Kunde von dieſen Debatten in Paris erſtaunen werde, wie man in der Nähe das ſo ſchlecht würdige, was in der Ferne ſo gut gewürdigt worden ſei. Er hob hervor. Napoleon könne die Revolution nicht fürchten, die er bezähmt und überwunden, er ſei auch nicht wie die anderen katholiſchen Mächte in Italien bloßer Zuſchauer geweſen, ſondern habe nur die frühere Rolle Oeſterreichs nicht übernehmen und ſeine Principien „zur Befriedigung einiger Leidenſchaften“ nicht verläugnen können. Indem Billault einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen legitimen und volksthümlichen Regierungen nahe an die Rede des rothen Prinzen anſtreifend ſtatuirt und hinter die weitere Diſtinktion von ultramontan oder ultrarömiſch und katholiſch ſich flüchtet, tadelt er die Adhärenten Oeſterreichs und die blinden Freunde des Papſtes, gibt aber ebenſo wenig eine nähere Auskunft, als ſein an glatten Worten nicht ärmerer College Baroche. Die allgemeine Debatte ward unter dem mächtigen Eindruck der glanzvollen Rede Kellers, die nicht entkräftet werden konnte, beſchloſſen.

Bei der ſpeciellen Discuſſion hatte der Demokrat Jules Favre noch am 14. März die innere Politik des Kaiſerreichs auf das ſchärfſte kritiſirt, aber bald nachher ſchien ein huldvoller Empfang in den Tuilerien ſeinen Standpunkt modificirt zu haben. Nach einem Streite über die vom Moniteur gemachte Unterſcheidung zwiſchen vorgeleſenen und frei vorgetragenen Reden, ſowie über die Weglaſſung eines republikaniſchen Glaubensbekenntniſſes von E. Ollivier aus dem Sitzungsprotokoll nahm am 15. Morin de la Drome die Re-

gierungspolitik und insbeſondere die Allianz mit Piemont und England in Schutz, und pries die „Krönung des Gebäudes durch die Freiheit“ als ſchon vollbracht, während Hr. von Belmontet eine poetiſche Lobrede auf das zweite Kaiſerreich und eine Strafpredigt gegen den „ultramontanen Socialismus“ improviſirte. Raſch eilte man über die einzelnen Paragraphen hinweg der wichtigſten Discuſſion zu, ſo daß am 16ten ſchon die erſten zehn, bis zum 20ſten die folgenden vierzehn Paragraphen des Adreßentwurfs adoptirt waren.

Am 21. März ſprach ſich der kaiſerliche Journaliſt Granier de Caſſagnac als Mitglied der Adreßcommiſſion gegen die zwei Extreme aus, wovon das eine alle Rechte des heiligen Vaters für unantaſtbar erkläre, das andere auch ſein Recht auf Rom mißachte und die franzöſiſchen Truppen von da zurückgezogen wiſſen wolle. Die Politik der Regierung ſtehe zwiſchen den beiden extremen Richtungen, ſei katholiſch und liberal zugleich, wolle ein Papſtthum ohne Mißbräuche und eine italieniſche Freiheit ohne Utopien. Dieſe Politik des Imperators ſolle die Kammer einſtimmig unterſtützen, da die Poſtulate der Liberalen dem Papſtthum, die der Katholiken der Freiheit Italiens geradezu entgegen ſeien. Die Commiſſion habe nicht geglaubt, daß die Recuperation der verlorenen Territorien für die Unabhängigkeit des Papſtes unumgänglich nöthig ſei, aber auf der anderen Seite erkenne ſie an, daß der Vorſchlag, bloß die leoniniſche Stadt dem heiligen Vater zu laſſen, nicht genüge. Denn Rom gehöre dem römiſchen Biſchof, der erſte Biſchof der katholiſchen Kirche könne nicht Biſchof in partibus ſeyn, ein Laienregiment in einer Stadt mit 367 Kirchen und ſo vielen religiöſen Erinnerungen ſei nicht an ſeinem Platze, zudem habe Italien genug Städte, die zur Reſidenz ſeines Beherrſchers geeignet ſeien *). Rom und ſein Gebiet

---

*) Erſt kürzlich hat der berühmte Azeglio Florenz als Hauptſtadt des neuen italieniſchen Reiches in Vorſchlag gebracht. Cavour hin-

ſei das Minimum, das die päpſtliche Unabhängigkeit erheiſche, dieſes für den ganzen Katholicismus gehütete Depot gebe Frankreich nicht aus den Händen, zumal da die weltliche Souverainetät des Papſtes auch eine ächt napoleoniſche Idee ſei Aber die Trennung beider Gewalten ſei vor Allem nöthig, um das Papſtthum aus ſeiner Ohnmacht emporzuheben, und es mit den Bedingungen der modernen Geſellſchaft zu verſöhnen. Er beantragt Subſidien des ganzen Katholicismus, nicht mittelſt Almoſen, ſondern durch pflichtmäßig geordnete Beiträge, für den Papſt, und bekämpft die Idee der italieniſchen Einheit mit dem Centralſitz in Rom, die von Mazzini ausgegangen und dem König Viktor Emmanuel nur aufgedrungen ſei. Vor Allem müſſe die Ausſöhnung Roms mit der italieniſchen Freiheit angeſtrebt und des beiden Theilen befreundeten Frankreichs Autorität nicht geſchwächt, ſondern geſtärkt werden. Er ſchließt mit einer Apoſtrophe an den Papſt: „Hören Sie, heiliger Vater, die Stimme Frankreichs! Sie wird Ihnen mehr geben als Karl der Große; dieſer gab Ihren Vorgängern einige Domänen, Frankreich wird Ihnen, indem es Ihnen die Stütze der modernen Inſtitutionen verleiht, weit mehr geben: die Herrſchaft über die ganze Welt. Um das Schifflein des heiligen Petrus inmitten der Klippen zu leiten, entfalten Sie als Segel den Bienenmantel und laſſen Sie das Schwert Frankreichs in der Hand Napoleons III.“

In dem cäſaropapiſtiſchen Programm, das Granier de Caſſagnac aus „beſter Quelle“ erhalten haben wollte, ſollte das „Weſentliche“ der päpſtlichen Souverainetät gewahrt ſeyn, und zudem wurde auf noch fortgehende Unterhandlungen hingedeutet. Die oſtenſible Politik der Tuilerien fand man darin genügend vertreten, obſchon auch der Arkanpolitik ihr Recht

---

gegen erklärt entſchieden: keine Möglichkeit Italiens außer mit Rom als Hauptſtadt — und er ſagt: „Frankreich iſt völlig mit uns einig“.

verbleiben ſollte. Vicepräſident Schneider glaubte ſich übrigens verpflichtet, zu conſtatiren, daß nicht alle Gedanken dieſer Rede der Commiſſion angehören, ſondern Vieles dem Vorredner perſönlich eigen ſei.

In der Sitzung vom 22. März dankte Vicomte A. Lemercier*) dem Hrn. Granier de Caſſagnac für die Vertheidigung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes; er beſtritt, daß die Losreißung der Romagna als Folge einer ſchlechten Regierung und nicht als Ergebniß der Kriegsereigniſſe zu betrachten ſei, und widerlegte mehrere ähnliche Behauptungen Favre's. Frankreich, bemerkt der Redner, intervenirte 1859 beim Einfall Oeſterreichs in Piemont, warum nicht 1860 beim Einfall Piemonts in die Staaten des Papſtes? Woher dieſe Verſchiedenheit des Benehmens? In Rom glaubte man an dieſe Intervention, in Frankreich hoffte man ſie; Piemont wäre vor Frankreichs ernſtlich ausgeſprochenem Willen zurückgewichen. Lemercier erinnert endlich an Pius' VII. Worte über den geſtürzten Napoleon I.: „Er iſt unglücklich, ich habe ſein Unrecht vergeſſen, die Kirche vergißt die von ihm geleiſteten Dienſte nicht". Auch er bekämpft die italieniſche Einheit als für Frankreich und Viktor Emmanuel ſelber nachtheilig und als jakobiniſch, erklärt ſich für die engliſche Allianz, aber ohne ſtetes Nachgeben an den Alliirten, billigt die Intervention in Rom, bei der aber Frankreich nichts halb thun ſolle. Auch er fordert beſtimmte Auskunft, ob die franzöſiſche Garniſon Rom verlaſſen, ob dem Papſte Rom oder bloß die leoniniſche Stadt verbleiben ſolle.

Auch jetzt ward von den Miniſtern keine beſtimmte Erklärung gegeben. Baroche reſumirte die verſchiedenen Löſungsverſuche der römiſchen Frage und ſpricht ſich im Einklange

*) Derſelbe, der bereits am 30. April 1859 energiſch für die vollen Rechte des päpſtlichen Stuhles aufgetreten war.

mit La Guerronnière und Granier de Caſſagnac dahin aus, Frankreich könne weder den Papſt der italieniſchen Einheit, noch dieſe jenem zum Opfer bringen. Die Miniſter erklären, die in Villafranca combinirte Löſung ſei gut geweſen, aber durch die Ereigniſſe vereitelt worden, vielleicht könne die Zukunft ſie realiſiren. Der zweite Vorſchlag auf Abtrennung der Romagna und Ertheilung einer Garantie für die übrigen Provinzen ſei weniger gut, der dritte bezüglich des ſardiniſchen Vikariats ſogar ſchlecht geweſen. Man traf dann proviſoriſche Maßregeln zur Sicherheit der päpſtlichen Staaten; aber Neapels Beiſtand ward verweigert, die unter Lamoricière geſammelte Armee erwies ſich als ungenügend; trotz drohender Verwicklungen beließ Napoleon III. ſeine Truppen in Rom *). Er erkannte, hierin im Einklang mit den anderen Mächten, daß für den Augenblick nichts weiter zu thun ſei, und rieth dem heiligen Vater in Rom zu bleiben und zu warten, bis ein Congreß die Löſung der römiſchen Frage in die Hand nehmen könne. Die Schwierigkeiten der Lage, die Rührigkeit der antifranzöſiſchen Partei in Rom, die ſpecielle Politik Englands, das keine Opfer gebracht, aber die Früchte der Bemühungen Frankreichs für ſich auszubeuten geſucht, die Rückſichten auf Oeſterreich, Rußland und Preußen, das Alles mußte in ernſtliche Erwägung gezogen, das Mißtrauen bekämpft, die Harmonie zwiſchen zwei verſchiedenen Pflichten in das Auge gefaßt werden, ſo daß die Franzoſen ihren doppelten Charakter als Söhne der Kreuzfahrer wie als Söhne des Jahres 1789 treu bewahren.

---

*) Frankreich, heißt es, vertheidigt in Rom keine ſpecifiſch-franzöſiſchen und politiſchen Intereſſen, ſondern allen Staaten gemeinſame katholiſche, deßhalb iſt dieſe Occupation keine Intervention. Es wäre aber Intervention geweſen, wäre es Frankreich in den Sinn gekommen, die päpſtliche Autorität in anderen päpſtlichen Städten, wie Ancona und Macerata zu vertheidigen.

Demgemäß bekämpfte die Regierung auch alle eingebrachten Amendements. Schon waren zwei ſolche, das eine zu Gunſten des Königs von Neapel gegen die fremden Revolutionäre, das andere zu Gunſten der Politik von Villafranca und gegen den italieniſchen Unitarismus verworfen. Jules Favre, Darimont, Picard, Hénon und Olivier hatten das Amendement proponirt: „Die Stunde iſt gekommen, auf Rom das weiſe Princip der Nichtintervention anzuwenden und durch unmittelbare Zurückziehung der franzöſiſchen Truppen Italien die Herrſchaft über ſeine Geſchicke zu laſſen“. Favre hatte am 21. März es in einer glänzenden Rede vertheidigt, in der er auszuführen ſuchte, der status quo in Italien ſei nicht länger haltbar und eine Löſung im Intereſſe Frankreichs, Italiens und des heiligen Stuhles gefordert. Der demokratiſche Advokat, nun ſchon ziemlich für die Tuilerien gewonnen, beglückwünſchte Napoleon III., der die Fehler von 1849 wieder gut gemacht, durch welche die römiſche Expedition ihren eigentlichen Zweck — nicht Reſtauration der päpſtlichen Souverainetät, ſondern Deckung Piemonts und Intervention gegen die wachſende Macht Oeſterreichs in Italien — ſo ſehr verfehlt habe. So ſehr Pius IX. Sympathie verdient habe, trotzdem daß er der Illuſion gehuldigt, als könnten Freiheit und Papſtthum zuſammenbeſtehen, ſo habe doch ſchon längſt ſeine weltliche Herrſchaft ein Ende. Die Februarrevolution habe der Politik des reformatoriſchen Papſtes eine unvorgeſehene Richtung aufgedrängt, derſelbe habe zwar die Fahnen der Revolution geweiht, aber dem Kriege gegen Oeſterreich ſich nicht angeſchloſſen und dann nach Gaeta „ſich zurückgezogen“. Es ſei zu bedauern, daß damals die Bewegung nicht geſiegt, welche die Trennung der beiden Gewalten zur Thatſache gemacht haben würde. Der durch fremde Bajonette gegen den Volkswillen *) zurückgeführte Papſt habe die Herzen ſeiner Unter-

*) Daß die Reſtauration gegen den Willen des Volkes geſchah, be-

thanen nicht wieder finden können. Der italieniſchen Bewegung, die der große Cavour mit ſoviel Ausdauer geleitet, müſſe man mit völligem Abſehen von dem unglücklichen Conföderationsprojekt beiſtehen und wie Piemont mit Recht die Aufſtellung des von Lamoricière befehligten Heeres nicht geduldet, ſo habe es ein Recht, auch die Befreiung Roms wie Venedigs zu verlangen. Das „wortbrüchige“ Oeſterreich und das ſtarrſinnige Papſtthum dürfen der Einigung eines großen Volkes ferner kein Hinderniß ſeyn. Der feurige Demokrat, den die Rede des rothen Prinzen nach ſeinem eigenen Ausſpruch um zwölf Jahre verjüngt haben ſoll, mußte doch ſein Amendement mit 246 gegen die fünf Stimmen der Antragſteller fallen ſehen; auch Proteſtanten, Juden, Voltairianer hatten dagegen geſtimmt.

Kein beſſeres Loos ſollte dem Amendement der katholiſchen Partei *), das O'Quin, de la Sizeranne und Guyard Delalain vertraten, zu Theil werden. Graf Morny und die Regierungsorgane hatten in materieller und formeller Beziehung Alles aufgeboten, die Sache für die Regierungspolitik möglichſt günſtig zu arrangiren und ein Vertrauensvotum erbeten; ſie hatten erklärt, eine ſchärfere Accentuirung der „päpſtlichen Unabhängigkeit“ würde die Meinung verbreiten, die Kammer theile das Mißtrauen und die Vorwürfe der ſtreng katholi-

---

wies Hr. Favre aus den Verhandlungen der mazziniſtiſchen Coſtituente.

*) „Treu der nationalen Politik, die 1849 dem heiligen Vater ſeine Staaten zurückgab, haben Sie, Sire, Ihre Truppen in Rom verſtärkt, als die Unabhängigkeit, die Sicherheit des Papſtes in Gefahr war. Der geſetzgebende Körper dankt Ihnen im Namen Frankreichs. Wir hegen das Vertrauen, daß der Kaiſer, Haupt der erſten katholiſchen Nation der Welt, die zeitliche Souverainetät des heiligen Stuhls, die nothwendige Garantie ſeiner geiſtlichen Unabhängigkeit und ein Unterpfand des europäiſchen Friedens erhalten wird“.

ſchen Partei. Hr. Ancel und Graf Latour, die im Sinne der letzteren reden wollten, wurden nicht mehr gehört und O'Quin zog ſeinen Antrag nun zurück, ehe eine Abſtimmung ſtattfand. Dagegen wurde der Antrag, die einen Tadel gegen den Papſt enthaltenden Worte „Widerſtand gegen weiſe Rathſchläge“ zu ſtreichen, von 90 Abgeordneten geſtützt und die obſiegende Majorität der Gegner zählte 161 Stimmen. Die ganze Adreſſe wurde mit 213 gegen 13 ſämmtlich der katholiſchen Oppoſition angehörigen Stimmen adoptirt; die Demokraten hatten ſich vor dieſer Schlußabſtimmung zurückgezogen *).

So hielt auch jetzt die Regierung ſich und die Kammer in der Mitte der zwei „entgegengeſetzten Strömungen“ und die Antwort Napoleons III. bei der Entgegennahme der Adreſſe blieb auf dem gleichen Niveau. Poſitiv iſt keine neue Zuſage gemacht worden, und je nach Umſtänden kann der Imperator raſch dem Andringen ſeines Freundes Cavour nachgeben, der die auf Rom bezügliche Interpellation erſt nach dem Schluß der Adreßdebatten in der franzöſiſchen Kammer zu beantworten und Piemonts Recht auf Rom auszuſprechen für gut befunden hat **), oder noch mit der Auslieferung dieſes Kleinods zögern, bis er die hinlängliche Compenſation durch die von dem großgezogenen Alliirten zu erwartenden Vortheile ſich geſichert und ſich völlig mit der Umſturzpartei verbündet, zu welchem erneuerten Connubium allerdings jetzt mehr als je die Lockungen und Velleitäten hervorgetreten ſind.

---

*) Der Siegesjubel im „Conſtitutionnel“ vom 25. März war zugleich ein Klagelied über den „ſchroff widerſtrebenden Parteigeiſt“, vor dem ſeither noch viele andere Bonapartiſten ihr Entſetzen kundgegeben haben.

**) Im Turiner Parlament kündigte Cavour am 11. Okt. 1860 an: In ſechs Monaten werden wir in Rom ſeyn — alſo im April 1861. Und am Ende März ſchließt die franzöſiſche Garniſon neue Lieferungskontrakte für ſechs Monate.

Wie die Dinge vorerſt ſich auch geſtalten mögen, das katholiſche Frankreich iſt heute mehr als je eine impoſante Macht. Es hat den Unterſchied ſeiner nationalen, traditionellen und katholiſchen Politik von der neuen Idee, die es „nicht zum bewaffneten Soldaten der chriſtlichen Civiliſation, ſondern zum Corporal im Dienſte aller Utopien" macht, richtig erfaßt; es hat die unwürdige Rolle einer Beſchützerin der Macht, die „mehr Bomben geworfen als Stimmen erhalten", mehr Gräuel verübt hat, als je einer der deſpotiſchen Souveraine Italiens in zehn Jahren, längſt ſatt und will nicht zur Schleppträgerin des engliſchen Egoismus und der roheſten Demagogie erniedrigt ſeyn. Die Stimmen, die im Palais Luxemburg wie im Palais Bourbon laut wurden, fanden ihren Widerhall im ganzen Lande und die Sympathien für den Papſt, in dem man wahrhaft den Statthalter desjenigen ſieht, der nicht hatte wohin er ſein Haupt legen konnte, zumal nachdem die Preſſe darzuthun geſucht, daß er nirgends außer Italien eine ruhige Stätte finden könne — gewinnen an Macht und Intenſität. Die Katholiken Frankreichs können von ſich ſagen, was vom heiligen Vater ſein erſter Miniſter ſagt: „Was auch kommen mag, der Papſt wird den Troſt haben, ſeinen Gewiſſenspflichten treu geweſen zu ſeyn, und in Zeiten ſo tiefer Verkommenheit und grenzenloſer Perfidie mit unerſchütterlicher Feſtigkeit vor der ganzen Welt die ewigen Principien des Rechts und der Gerechtigkeit verkündet und aufrecht erhalten zu haben. *Der moraliſche Triumph iſt geſichert*, und er gilt mehr als jeder materielle Sieg".

---

# XXXI.

## Zeitbetrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes".

### IV. Das Glück im Kloſter.

Dieſes Capitel iſt ein Ausdruck der Zartheit des edlen Verfaſſers. Er zeigt, wie das Princip aſcetiſcher Virtus und Männlichkeit durch Strenge der Diſciplin die Seele hinauf zu höchſter Milde, Ruhe, Gerechtigkeit führt; wie grundfalſch die Anſicht oberflächlicher Weltleute iſt, die im Kloſter ein Inſtitut der höchſten Langenweile gewahren. Erfahrung lehrt, daß der kurzweilige Lebemenſch, der geiſtig und phyſiſch Arbeitsloſe, ein ſehr langweiliges Leben führt, daß dem religiös, ethiſch und wiſſenſchaftlich oder auch techniſch arbeitenden Geiſte, ſolange er ein Geiſt iſt, die Zeit raſch verſtreicht, in der Stille und diſciplinirten Einſamkeit raſcher wie ſonſt. Alles was nach Zerſtreuung läuft, langweilt ſich und tödtet die Zeit; die Arbeit der Seele aber, die Arbeit des Geiſtes, die durch die Seele ſowie durch den Geiſt regulirte Arbeit des Leibes kauft die Zeit, handelt mit der Zeit, feilſcht um die Zeit. Der Aſcet kauft ſie ſich aus dem Schooße Gottes, aus dem Urgrunde aller Dinge, aus der Ewigkeit; das was er für ſich

erkauft, ſtrömt er im geiſtigen Almoſen, ohne zu feilſchen, über alle aus die mit ihm im geiſtigen Verbande ſtehen. Dieſe Benutzung der Zeit trägt ihre Früchte, hat ihr geiſtiges, ethiſches, leibliches Einkommen. Es iſt ein wucherndes Capital, es wölbt um ſich den Horizont einer friedlichen Ordnung, es iſt eine unerſchütterliche Trutzmauer gegen alle Stürme dieſer Welt. Ja, wer dieſer Ruhe genoſſen, verliert ſie nie, und die aufgehobenen Klöſter gaben uns davon, wie Montalembert bemerkt, mehr als ein überraſchendes Beiſpiel.

Die Freiheit der Kinder Gottes iſt das ächte Leben im ächten Kloſter. Bei der geiſtigen Arbeit und ſtufenweiſen Erhebung, beim Schwung und bei der Harmonie der Gefühle und der Gedanken wird man an große Vorgänge gemahnt, ſowohl unter Juden wie unter Heiden; an die Prophetenſchule eines Elias und eines Eliſa, an die Schule der Pythagoräer, an manche ehrwürdige Brahmanenſchule altindiſcher Zeiten. Das Schweigen der Lippen iſt nicht das Verſtummen der Gedanken, und die Entſiegelung der Lippen iſt die Entſiegelung der Herzen. Meditation und Anſchauung ſind die Urmütter aller Philoſophie; jedes Kloſter iſt ſeinem Kerne nach eine Schule ewiger Philoſophie, wo Praxis und Theorie ſich aneinander fügen. Jede große Philoſophie iſt in der Einſamkeit und nicht im Weltgetümmel geboren. Darum iſt alle pure Weltphiloſophie ſo ſeicht wie die des Ariſtippos, des Epicuros, des Gaſſendi, des Locke. Darum iſt ſo viel Ernſt in der Philoſophie des Spinoza trotz ihrer großen Gefahren, und in der Philoſophie Kants trotz ihrer argen Mängel, weil ſie, auf ihre Weiſe Kinder der Einſamkeit, in ſich zurückgezogener Gedankenruhe lebten. Die chriſtliche Philoſophie iſt der gerade Gegenſatz der Spinoziſtiſchen, der Kantiſchen Philoſophie mangelt von Grund aus die Erkenntniß Chriſti, und doch ſind ſie beide dem Chriſten beachtungswerth, er kann und darf nicht bei ihnen vorbeigehen, während die pure Welt und Lebensphiloſophie nichts anders iſt als das ſinnliche Weltgeräuſch.

Dieſer aus der Aſceſe hervorgehenden höchſten Philoſophie des Kloſters, einer Andacht und Beſchauung, welche für die ſpeculativen, für die meditativen Geiſter im Kloſter zu ihrem Glücke, ihrer höhern Ruhe, ihrer Seligkeit gehören, wie auch Montalembert eingeſehen hat, ſchließt ſich dann überall im Chriſtenthum auf's allerinnigſte die Ausübung einer kunſtreichen Technik und einer höhern und höchſten Kunſt an. In den großen Zeiten des Mönchlebens iſt ſie eine der erhebendſten Wonnen dieſes Lebens geweſen, was Montalembert mit der ihm eigenen Kunſtbegeiſterung ergriffen und verſtanden hat. Hier iſt aus dem Chriſtenthum etwas Neues, dem Alterthum in dieſem Sinne Unbekanntes hervorgegangen. Freilich ſind alle Tempelbauten und alle Tempeldekorationen des heidniſchen und des jüdiſchen Alterthums allüberall urſprünglich aus heidniſch klöſterlichen und jüdiſch klöſterlichen Genoſſenſchaften hervorgegangen. Aber alle dieſe Genoſſenſchaften ſanken mit der Zeit in das pure Handwerk hinab, dienten einer prieſterlichen Theokratie in den heidniſchen Monarchien des Orients, in der jüdiſchen Monarchie, oder wo ſie ſich iſolirt behaupteten, wie in den Oaſen Aſiens und Afrika's, wie in den von ihnen errichteten kleinen Herrſchaften der Gebirge des centralen Aſiens, im Himalaya, dem indiſchen Caucaſus, in den Gebirgen Mediens, Aſſyriens, Armeniens, Albaniens und der Tauruskettten, huldigten ſie als Diener der Tempel dem Mammon der Pilgerſchaft und des Handels, entarteten in Götzendienſte ausſchweifender Art und Sitte. Bei den Griechen allein veredelte ſich die Kunſt zu den Zeiten eines Phidias und verweichlichte wieder in der makedoniſchen Epoche. Die ächte Schule ächter Kunſtbegeiſterung iſt in Architektur, Skulptur und Malerei, in der Technik kunſtreicher Ornamente ſowie in der Tonkunſt nach griechiſch-paläſtiniſchen, griechiſch-egyptiſchen, griechiſch byzantiniſchen Vorbildern langſam aus den Benedictinerklöſtern der Altzeit, aus den Dominikaner- und Franziskanerklöſtern des ſpäteren Mittelalters hervorgegangen, bis zur

großen Kunſtepoche einer in dieſer Schule gebildeten Laienwelt unſterblicher Genien Italiens, ſowie auf andere Weiſe der Rheingegenden, Nürnberg's, Flanderns u. ſ. w. Die Jeſuiten übten eine mittelmäßige Kunſt; die großen Künſtlerſchulen hörten bald ganz auf und wurden durch Akademien der ſchönen Künſte erſetzt. Will nun die Kunſt ein neues ächtes Leben beginnen, ſo kann ſie es zwar nicht durch eine ſtets unfruchtbare Copie des Vergangenen, aber dadurch daß ſie, ſich in der neuen Wiſſens- und Gedankenwelt orientirend, ſie mit einer tiefſinnigen chriſtlichen Aſceſe von Neuem durchdringt. Wir bedürfen keiner Copien des Mittelalters, keiner Copien der großen Kunſtſchulen des ſechszehnten Jahrhunderts, aber hier wie in allen Stücken einer neuen Beſeelung des Lebens, welche in der Sammlung klöſterlicher Einſamkeit einzig und allein dauerhaft geboren werden kann.

So iſt, wie Montalembert mit den reizendſten Farben einer ſchönen Seele ausmalt, die höhere Kloſterwelt eine edle Unſchuldswelt, eine Welt tiefen Sinnens, ausübender Schönheit und unverwüſtlicher Heiterkeit, auf welche Heiterkeit er mit beſonderer Betonung aufmerkſam macht.

### V. Die dem Mönchthum gemachten Vorwürfe und Beſchuldigungen.

Hier will mir Montalembert nicht ſo ganz genügen. Nicht daß ich von ihm abweiche, aber er geht mir nicht auf allen Punkten ernſthaft genug in einen gewiſſen Grund der Dinge ein. Es handelt ſich hier um ſociales und um geiſtliches Recht, um Kirche und Staat, um ihre wechſelſeitigen Garantien, um den Schaden, den ſie ſich gegenſeitig zufügen können, aber nicht zufügen ſollen. Staat und Kirche, Magiſtratsperſonen und Biſchöfe, Kloſtergeiſtliche und Laien ſind eben Menſchen. Das ſacramentale Inſtitut der Kirche ausgenommen ſind die Prie-

ſter Menſchen; das Rechtsinſtitut der Gerichtshöfe ausgenommen ſind die Magiſtratsperſonen Menſchen, Kaiſer und Päpſte, Conſuln und Könige nicht minder. Im religiöſen Sinne haftet ihnen allen als Menſchen eine Erbſünde an, auch die Heiligſten, die Frömmſten ſind nicht frei von dieſer Schuld des Geſchlechtes. Wie auch der Menſch durch das Sakrament erneut wird, bleibt er doch ein Sünder, aber als Chriſt kann er ſich durch das tief in Geiſt, Herz und Sinn eindringende und reſtaurirende Sakrament von der Sünde ſtets erlöſen. Das iſt auch hiſtoriſch zu verſtehen von den Mitgliedern des Staates und der Kirche, von Geiſtlichen, Mönchen, Laien. Graf Montalembert weiß das, aber er wendet es zu wenig praktiſch an.

Nicht das Mittelalter war es eigentlich, wo die Colliſion ſich entwickelte, ſondern die Zeit, welche das Ende des Mittelalters und die Geburt der Neuzeit bildete, beſonders mit den Tagen Philipps des Schönen zu beginnen, mit der Bildung eines neo-byzantiniſchen Staatsrechtes zu Gunſten einer abſoluten Staatsgewalt, welche einen dreifachen Zweck hatte: die Feudalmonarchie zu ſtürzen, die Gemeinden freier Städte und politiſcher Bürgerthümer unter die königliche Gewalt zu bringen, den Klerus unter die Hut des Staates zu nehmen und deſſen Verbindung mit dem Papſtthum zu ſchwächen, ohne ſie eigentlich zu ſprengen. Als Organe des Königthums und ſeiner neo-byzantiniſchen Politik, die ihm die Alleingewalt über die Nation erobern ſollte, dienten gerade die keimenden Parlamente. Aber ſie wollen damit nicht zufrieden ſeyn, ſondern alsbald das neo-byzantiniſche Staatsrecht in ein neues franzöſiſches Staatsrecht umändern: den Thron oder die Monarchie zügeln und überwachen, die Nation repräſentiren, Kirche, Mönchsorden, Univerſitäten gleichfalls controliren, inſtrumentiren, unter ihre Zucht bringen; und hier nun iſt der Schwerpunkt der Conflikte zwiſchen den Mönchsorden und den Parlamenten, in Bezug auf die Garantie der Familienordnung und des Fa-

miliengutes gegen etwaigen Uebergriff der geiſtlichen Corporationen in Betreff der Donationen und der Teſtamente — ein Kampf, der ſich erſt ſpät entſpinnt, nach vorausgegangenen langen Kämpfen über die Verhältniſſe der Staats- und der Kirchengewalt.

Alles kommt in den geſchichtlichen Gliederungen auf den Geiſt der Epochen an. Die orientaliſchen (egyptiſchen und paläſtinenſiſchen) Mönche führten ein Leben der Armuth in herben Lauren, oder der Gärtnerei in Palmenwäldern und Anpflanzungen. So wie es früher Therapeuten und Eſſenerſtädte und Colonien gab, ſo auch egyptiſche und paläſtinenſiſche Mönchsſtädte und Colonien. Die griechiſchen Mönchsorden ſchaarten um ſich Maſſen bäuriſcher, ſeefahrender und handwerktreibender Volksſchwärme, die oft zu religiöſen und politiſchen Faktionen erwuchſen. Im lateiniſchen Occident ging das Mönchthum von den Reichen aus, die ihre Güter gaben, und mehrte ſich durch einen reichen Anhang, trotz der Objurgationen der Rhetoren und des Widerſtandes weltlicher Verwandten. In Gallien und Spanien wuchs das Kloſtergut durch Merovinger, burgundiſche und gothiſche Fürſten, mächtige Krieger und Häupter dieſer Volksſtämme, ein Beſitz, der meiſt aus Wald und Forſt und durch die Klöſter allein urbar gemachtem Land beſtand. Der wirkliche Familienbeſitz wurde dadurch niemals bedeutend geſchmälert. Die Geber waren meiſt rohe gewaltſame Naturen, die ein mordbeladenes Herz erleichtern wollten, oft auch tiefe und zarte Gemüther, die in der Wildniß wie Blumen aus Felſenſpalten hervorbrachen; von Aberglauben, nicht aber von Erbſchleicherei und Umgarnung Kranker oder Schwachſinniger iſt hier manchmal die Spur, von einem ächt chriſtlich frommen, in ſeiner Einfalt kräftigen Sinn aber noch öfter der Beweis vorhanden. Gewiß hat es von jeher auch ſchlecht erworbenes Kloſtergut gegeben, und iſt ein rechtlicher Schutz des Familienbeſitzes gegen geiſtliche Uebergriffe ein Bedarf aller Zeiten. Gewiß iſt aber auch, daß der Staat, welcher ſich

anmaßt die Familie zu ordnen und zu beherrſchen, anſtatt ſie zu ſchützen und zu erhalten, oder der ſich anmaßt das Kloſtergut aufzuheben und es in ſeiner legitimen Entwicklung zu hemmen, nach communiſtiſchen und deſpotiſchen Principien zugleich verfährt, die Freiheit der Familien, ſowie die Freiheit der Corporationen gefährdet, und in der Corporation das Erbgut der Armen, das Inſtitut einer ſtets aktiven Caritas, das höchſte Princip der chriſtlichen Liebe und der chriſtlichen Freiheit von Grund aus verkennt.

### VI. Verweichlichung und Abfall der Mönchsorden.

Der Mönchsorden iſt ein geiſtliches Inſtitut, er iſt nicht die Kirche. Ueberall kann der Klerus verfallen, in der Kirche ſowie in den Mönchsorden. Die Kirche aber kann nicht verfallen, während die Mönchsorden ſehr oft verfallen ſind. Die Kirche iſt der ſakramentale Leib Chriſti, unwürdige Hände (gibt es eine abſolut würdige Hand?) können ihn vertheilen, der ſakramentale Leib iſt nicht entweiht, aber wehe einem verfallenen Klerus! Nicht die Feinde Chriſti ſind ſeine eigentlichſten Feinde, ein verfallener Klerus iſt ſein ärgſter Feind. Kein Schisma, keine Häreſie, keine falſche Philoſophie, keine falſche Wiſſenſchaft, nicht Deſpotismus, nicht Revolution ſchaden der Kirche ſo ſehr als ein geſunkener, äußerlich in der Orthodoxie der Kirche gebliebener Klerus. Davon ſind die Mönchsorden auch herbe Beiſpiele, mehr als einmal, im Verlauf ihrer Geſchichte geweſen.

Der Menſch iſt Leib und Seele, ein zerbrechlicher Leib, eine wandelbare Seele. Wie rein der Menſch auch immer ſei, er iſt nie ganz fleckenlos; wie verſtändig der Menſch auch immer ſei, er iſt nie ganz einſichtsvoll. Kein Bogen des Geiſtes iſt ſo hochgeſpannt, keine Sehne der Seele iſt ſo ſtraff gerichtet, daß der Pfeil des Gedankens und der der Liebe ſtets

ſein Ziel im Höchſten, Klarſten, Ewigen erreichte. Gefühle und Gedanken verknöchern ſich, werden zu einem Geiſtesmechanismus, zu einem Seelenmechanismus, zu abſtrakter Form, zu formeller Gewohnheit, mehr oder minder geiſtlos, mehr oder minder ſeelenlos, nicht bloß in geiſtlichen Dingen, ſondern in den Schulen der Philoſophie, der Kunſt, des Wiſſens, ſo auch im Gebiete der Adminiſtration und der Politik. Ueberall ſetzt ſich ein Roſt an, nur wird er folgenreicher in geiſtigen Dingen als irgendwo ſonſt. Seien wir indeſſen hier nicht zu ſtreng, um in geiſtigen Dingen abſolut zu tadeln, was wir uns in Schuldingen, in wiſſenſchaftlichen, in adminiſtrativen, in politiſchen Dingen tauſendfach gefallen laſſen. Routine iſt überall, Mechanismus iſt überall, Formalismus iſt überall, das klebt bis auf einen gewiſſen Punkt allen Menſchen an; nur muß es nicht den Geiſt erdrücken, nur muß es nicht die Seele beherrſchen, denn das iſt der Tod.

Das Mittelalter war aller Uebel voll, aber eine höchſt energiſche Zeit; die Reformationsepoche war anderer Uebel voll, aber auch eine höchſt energiſche Zeit. Das Mittelalter datirt von Karl dem Großen, welcher der Barbarei ein Ende gemacht; es ſtirbt in Philipp dem Schönen aus und geht in Avignon zu Grunde; da regt ſich die neue Staatenbildung in königlicher, ſowie in päpſtlicher Politik; es iſt die Zeit des Machiavellismus, der ſeit der Rückkehr aus Avignon bis zum Beginn der Religionskriege ſeine entſetzlichen Grundſätze zu Tage fördert; ſchuldige, verderbte aber talentvolle Geſchlechter, deren Haupttheater Italien iſt, um deſſen Herrſchaft ſich die Valois und die Habsburg reißen. Die Religionskriege haben das continentale Europa kirchlich und politiſch erſchöpft; nur Holland und durch Holland England ſind mit ſiegreicher Autonomie aus dieſen Verringerungen aller Seelenkräfte der Kirche und des Staates, jedoch mit der Härte und Einſeitigkeit proteſtantiſcher Vorurtheile hervorgegangen. Das mit Richelieu beginnende, mit Mazarin aus-

geführte, mit Louis XIV. vollendete Syſtem des Staatsabſolutismus hat dem continentalen Europa nichts übrig gelaſſen als die franzöſiſche Literatur und das Aufblühen einer ihr feindlichen in Deutſchland durch Leſſing, Herder, Göthe bis auf Kant und Schiller. Da brach das Wetter der Revolution los. Eine höchſt kurze Epoche der republikaniſch-ſtoiſchen Energie unter dem Convent, der wiſſenſchaftlichen Energie unter dem Direktorium, das was darauf folgte war nur ein Mann, Napoleon, und was dieſen einen Mann brach, Stein, u. ſ. w. Das Weltgeſchick ſoll und kann nicht das Geſchick, der Gedanke, die That eines einzigen Menſchen ſeyn, welches auch ſeine Größe ſei.

Seit der Reformation gab es nur Eine Größe in den Mönchsorden: die Jeſuiten, und Eine Bedeutung in denſelben: die Congregation der Benediktiner von Saint Maur. Nicht die Commende, wie Montalembert will, iſt die Haupturſache des Verfalls, ſondern der Strom der Zeiten und die Entwicklung der Laienwelt. Die Revolution iſt in ihren Grundprincipien verrauſcht, höhere Bedürfniſſe offenbaren ſich, aus dieſen allein kann auf neuen Wegen und einer neuen Menſchheit entſprechend das ächte Mönchthum wieder neue Wurzeln ſchlagen.

## VII. Der Ruin.

Ein ergreifendes Gemälde, wo die Feder des Grafen Montalembert ihre Meiſterſchaft erreicht! Es geht mit dem Ruin der Mönchsorden wie mit dem Ruin der Hiſtorie. Die franzöſiſche Revolution wollte eine neue, eine radikale, eine wiſſenſchaftliche, eine abſolute Menſchheit ſchaffen, auf ewig das Grab des alten Menſchen, des heidniſchen, jüdiſchen, mahomedaniſchen Adam, ſowie des in Chriſto wiedergebornen Menſchen verſiegeln. Zu Grabe gebracht hat ſie das

alte Regime, den Staatsbau Ludwigs XIV., der ſpaniſchen und neapolitaniſchen Bourbonen, den Marasmus in Italien, den Schlendrian in Deutſchland und die Hofleute aller Art. Eingezogen iſt aber (Tocqueville hat es vortrefflich nachgewieſen) die aus Mazarin geborne Adminiſtration des alten Regime ſammt und ſonders, der bureaukratiſche Mechanismus, die abſolute Centraliſation, und hat ſich in dem Baue des großen napoleoniſchen Regime allmächtig niedergelaſſen, auf ſo lange natürlich als im adminiſtrirten Volk der Geiſt der Autonomie brach daliegt. Nichts aber hat die Revolution vermocht, wir haben es ſchon gezeigt, über die Allmacht der Geſchichte und die Allmacht des Chriſtenthums, die gerade jetzt aus allen Gräbern hervordringen, in welchen die Revolution auf ewig den alten Adam und den neuen Chriſtus eingeſargt zu haben glaubte. Dieſe Auferſtehung ewiger Geiſter iſt die große Lehre, welche, dem edlen Grafen Montalembert ſelber zum Troſte, aus allen Ruinen ſpricht, mit dem Bewußtſeyn einer der mächtigeren Geiſterwecker in der Neuzeit ſelber geweſen zu ſeyn. Er offenbart ſich vor Allem als ein Mann tiefer Anklänge und Gefühle, der in vielen Stücken mehr von einer zarten und empfindſamen Moralität, von einer edeln Rührung bewegt wird, als von einer philoſophiſch großartigen Anſchauung der Geſchichte. Jeder Geiſt hat ſeine Natur, dieſe vor Allem ſollen wir in ihm anerkennen, und ihr mit Liebe und geiſtiger Freiheit zu huldigen verſtehen.

Ikonoklaſtiſch iſt von Haus aus alle ſowohl religiös als politiſch abſtrakte Revolution. Ein Princip des Ikonoklasmus liegt im moſaiſchen Judenthum, aber in Betreff des heidniſchen Polytheismus; dieſes Princip haben die Mahometaner gegen alle Symbolik des Chriſtenthums angewandt, und dadurch, im Bund mit den Juden und befördert von den ikonoklaſtiſchen Kaiſern, die ſich des byzantiniſchen Mönchthums entledigen wollten, ſind ſie Sturm gelaufen gegen alle Kunſt, beſonders Bildhauer- und Malerkunſt byzantiniſcher Mönche,

deren gewaltſame Sprengung dazu gedient hat, die Technik und Kunſt der Byzantiner über Italien und Gallien von den karolingiſchen bis zu den ſächſiſchen Kaiſern an zu verbreiten. Karl der Große, dem das Chriſtenthum als Bildungsinſtitut germaniſcher Völker tief an's Herz gelegt war, befürchtete den Einfluß des klaſſiſchen Heidenthums in den untern Volksſchichten des römiſchen Galliens und Italiens, der ſich ihm durch einen mißverſtandenen Bilderdienſt zu nähren ſchien, und er ſuchte, aber nur in dieſer Hinſicht, dem Emporkommen byzantiniſcher Maler= und Bildhauertechnik in ſeinen Reichen Schranken zu ſetzen. Daß heidniſche Hirten und Bauern des Orients, Griechenlands, Italiens, Galliens zuerſt, dann heidniſche Krieger der Celten und Germanen ihre Götter und Heroen mit oder ohne Bild, ſo wie ihre heidniſchen Betorte in Heilige chriſtlicher Legenden umgewandt ſahen, und alſo zum Chriſtenthume übergingen, ohne den heidniſchen Bräuchen ſtraks zu entſagen, iſt wahr und in gehöriger Einſchränkung an ſich nicht vom Uebel. Die Bekehrung germaniſcher und celtiſcher Großen hat nicht gehindert, daß ſie noch einige Generationen lang von heidniſchen Sitten und Bräuchen ſich nicht losreißen konnten. Da ſie keine Schule der Gedanken durchgegangen waren, wie die gebildeten Griechen und Römer, ſo wäre ihre plötzliche Durchdringung mit chriſtlichem Genius und chriſtlichen Sitten bei einer ſo großen Volkszahl mehr als ein Wunder geweſen. Das Chriſtenthum forderte ſeine Zeit, und Karl der Große hat es auch zum Theil begriffen. Das chriſtliche Volk hat überall ſeine naive Mythologie, ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern, eine Naturpoeſie, die an ſich unſchuldig iſt, wie de Maiſtre trefflich nachgewieſen hat. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein ſo entſchiedener Bilderhang bei ſo lockerer Moralität, wie bei den Lazaronis von Neapel, nicht auch Gefährliches aus dem Heidenthume in das chriſtliche Gefühl habe hinüberſchleppen können. Aber die Ikonoklaſten handeln nach dem Princip eines abſtrakten Fanatismus. Es

ſind harte Seelen ohne Myſtik, ohne Innerlichkeit, ohne Liebe; es iſt ein dürrer Verſtand ohne Symbolik. Keine Art von Typik lebt in ihrem Geiſte. Weder die Ideen bewegen ſie in den Naturbildern, noch haben ſie irgend einen ächten Naturbegriff. Ihre Aſcetik iſt ein verletzender Stahl wie aller Puritanismus. Sie ſind die Radikalen, die religiöſen Jakobiner in den Gebieten des Glaubens, ſie abſtrahiren von der Natur wie die politiſchen Jakobiner der Neuzeit, wie die Schüler des Rouſſeau vom Menſchen abſtrahiren. Darum handelten letztere gerade ſo wie die Ikonoklaſten unter den Mahometanern im byzantiniſchen Reiche als Vorgänger mittelalterlicher Katharer unter den Katharern des 11ten und 12ten Jahrhunderts, unter den Anabaptiſten, den Zwinglianern, den Calviniſten und den engliſchen Puritanern, wie im modernen Orient die Wahabiten gegen alle Mahometaner, welche der Kunſt zuletzt gleich den früheren Arabern in Moſcheen und ſonſt gefröhnt haben. Ohne irgend einen Glaubensfanatismus zu beſitzen, handelten die politiſchen Jakobiner der Neuzeit nach einem Unglaubens-Fanatismus, der noch ſchneidiger war, und zuletzt kamen die Männer der Induſtrie, die bande noire, die Spekulanten, welche Montalembert, da ſie nicht aufgehört haben fortzuwuchern, mit ſo ſcharfer Geißel getroffen hat, daß die Regierung aufmerkſam wurde, die durch Montalembert angefeuerten Vereine beförderte und unterſtützte, um dem Vandalismus dieſer induſtriellen Barbaren, der eigentlichen Ruinenmörder, auf ihre Weiſe und nach ihrem Vermögen Hemmſchuhe anzulegen.

## VIII. Das wahre und das falſche Mittelalter.

Dieſes merkwürdige Kapitel hat nur in Frankreich ſeinen eigentlichen Sinn, denn nur in Frankreich hat ſich eine politiſche Partei unter den Katholiken gebildet, die ſeit der Februarrevolution, eigentlich erſt ſeit der Inſtallirung der napo-

leoniſchen Dynaſtie ein Mittelalter ad hoc für ſich gebildet hat, um der neueren Dynaſtie ihre religiöſen Dienſte anzubieten, um ſie anzuſpornen, das Kreuz mit dem Schwerte zu vermählen und das napoleoniſche Kaiſerthum mit dem von dieſer Partei imaginirten Papſtthum, ein doppeltes Heer von Mönchen und von Soldaten zu bilden, von Mönchen, um Univerſitäten und Schulen zu beherrſchen, von Soldaten, um durch den Bauern den bürgerlichen Grundbeſitzer, um durch den Handwerker den Handelsmann und den Fabrikanten unter die Zucht zu bringen, damit unter den gebildeten Klaſſen, alten Adelichen, neuen Bürgerlichen, Akademikern, Profeſſoren, Literaten kein Streben nach politiſcher Autonomie jemals wieder aufkomme, zugleich auch die revolutionären Inſpirationen aus dem Volke der Krämer, Commis voyageurs, dem ungeheuern Publikum des Journals le Siècle rein ausgerottet würden. Eine geiſtliche Glaubens- und Meinungs-Inquiſition im Bunde mit der Cenſur und Polizeigewalt: dieß war das Mittel. Ein ſehr witziger Kopf mit einem derben Volkstalent, dem Graf Montalembert ſelbſt einſt politiſch auf die Beine geholfen hatte, Herr Veuillot fand ſich, um dieſem Plane das Wort zu reden.

Wenn man den innerſten Sinn dieſer furchtbaren Selbſttäuſchung einer Fraktion der franzöſiſchen Katholiken verſtehen will, ſo muß man auf den Abbé Lamennais und ſeine urſprüngliche Theorie zurückgehen. Dieſer wußte vom geſammten Mittelalter, wie überhaupt von aller Hiſtorie nicht das erſte Wort; aber er war ein ſyſtematiſcher Gegner des Staatsabſolutismus Ludwigs des Vierzehnten, der nach Boſſuets Vorgang Herrn von Bonald zum ſyſtematiſchen Verfechter hatte. Lamennais ging vom Princip aus, es ſei der menſchliche Geiſt ein natürliches Chaos, in welches der Geiſt Gottes (der Ruach Elohim) im Paradieſe das Licht eingeſtrahlt habe, ſo daß Adam, der Erdenkloß, aufgerichtet durch Gottes Hand, aller

Selbſtthätigkeit des Denkens baar, von Gott ſeinem Pädagogen die Sprache, mit der Sprache Theologie und Weltweisheit empfangen habe, bis Adam abtrünnig worden und ſich zum Böſen gekehrt. Wie der Heiland den alten Adam in einen neuen Chriſten umſchuf, wurde Chriſtus der Pädagog, übergab den umgeſchaffenen Menſchen der Kirche, die ihn aus dem Meer der Erbzweifel errettete und im chriſtlichen Glauben den Felſen baute als dem einzigen Fanal aller Wiſſenſchaft, aller Weisheit, aller Politik, als die einzige ächte Autonomie. Alſo iſt die Kirche die Pädagogin in Ewigkeit einer von Haus aus durch ſich ſelber unmündigen Menſchheit.

Lamennais, ein Geiſt von der höchſten Energie des Denkens und Handelns, aber von der größten Einſeitigkeit der Begriffe, logiſch ſchroff, dialektiſch zugeſpitzt, aber mit ſtarker Hypochondrie verſetzt, den Menſchen kennend, die Menſchen nicht, auf deklamatoriſche Weiſe ſich die Menſchen zu Engeln oder zu Teufeln, zu Genien oder zu Dummköpfen, zu Edelmüthigen oder zu Schurken umwandelnd je nach ſeiner ſchroffen Parteilichkeit — fand in den Schriften eines ihm durchaus fremden Geiſtes einen unerwarteten Anhalt. Graf de Maiſtre, Welt- und Staatsmann, der Menſchen und der Völker kundig, von tüchtig klaſſiſcher Bildung, die dem Abbé Lamennais abging, obwohl man in de Maiſtre keinen Philologen zu ſuchen hat (das verſteht ſich von ſelbſt), ſondern nur einen Welt- und Geſchäftsmann, der den Plato und Ariſtoteles tüchtig geleſen und oft verſtanden hat, ohne beide zu bewältigen oder zu durchdringen, hing am alten Regime, ohne es wie Bonald zu ſyſtematiſiren und ohne ſich ihm geiſtig einzuknechten, und begriff die Revolution, welche er in ihren Principien haßte, aber nicht verkannte. Von den Jeſuiten erzogen, war ihm ein großer Reſpekt vor mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften eigen, lauter fremden Dingen für Bonald und Lamennais. Die Politik eines Gregorius VII., welche

wie die Gregorius des Großen, wie die Nikolaus' I. die Republik chriſtlicher Staaten, Nationen, Völker und das Papſtthum zum Cenſor, zum Moderator, zum lebendigen Gleichgewicht, zur politiſch-ſocialen Axe hatte, faßte er in ihrer Großheit auf, ohne die Einſeitigkeiten und Schroffheiten in der Ausübung jemals zu verkennen. Das war aber auch das Einzige, was er vom Mittelalter einſah und verſtand. Er liebte ſich in Paradoxien zu kleiden, und gemahnt an Diderot freilich nicht in ſeinen Geſinnungen, aber in der unbeſchränkten Bewegung und der abſoluten Freiheit ſeines Geiſtes. Dieſen Mann nun adoptirte Lamennais in Betreff des mittelalterlichen Kirchenſyſtems und der mittelalterlichen Kirchenpolitik, aber in einem Sinne logiſcher Abſtraktion, der dem lebendig hiſtoriſchen Sinne des Grafen de Maiſtre durchaus fremd war.

Alſo geſchah es denn, daß durch Lamennais in der Weiſe, wie er ſich de Maiſtre aneignete, der junge Klerus der Reſtaurationsepoche von den Maximen des Boſſuet und beſonders von dem Staatsprincip Ludwigs XIV. abtrünnig gemacht wurde. Montalembert, ein Zögling dieſer Schule, wurde bis auf einen gewiſſen Grad ihr Zelot, aber niemals ihr Knecht. Er hing den durch Guizot und Thierry geweckten hiſtoriſchen Studien warm an, trank, der deutſchen Sprache mächtig, aus deutſchen Quellen, begeiſterte ſich für politiſche Freiheit und politiſches Leben, und impfte einen Theil dieſes Geiſtes einem Theile der Schule des Lamennais ein, der ſich im Klerus und in der Laienwelt unter Lacordaire's Inſpirationen entwickelte, aber ſich mehr an die politiſche Spekulation des Tages als an hiſtoriſche Gründlichkeit und Forſchung hielt. Hier lag ſchon der Keim einer Spaltung zwiſchen den Anhängern der von Lamennais ausgegangenen katholiſchen Schule, aus welcher viele der heutigen franzöſiſchen Biſchöfe hervorgegangen ſind. Dieſe Schule hielt unter Ludwig Philipps Regierung

im anſcheinenden Doppelbunde für politiſche Freiheit als Ausdruck der Staatsverfaſſung zuſammen (hier war im Grunde Montalembert allein thätig als liberaler Ariſtokrat wie Lacordaire als liberaler Demokrat); ernſter war der Doppelbund gemeint in Betreff abſoluter Kirchenfreiheit und des freien öffentlichen Unterrichts, der insbeſondere gegen die doktrinäre Univerſitätsherrſchaft Couſin's reclamirt wurde. Indeß wies ſich ſpäter aus daß, während Montalembert und Lacordaire Gewiſſensfreiheit und Glaubensfreiheit verlangten, die Schule, aus welcher das vom Grafen heut bekämpfte Syſtem des „falſchen Mittelalters" ausgegangen iſt, in petto jene Freiheiten verabſcheute, proviſoriſch jedoch nicht verneinte, bis zur Gründung der napoleoniſchen Dynaſtie, wo ſie ſich einer verwandten römiſchen Partei anſchloß, die in der Civiltà cattolica ihr Lager aufſchlug.

Der Krieg brach im Gebiete der Politik, ſowie in dem Gebiete der Wiſſenſchaft zugleich aus. Ein Italiener, Freund des Abbé Lamennais, ohne wie dieſer mit der Kirche zu brechen, obwohl er an der römiſchen Republik unter Mazzini's Herrſchaft warmen Antheil genommen hatte, kam nach Frankreich und trat vollſtändig zu der Partei des „Univers" über. Man hält ihn für einen großen Thomiſten; von der großen und ächten Geiſtestoleranz des heiligen Thomas, von ſeiner Bewunderung für die peripatetiſche Klarheit und Gedankenſchärfe iſt aber wenig an ihm zu vermerken, dagegen vereinigt er die Rhetorik des Abbé Lamennais, nur in weitläuftigeren Proportionen, mit einer ächt italieniſchen Emphaſe, die dem ſtrengen Geiſte ſeines ehemaligen Freundes ferne lag. Unter dieſem Fahnenträger begann ein doppelter Krieg gegen alle Philoſophie, die ſich nicht damit begnügte, eine bloße Copie der Summa des heiligen Thomas und der daraus durch den Pater Ventura gefolgerten Axiome zu ſeyn. Descartes kam übel weg, aber er ſchonte ſeiner noch, weil er glaubte, anfangs die

Schule des Herrn Royer Collard als eine in Frankreich angeſehene ſchonen zu müſſen, namentlich im Vergleich zu der äußerſten Verachtung, mit welcher der Pater auf Kant herunterfuhr wie ein Blitz aus der Wolke, um ihn wie alle germaniſche Weisheit in einen nichtswürdigen Aſchenhaufen zu verwandeln. Weiß Gott, wie es dabei dem armen Deutſchland als der Mutter des Proteſtantismus und ſomit der franzöſiſchen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, und durch dieſe der Revolution erging! Der Italiener hatte ganz und gar vergeſſen, daß Italien die dreifache Mutter des Machiavellismus, der irreligiöſen Philoſophie, aus der Vanini, und des Pantheismus, aus dem Giordano Bruno hervorging, vor allen aber die einige Mutter des Socinianismus geweſen iſt, aus deſſen Modifikationen und Sänftigungen die Weisheit des Locke hervorgegangen, welche im Deismus des Voltaire und in der Pädagogik des Rouſſeau den Geiſtern im achtzehnten Jahrhundert iſt eingeimpft worden.

Nun erſt wurde der ſogenannte Traditionalismus wieder aufgewärmt, dieſe letzte Aftergeburt der Schule des Lamennais, welche aus dem menſchlichen Geiſte ein Chaos vor und einen Teufelsſtall nach dem Sündenfall machte; Gott den Adam erſt belehren, dann verwerfen ließ, Chriſtum durch die Kirche zum Lehrer aller Hiſtorie, aller Philologie, aller Philoſophie, ja aller Naturwiſſenſchaft einſetzte. Darauf lief der Abbé Gaume Sturm auf orientaliſche Studien, die er auf die Bibel, auf die klaſſiſchen Studien, die er auf die Kirchenväter und die Scholaſtiker beſchränken wollte; das ſollte nun das wahre Mittelalter ſeyn, ohne daß man bedachte, wie die Kirchenväter und Scholaſtiker ſammt und ſonders aus Plato und Ariſtoteles mehrfach herausgeblüht ſind. Als Poeſie und Kunſt ſollten nur die Legende und das Kirchenlied dienen. Den Jeſuiten ward es endlich zu arg, und die Civiltà cattolica ſchlug ſich in's Mittel. Inzwiſchen wurde der „Univers“

unterdrückt, und ſein Nachfolger „Le Monde" brach mit dem Kaiſerthum in Folge des italieniſchen Umſturzes; ſeine ſanguiniſchen Hoffnungen gingen zu Schanden. Veuillot hatte gehofft, man würde ſeiner Politik den Siècle opfern, aber man ließ ſich Siècle und Univers, Havin und Veuillot auf's blutigſte zuſammen reiben, den Siècle durch den Univers, den Univers durch den Siècle ſich wechſelsweiſe ausklopfen, ohne daß es, wie natürlich, zu irgend einem Schluſſe kam.

Das iſt alſo das falſche Mittel, gegen welches Montalembert, die hiſtoriſche Bedeutung des ächten Mittelalters hervorhebend, fern von dem tollen Wahn irgend ein neues Mittelalter ſchaffen zu wollen, auf das rüſtigſte ankämpft. Er gehört ganz und gar nicht in die katholiſche Schule des Herrn von Chateaubriand, in deſſen phantaſievolle aber unhiſtoriſche Romantik, ſondern er iſt bei Friedrich Schlegel als Kenner des Mittelalters in die Schule gegangen, hat ſich an der Myſtik des „reichen" Görres (ſo nennt ihn Göthe mit Recht) erwärmt, lehnt ſich überall an die großen hiſtoriſchen Forſchungen der Neuzeit über das Mittelalter an, und thäte vielleicht klüger, ſich nicht ſo ſehr über die Thorheiten des falſchen Mittelalters zu betrüben, wie es von Zeit zu Zeit den Anſchein hat; denn alle dieſe Verirrungen ſpielen doch im Grunde ihren Reſt aus.

## XXXII.

### Rio's L'art chrétien.

Als im Jahre 1836 das Werk L'art chrétien von Rio erſchien, erregte es allgemeine Aufmerkſamkeit und fand vielfachen Beifall. Jetzt, nach einer ſo langen Reihe von Jahren gibt der Verfaſſer daſſelbe Werk umgearbeitet und vervollſtändigt. Wir ſind in den Stand geſetzt, vor dem in kurzer Zeit bevorſtehenden Erſcheinen des Originals die unten folgende Ueberſetzung als eine Probe des neubearbeiteten Werkes zu geben. Wir haben dazu einen Abſchnitt des zweiten Bandes gewählt, welcher den Charakter des Ganzen zu zeigen vorzugsweiſe geeignet ſchien.

Das Werk wird vier Bände umfaſſen. Nach einer Einleitung über das Weſen und die frühern Perioden der chriſtlichen Kunſt, folgt als die Behandlung des eigentlichen Gegenſtandes des Werkes, die Darſtellung der Geſchichte der chriſtlichen Kunſt von ihrem ſelbſtſtändigen Aufblühen im dreizehnten Jahrhunderte an in Italien, und in ihrer weiteren Entwicklung bis zur Periode der Abnahme und des Verfalles im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert. Ohne uns für jetzt in eine ausführlichere Analyſe oder Beurtheilung des Wer-

kes einzulaſſen, wollen wir uns nur auf eine kurze Andeutung ſeiner Eigenthümlichkeit beſchränken.

Die charakteriſtiſchen Züge dürften etwa in folgender Weiſe zuſammengefaßt werden können: wir finden hier eine überaus reiche und lange fortgeſetzte Anſchauung der Werke der Kunſt mit einer eindringenden und feinen Beobachtungsgabe, welche Eigenſchaften für jede Geſchichte der Kunſt die erſte Grundlage bilden müſſen; eine tiefere und würdige Auffaſſung des Weſens der Kunſt überhaupt und der chriſtlichen Kunſt insbeſondere, in Verbindung mit einem reinen und ſichern äſthetiſchen Geſchmacke; ferner eine Behandlungsweiſe, welche ſich nicht auf die Grenzen des Gebietes der Kunſt für ſich allein beſchränkt, ſondern die Kunſt in ihren Wechſelbeziehungen zu den übrigen culturgeſchichtlichen Momenten betrachtet; welche dabei vorzugsweiſe das Verhältniß der Kunſt zur Kirche in jeder Periode hervorhebt, und nicht bloß berückſichtigt, was die Kirche der Kunſt, ſondern auch was die Kunſt der Kirche verdankt, und zwar in einer Auffaſſungsweiſe, welche Anerkennung der Autorität der Kirche und warme Sympathie für dieſelbe mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Urtheils verbindet. Dazu kommt eine anziehende, belebte Darſtellung, in welcher ſich die Vorzüge natürlicher Beredtheit mit künſtleriſcher Form und Feinheit des Styls verbinden.

Der Verfaſſer gehört zu der im Ganzen nicht zahlreichen Klaſſe ſeiner Landsleute, welche deutſche Literatur und Kunſt, deutſches Weſen und Leben kennen und zu ſchätzen wiſſen. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß dieſer Umſtand für die innern Vorzüge und für den ganzen Geiſt ſeines Werkes von einer guten Einwirkung war, während was die Behandlungsweiſe und die Form der Darſtellung betrifft, ſich der individuelle und nationelle Standpunkt des Verfaſſers überall in einem ſelbſtſtändigen Gepräge geltend macht.

Nach dem Urtheile competenter Richter, welche jetzt ſchon Einſicht von dem Werke genommen und ſich darüber ausge-

ſprochen haben, ſo wie nach dem Eindrucke, welchen die Lektüre eines Theiles deſſelben auch auf uns gemacht hat, glauben wir ſagen zu können, daß das Werk Rio's über chriſtliche Kunſt in ſeiner jetzigen neuen Bearbeitung gewiß eines der bedeutendſten Werke iſt unter denjenigen, welche ſeit langer Zeit auf dem Gebiet der Kunſtgeſchichte erſchienen ſind.

---

Die katholiſche Kirche hatte in ihren ſchönſten Tagen nicht leicht ein anderes Oberhaupt, welches ihr in ſo vielfacher Beziehung zum Ruhm gereichte, als Papſt Nikolaus V. (dieſen Namen wählte Thomas von Sarzano). Er hatte ſein ganzes Leben zugebracht im Umgange entweder mit Gelehrten oder mit Heiligen. In ſeiner Jugend nannte man ihn „den armen Studenten von Sarzano.“ Das Andenken an dieſe ſeine Lage war gewiß zum Theil die Quelle ſeiner freigebigen Großmuth mit einer Zartheit des Gefühles verbunden, welche ſeinen Wohlthaten einen beſondern Werth verlieh. Niemals zeigte der Sprößling eines edeln Geſchlechts oder eines fürſtlichen Hauſes einen ſo rührenden Contraſt zwiſchen der Höhe ſeines Ranges und der Einfachheit ſeiner Lebensgewohnheiten. Seine frühere Armuth war für ihn nicht bloß eine nützliche aſcetiſche Uebungszeit, ſie hatte ihm auch ſolche Wohlthäter verſchafft, bei welchen ihre Wohlthätigkeit die geringſte ihrer Tugenden war, und ſie ließ ihn gegen dieſelben nicht bloß die befriedigenden Gefühle eines dankbaren Herzens, ſondern zugleich auch Bewunderung empfinden. Da die Demuth bei Nikolaus V. gleichen Schritt hielt mit dem Anwachſen der Schätze ſeiner wirklich hervorleuchtenden wiſſenſchaftlichen Bildung, ſo ging aus dieſer Vereinigung eine ſein ganzes Weſen durchdringende Erhabenheit der Gefühle und Anſichten hervor, welche ſich allen Denjenigen mittheilte, die mit ihm in Berührung kamen und ihn verſtanden. In letzterer Beziehung ſollte ſein Glück ſeine Hoffnungen übertreffen. Niemals zeigte der päpſtliche Hof, weder vor, noch nach ihm, ein ähnliches Schauſpiel. Man war damals gleichſam noch in dem erſten berauſchenden Gefühle, welches

Wiederanferſtehung der Denkmäler der claſſiſchen Literatur hervorgerufen hatte; aber ſtatt in derſelben nur eine Quelle bloß literariſcher Genüſſe zu ſehen, wie in dem Jahrhunderte Leo's X., ſchöpfte man damals aus dieſen Denkmälern einen neuen Enthuſiasmus für die Vertheidigung jener unglücklichen Griechen, welche das Schwert der Moslemin auszurotten drohte. Auch verbanden die geſchickteſten diplomatiſchen Unterhändler, welche Nikolaus V. an die zu lauen oder widerſtrebenden Höfe ſchickte, mit der diplomatiſchen Geſchäftsthätigkeit zugleich eine begeiſterte Liebe der griechiſchen und lateiniſchen Literatur, in deren Namen man damals die Sympathie aller edleren Geiſter aufrufen konnte, welche die Weihe dieſer neuen Bildung ſchon hatten, oder ſie zu erlangen trachteten. Ein Typus gleichſam dieſer gelehrten Diplomaten, welche in den Griechen nicht bloß Brüder in Jeſus Chriſtus ſahen, ſondern zugleich die Nachkommen der Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes, und welche ſie aus dieſem zweifachen Grunde retten wollten, war jener Sylvius Aeneas Piccolomini, ſpäter bekannt als Papſt unter dem Namen Pius II. Weder ein langes Geſchäftsleben, noch große Gelehrſamkeit vermochten je den Enthuſiasmus dieſes Mannes abzukühlen. Er war der würdige Repräſentant des päpſtlichen Hofes und ſeines Zeitalters in Allem was ſich hier von edler Begeiſterung für höhere Bildung und das claſſiſche Alterthum fand, ſowohl hinſichtlich der Intervention nach außen zu Gunſten der Griechen als hinſichtlich der Pflege der Literatur im eignen Lande, beides zum Ruhm der Kirche und des geiſtigen Fortſchrittes der Menſchheit. Aber Piccolomini repräſentirte doch nicht den ganzen Nikolaus V., wie er war. Dieſer Papſt war vor Allem eine geiſtliche Perſon, in der demüthigſten und zugleich erhabenſten Bedeutung dieſes Wortes, und unter allen der Kirche, deren Oberhaupt er war, zukommenden Eigenſchaften, ſchwebte ihm am meiſten vor ihre Eigenſchaft als myſtiſche Braut Jeſu Chriſti. Die Verherrlichung dieſes Bundes der Kirche mit Chriſtus durch alle ihm zu Gebot ſtehenden Mittel, dieß war für ihn das höchſte Ziel ſeines Pontificates. Für ſie, die Braut Chriſti und gleichſam zu ihrem Schmucke, wollte er in allen ſeinen Unternehmungen jene Größe und Pracht entfalten, [illegible] vielmehr da dieſe unvollendet blieben,

welche ſeine Pläne kennzeichnen. Selbſt in den kleineren Gegenſtänden des kirchlichen Schmuckes, wie in den Gefäßen, in den Verzierungen der Kirche und in den prieſterlichen Gewanden, ſollte nach ſeinem Willen ſich gleichſam ein Abglanz des himmliſchen Jeruſalem zeigen. Er hatte ſich daher auch an das Talent der geſchickteſten Goldſchmiede gewendet, um von ihnen jene zahlreichen Meiſterſtücke der Kunſt für St. Peter ausführen zu laſſen, welche er in ſeiner letzten Anſprache mit einem gewiſſen naiven Wohlgefallen aufzählt *).

Hier, in dieſer letzten Willenserklärung Nikolaus V., welche ſein Biograph uns erhalten hat, muß man Zweck und Geiſt ſeines ganzen Handelns aufſuchen. Der ſterbende Papſt erklärt hier feierlich: er habe weder aus Ehrgeiz, noch aus eitler Ruhmſucht oder aus dem Verlangen für ſich oder ſeine Regierung einen unſterblichen Namen zu erlangen, in ſo große Unternehmen ſich eingelaſſen, ſondern er habe alles dieſes gethan nur um das Anſehen der römiſchen Kirche und die Würde des apoſtoliſchen Stuhles in den Augen der ganzen Chriſtenheit zu erhöhen **).

Die großen Unternehmungen, zu deren Vertheidigung er in dieſer Weiſe ſich ausſpricht, beſtanden vorzugsweiſe in Wiederherſtellungen und in Neubauten, durch welche er das von ſeinem Vorfahrer begonnene Werk weiter fuhrte und dadurch der Stadt Rom ein neues Ausſehen gab. Viele der urſprünglichen Kirchen, welche durch das Andenken an die Apoſtel und an die erſten Martyrer eine beſondere Weihe hatten, waren in Trümmer gefallen; deren Wiederherſtellung war die erſte Aufgabe, die der fromme Papſt ſich ſetzte. Jetzt konnten die Gläubigen wieder in jenen Heiligthümern beten, welche die Verwüſtungen der Barbarei und

*) Man ſehe Manetti's Leben Nikolaus V. bei Muratori Tom. III. P. II. p. 908.

*) Quibus quidem nos causis, non ambitione, non pompa, non inani gloria, non fama, non diuturniori nominis nostri propagatione, sed majori quadam Romanae Ecclesiae auctoritate et ampliori Sedis Apostolicae apud cunctos christianos populos dignitate. . . Ibid. p. 949.

der Zeit ihnen entzogen hatten. Bedeutende und raſch ausgeführte Reſtaurationen wurden unternommen in den Baſiliken St. Johann im Lateran, St. Maria Maggiore, St. Laurentius, St. Paul außerhalb der Stadtmauern, ohne zu erwähnen eine Menge anderer Kirchen, Oratorien und Klöſter, welche unter Nikolaus V. auf Koſten des päpſtlichen Schatzes neu gebaut oder wiederhergeſtellt oder ausgeſchmückt oder vergrößert wurden.

Vor Allem aber war der Vatican, hier bei den Gräbern der heiligen Apoſtel, die Stätte, an welcher Nikolaus alle Pracht und Großartigkeit entfalten wollte, welche der Fortſchritt der Künſte und aller Zweige der menſchlichen Kenntniſſe erreichen konnte, in einer Zeit, welche ſo reich an neuen Entdeckungen und an Meiſterwerken war. Die in das Einzelne gehende Beſchreibung, welche uns ſein Biograph von dem ganzen Syſtem zuſammengehöriger Gebäude gibt, welches man gleichſam die vaticaniſche Stadt nennen könnte, grenzt an das Fabelhafte und verſetzt die Einbildungskraft des Leſers in jene Länder des Orients, wo man die Wohnungen der Götter und der Könige in jenen coloſſalen Verhältniſſen aufbaute; oder vielmehr, es ſtellt ſich uns hier dar die Offenbarung eines ſchönen Traumes, hervorgerufen durch das Andenken an den heiligen Berg Sion mit ſeinem Tempel und mit ſeinen weiten Hallen, über welchen die Wohnungen der Prieſter in regelmäßiger Vertheilung ſich befanden, welche die Gebete und die Opfer für das Volk darbrachten. Nikolaus V. wünſchte für den Vatican einen ähnlichen Plan, mit einem Mittelpunkte, auf welchen ſich, wie bei dem Tempel zu Jeruſalem, alle einzelnen Theile bezogen. Er wollte zugleich, daß das Hauptgebäude und die zu demſelben gehörenden Nebengebäude in ihrer Größe ſolche Proportionen zeigten, welche entſprechen ſollten der Verbreitung der allgemeinen Kirche und dem unermeßlich großen Raume, den ſie in der Weltgeſchichte einnimmt.

Nach der Idee Nikolaus V. ſollte der Vatican für die ganze Chriſtenheit daſſelbe ſeyn, was einſt der große Meilenzeiger auf dem Forum für das geſammte römiſche Reich war: der Ort, von [illegible] und zu welchem hin alle Sendboten des großen geiſtlichen

Reiches gehen und kommen ſollten, um nach allen Richtungen zu verbreiten die Worte des Lebens, der Wahrheit und des Friedens. Damit dieſen Sendboten kein Mittel der Autorität fehle, ſollten ſich an die Eingebungen der göttlichen Wiſſenſchaft anreihen die Ueberlieferungen der menſchlichen Wiſſenſchaft, welche niedergelegt ſind in den Denkmälern des griechiſchen und römiſchen Geiſtes. Darum ließ der Papſt, der Urheber dieſes großartigen Gedankens einer Verbindung der vorchriſtlichen und der chriſtlichen Bildung, dieſe Werke des griechiſchen und römiſchen Alterthums mit großen Koſten aufſuchen und überſetzen. Sein Eifer, Eroberungen auf dieſem geiſtigen Gebiete zu machen, erzielte auch einen ſolchen Erfolg, daß er gegen fünftauſend Handſchriften zuſammenbrachte, die reichſte Sammlung dieſer Art, welche man ſeit der Zerſtreuung der Bibliothek zu Alexandrien bis dahin geſehen hatte. Alle dieſe literariſchen Schätze wurden geordnet und verwendet nach einer gewiſſen hierarchiſchen Rangordnung je nach ihrer Wichtigkeit und je nach dem Maße der Erleuchtung, welches der menſchliche Geiſt aus ihnen ſchöpfen konnte. So nahmen die Werke, welche dazu beitragen konnten, in die Tiefen der heiligen Schrift einzudringen, den erſten Platz ein; ein neu aufgefundenes Manuſcript, welches irgend ein, wenn auch kleines, Werk der Kirchenväter, oder eine zu dieſem Kreiſe gehörende Schrift enthielt, wurde wie ein Geſchenk des Himmels betrachtet. Unter den Lücken, welche auf dem Gebiete der kirchlichen Literatur auszufüllen waren, gab es ſolche, die beſonders lebhaft empfunden wurden und welche die Freigebigkeit Nikolaus V. zu ähnlichen Aeußerungen veranlaßte, wie ſie von Alexander bei ſeiner Eroberung Aſiens erzählt werden. So verſprach der Papſt eine Belohnung von fünftauſend Dukaten Demjenigen, welcher das Evangelium des heiligen Matthäus in der Urſprache herbeibringen würde. Das war von allen zu machenden bibliographiſchen Entdeckungen diejenige, auf welche er den größten Werth legte.

Wie reich aber auch Nikolaus an griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften war, ſo konnte er ſich doch nicht tröſten darüber, daß er nicht die vollſtändigen Werke von Livius und Tacitus neben den Geſchichtsbüchern von Herodot, Thucydides und Xeno-

phon ſehen ſollte. Hiebei war aber in höherem Grade der Eifer eines Sammlers, als eine literariſche Vorliebe im Spiel. Denn der Biograph Nikolaus V. läßt uns bei ihm eher eine Vorliebe für die Denkmäler des griechiſchen Geiſtes wahrnehmen. Der Genuß, welchen er bei dieſer Lectüre hatte, muß ſehr lebhaft geweſen ſeyn und in ſeinen Augen als ganz berechtigt gegolten haben, da er ſogar in dem ernſten Momente, als ſeine Seele im Begriffe ſtand vor Gott zu erſcheinen, Gott dafür dankte, daß er ihm Geſchmack an der Literatur gegeben habe, ſowie die nöthigen Fähigkeiten, um ſich mit dem Studium derſelben nicht ohne Erfolg zu beſchäftigen. *)

Was die antike plaſtiſche Kunſt betrifft, deren Reſte damals mit leidenſchaftlichem Eifer aufgeſucht wurden, ſo ſcheint Nikolaus gerade für dieſe Claſſe von neuen Entdeckungen ſich nicht ſehr intereſſirt zu haben. Der Grund davon mag nun darin liegen, daß er dieſe Kunſtwerke nicht nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen wußte, oder daß die meiſten Werke dieſer Art, welche damals an das Licht traten, in ſeinen Augen mit dem Makel entweder des Götzendienſtes oder (wie bei ſo vielen Ehrendenkmalen und Bildniſſen) einer ſervilen Schmeichelei behaftet waren. Mit dieſem Widerwillen gegen die antike Sculptur wird man auch den Mangel an Aufmunterung von Seiten dieſes Papſtes ſeinen zeitgenöſſiſchen Bildhauern gegenüber in Zuſammenhang zu bringen haben. Wenn er eine Ausnahme hievon zu Gunſten Bernardo Roſſelini's machte, ſo geſchah dieſes gerade deßwegen, weil dieſer Künſtler die Erfolge, welche er im Fache der Sculptur hatte mit Sicherheit erreichen können, dem Ruhme aufopferte, daß er als Architekt dem Papſte bei der Ausführung ſeiner großartigen Plane dienen durfte.

Nikolaus V. begründet in ſeiner letzten Anſprache ſelbſt ſehr

*) Quocirca gratias, inquam, agimus tibi, sempiterne Deus, quoniam . . . nobis quum adhuc pueri essemus gratiam concessisti, ut egregiis illis et non pervulgatis naturae adminiculis adjuti, ad litterarum studia converteremur. . . *Muratori* ibid. p. 953.

gut die Wichtigkeit, welche er großen Werken der Architektur beilegte. Er war nämlich überzeugt davon, daß eine wohl erdachte Verbindung von Gebäuden, welche geſchmackvolle Schönheit mit einer imponirenden Größe vereinigten, auf die Pilger und überhaupt auf alle Fremden, welche Frömmigkeit oder Neugierde nach Rom brächte, einen Eindruck hervorbringen müßten, der ſich auch in der Ferne auf alle diejenigen fortpflanzte, welche dort den Mittelpunkt ihres Glaubens hatten. Er ſchloß dann weiter, daß dieſes Mittel dazu beitrüge, die Achtung vor der Autorität des heiligen Stuhles zu erhöhen. Er wußte, welche Bedeutung in der Geſchichte des alten römiſchen Volkes der Anblick des Kapitols und der Gedanke ſeiner ewigen Dauer hatte.

Die Architekten des Papſtes Nikolaus legten denn alſo die Hand an das Werk mit allem dem Eifer, welchen ihnen das Bewußtſeyn einer großen Aufgabe einflößte, einer Aufgabe, welche zum Preisrichter und Preisvertheiler haben ſollte die geſammte katholiſche Welt von Geſchlecht zu Geſchlecht. Aber welches Kunſtgenie ſollte es wagen einen ſo großen und zugleich ſo zuſammengeſetzten Bauplan auszuführen oder auch nur zu entwerfen? Brunelleschi war vorher geſtorben, ehe Nikolaus den päpſtlichen Thron beſtieg. Michelozzo, der Nachfolger Brunelleschi's in der Leitung des Baues der Kuppel an der Kathedrale zu Florenz, konnte kaum allen den damit verbundenen Arbeiten genügen. Außerdem ermangelte er jener kühnen Einbildungskraft, durch welche Brunelleschi ausgezeichnet war. Gerade einer ſolchen Kühnheit bedurfte es aber nicht minder als der Reinheit des Geſchmackes, um den Geiſt und die Abſichten Nikolaus V. vollſtändig zu erfaſſen.

Da kam ein Mann, der ſelbſt über Brunelleschi ſtand, wenn nicht als ausübender Künſtler, doch in der wiſſenſchaftlichen Theorie und welcher mit Brunelleschi den Ruhm theilt, die antike Architektur, und zwar nicht etwa mit bloß ſklaviſcher Nachahmung wiederhergeſtellt zu haben. Dieſer Mann kam kurz nach dem Regierungsantritte des neuen Papſtes, als derſelbe aber ſchon jene rieſenhaften Bauten in Gedanken hatte, von welchen weiter oben die Rede war. Geboren zu Florenz **1404** hatte der Künſt-

ler in ſeiner Vaterſtadt durch die Vereinigung aller Eigenſchaften des Herzens, des Geiſtes und der äußeren Perſönlichkeit geglänzt, welche ſonſt nur in Romanen des Mittelalters den dort auftretenden Helden beigelegt werden. Voll leidenſchaftlicher Begeiſterung für die alte Literatur ſchrieb er das Lateiniſche beſſer als ſeine Mutterſprache und hatte durch die Eleganz ſeines Styles mehr als einmal ſelbſt die Vermuthungen der Gelehrten irre geführt.*) Sein unermüdeter Fleiß, in Verbindung mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Divinationsgabe, hatte ihn in die Geheimniſſe faſt aller Künſte eingeweiht, und ihn zu mehreren bedeutenden Entdeckungen geführt, ohne daß er ſich jedoch die Mühe nahm, das Verdienſt derſelben für ſeinen Namen zu ſichern.**) Seine Kenntniſſe in den phyſikaliſchen, mechaniſchen, mathematiſchen Wiſſenſchaften gingen ſo weit als es der damalige Stand dieſer Wiſſenſchaft zu geſtatten ſchien, und ſelbſt noch weiter. Er führte zwar ſelten ſelbſt den Pinſel, aber er ſchrieb für die Maler und für die Bildhauer Lehren nieder, welche alle frühern Theoretiker vor ihm in Vergeſſenheit brachten. In der Architektur bemühte er ſich zunächſt nur den Vitruv zu erklären, aber er erhob ſich über ihn. Ohne jedoch gleichſam das Bewußtſeyn dieſer von ihm erreichten Höhe zu haben, blieb er in den Schranken ſeiner gewohnten Verehrung und Beſcheidenheit jenem alten Lehrer gegenüber. Dieſer univerſelle und ſo vollkommene Mann, dieſes Wunder von Wiſſenſchaft und edler Geſinnung, dieſe Perſönlichkeit, welche auf wunderbare Weiſe in ſich einen Gelehrten, Dichter, Künſtler und Ritter in der chriſtlichſten Bedeutung dieſes letztern Wortes vereinigte,***) war Leon Baptiſt Alberti.

---

*) In dem Alter von zwanzig Jahren verfaßte Alberti ein Luſtſpiel, das den Titel Philodoxus führte und von Aldus Manutius als das Werk eines alten Dichters gedruckt wurde.

**) Ihm verdankt man die Erfindung der Camera obscura, welche gewöhnlich dem Johann Baptiſt della Porta zugeſchrieben wird.

***) Bei Muratori (Vol. XXV) findet ſich ohne Namen des Verfaſ-

Von einem ſo edeln Charakter und mit ſolchen Gaben ausgeſtattet konnte Alberti im Voraus auf das Vertrauen ſeines neuen Beſchützers mit Sicherheit rechnen. Hätte dieſes Vertrauen noch außerdem einer andern Rechtfertigung bedurft, ſo wäre ſie vollſtändig zu finden geweſen in ſeinem großen Werke über die Architektur, welches er im Jahre 1452 dem Papſte überreichte und welches ihm den Namen des „Florentiner Vitruvius“ verſchaffte. Wenn es außer der Theologie noch eine andere Wiſſenſchaft gab, worüber Nikolaus V. ſich eine gewiſſe Berechtigung des Urtheiles beilegte, ſo war dieß gerade die Architektur. Hatte er ja doch die genialen Werke Brunelleschi's in der Nähe geſehen. Nun fand er in Alberti einen Schüler dieſes großen Mannes, und dazu noch einen ſolchen Schüler, bei welchem die Bewunderung für ſeinen Meiſter und für ſein Vorbild dennoch der eignen Originalität keine Beeinträchtigung brachte. Das Werk Alberti's über Architektur konnte zwar allerdings als eine neue dem klaſſiſchen Alterthume dargebrachte Huldigung gelten; aber es war eine Huldigung, gemäßigt durch weſentliche Verbeſſerungen und zugleich durch eine Unabhängigkeit des Urtheils veredelt, ohne welche es dem Verfaſſer nicht gelungen wäre, ſo wie er es that, den praktiſchen Nutzen mit dem archäologiſchen Intereſſe zu vereinigen.

Aber die Originalität der Gedanken Alberti's zeigte ſich nicht allein in ſeinen geſchriebenen Werken; man nahm ſie nicht minder wahr auch in den von ihm gebauten Werken. So in der ſo zierlichen und pittoresken Façade der Kirche Santa Maria Novella, welche etwas an die Façade der Kirche San-Miniato

---

ſers eine Biographie Leon Baptiſt Alberti's, welche viel intereſſanter iſt als die von Vaſari gegebene. Letzterer hat mehr die Geſchichte des Künſtlers, als des Menſchen gegeben. Nur in einem Punkte erſcheint Alberti nicht als chevaleresk, nämlich in ſeiner Anſicht über das weibliche Geſchlecht. Er betrachtete daſſelbe als ein Hinderniß für den Mann in dem Streben nach höherer moraliſcher Würde, von welcher Würde er ſich für ſeinen Theil niemals entfernte.

und an die Blumen-Pilaſter der Mauern der obern Abtheilung des Coliſeums erinnert; ferner in dem Palaſt Ruccellai, mit ſeinem bemerkenswerthen Uebergang des ruſtico-gothiſchen Styles zu dem claſſiſchen Style Bramante's; weiter in der Kirche St. Andreas zu Mantua, deren jetzt verunſtaltete Façade eine glückliche Nachahmung eines Trimphbogens zeigte, während im Innern korinthiſche Pilaſter in regelmäßiger Anordnung mit einem prächtigen Geſimſe gekrönt waren; endlich in der Kirche St. Franciscus zu Rimini, welche man mit Recht als das Meiſterſtück Alberti's betrachtet. Obgleich bei dieſem zuletzt genannten Werke der Künſtler gewiſſe Reminiscenzen an römiſche Triumphbogen und die griechiſchen Tempel mit Säulenſtellungen auf jeder Seite ihren Einfluß ausüben ließ, ſo wußte er doch das Syſtem der Porticus, welche dieſe Kirche umgeben, ſo anzuordnen, daß er in den Zwiſchenräumen der Arkaden auf einem fortlaufenden Sockel Plätze für Grabmäler anbringen konnte, in welchen die Reſte berühmter Männer, wenn Rimini ſolche hervorbrächte, ruhen ſollten.*)

Es läßt ſich nicht mit genauer Beſtimmtheit derjenige Theil der Bauten Nikolaus V. ermitteln, deſſen Ausführung Alberti zufiel. Als er nach Rom kam, hatte er Bernardo Roſſelini in dem vollen Beſitz des Zutrauens des heiligen Vaters gefunden, unter deſſen eigner Leitung Roſſelini an der Ausführung der großartigen Plane arbeitete.**) Dieſer hier genannte Künſtler wurde nicht entfernt, um Alberti Platz zu machen; aber der Papſt, welcher bisher gleichſam ſein eigener Miniſter der öffentlichen Arbeiten war, ſcheint nun dieſes Geſchäft Alberti übertragen zu haben, jedoch ſo, daß er dabei immer die oberſte Leitung hinſicht-

*) Ich laſſe den Chor der Kirche S. Annunciata zu Florenz abſichtlich ohne Erwähnung, weil dieſes das einzige Werk iſt, welches dem Künſtler mißglückte.

**) Vaſari ſagt, indem er von Nikolaus V. ſpricht: Il detto pontefice era d'animo grande e risoluto, e intendeva tanto, che non meno guidava e reggeva gli artefici, ch'eglino lui. *Vita di Rosellino.*

lich des Planes und der Ausſchmückung der auszuführenden Bauten ſich ſelbſt vorbehielt.

Nimmt man übrigens die von Vaſari gebrauchten weit gehenden Ausdrücke in ihrer wörtlichen Bedeutung, ſo hatte man bei dieſen Bauten Gelegenheit, das Talent mehrerer Architekten und den Arm von Tauſenden von Arbeitern zu beſchäftigen. Dieſer Schriftſteller ſagt nämlich von Nikolaus V.: „er habe bei der Stadt Rom das Unterſte zu oberſt gebracht." *) Außer den Arbeiten für Neubauten waren da noch auszuführen die Arbeiten zur Wiederherſtellung von Gebäuden, die Arbeiten zum Abbruch, die Arbeiten um den Straßen die gerade Richtung zu geben, die Arbeiten aus ſanitätspolizeilichen Rückſichten, endlich die Befeſtigungsarbeiten, welche ſich nicht auf die Einſchließung Roms und auf die Engelsburg beſchränkten, ſondern in dem ganzen päpſtlichen Gebiete vorgenommen wurden, zu Civitavecchia, Civita-Caſtellana, Narni, Orvieto, Spoleto. Nikolaus V. wollte nämlich, in dem wohl begründeten Gefühl ſeiner Würde als Oberhaupt der Chriſtenheit, es nicht länger mehr dulden, daß das Erbgut des heiligen Petrus den Beleidigungen und den anmaßenden Angriffen aufrühreriſcher Vaſallen ausgeſetzt bliebe, welche dadurch ſeinen Vorgängern ſo vielen Kummer bereitet hatten. Bernardo Roſſelini beendigte zwar als Kriegsbaumeiſter und Ingenieur ſeine Aufgabe vollſtändig, aber nicht eben ſo weit kam er bis zu dem Tode Nikolaus V. mit den monumentalen Bauwerken, welche er unter der Leitung oder mit der Mitwirkung Alberti's unternommen hatte. Die drei Porticus, welche den Zugang bilden ſollten und die Verbindung von der Engelsburg nach der Baſilika von St. Peter waren noch nicht einmal angefangen. Der päpſtliche Palaſt, deſſen urſprünglicher Plan ſeiner Größe nach an die Königspaläſte in Theben und Memphis erinnerte, war auf das Maß der Ausdehnung beſchränkt worden, welches ſchon für den Dienſt und für die Wohnung eines Fürſten zweiten Ranges erforderlich ſchien; die Baſilika, deren Kuppel weithin das Grab

*) **Aveva, col suo modo di ſabricare, messo tutta Roma sottosopra.**

der Fürſten der Apoſtel erſcheinen laſſen ſollte, und deren Abſis ſchon mehrere Fuß hoch aufgebaut war, blieb in dem bisherigen Zuſtande, bis das Genie Bramante's und Michael Angelo's kam und das Werk in ſeiner Größe vollendete.

Waren aber vielleicht die Maler, welche alle dieſe Gebäude auszuſchmücken kamen, glücklicher als die Architekten, welche dieſelben aufführen ſollten? Als Nikolaus V. 1447 Beſitz von dem päpſtlichen Stuhle nahm, arbeitete Gentile da Fabriano noch an den Fresken der Laterankirche. Der Künſtler war damals ein faſt achtzigjähriger Greis, und man hat gute Gründe anzunehmen, daß ſein Tod in den erſten Jahren der neuen päpſtlichen Regierung erfolgte. Ungefähr um dieſelbe Zeit ſtarb auch ſein Mitarbeiter, Victor Piſanello.*) Er hatte jedoch ſchon längere Zeit vorher den Pinſel bei Seite gelegt und ſich ganz numismatiſchen Studien gewidmet. In der letzten Hälfte von Nikolaus' V. Pontificat war nur ein einziger Maler übrig von allen denjenigen, welche durch die Vorgänger des Papſtes nach Rom berufen worden waren. Aber dieſer Maler — es war Fra Angelico — galt für ſich allein ſo viel als eine ganze Malerſchule. Niemand wußte ihn auch beſſer zu würdigen als der neue Papſt: hatte er ja doch in dem Kloſter St. Marcus die wunderbaren Werke dieſes Meiſters eines nach dem andern, gleichſam wie die ſchönſten Blüthen hervorſprießen geſehen. Die Fresken, welche Fra Angelico in dem Vatican für Eugen IV. zu malen angefangen hatte und welche unglücklicher Weiſe unter Paul III. zerſtört wurden, bildeten zur Zeit der Thronbeſteigung Nicolaus V. den ſchönſten Schmuck des päpſtlichen Palaſtes, ſo wie dieſer damals beſtand. Die Zerſtörung dieſer Fresken wird der Gegenſtand einer immerwährenden Anklage bleiben von Seiten der Freunde der chriſtlichen Kunſt gegen den gelehrten Vandalismus des XVI. Jahrhunderts.

Wie Eugen IV., um die damaligen Fortſchritte der Kunſt

---

*) Der Tod des Gentile da Fabriano muß zu Rom erfolgt ſeyn kurz vor dem Jubiläum des Jahres 1450, und der Tod Piſanello's gegen 1454. S. Gaye, Carteggio inedito, Vol. I. p. 163.

nach allen Richtungen hervortreten zu laſſen, der Kunſt Gentile's da Fabriano, die von myſtiſchem Charakter war, die mehr theils gelehrte, theils naturaliſtiſche Kunſtübung Piſanello's zugeſellt hatte, ebenſo wollte Nikolaus V., welcher überhaupt wie in der Theologie ſo auch im Gebiet der Malerei die Wiſſenſchaft neben und ſogar über die Begeiſterung gerne zu ſetzen ſchien, neben Fra Angelico noch einen andern Maler haben, welcher damals in Mittel-Italien ſehr berühmt, den wiſſenſchaftlichen Theil ſeiner Kunſt mehr als irgend ein anderer unter ſeinen Zeitgenoſſen inne hatte. Ich meine damit Piero della Francesca, welcher ſeit Maſaccio's Tod ohne Mitbewerber war hinſichtlich derjenigen Eigenſchaften, welche die ſpätere Kunſtweiſe des genannten großen Künſtlers kennzeichnen. Dieſer Vorzug war es aber nicht allein, auf welchen Piero della Francesca mit Recht Anſpruch machen konnte, wenn es anders wahr iſt, daß er in Perſpective und in der zeichnenden Geometrie weiter vorangeſchritten war als irgend einer Derjenigen, welche vor ihm dieſe wiſſenſchaftlichen Fächer behandelten.*) Jedenfalls hinterließ er ſchriftliche Werke, aus welchen ſeine Schüler ſowohl während ſeines Lebens als nach ſeinem Tode reichliche Belehrung ſchöpften. Eben ſo iſt es gewiß, daß Fra Luca Pacioli, einer dieſer Schüler, ſpäter Gelegenheit fand, einige der Entdeckungen ſeines Lehrers dem Leonardo da Vinci mitzutheilen.

Nicolaus V., welcher ſich über die ſpeciellen Befähigungen der in ſeinem Dienſte verwendeten Perſonen ſelten täuſchte, verlangte von Piero della Francesca keine Altargemälde, keine frommen Bilder; er trug ihm auf, hiſtoriſche Bilder zu malen in einem der Gemächer des Vatican, in demſelben, wo man jetzt das Wunder von Bolſena und die Befreiung des heiligen Petrus ſieht. Welches auch das Verdienſt der Fresken Piero's della Francesca geweſen ſeyn mag, an deren Stelle die beiden genannten Meiſterwerke traten, ſo wird bei einem ſolchen Erſatze Nie-

*) Vaſari im Leben des Piero della Francesca.

mand dem Papſte Julius einen ernſtlichen Vorwurf darüber machen, daß er jene Fresken zerſtörte.

Dagegen iſt es unmöglich, eine ähnliche Entſchuldigung gelten zu laſſen für Papſt Paul III., welcher gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts eines der herrlichſten Werke Fra Angelico's zerſtören ließ, um für eine Stiege Platz zu gewinnen. Jenes Werk war ein großes Fresco-Gemälde, welches verſchiedene Scenen aus dem Leben des Heilandes darſtellte, insbeſondere ſolche, die ſich auf das große Myſterium der Euchariſtie beziehen. Dieſe im höhern Sinne myſtiſchen Darſtellungen bedeckten die Wände einer Kapelle, welche man die Kapelle des heiligen Sacramentes nannte. Der Künſtler hatte an dem untern Theil des Gemäldes den Kaiſer Friedrich III., den Papſt Nikolaus V. und mehrere andere Perſonen in demüthig knieender Stellung angebracht. Um den Eifer zu verſtehen, mit welchem der Papſt dieſes innere Heiligthum ſeiner Wohnung ausſchmücken ließ, muß man wiſſen, daß er von den erſten Tagen ſeiner Regierung an eine ganz beſondere Andacht für das heilige Sacrament zeigte. Auch war er ſeit dem Anfange des Jahrhunderts der erſte Papſt, welchen man zu Fuß einherſchreitend bei den Proceſſionen das hochwürdigſte Gut tragen ſah. Dieſes für das römiſche Volk eben ſo erbauliche als neue Schauſpiel kam mehrmals vor, um von dem Himmel bald das Aufhören einer Landplage zu erflehen, bald die Wiederherſtellung des Friedens unter den chriſtlichen Völkern, um ſie dann gemeinſam gegen die Türken zu den Waffen zu rufen. Denn dieſer große Papſt hörte während der ganzen Zeit ſeines Pontificates nicht auf, zur Erreichung dieſes zuletzt genannten Zieles zu unterhandeln und zu beten. Er handelte dabei gerade in dem umgekehrtan Sinne jener bekannten Staatsmarime, indem er ohne zu ermüden der Chriſtenheit immer zurief: Si vis bellum para pacem.

Außer dieſer Kapelle des heiligen Sacramentes, von welcher jeder Stein gleich einer Reliquie hätte erhalten werden ſollen, ließ ſich Nikolaus im Vatican ein Oratorium von noch kleinerm Umfange bauen. Es iſt dieſes daſſelbe Oratorium, welches wie durch ein Wunder dem gelehrten Vandalismus der folgenden

Jahrhunderte entging, und welches nach einer langen und in dieſem Falle heilſamen Vergeſſenheit nachher das Ziel einer Wallfahrt für alle Freunde der chriſtlichen Kunſt geworden iſt, welche deren hohe Schönheit verſtehen und zu würdigen wiſſen; dieſe kleine Kapelle des Papſtes Nikolaus iſt jetzt ebenſo bekannt wie die Peterskirche.

Der Künſtler, welcher den Namen Angelico mit allem Rechte trägt, hatte, als er von dem Papſte die Ausmalung dieſes Oratoriums übertragen erhielt, vorher noch keine Compoſition von einer ſo großen Ausdehnung ausgeführt. Er hatte bis dahin ſich faſt ausſchließlich nur mit der Darſtellung von Scenen aus der Geſchichte des Neuen Teſtamentes beſchäftigt, vornehmlich mit den rührendſten Scenen aus der Leidensgeſchichte des Heilandes. Er hatte überdieß die heilige Geſchichte und die Legende bis jetzt immer nur in Miniaturgemälden dargeſtellt. Dieſer Umſtand war jedoch weder für den Maler noch für ſeinen hohen Beſchützer ein Hinderniß. Sobald es galt, Handlungen der frommen Begeiſterung und des Glaubens darzuſtellen, fand ſich Fra Angelico in dem ſeiner Natur angemeſſenſten Elemente. Der Erfolg, mit welchem er die ihm geſtellte Aufgabe löste — es war ſein letztes Werk — bewies, daß ungeachtet ſeines vorgerückten Alters dennoch ſeine von Frömmigkeit durchdrungene Phantaſie nicht gealtert hatte.

Er ſtellte auf drei Seiten der Kapelle, in zwei übereinander geſtellten Reihen von Bildern, die wichtigſten Scenen dar aus der Geſchichte des heiligen Laurentius und des heiligen Stephanus. Er feierte ſo durch ein gemeinſames Denkmal das Andenken an dieſe beiden Heroen des chriſtlichen Glaubens, ſowie ja auch ihre Namen in den Anrufungen der Gläubigen mit einander verbunden zu werden pflegen, ſeit der Zeit, als ein gemeinſames Grab die Reſte der heiligen Leiber beider in der alten Baſilika von St. Laurentius außer den Stadtmauern mit einander vereinigte.

Die Weihe des heiligen Stephanus, die Vertheilung der Almoſen und vor Allem die Predigt ſind drei Gemälde, welche in ihrer Art ſo vollkommen ſind, als die Werke der größten Mei-

ſter. Man wird ſich ſchwerlich eine Gruppe vorſtellen können, welche hinſichtlich der ganzen Anordnung beſſer erdacht und hinſichtlich der Stellungen und der Formen anmuthsvoller wäre als die Gruppe der ſitzenden Frauen, die dem heiligen Prediger zuhören. Wenn dagegen der leidenſchaftliche Fanatismus der Henker, welche den Heiligen zu todt ſteinigen, nicht mit der wünſchenswerthen Kraft dargeſtellt iſt, ſo beruht dieſes auf einem Unvermögen des Künſtlers, welches für ihn nur rühmlich iſt. Seine Einbildungskraft, gleich der eines Engels, war zu ſehr nur genährt von Liebe und Entzückung, als daß ſie hätte mit ſolchen Scenen ſich vertraut machen können, wobei die Leidenſchaften des Haſſes und gewaltthätiger Feindſchaft hervortreten.

Die Figuren zeigen eine eben ſo edle als geſchmackvolle Drapirung. Dieſes Verdienſt, welches überhaupt allen Werken Fra Angelico's gemeinſam iſt, tritt in dieſen Bildern um ſo augenfälliger hervor wegen der genauen Beobachtung des Koſtüms, welches er nach Denkmälern der älteſten Kirche copirte. Dieſe Treue des Koſtümes findet ſich nicht in den untern Abtheilungen, wo der Künſtler im Uebrigen mit einer nicht minder glücklichen Gabe der Erfindung die Scenen aus dem Leben des heiligen Laurentius darſtellte.

Unabhängig von den Gefühlen, welche der Anblick dieſes Meiſterſtückes in der Seele eines jeden für die Auffaſſung ſolcher Kunſtwerke empfänglichen Zuſchauers hervorrufen muß, kann man ſich außerdem einer gewiſſen Wehmuth nicht erwehren, wenn man an die Zeitumſtände denkt, unter welchen das Werk ausgeführt wurde, und an das Geſchicke des hochherzigen Papſtes, der es ausführen ließ. Hier in dieſe Kapelle kam er ſo oft, um ſein von unſäglichem Kummer bedrängtes Herz zu erleichtern; hier lernte er vor den zwei Martyrern, deren Bildniſſe er vor Augen hatte, ſein Kreuz mit heroiſchem Muthe zu tragen bis zum Ende. Und wahrlich nicht leicht war das Nikolaus V. auferlegte Kreuz; man kann ſagen, daß ſich deſſen drückende Laſt beſtändig bis an das Ende ſeiner Regierung vermehrte. Die drei großen Gegenſtände ſeiner Sorge waren: die Feier des Jubiläums, welches ſeit dem vierzehnten Jahrhunderte außer Uebung gekommen war;

die Wiederherſtellung des Friedens in der Chriſtenheit als Vorbedingung eines Kreuzzuges gegen die Türken; endlich die Umgeſtaltung der Stadt Rom zu dem Zwecke, damit ſie auch in geiſtiger und monumentaler Beziehung die Hauptſtadt der Welt würde, wie ſie es in religiöſer Beziehung ſchon war.

Das Jubiläum im Jahre 1450 wurde ſo feierlich begangen, als man es nach einer ſo langen Unterbrechung erwarten konnte. Die Wege, welche nach Rom führten, glichen, wie ein Zeitgenoſſe ſich ausdrückte, den langen Zügen eines Ameiſenhaufens in unabſehbarer Länge *). Die Menſchenmenge, welche die Straßen und Kirchen füllte, war ſo groß, daß man die Dauer der Stationen von vierzehn Tagen auf fünf, ſelbſt auf drei Tage abkürzen mußte. Zu der ſeit unvordenklicher Zeit beſtehenden Andacht bei den Gräbern der Apoſtel kam jetzt noch die lebhafte Theilnahme, welche man überall an der orientaliſchen Frage nahm, ſo wie an der Befreiung Conſtantinopels, das jeden Tag mehr bedroht wurde. Ganz beſonders aber wurden die Pilger angezogen durch die Heiligſprechung Bernardino's von Siena. Es war dieß der populärſte Heilige, den ſeit Jahrhunderten die italieniſche Halbinſel geſehen hatte; der Gründer eines geiſtlichen Ordens, deſſen Kolonien damals ſo zahlreich waren, daß ſie gerade in dieſem Jahre gegen dreitauſend Abgeordnete zum Generalkapitel des Ordens, das in dem Kloſter Ara coeli gehalten wurde, abſendeten. Dieſes Kloſter erbaut auf der Stelle, wo einſt der Tempel des capitoliniſchen Jupiter ſtand, wurde bewohnt von einer kampfesmuthigen Mannſchaft, welche nicht minder als das alte kriegeriſche Rom auch in ihrer Weiſe Helden unter ſich zählte, und zwar Helden, welche ſogar Kriegsheere ſammelten und Schlachten gewinnen halfen. Ein ſolcher war jener Johannes Capiſtran, welcher gleichfalls bei dieſer feierlichen Veranlaſſung zu dem großen Jubiläum kam, um dort den letzten Befehl aus dem Munde des Oberhauptes der Chriſtenheit zu vernehmen, ehe er den Weg an-

*) S. Leben Nikolaus V. von Manotti. Bd. II.

trat, um in den Gefilden Belgrads den Tod zu finden und die Palme des Martyrthumes zu gewinnen.

Während der Feier dieſer großen Tage hatte Rom kein eindrucksvolleres Schauſpiel zu zeigen, als dieſe Menge von Pilgern, welche auf das neue Capitol ſtiegen, um in dem Kloſter hier, das jetzt in ein Hoſpital umgewandelt war, achthundert Mönche zu ſehen, welche nur damit beſchäftigt waren, Kranke aufzunehmen und zu pflegen, ſowohl einheimiſche als fremde, und welche durch ihr Beiſpiel in den laueſten Seelen den Eifer der Opferwilligkeit und des Gebetes erwecken mußten.

Aber an einer andern Stelle Roms trat die Trauer zur Frömmigkeit, und ein ſchreckliches Unglück ſchlug dem väterlichen Herzen Nikolaus V. eine langhin blutende Wunde. Am Tage, als man das heilige Schweißtuch in der vatikaniſchen Baſilika zeigen wollte, war die Engelsbrücke zu enge für die ungeheure Menſchenmenge, die ſich hier zuſammendrängte. Es begegneten ſich hier zwei Strömungen der wogenden Maſſe, ohne daß man dieſes zu verhindern wußte; es wurde eine Menge Pilger theils zertreten, theils in der Tiber ertränkt. Die Zahl der Opfer belief ſich auf mehr als zweihundert. Als nach den Weheklagen dieſes unheilvollen Tages die Weheklagen bei den Leichenbegängniſſen kamen, da ſchien Rom ſeinen feſtlichen Kranz abzulegen, um ſich mit dem Trauerſchleier zu bedecken, durch Mitgefühl vereinigt mit ſeinem oberſten Hirten. Dieſem ſollte zur ſelben Zeit noch eine andere Prüfung beſchieden ſeyn. Unter den Pilgern, welche das Jubiläum nach dem Vatican geführt hatte, war auch eine faſt achtzigjährige Frau, welche aber nicht kam nur um das Grab des Fürſten der Apoſtel zu begrüßen; ſie kam, um ihn ſelbſt zu begrüßen in der Perſon ſeines Nachfolgers, und dieſer Nachfolger — war ihr Sohn. Man denke ſich die Gemüthsbewegungen des Sohnes, der die arme Wittwe von Sarzano ſegnete, und damit ihren ſo reiche Früchte tragenden mütterlichen Segen erwiderte. Aber man wird dann auch ſeine Betrübniß ſich vorſtellen können, als er hörte, daß die geliebte Mutter zu Spoleto geſtorben ſei, ohne den Ort ihrer Heimath, an welchen

für ſie ſo theure Erinnerungen geknüpft waren, erreichen zu können.

So war die Freude dieſes hochberühmten Jubiläums für denjenigen der es feierte mit vielen Bitterkeiten gemiſcht. In der Zeit, welche auf die Feſtfeier folgte, verloren ſich die freudigen Eindrücke in der Erinnerung immer mehr und die Bitterkeiten nahmen zu. Vergebens ließ der Papſt den Frieden zwiſchen den Chriſten und den Kreuzzug gegen die Türken predigen durch Miſſionäre wie Johann Capiſtran, Antonin und Jakob della Marcha, welche alle drei die Krone der Heiligen erlangten; vergebens hatte er in ſeinem Dienſte, oder vielmehr im Dienſte der Kirche, zu dem Zwecke diplomatiſcher Unterhandlungen Männer wie Piccolomini, Ceſarini und Nikolaus von Cuſa; vergebens ließ er Schaumünzen prägen, deren Rückſeite als Sinnbild des Gegenſtandes ſeiner Bekümmerniſſe ein mit Oel- und Palmzweigen umwundenes Kreuz zeigte*): Predigt, Diplomatie und Numismatik waren alle unvermögend, in dem Weſten Europas die municipalen, nationalen und dynaſtiſchen Spannungen und Zwiſtigkeiten zu entfernen. Selbſt in Deutſchland, wo die Gefahr des Einbruches der Türken am dringendſten war, ſuchte man noch dem Papſte Hülfsgelder abzumarkten, wie wenn das deutſche Reich nur aus den Städten der rechnenden hanſeatiſchen Kaufleute beſtünde. Erſt dann gingen endlich die Augen auf, nachdem Conſtantinopel unterlegen war. Bei dem Anblick des Halbmondes, der jetzt zum erſten Mal auf der jenſeitigen Küſte des adriatiſchen Meeres aufgepflanzt war, begriffen die Italiener, daß ſie bald für ihre eignen Altäre und für den eignen Herd zu kämpfen haben würden, wenn ſie nicht ihre innere Zwietracht beendigten. Dieſe Furcht, welche die Republiken und die Fürſten Italiens, einen nach dem andern erfaßte, bewirkte, daß man einen ernſtlich gemeinten Frieden auf die Zeit von 25 Jahren ſchloß. Aber es war zu ſpät; für das griechiſche Reich im Oſten zu ſpät (denn deſſen Hauptſtadt war unwiederbringlich verloren) und zu ſpät für den Weſten Europas, der durch dieſen Verluſt ungedeckt preisgegeben war; zu ſpät ins-

*) Die Münze iſt abgebildet bei Ciaconius Tom. II. p. 969.

beſondere für den Papſt, deſſen Herz durch jene Trauerbotſchaft gebrochen in ſich zuſammenſank, ſo daß die Fanfaren, welche den Römern den Abſchluß des Friedens der italieniſchen Staaten unter ſich verkündeten, faſt mit dem Sterbgeläute des Papſtes zuſammen ertönten (1454).

War Nikolaus V. glücklicher in ſeinem Vorhaben, die Stadt Rom umzugeſtalten und aus ihr eine Stätte aller jener wundervollen Baudenkmale zu machen, wie er beabſichtigte? Ach! kaum iſt noch das Andenken an einige der von ihm unternommenen Reſtaurationen übrig, welchen man die Erhaltung mehrerer Bauwerke aus der vorchriſtlichen und aus der chriſtlichen Zeit zu danken hat, die ſonſt vielleicht ſich niemals aus ihren Ruinen erhoben hätten. Dahin gehören: das Pantheon Agrippa's, die Kirchen der heiligen Praxedis, des heiligen Theodor, und andere Kirchen, welche ihr Verfall faſt verödet hatte.

Was die Rieſenbauten betrifft, welche die Zugänge des Vatican ſchmücken und deſſen Höhen krönen ſollten, ſo blieben ſie theils nur in dem Reiche der Gedanken des Papſtes und ſeiner Architekten, theils litten ſie, auch wenn ein Anfang mit der Ausführung gemacht wurde, unter dem Unglücke der Zeiten und der ſchweren Prüfungen, welche des Papſtes große Seele in den letzten Jahren ſeines Pontificates zu erdulden hatte. Die Gefahren der Chriſtenheit legten ihm, und gerade ihm vorzugsweiſe, in gebieteriſcher Weiſe ſchwere Opfer auf. Wir wiſſen aus dem Zeugniſſe eines gleichzeitigen Schriftſtellers, daß nach der Anſchauungsweiſe des Papſtes die Bedürfniſſe des Friedens den Bedürfniſſen des Krieges untergeordnet werden ſollten, ſowie andererſeits das thätige Leben wieder dem beſchaulichen Leben *). So widmete er

*) Intelligebat, non solum duo esse vivendi genera, alterum contemplativum, alterum activum; sed rursus actionum alias esse bellicas, alias urbanas. Quidquid temporis ab intelligentia rerum admirabilium et divinarum supererat, id omne ita ad virtutes bellicas transferebat, ut urbanas a se nunquam rejiceret. *Claconius* Vita Pontific. Vol. II. p. 959.

denn die Erſparniſſe des päpſtlichen Schatzes der Ausrüſtung einer Flotte. Dabei konnte er es ſich aber nicht verſagen, auch noch mehrere Tauſend Ducaten für den Ankauf von griechiſchen Manuſcripten zu beſtimmen, welche ſeine Emiſſäre überall von den griechiſchen Flüchtlingen zu erwerben ſuchten. Dieß war gleichſam die letzte irdiſche Leidenſchaft ſeiner edlen und reinen Seele, von welcher ſich zu befreien ihm vielleicht am ſchwerſten kam; und doch hatte ihm dieſe Vorliebe für das Alterthum nicht immer Glück gebracht. Denn gerade im Namen des claſſiſchen Alterthums, deſſen Denkmäler der Literatur er wieder an das Licht ziehen und überſetzen ließ, wollte ihn der Republikaner Porcari ermorden. Nikolaus glaubte, die koſtbare Sammlung griechiſcher und lateiniſcher Werke gleichſam unter dem unmittelbaren Schutze des heiligen Stuhles und daher ſicher und unverſehrt ſeinen Nachfolgern zu hinterlaſſen. Aber dieſe Hoffnung ging nicht ganz in Erfüllung: denn ſchon wenige Jahre nach ſeinem Tode ſah der Gelehrte Philelphus, in deſſen Augen der Verluſt eines einzigen dieſer Manuſcripte ein öffentliches Unglück war, ſich genöthigt, die Sammlung der Aufmerkſamkeit des Papſtes Calixtus III. zu empfehlen.

So ließ es Gott zu, daß einer der größten Männer, welche ſeit dem heiligen Gregorius den päpſtlichen Thron inne hatten, alle ſeine Unternehmen mehr oder minder mißglückt ſah, obgleich ſie den Ruhm des chriſtlichen Namens oder das Heil der Seelen oder den rechtmäßigen Fortſchritt der geiſtigen Bildung zum Gegenſtand hatten. Wenn man die Räume des Vatican durchwandelt, ſucht man vergebens irgend eine Inſchrift, welche ſein Andenken zurückriefe; für denjenigen, welcher eine genauere und lebendige Anſchauung von dem Leben und der Geſchichte des großen Papſtes hat (könnte man nach jenem bekannten Ausdrucke von Tacitus ſagen) „glänzt deſſen Bild durch ſeine Abweſenheit.“ Sein Andenken im Vatican lebt jetzt nur noch in jener beſcheidenen, aber von Fra Angelico mit ſo viel Liebe ausgemalten Kapelle fort. Hier trägt der fromme Reiſende gerne, ſo viel er vermag, einen Theil der rückſtändigen Schuld ab von dem Danke, welcher dem nicht ſorgfältig genug bewahrten Andenken Nikolaus V. gebührt.

Von ſeiner Vorliebe für den Umgang mit gelehrten und mit frommen Männern haben wir oben ſchon geſprochen. Je mehr er ſich ſeiner letzten Stunde näherte, deſto ausſchließlicher gab er den letztern für ſeine Geſellſchaft den Vorzug. Außer denjenigen unter ihnen, welche wie Fra Angelico in ſeinen Dienſten ſtanden, ließ er zwei Mönche aus der Karthauſe zu Florenz kommen, die er während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt hatte kennen gelernt, und deren nach dem allgemeinen Rufe heiligmäßige Frömmigkeit ihm einen höheren Segen über ſeine letzten Lebenstage zu bringen ſchien. Er liebte dieſe beiden Männer, einmal wegen ihrer ausgezeichneten perſönlichen Eigenſchaften, dann aber auch weil ſie Karthäuſer waren, und alſo dem Orden angehörten, unter deſſen Mitgliedern auch der ſelige Nikolaus Albergati zählte, derjenige unter ſeinen früheren Wohlthätern, welchen der Papſt am meiſten liebte. Dieſe Erinnerung gab ſeiner Verehrung für die beiden Ordensmänner einen Charakter von zarter Innigkeit, welcher gegenüber den andern frommen Männern in ſeiner Umgebung nicht in gleichem Maaße ſtattfinden konnte, ungeachtet ihrer gleichfalls heiligmäßigen Frömmigkeit. Der Papſt wollte die beiden Karthäuſer nicht bloß in der nämlichen Stadt und in dem nämlichen Palaſte haben, wo er ſelbſt war, ſondern in einem Zimmer ganz nahe bei dem ſeinigen, damit er ſein Herz bei ihnen erleichtern könnte, ſo oft ſeine Sorgen und Bekümmerniſſe ihm dieſes wünſchenswerth machten.

„Eines Abends (ſo erzählt uns der Lebensbeſchreiber des Papſtes) trat der Papſt ohne andere Begleitung in das Zimmer, das die beiden Karthäuſer bewohnten. Als ſie ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen aufſtunden, befahl er ihnen, ſich niederzuſetzen und ſetzte ſich ſelbſt zu ihnen. Er fragte ſie, ob ſie Jemanden in der Welt wüßten, welcher unglücklicher wäre als er. Dann ſagte er zu ihnen mit einem Ausdruck von Beängſtigung und Kummer: wenn er nicht fürchtete dadurch ſeine Pflicht zu verletzen, ſo hätte er ſchon längſt der päpſtlichen Würde entſagt, um wieder zu werden was er war: Thomas von Sarzano. Als ſolcher habe er in einem einzigen Tage mehr Zufriedenheit und Freude gehabt, als

jetzt in einem ganzen Jahre. Und nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, vergoß er reichliche Thränen *)."

Es geſchah dieß in jener Zeit, als er auf das höchſte bekümmert war über die kalte Gleichgültigkeit der Fürſten hinſichtlich des neuen Kreuzzuges. Man kann wohl ſagen, daß der Papſt damals ſeine Leidensſtation am Oelberge durchzukämpfen hatte; auch er fand den ihm dargereichten Leidenskelch ſo bitter! Die Bitterkeit beruhte nicht ſowohl in ſeinen perſönlichen Bedrängniſſen und Schmerzen, obgleich dieſe auch ſelbſt eine ſtärkere Kraft, als ſie Nikolaus beſaß, hätte niederdrücken können, ſondern es lag die Hauptquelle ſeiner Leiden in der Schmach, welche die Einnahme Conſtantinopels durch die Türken dem chriſtlichen Namen und der päpſtlichen Regierung bereitete. Dieſes Unglück brachte dem Herzen des Papſtes eine tödtliche Wunde bei; man bemerkte ſeit dem Tage, als er die Trauerbotſchaft erhielt, keinen Strahl der Freude mehr in ſeinem Angeſicht, kein Lächeln auf ſeinen Lippen.

Man wird ſich leicht denken können, welche Stelle in dieſer letzten Zeit ſeines Lebens jene kleine Kapelle, von der wir ſprachen, einnehmen mußte. Wie die Gemälde, welche die Kapelle ausſchmücken, das letzte Werk des Künſtlers waren, welchem man ſie zu danken hat, ebenſo muß die Grabſchrift deſſelben, welche man dem Papſte Nikolaus als Verfaſſer beilegt, die letzten Zeilen enthalten haben, welche dieſer mit ſchwacher Hand niederſchrieb. Denn der Papſt überlebte den Maler nur um ein paar Wochen. Es iſt kein kleiner Ruhm für die chriſtliche Kunſt, daß man nicht ohne Grund der Wahrſcheinlichkeit ſagen kann: Fra Angelico habe in den letzten Gedanken und Gefühlen dieſes großen Papſtes eine Stelle eingenommen, ſo daß man von dem letztern faſt jene Worte des Tacitus anwenden möchte: Et in novissimo die desideraverunt aliquid oculi tui.

Hätte Gott den Papſt nur um eine Jahresfriſt länger leben laſſen, ſo hätte er doch das Lob- und Dankeslied wenigſtens noch anſtimmen können nach dem großen Siege bei Belgrad, welchen

*) Muratori Tom. XXV. p. 286.

vierzig tauſend Chriſten über einmalhundertfünfzig tauſend Moslim davon trugen, unter der Anführung von Johannes Hunniades und Johannes Capiſtran, jener beiden Männer, von welchen jeder in ſeiner Art ein Held und welche ganz dazu geſchaffen waren, um im Vereine mit einander große Thaten auszuführen......

Nach Allem was wir bisher über die Päpſte geſagt haben, welche nach Nikolaus V. den päpſtlichen Thron einnahmen, kann es uns nicht entgeben, daß das Papſtthum ganz in Anſpruch genommen durch Fragen, welche die Zukunft der Kirche und der ganzen Chriſtenheit betrafen, ſich durch das ſchnelle Voranſchreiten Derjenigen überholen ließ, welche die neue Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum, die ſogenannte Renaiſſance, und zwar die literariſche wie die artiſtiſche, in einem dem wahren Fortſchritte der menſchlichen Bildung weniger günſtigen Sinne ausbeuteten, das heißt, in einem Sinne, der den Grundlehren des chriſtlichen Glaubens feindſelig entgegen trat. Die Beunruhigung, welche Paul II. am Anfang ſeiner Regierung (1468) deßhalb äußerte, war gar nicht unbegründet; und jene römiſche Akademie, gegen welche er einſchritt, als der Häreſie und einer Verſchwörung gegen den Staat beſchuldigt, konnte auch nur von der zweiten dieſer beiden Beſchuldigungen ſich reinigen. Die erſtere derſelben bleibt unwiderlegt und ſie beruht nicht auf unbeſtimmten oder unbedeutenden Vorwürfen, wie z. B. der iſt, daß die Mitglieder der Akademie die Namen der chriſtlichen Heiligen verſchmähten und ſtatt deren heidniſche und profane Namen wählten. Nein, dieſes Spiel war für gewiſſe weiter fortgeſchrittene, oder mehr „aufgeklärte" Mitglieder nur das äußere Zeichen eines innern, verſteckten Abfalles, welcher zuweilen auch in dem offenen Bekenntniſſe des Epikureismus und ähnlicher die menſchliche Würde erniedrigenden Lehren zu Tage trat. Sie ſagten z. B.: das Chriſtenthum ſei mehr auf Anwendung liſtiger Schlauheit, als auf ſichere Zeugniſſe gegründet; und ſie zogen daraus den Schluß, daß es Jedem geſtattet ſei, die Freuden des Lebens ganz nach ſeinem Belieben zu genießen*). Um dieſe Thatſachen oder dieſe

*) Michele Canensio, angeführt bei Tiraboschi Tom. VI. P. I. p. 8 .

Richtungen gehörig zu würdigen, muß man ſich an die Aergerniſſe erinnern, welche damals der größte Theil der Gelehrten gab von einem Ende Italiens bis zum andern, die einen durch ihre Schriften, die andern durch ihren Lebenswandel, oder durch ihre ganz unverhüllten Meinungsäußerungen, wenn ſie zum Sterben kamen. In ſolchen Geſinnungen ſtarb der gelehrte Geheimſchreiber der Republik Florenz, Carlo Marzuppini, deſſen prächtiges Grabmal man in der Kirche Santa-Croce daſelbſt ſieht mit den Grabmälern Machiavelli's und Alfieri's *). Der Canonikus Politiano wird beſchuldigt, geſagt zu haben: er habe die Bibel nur einmal geleſen und niemals ſeine Zeit übler angewendet als damals **). Bembo, ſpäter Cardinal, fürchtete durch dieſelbe Lektüre die Reinheit ſeiner ciceronianiſchen Latinität zu gefährden. Deſſen Freund Pomponatius lehrte öffentlich an der Univerſität zu Bologna, daß die Unſterblichkeit der Seele jedenfalls ein zweifelhafter Lehrſatz ſei, welcher indirekt wenigſtens von Ariſtoteles verworfen werde, und vielleicht nur von der Politik der Regierungen erſonnen ſei. Man weiß auch, was für die ſchönen Geiſter jener Periode die Gedichte des Canonikus Franco, des Canonikus Berni und ſo vieler anderer geiſtesverwandten Dichter ſo anziehend machte. Man weiß, welche Gunſt an dem Hof Lorenzo's des Prächtigen zu Florenz jener Ludwig Pulci genoß, welcher ſein Lieblingsdichter war. Und gerade dieſer Dichter macht in mehreren ſeiner Werke die heiligſten Dinge lächerlich mit jenem ſataniſchen Spotte, worin er nur von Voltaire übertroffen wurde.

Die Fortſchritte des Uebels waren längere Zeit unbemerkt. Nichts ſchien mehr berechtigt als der allgemeine Enthuſiasmus für die Denkmäler des griechiſchen und römiſchen Geiſtes. Allmählig aber erkaltete dieſe edlere Begeiſterung und räumte einer andern Anſicht den Platz; ſtatt des claſſiſchen Alterthumes nahm man das heidniſche Alterthum als Gegenſtand der Vorliebe, eine Unterſchei-

*) Mazuchelli Scritt. ital. Tom. II p. II.

**) Semel perlegi librum illum et nunquam pejus collocavi ullum tempus.

dung, welche ſchon in den Worten Dante's liegt, da wo er von dem „Geſtank des Heidenthums“ ſpricht*), während er doch als demüthiger Schüler ſich vor dem Geiſte Virgils niederwirft.

Nachdem dieſer Dualismus bei der Auffaſſung des claſſiſchen Alterthums einmal erkannt war, ſo war allerdings zum Heile der Seelen zu wünſchen, daß ein immer ſtärker ausgeſprochener Antagonismus zwiſchen den Anſichten des heiligen Stuhles und den Anſichten der Mediciäer hervortrat. Letztere verfolgten in Ruhe ihr Werk zu Gunſten der heidniſchen Civiliſation, ohne ſich durch die Predigten und Unterhandlungen zum Zwecke eines neuen Kreuzzuges dabei unterbrechen zu laſſen. Wenn man bei Cosmo von Medicis von dem Eifer Pius II. und von ſeinen Rüſtungen zu Land und zu See ſprach, ſo antwortete er mit einem kalten Lächeln: „der Papſt iſt alt, und ſein Unternehmen iſt das eines jungen Mannes.“ Dieß war derſelbe Cosmo, der zu denjenigen, welche die Handlungen ſeiner Rache zu ſtark fanden, zu ſagen pflegte: „man regiere die Staaten nicht mit dem Roſenkranz in der Hand.“ Nach ihm war Peter von Medicis nicht gewiſſenhafter als er; und als der genußſüchtige Lorenzo, Zeitgenoſſe Pauls II. und Sixtus IV., die Früchte der Politik ſeiner Vorfahren erndtete, fand er in Florenz Alles was der Ausübung der höchſten Gewalt im Staat Reiz geben kann, und zugleich Alles was ein Volk für den Stand der Unfreiheit entſchädigen kann. Die Literatur wurde gepflegt, ohne daß dieſe literariſche Thätigkeit für den Regierenden irgend etwas Beunruhigendes hatte; er ſelbſt war ein lebensfroher Freund und Kenner der Literatur. Was die Künſte betrifft, ſo hatte zwar die Triebkraft, welche in der erſten Hälfte des Jahrhunderts drei, vier große Geiſter ihnen eingepflanzt hatten, etwas nachgelaſſen; aber die florentiniſche Schule war doch immer noch die Königin unter allen andern Schulen und ſelbſt Rom mußte ſie als über ſich ſtehend anerkennen.

Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, das durch die Umſtände auferlegte Joch abzuſchütteln. Es fanden ſich zwar unter

---

*) Il puzzo del paganesmo. Paradiso c. XX. 125.

den florentiniſchen Künſtlern noch einige auserwählte Seelen, welche für die ideale Richtung ihrer Vorgänger das Verſtändniß hatten, und welche mit mehr oder minder Glück wohl im Stande geweſen wären, das Werk Fra Fieſole's in der Hauptſtadt der Chriſtenheit fortzuſetzen. Aber es erſchloß ſich jetzt eine neue Quelle der Kunſt, welche zur Zeit Nikolaus V. und Pius II. noch nicht vorhanden war. Es hatte ſich nämlich eine neue Malerſchule gebildet, hervorgegangen aus den reinſten Ueberlieferungen der Kunſt und von den beſten Eingebungen beſeelt, und zwar in dem Staatsgebiete des heiligen Stuhles ſelbſt, nicht weit von jenem Heiligthume zu Aſſiſi, welches in der Geſchichte der chriſtlichen Kunſt eine ſo bedeutende Stelle einnimmt. Dieſe Schule war die umbriſche Schule, deren erſte Blüthen Sixtus IV., der Nachfolger Pauls II. noch gleichſam hatte hervorſproſſen ſehen, in der Zeit während welcher er als Ordensgeneral der Franziskaner das Kloſter dieſes Ordens zu Perugia bewohnte. Von dieſem Zeitpunkte an war der Schutz und die Gunſt der Päpſte naturgemäß mehr den Künſtlern Umbriens zugewendet als den Künſtlern zu Florenz. Dieſe Vorliebe blieb bei allen Päpſten unveränderlich dieſelbe bis zu dem Tage, als Raphael in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ſelbſt eine neue Schule gründete.

# XXXIII.

## Zeitläufe.

### In der zwölften Stunde!

Den 12 April 1861.

Es wird immer ſchwerer, auch nur die entſcheidendſten Symptome der Weltlage auf vierzehn Tage hinein zu fixiren. Denn Europa ſteht auf dem Sprung. Schon brennt es an ſechs Orten zumal, wo ein einziger dieſer Brände den Welttheil anzünden könnte, und morgen riecht man vielleicht auch den Rauch von Schleswig-Holſtein in den Tuilerien. Wie Pulverdampf liegt die Gewißheit in der Luft, daß der Imperator die allgemeine Gluth raſch benützen wird, um ſein Eiſen zu ſchmieden. Die Gelegenheit wäre auch dann verlockend, wenn man ſie nicht ſelber mühſam zugerichtet hätte, und wenn nicht die Zuſtände im eigenen Lande eine gründliche Luftveränderung und Ventilation zum unerläßlichen Gebot der Selbſterhaltung machten.

Iſt aber der erſchütternde Augenblick einmal da, dann wird die Wirklichkeit leider die Zweifel nicht widerlegen, welche wir ſeit zwei Jahren über das Schickſal Deutſchlands geäußert haben. Große Kriege dauern heutzutage nicht lange,

denn die Menſchen ſind ſich unendlich näher gerückt und die Geſellſchaft iſt kurzathmig geworden; in wenigen Wochen iſt Alles vorbei. Wie die Windsbraut ſtürmt Frankreichs Vollkraft im abgepaßten Momente heran, ſie findet die Grenzwächter Deutſchlands nicht gefaßt, nicht geſammelt, nicht einmal im Verſtändniß*); die lahme Diplomatie und liberale Kammerreden helfen nichts mehr; thut der Kriegsgott nicht hellichte Wunder, ſo iſt nach ein paar unglücklichen Kämpfen der deutſche Militärſtaat gebeugt und der Rhein verloren. Die Anderen werden ſich dann entſchuldigen, daß nun augenſcheinlich nichts mehr zu thun ſei, daß man zum böſen Spiel gute Miene machen und den Frieden mit Frankreich anrufen müſſe. Einzelne haben vielleicht darauf gewartet, um ihre wahre Politik zu entfalten. Denn während das engere Deutſchland um ſeine Exiſtenz ringt, wird Oeſterreich bei ſich zu Hauſe feſtgehalten und vollauf beſchäftigt ſeyn, die von allen Seiten einſchlagenden Flammen abzuwehren.

Englands Lage iſt kaum um den Unterſchied einer Inſel vom Feſtland günſtiger als die deutſche, und die Verwicklung wegen Syrien beweist, daß der Imperator einem Bruch mit England nicht ferner ſteht, als einem Angriff am Rhein. Bei jedem Anlaß offenbart ſich eine äußerſte Bitterkeit zwiſchen beiden Kabinetten, aus welcher das franzöſiſche um ſo weniger ein Hehl macht, als die engliſche Erbſchleicherei in Italien den Nationalhaß der Franzoſen von neuem geſteigert hat. Das Protokoll der jüngſten Pariſer Conferenz verlängert den Termin der ſyriſchen Occupation bis zum 5. Juni; es iſt aber

*) Was bedarf es noch des Beweiſes, nachdem die Reform der Bundeskriegs-Verfaſſung nach zweijährigem Hin- und Herreden, nach dreimonatlichen Commiſſions-Sitzungen zu Berlin an dem plötzlichen Hervortreten der maßloſeſten Anſprüche Preußens definitiv geſcheitert iſt!!

ein öffentliches Geheimniß, daß darin ein Ultimatiſſimum Englands liegt, indem es die Franzoſen um keinen Preis länger als bis zu dem genannten Tage in Syrien dulden will und ihren Abzug unbedingt fordert, wie immer bis dahin die Zuſtände auf jener Straße nach Indien und Aegypten ſich geſtalten mögen. Die Franzoſen werden aber nicht gehen und nicht gehen können — was dann? Wie will ihnen England ohne feſtländiſche Allianzen einen Zwang anthun? Daß aber die Engländer in der Stunde der Entſcheidung keinen Bundesgenoſſen auf dem Continent benützen werden, das iſt es eben wofür Louis Bonaparte geſorgt hat; Preußen iſt ſelber hülfsbedürftig und Oeſterreich ringsum in ſeine eigenen Grenzen gebannt.

Freilich trägt ſich das geiſtesverkehrte Mancheſterthum mit der unglaublichen Patzigkeit: England könne ſich ja ganz auf ſich ſelbſt zurückziehen, und die Dinge auf dem Continent laufen laſſen; und deutſche Politiker ergehen ſich in nutzloſen Grübeleien, ob ein direkter Angriff auf das Inſelreich möglich ſei und Ausſichten biete oder nicht? Kein anderes Reich in der Welt iſt mehr als England über ſich ſelber hinausgewachſen und kein anderes hat ſeine empfindlichſten Lebensbedingungen ſo ſehr außerhalb der eigenen Grenzen. Man kann England ein Dutzendmal angreifen ohne den Kanal zu überſchreiten. Da iſt Belgien, das anerkannte Kleinengland, zur Pfändung wie geſchaffen, und es ſteht oder fällt mit Preußen. Die Schweiz und Venetien, Neapel und Sicilien, Dalmatien mit allen türkiſchen Hinterländern, die joniſchen Inſeln, Epirus und Theſſalien, Syrien und Aegypten, die Moldau und Walachei — das ſind lauter vorgeſchobene Werke der engliſchen Weltmacht; wären ſie einmal gefallen, ſo wäre die ſocialpolitiſche Capitulation der inſulariſchen Hauptfeſtung nur mehr die Frage der Zeit.

Nun aber hat die liberale Bornirtheit Englands ſelbſt

den Brand in **Italien** geſchürt, den die Winde nach Oſten nothwendig weiter tragen mußten, wie ſie zur Stunde thun, während die Dinge auch in Italien die möglichſt antiengliſche Wendung nehmen. Ruſſel hat in Turin diktirt: „Rom ſollt ihr nehmen, Venetien aber nicht angreifen, noch weniger Iſtrien und Dalmatien.“ Der Imperator hat indeß das Gegentheil befohlen und er hat Recht behalten. Nach den Verhandlungen der franzöſiſchen Kammern ſteht ſo viel feſt, daß die franzöſiſche Politik in Italien „ihr letztes Wort noch nicht geſprochen hat.“ Wir waren ſtets der Meinung, daß England zu früh triumphire. Es dringt jetzt heftiger als je auf die Räumung Roms; und Cavour hat endgültig erklärt, daß Rom auf jeden Fall die Hauptſtadt Italiens ſeyn müſſe, und daß es mit der Auslieferung ſehr preſſire, weil die revolutionäre Partei nur in der Hoffnung auf Rom ſich noch gedulde und ohne Rom das ganze Werk der Unifikation in Trümmer fallen müßte. Aber je mehr ſie drängen deſto feſter bleibt er ſitzen. Nur fünf Stimmen haben ſich in der Legislative für den Antrag vereinigt, daß Frankreich ohne weiters, alſo ohne Compenſation oder anderweitige Vergütung ſeine Truppen aus Italien zurückziehen ſolle — die Stimmen derſelben fünf Republikaner, welche auch ganz allein in der Kammer die Aufhebung der berüchtigten Sicherheitsgeſetze verlangten. Und ſeitdem hat ſich die öffentliche Meinung, der auch ein Napoleon nicht geradezu in's Geſicht ſchlagen darf, um ſo mehr befeſtigt, daß es ein Wahnſinn wäre, nach Lord Ruſſels Gebot „Italien den Italienern zu überlaſſen“, ehe Frankreich definitiv mit ihnen abgerechnet habe, und daß dieſes „Italien“ überhaupt nur ein Phantom und eine Chimäre, eine Idee und ein geographiſcher Begriff ſei, ehe das allmächtige Werde aus Paris Etwas daraus mache.

Was? darüber zu grübeln wäre zur Zeit müßig. Es wird nicht mehr werden wie es war, noch weniger wird es

nach den fertigen Riſſen Englands und Mazzini's, Cavours und P. Paſſaglia's gehen. Dafür iſt nicht nur Rom ſondern auch Neapel gut. Der lächerliche Lord Ruſſel freilich hat ſeine frühere Ueberzeugung, daß Süditalien mit dem Norden unmöglich in Eins geſchlagen werden könne, feierlich zurückgenommen, und mit Berufung auf den ſardiniſchen Geſandten als ſeine untrüglichſte Quelle, unter dem Hohngelächter des Parlaments, verſichert, daß dort unten Alles gut piemonteſiſch gehe. Andere Leute verſichern, daß in Neapel bereits Alles möglich ſei, nur die aufgedrungenen Piemonteſen nicht, und der faktiſche Beweis dafür iſt die zunehmende Candidatur Murats. Dieſer gute, überaus dicke Papa mit der löwenmäßigen Brüllſtimme iſt für ſich keineswegs der Mann eines königlichen Ehrgeizes, ſondern es ſind andere Leute die ihn aus der gemächlichen Ruhe aufgerüttelt haben; und vom Imperator war es wirklich ein meiſterhaftes Spiel, wie er die Neapolitaner durch das Bubenregiment Garibaldi's und Cavours erſt zu ſolcher Verzweiflung treiben ließ, daß ſie am Ende ſelbſt einem Murat in die Arme zu fallen bereit ſind.

Aber es wäre noch mehr: der Imperator müßte ſich muthig entſchieden haben zwiſchen den zwei drohenden Feuern der Carbonaridolche mit engliſchen Subſidien einerſeits, der traditionellen Politik Frankreichs andererſeits. Soll man ſich unter ſolchen Umſtänden über ſeine Schlangenwindungen wundern? Prinz Murat hat im Senat ebenſo tapfer für das Recht des Papſtes und die italieniſche Conföderation geſtimmt, als Prinz Napoleon gegen beide geſprochen hat. Jetzt ſoll er ſogar als officieller Großmeiſter der franzöſiſchen Freimaurerlogen abdanken wollen, weil er die Logen beſchuldige, daß ſie gegen ſeine Politik im Intereſſe Englands und Mazzini's, Garibaldi's und Cavours intriguirten. Gewiß ein bedeutſames Streiflicht auf die Partei der Italia una, die vor Allem die Beſtimmung hat den rechtlichen Beſitz des heiligen Stuhls zu verſchlingen!

Uebrigens hat Prinz Murat ſchon kurz vor ſeinem erſten öffentlichen Auftreten im Auguſt vorigen Jahres in einer von ſeinem Sekretär verfaßten Broſchüre erklärt: daß die ganze Annexions- und Unifikationspolitik bloß von den „geheimen Geſellſchaften" ausgehe, welche die Gemäßigten terroriſirten. Mit dieſen geheimen Logen ſteht aber England in intimſter Allianz, vor Allem gegen jeden Muratiſtiſchen Verſuch. Natürlich! denn nichts wäre geeigneter das große Ziel der franzöſiſchen Politik, die Herrſchaft im Mittelmeer, ſicher zu ſtellen, als eine napoleoniſche Dynaſtie am Stiefel des langen Fußes, den die italieniſche Halbinſel in die See hineinſtreckt, als wäre er von Natur aus dazu berufen, dem engliſchen Dreizack den letzten Fußtritt zu verſetzen. Darum iſt England ſo wüthend über das jüngſte Programm Murats aufgefahren; die unverſöhnlichen Intereſſen in Italien ſind — wir haben es oft bemerkt*) — dem Frieden zwiſchen den Weſtmächten nicht weniger gefährlich als Syrien und die Türkei.

Der Imperator iſt ſichtlich ſpröde geworden gegen das Werben der italieniſchen Revolution; ein anderer Grund davon liegt unzweifelhaft in der Thatſache, daß ihre Kraftbezeugungen ſo ungeheuer weit hinter ihren bombaſtiſchen Worten zurückgeblieben ſind. 500,000 Mann hat der Großſprecher Garibaldi auf den 1. März entboten, und ein Hülfscorps von 300,000 Italienern hat der Corſe Pietri den Franzoſen im Pariſer Senat angekündigt, nun zeigt ſich aber, daß kaum 100,000 Mann regulärer Truppen gegen Venetien verfügbar wären. Die Armee Piemonts iſt durch die Reihenfolge der Annexionen nicht nur nicht ſtärker, ſondern äußerlich und innerlich ſchwächer geworden. Die durch „freie Volksabſtim-

*) Ueber die Affaire Murats ſ. Hiſtor.-polit. Blätter 1860. Decemberheft S. 966 ff.

mung" gewonnenen Provinzen des Kirchenſtaats und Süditaliens nehmen einen großen Theil der alten und verläſſigen Truppen vorweg, die man zur gewaltſamen Niederhaltung derſelben bedarf. Der andere Theil iſt mit den höchſt zweifelhaften und widerwilligen Elementen aus der bourboniſchen Armee und den neuen Rekrutirungen ſüdwärts von Bologna, lauter Zwangsſoldaten verdorben. Trotzdem treibt das Verhängniß den Turiner Schächer vorwärts; Garibaldi im Namen der Revolution kann und darf nicht ruhen; er muß ſich ſogar beeilen, wenn er ſein komödiantenhaftes Pathos nicht lächerlich machen will. Er wird den Auswurf der Menſchheit wieder um ſich verſammeln, und dürfen die „Italiener" Rom nicht attakiren, ſo marſchiren ſie um ſo gewiſſer gegen Venetien, Iſtrien, Dalmatien.

Ob ſie dabei in ihr Verderben rennen, ob in ihrem Rücken der Süden zum gewaltigen Reaktionskampf aufſteht — was kümmert das den Imperator; ſie feſſeln 200,000 Oeſterreicher an ihre Front und ziehen deren Kraft vom Rhein ab. Das hat er gewollt und das hat er erreicht durch das pfiffige Schaukelſyſtem zwiſchen dem „Kaiſer des allgemeinen Stimmrechts", der in Italien nicht interveniren darf, und dem „älteſten Sohn der Kirche", der Rom nicht preisgeben kann. So hat die Turiner Politik die Brücken hinter ſich abgebrochen, und das revolutionäre Italien konnte doch nicht fertig gemacht und auf eigene Füße geſtellt werden, wie England berechnete. In Folge deſſen thut es jetzt als franzöſiſches Kanonenfutter knechtliche Dienſte, und ſeine Zukunft iſt mehr als je an den Fremdling ausgeliefert.

Inzwiſchen hat ſich der italieniſche Brand auf die Herzegowina erſtreckt, und nach dieſem bedeutſamen Sprung über die Adria hinüber zu den Montenegrinern und ihren Nachbarn wird er ohne Zweifel alle ſüdſlaviſchen Völker längs der

öſterreichiſchen Grenze bis an den Balkan ergreifen. Den Engländern auf Malta und den joniſchen Inſeln, wo die griechiſche Bevölkerung auf Ruſſel's tolle Note vom 27. Okt. geſtützt, das Recht der Selbſtbeſtimmung der Völker und der freien Wahl des Regenten, kurz die Befreiung von der engliſchen Tyrannei und Willkürherrſchaft energiſch in Anſpruch nimmt, wird ſo ſchwül werden, als wenn die Flammen in ihr eigenes Fenſter ſchlügen. Von Oeſterreich hoffen und bitten wir zwar noch immer, daß es die total veränderte Zeitlage beherzigen, und zu klug und menſchlich ſeyn werde, um den Verführungen der engliſch-türkiſchen Diplomatie nachzugeben und gegen die ſüdſlaviſchen Rajah-Stämme mit feindlicher Gewalt einzuſchreiten. Aber nichts deſtoweniger iſt eine ſtarke Aufſtellung an der türkiſchen Grenze unumgänglich, und ſind ſomit abermals ein paar Armeecorps fern von dem eigentlichen Schauplatz der napoleoniſchen Thaten gebunden.

In Ungarn ſind die Koſſuthianer Herren und Meiſter, ſie verhöhnen die Altconſervativen und gängeln die liberale Partei; ihr advokatiſches Pöbelregiment will nicht den Frieden, ſondern den Krieg mit dem Kaiſer haben. Ob ihnen der bewaffnete Aufruhr gelingt oder nicht, in jedem Falle iſt eine ſtarke Militärmacht zur Ueberwachung des unglücklichen Landes nöthig, und je nach den Wendungen der ruſſiſchen Politik oder dem Schickſal der polniſchen Bewegung bedarf Oeſterreich auch in dieſer Richtung ſeiner hunderttauſend Mann. Was bleibt denn aber endlich übrig, um für die deutſchen Brüder in ihrer Noth auch nur das Bundescontingent zu ſtellen? Daß dieſe Frage mit bedauerndem Achſelzucken verneint werden müſſe: darauf ſcheinen alle Machinationen des Imperators ſeit zwei Jahren hingewirkt zu haben. Er iſt nicht der revolutionäre Rieſengeiſt, als den man ihn ſo gerne anſieht, er hat eher die Maulwurfs-Art eines gewöhnlichen Carbonari; es iſt ſogar ſehr zu bezweifeln, ob er ſich nur ge-

traute, das gewaltige Problem der türkiſchen Erbſchaftstheilung in Angriff zu nehmen, wenn er ohne dieß zum großen Ziel am Rhein gelangen könnte — wenn der Weg zur Kaiſergruft von Aachen nicht über Conſtantinopel führen würde. Hat er das Rheinland einmal, ſo wird ſich bald genug zeigen, daß alle die grandioſen Vorbereitungen neben der Demüthigung Englands hauptſächlich den Zweck hatten, den Deutſchen im entſcheidenden Moment die öſterreichiſche Hülfe abzuſchneiden.

Kommende Dinge werfen ihren Schatten voraus. So geht ſeit ein paar Wochen das Gerücht von einem am 13. März abgeſchloſſenen Vertrag zwiſchen Frankreich und Rußland, wodurch den Ruſſen die bedeutendſten Vortheile im Orient zugeſichert würden, letztere aber die Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein verbürgten und ſich verbindlich machten, für den Fall eines Kriegs mit Deutſchland eine Armee im Rücken Oeſterreichs aufzuſtellen und damit nach dem Bedürfniß des Imperators zu handeln. Ohne Zweifel wäre es das dringendſte Intereſſe und der aufrichtigſte Wunſch Rußlands geweſen, die orientaliſche Löſung um ein paar Jahre zu verſchieben, bis es beſſer als jetzt im Stande wäre, ſie mit entſprechender Kraft anzutreten. Muß aber das letzte Stündlein des Großtürken früher ſchlagen, und daraus die Nothwendigkeit einer neuen Ausgleichung für ganz Europa erwachſen, dann wird es allerdings ſo kommen, wie das Gerücht vorausſagt. Zu fürchten iſt aber dieſe ruſſiſche Macht, welche für den Moment kaum den Namen verdient, ob nun der Czar über die polniſche Erhebung Herr werde oder umgekehrt, nur in ſoferne, als ſie einen namhaften Theil der öſterreichiſchen Militärkräfte abſorbiren würde — zum Unglück Deutſchlands.

Sonſt kann man in Wien dem Brand in Polen mit ziemlichem Gleichmuth zuſchauen. Er iſt für Rußland eine

unberechenbare Calamität, die ſich denn doch nicht ſo leicht, wie man in Paris zu glauben ſcheint, auf die deutſchen Mächte abwälzen läßt. Rußland wird ſich zehnmal beſinnen, ehe es ſolchen Einflüſterungen und dem gleichen Rath ſeiner Slaviſſimi (der ſogenannten altruſſiſchen Partei)*) nachgibt, wornach das Königreich Polen, wenn auch von ruſſiſcher Seite nur in den Grenzen von 1795, im Intereſſe eines panſlaviſtiſch-orientaliſchen Bundesſtaats unter ruſſiſchem Supremat wiederhergeſtellt werden müßte. Ein ſolches Polen wäre das ruſſiſche Piemont und Kleinfrankreich zumal. Nun aber iſt das barbariſche Reich des Nordoſtens erſt ſeit der polniſchen Theilung eine europäiſche Macht geworden, im geſicherten Beſitz Polens iſt insbeſondere ihre ſtrategiſche Baſis gegen Deutſchland begründet, und ginge ihr Warſchau verloren, ſo müßte ſie es entweder mit Strömen Bürgerbluts wieder erwerben, oder Rußland wäre nicht mehr Rußland. Es würde wieder Moskowitien, eine aſiatiſche Macht, deren Schwerpunkte von der Oſtſee weg- bis an das kaſpiſche Meer zurückweichen würden. In der That haben die Nationalitäts-Organe zu Paris für den eventuellen Verluſt Polens nur den naiven Troſt: Rußland habe ja doch ſeine Miſſion in Aſien, die Miſſion den Aſiaten Civiliſation zu lehren. Nun waren wir zwar ſelber ſtets der gleichen Meinung, beſorgen aber, man beſitze in St. Petersburg allzu geriebene Zukunftsblicke, um die plonploniſche Fuchspredigt nicht zu durchſchauen.

Iſt aber im Gegentheil — denn ein Drittes gibt es nicht — der Czar entſchloſſen, bei ſeinem Krönungsgruß an den polniſchen Adel: „Keine Träumereien, ihr Herren, alles

*) Vrgl. unſere Abhandlung über die Briefe Michail Pogodin's an Czar Nikolaus, Hiſtor.-polit. Blätter. Heft vom 1 Sept. 1860. S. 362 ff.

was mein Vater gethan, war wohlgethan!“ zu beharren, alſo die polniſche Erhebung niederzuſchlagen: dann hindert ihn dieß zwar nicht, im Dienſte Frankreichs wenigſtens ein Minimum zur Paralyſirung der öſterreichiſchen Hülfe in Deutſchland zu leiſten; der Zukunft Oeſterreichs aber wird er nicht ſchaden ſondern nützen. Wie Pogodin eindringlich bemerkt hat: die Slaven-Völker des Weſtens und des Südens richten ihre Sympathien genau nach dem Barometer des ruſſiſchen Verfahrens in Polen. Wenn nun vollends der Vergleich mit Oeſterreich hinzutritt, ſo kann es nicht anders als ſehr ſchlimm mit den moraliſchen Eroberungen Rußlands ſtehen. Der ſittliche Unwille, mit dem dereinſt die Kaiſerin Maria Thereſia die politiſche Unthat der polniſchen Theilung hinnahm, hat ſich ohnehin geſegnet: Oeſterreich hatte von ſeinen Polen nichts zu fürchten, ehe es ihnen noch gegeben, was weder Preußen noch Rußland den ihrigen zu geben vermögen: die Autonomie eines nationalen Landtags. Es kann ruhig abwarten, was die unglückliche Nation mit den beiden andern Mächten ausrichten wird, die bei der Zerreißung Polens am meiſten betheiligt und ſtets vorangegangen ſind.

Wir leben in einer Uebergangsperiode, in der gar Nichts mehr feſtſteht: das iſt endlich auch dem Blindeſten klar; und aus der allgemeinen Auflöſung muß ein ſchmerzlicher Durchbruch zu dem neuen Recht einer neuen Weltordnung führen, von der heute noch kein Sterblicher ſagen kann, ob ſie nicht auch ein wiederhergeſtelltes Polen umfaſſen wird. Wer heutzutage irgend eine weltbewegende Frage aus dem allgemeinen Zuſammenhange herausreißen will, um ſie auf dem Iſolirſchemel abzukanzeln, der mag ein guter Dialektiker ſeyn, aber er iſt ein ſchlechter Politiker. Gewiß iſt nur ſoviel, daß auch das neue Recht Europa's wieder eines Schützers bedarf, und wie es unſer Troſt als Katholiken iſt, daß die geiſtliche Autorität von den Zumuthungen ruchloſer Verſchlagenheit unbeſchmutzt ge-

Digitized by Google

blieben iſt, ſo freuen wir uns als Deutſche des Troſtes, daß Oeſterreich ſich langſam aber ſicher aus der gefährlichen Kriſis erhebt für eine beſſere Zukunft.

Nach dieſer Zeit wird eine andere kommen, wo kein Hahn mehr nach den „Ideen“ kräht, welche heute die Welt bewegen. Man kann die Schwachen, welche ſich von ephemeren Eindrücken ganz und gar hinreißen und entmuthigen laſſen, nicht genug darauf hinweiſen. Auch die Revolution wird eine andere ſozuſagen vertiefte Richtung nehmen, dieſelbe welche der Imperator mit ſoviel Anſtrengung niedergehalten hat, und welcher er ſich allem Anſchein nach früher oder ſpäter ſelbſt in die Arme werfen würde: die ſocialiſtiſche nämlich eines Kriegs der Werkſtätten, Hütten und Kaſernen gegen die Salons der Intelligenz, des Reichthums, der Bourgeoiſie, der ganzen modernen Ariſtokratie. Wer nicht mit ſtumpfem Auge an der Oberfläche der Dinge hängen bleibt, ſieht in Frankreich und England jetzt ſchon dieſen Kampf aller Kämpfe in der Stille aber um ſo ſicherer ſich vorbereiten. Man ſchaut heute in liberalem Dünkel auf manche Länder herab, welche morgen die geſuchteſten Schlupfwinkel in Europa ſeyn werden. Die Welt iſt rund, das hat man vor zwölf Jahren gründlich erfahren, und doch wieder total vergeſſen!

# XXXIV.

## Ueber die proteſtantiſche Propaganda in Italien.

Von einem deutſchen Lutheraner in Florenz.

In Num. 7 der Augsburger Allgemeinen Zeitung wurde über das L. Witte'ſche Werk: „Das Evangelium in Italien“, ein ſo günſtiges Urtheil gefällt, daß wir damals bei der Autorität, welche dieſes Blatt genießt, Bedenken trugen, auf Thatſachen beruhende Einwendungen zu machen. Heute jedoch, wo dieſe Thatſachen zu deutlich ſprechen, glauben wir es der Wahrheit ſchuldig zu ſeyn. Die Witte'ſche Abhandlung liegt uns zur Zeit noch nicht vor, deßhalb beſchränken wir unſere Entgegnung auf das, was unter unſern Augen vorgeht.

Wir erſehen aus einer Florentiner Correſpondenz in Num. 19 beſagter Zeitung, daß Witte Herrn Burioni den Deutſchen als „proteſtantiſchen Prediger“ vorgeführt hat. Wenn unter „Prediger“, wie ſehr wahrſcheinlich, „Geiſtlicher“ verſtanden werden ſoll, ſo dürfte beſagter Burioni am wenigſten damit einverſtanden ſeyn; ja, er müßte ſich veranlaßt ſehen, gegen dieſe Eigenſchaft Verwahrung einzulegen, wenn er ſeinen Glaubensartikeln, auf die wir jetzt im Auszug einge-

hen wollen, getreu bleiben will. Die Turiner „La buona Novella“ *) (Journal der italieniſchen Evangeliſation) drückt ſich in ihrer Nummer vom 30. Juni v. Js. über die damals conſtituirte „freie italieniſche evangeliſche Kirche“ ſo aus:

„Wie unſere Leſer ſehen, iſt ein beſonderes Miniſterium des Wortes eine von den Sachen, welche dieſer Conſtitution noch fehlen, deſſen Nothwendigkeit aber, wie wir nicht zweifeln, ſich bald fühlbar machen wird. Schade — fügen wir bei — daß in einem Reglement, in welchem nur die conſtituirenden Punkte hätten Platz finden ſollen, man im Gegentheil auf ein Durcheinander (accozzaglia) von Dingen, Kennzeichen und Erheblichkeiten verſchiedenartigſter Bedeutung, und was noch ſchlimmer iſt, nicht immer mit klaren Ausdrücken verſehen, ſtößt. Schade auch, daß die Verfaſſer dieſer Conſtitution gleich vielen Andern in die üble Gewohnheit verfallen ſind, welche wir fremden Einflüſſen zu danken haben, d. i. von einer italieniſchen und freien Kirche zu ſprechen, als wenn die Kirchen, welche durch die Predigt des Evangeliums nach und nach entſtehen, andere als italieniſche ſeyn könnten; und als wenn Kirchen, die auch nicht einen Schatten von Feſſel des Guberniums an ſich tragen, nöthig hätten ſich freie zu nennen“ ꝛc.

Auf dieſe Bemerkungen der Buona Novella antwortete nun Burioni in der nächſten Nummer vom 15. Juli:

Sie, Herr Direktor, ſagen auch, daß unſerer Conſtitution unter andern Dingen ein beſonderes Miniſterium des Wortes fehle ꝛc. Entſchuldigen Sie, wenn wir in dieſer Meinung von Ihnen abweichen, denn wir glauben es zu haben, und zwar in alle Ewigkeit wie die Kirche Jeſu Chriſti, und wir erklären uns: Seitens unſerer freien Kirche gedenken wir nicht das Miniſterium des Wortes den Individuen einer ſpeciellen Kaſte einzufleiſchen (d’incarnare il ministero negli individui d’una casta speciale), dieweil das Miniſterium eingepflanzt iſt der leben-

*) Die unterſtrichenen Stellen ſind im Document mit Sperrſchrift gedruckt.

digen Kirche Chriſti; ja, es beſteht der Kraft nach in der Kirche. Wir Alle, Nachfolger des Erlöſers, ſind Könige und Prieſter und können Alle die Fülle des Wortes darreichen, ſobald die Kirche *) in uns die Gabe anerkennt. Wir haben ferner unſere Kirche eine freie und italieniſche nennen wollen, um gleichſam einen feierlichen Proteſt gegen alle jene Kirchen zu erheben, welche ſich italieniſche nennen, die es aber nur dem Namen nach ſind, und in Wirklichkeit von Plymouthiſten, Darbiſten und Momiers abhängen“ ꝛc. So Burioni.

In der in Rede ſtehenden Conſtitution der „freien italieniſchen evangeliſchen Kirche“ ſagt Art. II. §. 15: Die Kirche hat zu ihrer Verwaltung 1) Aelteſte, 2) Evangeliſten, 3) Diaconen. Die Körperſchaft der Aelteſten beſteht aus Brüdern, welche mit dem göttlichen Wort am bekannteſten ſind, und die erforderlichen Eigenſchaften haben die Kirche Chriſti zu leiten und weiden. 1 Petri V. 12. §. 18: Keiner von ihnen wird eine Obergewalt oder ein Privilegium über die andern Brüder haben, ſondern er wird jedem Mitglied der Kirche gleich ſeyn. Math. XX. 25. Luc. XXII. 26. §. 20: Es iſt ihre Pflicht, in den Verſammlungen der Kirche zu beten und das Wort Gottes zu erklären, ſie werden aber keinen andern Bruder verhindern daſſelbe zu thun, wenn er ſich dazu begeiſtert (ispirato) fühlen ſollte. 2 Tim. IV. 2. 1 Cor. XIV. 31. §. 22: Sie ſollen den Brüdern und Schweſtern, welche krank ſind, beiſtehen und ſie zum letzten Uebergang vorbereiten. §. 23: Es wird ihre Sorge ſeyn, die Katechumenen und die Kinder der Mitglieder der Kirche in der heiligen Religion Chriſti zu unterrichten. Math. XXVIII. 19. Col. 1. 28 ꝛc. — Wir ſehen aus dem Geſagten, daß Burioni wohl ein Redner, keineswegs aber ein Geiſtlicher iſt oder ſeyn will.

---

*) Wir ſehen, daß Burioni für ſeine Kirche eine moraliſche Kraft beanſprucht, welche man der katholiſchen ſtreitig macht.
D. Red.

Dieſe „freie italieniſche evangeliſche Kirche“ hat vielleicht ihre Exiſtenz einer kleinlichen Knauſerei zu danken. Burioni, ein römiſcher Emigrant, höchſtens 4¾ Fuß groß, an beiden Füßen lahm, auf Krücken ſich forthelfend, mit mancherlei Bartwerk und fettglänzendem wallenden Haupthaar, kam gegen Ende des Jahres 1859 nach Florenz, wurde vom ſchottiſchen und vom piemonteſiſchen Waldenſer-Prediger als Meiſter einer zu gründenden „italieniſchen evangeliſchen Schule“ auserkoren und mit 8 Scudi monatlich beſoldet. Nach kurzer Zeit mit dieſem allerdings kärglichen Gehalt nicht mehr zufrieden, erhielt er vom ſchottiſchen Prediger 15 Scudi bewilligt; der Waldenſer aber — er bezieht jährlich 3500 Frk. fixen Gehalt und iſt ledig — war der Meinung, daß Burioni bei dieſer Zulage auch für Bleiſtifte, Papiere und Federn ſorgen könne; und das ſo wie manches Andere hat ſich der Schulmeiſter gemerkt.

Die nächſte Aufgabe des Waldenſers war, die ſchon beſtehende Plymouthiſten-Gemeinde, deren Betſaal damals auf der Piazza dell' Indipendenza lag, für ſeine Kirche zu gewinnen, und dazu ſollte der Schulmeiſter als Mittel dienen. Die Plymouthiſten erkennen wie bekannt in der Gemeinde kein Prieſterthum an, ſondern räumen Jedwedem das Recht ein, predigen zu können, der ſich dazu begeiſtert fühlt, wobei ſie ſich auf Röm. XV. 14 berufen, auf welches Kapitel wir ſpäter zu ſprechen kommen müſſen. In ſeinen Predigten ſtellte der Waldenſer — welcher abſichtlich, um ſich den Plymouthiſten zu verähnlichen, mancherlei Bartwerk aber keinen Prieſterrock zu tragen pflegte — den Brüdern frei, ſeiner Betrachtung noch etwas nachfolgen zu laſſen. Dieß geſchah aber nur dann, wenn Burioni zugegen war, der denn auch immer noch eine Nachpredigt hielt. Später trat derſelbe zu gleicher Zeit als Mitredner bei den Plymouthiſten und als Dichter gewiſſer Hymnen*) auf, und von nun an entſtand in dieſer Gemeinde

*) Siehe unſere Florentiner Correſpondenz vom 4. März 1860 in der Augsb. Allg. Ztg.

eine Meinungsverſchiedenheit, welcher endlich eine vollkommene Spaltung folgte. Die ſich losſagenden fielen jedoch nicht der Waldenſerkirche zu, ſondern gründeten eine eigene, die oftgenannte „freie italieniſche evangeliſche Kirche“.

Sie liegt im Corſo Vittorio Emanuelle im neuen Quartier nächſt den Caſcinen und in ihr erſcheint Burioni als Supremus. Als kirchliches Kennzeichen enthält ſie an den Wänden einige mit Bibelverſen beſchriebene Zettel und einen der Erde gleichſtehenden Lehrſtuhl, oder Kanzel ohne Treppe. Burioni predigt in demſelben ſitzend. Der Sonntags-Gottesdienſt beſteht aus Geſang, Predigt und Abendmahl. Zum Zwecke des letztern ſteht auf einem mager bedeckten Tiſchchen ein Teller mit einem Dreierbrödchen, eine mit Wein gefüllte Glasflaſche und ein Kelchglas. Nachdem Burioni vom Lehrſtuhl herab die Einſetzungsworte geſprochen, reicht einer der Brüder den Teller mit dem Brödchen dem Nächſten hin, der ſich ein Stückchen abzupft, es genießt und beides weiter gibt; daſſelbe Verfahren findet mit dem nun gefüllten Kelchglas ſtatt. In ſeinen Predigten ſchildert Burioni ſeinen Zuhörern den Papſt als die Beſtie aller Beſtien, wie wir aus Nr. 19 der A. A. Ztg. erſehen. Zu ſeinen begeiſtertſten Zuhörern gehört die weitmundige Ehehälfte eines teutoniſchen Sakriſtans, deſſen erkünſtelte Liberalitäts-Ertaſen gelegentlich mit italieniſchen Rippenſtößen vergolten wurden. Burioni tauft, copulirt und aſſiſtirt beim Heimgang der Sterbenden. Er bekam auch Anerkennungs- und Aufmunterungsſchreiben in franzöſiſcher und deutſcher Sprache von gewiſſen Geſellſchaften in Breslau und Berlin, die er mit großem Gaudium in ſeinen Abend-Andachten (Evangelizzazione) vorlas. Der Waldenſerprediger gab ſich viele Mühe und bat ihn oft, ſeine Gemeinde mit der Waldenſerkirche zu vereinigen; aber umſonſt, der Schulmeiſter ließ ſich nicht erbitten. Die Demüthigungen hätte ſich der geiſtliche Herr billig erſparen können, denn die „freie italieniſche evangeliſche Kirche“ hat ihm ſeinen Mangel an „chriſt-

licher Menſchenliebe“ in La buona Novella deutlich genug vorgeworfen. Gegenwärtig hat die Schulmeiſterei Burioni's gänzlich aufgehört, weil er ſich gegen die Herrn, wie ſie ſagen, „ſehr ſcandalös“ betragen hat; und die „italieniſche evangeliſche Schule“ iſt vorderhand — vertagt. Auch ſcheint es, daß der „freien italieniſchen evangeliſchen Kirche“ die wenigſten Hülfsgelder zufließen und ſo dürfte Burioni's Glücksſtern und ſeine Kirche dem Untergang nahe ſeyn.

Deſto größere Fortſchritte machen die Plymouthiſten, denn ſie haben gegenwärtig zwei Gewölbe in den ärmſten Vierteln der Stadt, wo ſie Gottesdienſt halten, und welche die Zuhörer nicht zu faſſen vermögen. In denſelben iſt nicht die geringſte Kleinigkeit ſichtbar, welche an einen Betort erinnert, und der Redner redet von dem Orte aus, wo er eben ſitzt. Der Abendmahlskelch beſteht nicht einmal aus einem Kelche, ſondern einem gewöhnlichen Trink-Glas und keine Einſetzungsworte gehen dem Abendmahl ſelbſt voraus. Im Uebrigen iſt der Ritus wie der Burioni's. Eine Abendmahlspredigt führte uns auf eine wichtige Entdeckung in Betreff der Diodati'ſchen Bibel, auf die wir näher eingehen müſſen. Das 15. Kapitel der Epiſtel St. Pauls an die Römer, von welchem die Anweſenden immer einen Vers der Reihe nach vorleſen, dient als Text und ein „bekehrter“ Italiener Namens Magrini, der eine mit großen Mitteln ausgeſtattete Engländerin heirathete, erklärt es. Er ſucht nachzuweiſen, daß nicht Petrus — welcher dereinſt der Apoſtel der ſich wieder im gelobten Lande verſammelnden Juden ſeyn wird — ſondern Paulus unſer rechter Apoſtel iſt, wodurch alſo der Fels allen Boden verliert und ſonach des Papſtes Hoheit angemaßt iſt. „Doch,“ ſo fährt er fort, „wenn wir das gar nicht berühren wollten, iſt nun der Papſt wirklich der treue Hirte ſeiner Heerde, der liebende Vater ſeiner Kinder? O ja, wir haben es geſehen vor zehn Jahren, wie er in Rom triumphirend über die auf ſeinen Befehl geſchlachteten Opfer einherſchritt;

wie er das durch ihn vergoſſene Blut durchwatete ꝛc." Da nächſten Sonnabend — ſo ſchließt der Redner — der Feiertag (Mariä Lichtmeß) eines katholiſchen Vicegottes (Gelächter!) iſt, ſo wollen wir keine Predigt, ſondern bloß Evangeliſation halten.

Vergleichen wir jetzt erwähntes Kapitel der Diodati'ſchen Bibel mit der Ueberſetzung durch Luther. Die letztere lautet in der Halle'ſchen Ausgabe Vers 12: „Und abermals ſpricht Jeſaias: Es wird ſeyn die Wurzel Jeſſe, und der auferſtehen wird zu herrſchen über die Heiden, auf den werden die Heiden hoffen. V. 14: Ich weiß aber faſt wohl von euch, lieben Brüder, daß ihr ſelber voll Gütigkeit ſeid, erfüllet mit aller Erkenntniß, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen. V. 16: Daß ich ſoll ſeyn ein Diener Chriſti unter die Heiden, zu opfern das Evangelium Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm geheiligt durch den heiligen Geiſt." In der Diodati'ſchen Bibel iſt nun das Wort „Heiden" mit gentili anſtatt pagani überſetzt, worunter Zweifelsohne alle Zuhörer „Gebildete" oder „Geſittete" verſtehen werden. Allerdings heißt gentile auch „Heide"; der Ausdruck iſt aber nicht gangbar und dürfte nur von Sprachkennern und Mitgliedern der Academia della Crusca verſtanden, nicht aber auch gebilligt werden. Leſen wir jetzt dieſelben drei Verſe in der Diodati'ſchen Bibel, Vers 12: „Und anderswo ſagt Jeſaias: Es wird ſeyn die Wurzel Jeſſe, und der aufſtehen wird (colui che surgerà) die Völker zu regieren (per reggere le Genti) auf den werden die Nationen hoffen (le nazioni spereranno in lui)." V. 14: „Ich ſelbſt meine Brüder bin von euch überzeugt, daß auch ihr voll guter Beſchaffenheit mit aller Erkenntniß, ſogar auch mit Ueberfluß (sufficienza eziandio) erfüllet ſeid, einer den andern zu ermahnen (ad ammonirvi gli uni gli altri*)." V. 16: „Daß ich ſoll ſeyn unter den Ge-

*) Auf dieſe Stelle berufen ſich die Plymouthiſten in Betreff ihres Ritus.

bildeten, thätig zu ſeyn im heiligen Dienſt des Evangeliums Gottes (adoperandomi nel sacro servigio di Dio), damit das Opfer der Gebildeten angenehm ſei (acciochè l'offerta dei gentili sia accettevole), geheiligt durch den heiligen Geiſt." Wir ſehen, daß in der Diodati'ſchen Bibel der Sinn dieſer drei Verſe offenbar entſtellt iſt, und faſt möchte man glauben, daß die italieniſche Revolution damit eingeleitet werden ſollte. Wenn es ſich nun noch an vielen Stellen mit dieſer Ueberſetzung ſo verhält, ſo müſſen die Lutheraner in den katholiſchen Vorwurf: daß die Diodati'ſche Bibel verfälſcht ſei, mit einſtimmen.

Die beiden Magazine der Plymouthiſten ſind, wie ſchon geſagt, immer und zwar mit Zuhörern aus der armen Claſſe gefüllt; viele derſelben tragen kein Bedenken ſich zu rühmen, daß ſie täglich 2, 3, 4 bis 5 Paoli Unterſtützung erhalten.

Am gemäßigtſten in Betreff der Ausfälle gegen das Papſtthum, aber auch ſehr wenig beſucht, verhält ſich die Waldenſerkirche, obwohl ſie für die Evangeliſation und Colportage große Thätigkeit mit vielen Koſten verbunden entwickelt, und jetzt mit jenen andern Parteien in angeblich freundſchaftlichem Zuſammenwirken ſteht. Sie hegt die Hoffnung, daß dieſelben — während ſie gegenwärtig den gemeinſamen Feind bekämpfen — eines Tages nicht mehr geduldet werden, und ſomit der Gewinn ihr zufallen werde.

Wir ſehen aus dem Geſagten, daß es um die ſo ſehr gerühmte Bibelverbreitung eine ſehr mißliche Sache iſt, und können auch die Art und Weiſe, wie dieſelbe betrieben wird, nicht loben. Die ſogenannten Colporteure ſehen Vagabunden am ähnlichſten. Sie durchziehen mit ihrer Waare (Bibeln und Traktate mit „Addio Papa" u. dgl.) die Campagnien, bieten ſie in Kaffee- und Bierhäuſern, die Cigarre im Mund, zum Verkauf an und breiten ſie auf den Brüſtungen der Brücken aus. Einer derſelben, ein arbeitsſcheuer Barbiergeſelle, brachte es vor Kurzem bis zum Evangeliſten, und bezieht

nun in dieſer Eigenſchaft ſeine fixe Beſoldung. Ein verarmter Bankſchreiber erzählte vor einigen Tagen, daß ihm die „Proteſtanten“ zehn Paoli täglich geboten hätten, wenn er wöchentlich dreimal bei ihnen predigen wolle; er habe es aber ausgeſchlagen, denn von dieſem Brod wolle er nicht eſſen. Viele dieſer „Proteſtanten“ ſind bloß des Abends ſolche, und bei Tage wiederum Katholiken; und was beſonders der Beachtung werth iſt: viele werden auf dem Todbette wieder rückfällig und verlangen nach dem katholiſchen Prieſter. Großes Unheil richtet aber die Bewegung beſonders in den Familien an, wo die Glieder oft der entgegengeſetzteſten Meinungen ſind.

Nach dieſen Erfahrungen iſt es nun recht lobenswerth von Herrn Witte, daß er, wie aus der Allg. Ztg. erſichtlich, mehr Werth auf die „qualitative Entwickelung“ als auf die „quantitative Ausbreitung“ des Evangeliums in Italien legt; nur dürfte bei näherer Unterſuchung die Qualität ungemein in's Defizit gerathen. Noch gewagter aber erſcheint uns der verſuchte Nachweis des Autors, daß dieſe religiöſe Bewegung mit der politiſchen in keinerlei direktem Verbande ſich befinde. Iſt es ja doch bekannt, daß ſchon im vergangenen Jahre gewiſſe nichtitalieniſchen aber proteſtantiſchen Kirchen in ihren Rechnungsvorlagen Beiträge für die Indipendenza italiana nachwieſen

Was that aber, ſo hören wir Viele fragen, die biſchöfliche Behörde dieſem Treiben gegenüber? Ohne Zweifel rüſtete ſie geiſtvolle Theologen, geſchichtlich gebildete, thatkräftige Männer aus, welche Muth genug hatten, ſich dem verſchleierten Feind entgegenzuſtellen, das Kind beim rechten Namen zu nennen, den Betrug nachzuweiſen, und nöthigen Falls ihrer Sache die perſönliche Exiſtenz zu opfern? Nein, ſolche Männer erſchienen vorerſt nicht auf dem Kampfplatz, ſondern vorurtheilsvolle, unwiſſende, abergläubiſche Kapuziner, Serviten und Dominikaner, Leute, die ihre ganze Gelehrſamkeit und Weltkenntniß aus der Kloſterbibliothek ſchöpften, wurden als Miſ-

ſionsprediger auserſehen, die „Proteſtanten“ zu bekämpfen. Allen von dieſen that es ein Kapuziner zuvor, welcher der Reihe um in den Kirchen San Gaetano, Al Ceſtello und noch jetzt in Santo Stefano predigt. Er muß wohl kein eigentlicher Prediger ſeyn, denn er hielt ſeine Miſſionspredigten nicht von der Kanzel, ſondern von einem eigens für ihn neben derſelben errichteten Gerüſte herab. Die Wahrheiten, welche er in den Schilderungen des propagandiſtiſchen Treibens oder, um mit Herrn Witte zu reden, „dieſer religiöſen Bewegung“ mit einfließen ließ, verlieren völlig ihren Werth durch das tolle Zeug, welches er ſonſt auf ſeiner Bühne vortrug und noch vorträgt. Er mag immerhin ſeine Zuhörer zum Lachen reizen mit der Bemerkung, daß eine alte Hexe, daß ein Tiſchler deſſen Schädel härter als das Holz, welches er hobelt, daß ein Stallknecht, welcher beim Eintreiben der Sporen täglich tauſend Flüche ausſtößt, Abends die Bibel erklären wollen; ja wir ſtimmen ihm bei in der Behauptung, daß die Diodati'ſche*) Bibel verfälſcht iſt. Wenn er aber ſagt, in der Epiſtel St. Paoli ſtehe geſchrieben, daß derjenige, welcher als Laie die Bibel erklären wolle, vom heiligen Geiſt verflucht ſei; daß ein gewiſſer Proteſtant, in der Meinung Allen die Bibel erklären zu müſſen, ſie ſeinem Hunde, und ein dritter ſie ſeinen Schafen erklärte; daß ſogar Luther ſeiner Mutter als ſie auf dem Todtenbette lag noch zuredete, im allein ſeligmachenden katholiſchen Glauben zu ſterben, daß Luther ſterbend bekannte, nur die heilige Beichte habe ihn gerettet, ſonſt würde ihn der Teufel erdroſſelt haben; daß Calvin mit dem Teufel im Bündniß ſtand, und alle Nacht Unterredungen mit ihm hatte: ſo finden wir ihn mit ſeiner Beredſamkeit für Alles eher geeignet als für einen florentiniſchen Controverſiſten des 19. Jahrhunderts. Mit ſolchen Tollheiten wird der gerechten Sache nur geſchadet;

*) Warum beruft ſich aber der Eiferer nicht z. B. auf die von uns nachgewieſene Stelle?

auch waren in dieſen Predigten immer Schnellſchreiber zugegen, welche ſie zu Papier nahmen, und dieſelben ſind, während wir ſchreiben, ſicher in La buona Novella und anderen Journalen ſchon gedruckt.

Bei ſolchen Miſſionspredigten kam es nun auch öfters zu gegenſeitigen Reibungen, ja ſogar zu kleinen Bataillen zwiſchen „Proteſtanten und Chriſten“, wie man ſich hier ausdrückt. Die „Proteſtanten“, d. i. Plymouthiſten und Burioniſten, ſuchten in und außer den Kirchen während der Predigten den „Chriſten“ ihre Diodati'ſchen Bibeln und Traktätchen aufzudringen, und hielten vor den Kirchen Gegenpredigten. Am bunteſten ging es einmal in den letzten Tagen des Carnevals vor der Kirche Santa Felicita zu, wo unter Anderm auch eine Predigerin in der Perſon einer alten Morocchi, Schweſter des Grafen Guicciardini (wohlbekannt im Proſelytenthum) und Schwägerin des Marcheſe Ridolfi, auftrat. Sie wurde aber ſchrecklich ausgepfiffen, mit Koth und Steinen beworfen und flüchtete ſich in ein Haus, von wo ſie wieder verjagt wurde; die „Proteſtanten und Chriſten“ geriethen in's Handgemenge und der Krieg endete mit Verhaftung einiger „Proteſtanten“, worunter zwei Engländer, die jedoch alle bald wieder freigelaſſen wurden. Seit dieſer Zeit wurde immer eine ſtarke Abtheilung von Gendarmerie und Sicherheitswache zur Erhaltung der Ruhe dahin beordert und dieß hat dem Florentiner Correſpondenten der A. A. Ztg. — wir wiſſen nicht, ob aus Böswilligkeit oder Unwiſſenheit — Gelegenheit gegeben, der Welt glauben zu machen, als ſeien dieſe „handfeſten Gendarmen“ zur Bändigung des katholiſchen Predigers zugegen. Der jüngſte Fall dieſer Art kam in der Kirche Al Ceſtello am erſten Sonntag des Monats März Abends 7 Uhr vor, wo die „Proteſtanten“, die doch billig nichts in den katholiſchen Kirchen zu ſuchen haben, dem Kapuziner zu Leibe gehen wollten, nachdem ſie ſeinen Ausfällen mit Schmäh- und Schimpfworten entgegnet hatten. Der Kapuziner griff

jedoch nach dem Cruzifix und rief aus: „Dieſer da wird mich vertheidigen!“ worauf eine größere Menge mit dem Ausruf „Nein, wir werden Euch vertheidigen!“ ſich auf die Rednerbühne warf, und den Kapuziner wie im Triumph nach der Sakriſtei zutrug, wo ſoeben von den übrigen Geiſtlichen das Maria mater gratiae angeſtimmt wurde, nach deſſen Beendigung der Kapuziner wiederum die Bühne beſtieg und ſeine Predigt fortſetzte. Aber die Unruheſtifter wollten auch Recht haben und predigten, einer ſogar vom Beichtſtuhl aus, entgegen; eine völlige Schlägerei, wobei drei der Gegenprediger arg zugerichtet wurden, war die Folge und die Bataille endete mit vielen „Evviva la Religione cattolica.“

Mit mehr Gründlichkeit trat ſeit Beginn der Faſten ein berühmter Kanzelredner, der Pater Giacinto Romanini in der Domkirche auf. Er beleuchtet unerſchrocken die Triebfedern der Verfolgung des Papſtes und geht der Proſelytenmacherei hart zu Leibe, ohne jedoch in ſolche Uebertreibungen zu verfallen, wie wir ſie an dem obenerwähnten Kapuziner rügen mußten. Ein hieſiges Journal äußert ſich über den Erfolg ſeiner Predigten: „Diodati kann nun ſpazieren gehen mit ſeinen neuen Bibeln, und Luther kann verſuchen ſeine Boutique wo anders aufzuſchlagen.“

In einer der Miſſionspredigten der letzten Tage des Carneval wurde nun auch ein katholiſcher Traktat unter die zahlreichen Zuhörer vertheilt, und da derſelbe auch für Proteſtanten beachtenswerthe Stellen enthält, ſo laſſen wir ihn im Auszug folgen.

Italiener! Ein Schwarm proteſtantiſcher Emiſſäre, welche ſich für Verkünder des reinen Evangeliums ausgeben, fällt gegenwärtig von allen Seiten in unſer Italien ein, um euch vom heilgen Glauben abtrünnig zu machen, mit welchem ſie einen ſchmählichen Handel treiben. Sie ſind von zwei proteſtantiſchen Geſellſchaften euch zu verführen geſandt, d. i. von der Bibelgeſellſchaft, welche ſie mit verfälſchten Bibeln in

großer Menge und mit Geld verſieht, und von jener, welche ſich Verbreiterin der chriſtlichen Lehre (promotrice della dottrina cristiana) nennt, die ihnen eine Unzahl kleiner Schriften voll Verläumdung, Betrug und Gotteslästerung liefert. Wer dieſe Geſellſchaften und ihre ausgeſandten Emiſſäre eigentlich ſind, und was wir von ihnen Gutes zu erwarten haben, das will nicht ich euch ſagen, denn das könnte Vielen verdächtig ſcheinen; ſondern die Proteſtanten ſollen es euch ſelbſt ſagen. Höret ſie alſo:

„Die engliſche und die fremde Bibelgeſellſchaft in ihrem Gemeinſchaftmachen mit Allen und in ihrem Zwiſchenhandel mit Männern aller religiöſen Bekenntniſſe klärt nicht allein eine Idee, ſondern ſogar eine Thatſache auf, welche darin beſteht, daß ſie ein weites Syſtem des Indifferentismus in religiöſen Dingen ſtiſtet, welches ohne Zweifel den wahren und reinen Intereſſen des Evangeliums ſehr nachtheilig iſt. Wir ſehen ſchon mit unſeren eigenen Augen die nachtheiligen Folgen als Ausgeburt dieſes Syſtems. Iſt es nicht der Unglaube welcher, wie im Triumph vorüberziehend, uns ſein bewaffnetes Geſicht zeigt" *)?

„Das Comité der Bibelgeſellſchaft zu London hat die Unverſchämtheit, zu behaupten, daß ein Freigeiſt ſehr wohl ein guter und weiſer Agent (oder Miſſionär) ſeyn könne; und als ob dieß noch zu wenig wäre, ſind damit deſſen ſchottiſche Brüder noch nicht zufrieden, ſondern gehen weiter, und einer derſelben ſagte ſogar, daß er ſich keinem ſein Gewiſſen beunruhigenden Zweifel hingeben könnte, wenn man ihm zureden würde, ſich des leibhaftigen Teufels zu bedienen" **).

---

*) Samuel Vir. Betrachtung über das Bedürfniß, ein Concilium zu berufen. 1829. p. 66.

**) Thomſon. Abhandlung über die Bibelgeſellſchaften, 1830. p. 17. — Dieſer Grundſatz, ſo fürchterlich er klingt, iſt er nicht gerade jetzt in Anwendung gebracht werden? Wurde wohl jemals die Hoffnung auf den Triumph des Höchſten auf ein teufliſcheres Princip

Um euch leichter in die Falle zu locken, haben ſie als Nonnen verkappte Weiber (donne cumaſſale)*) hieher geführt, welche von verſchlagenen Predigern, die ſich in der Finſterniß ihrer Höhlen verſteckt halten, geleitet werden, und die, ſehr geſchickt in jeder Art von Verſtellung und Kunſtgriffen, ohne ſich als Proteſtanten zu erkennen zu geben, hie und da unter dem Vorwande der Barmherzigkeit die kleinen Creaturen beiderlei Geſchlechts überraſchen, und ſie nach und nach ihren unvorſichtigen Eltern entziehen. Was nun noch mehr befremdet, iſt, daß ſie hier zu derſelben Zeit ſolche Nonnen einführen, in welcher ſie bei euch das Kloſterweſen verdammen und euch anreizen, euch der Nonnen zu entledigen.

„Die Unverletzlichkeit der römiſchen Staaten muß als weſentliches Element der politiſchen Unabhängigkeit der italieniſchen Halbinſel betrachtet werden" **).

---

gebaut, als wir es gegenwärtig in dieſem betrogenen Lande ſehen? O reines engliſches Bibelchriſtenthum! auch du heiligſt durch den Zweck die Mittel.

Anm. d. Verf. dieſes Aufſatzes.

*) Hierunter ſind die ſeit September vorigen Jahres auch hier ſtationirten Diaconiſſen des Mutterhauſes zu Kaiſerswerth zu verſtehen. Man erzählt ſich von ihnen, daß auch ſie in die Häuſer gehen, die Bibel zu erklären, daß ſie bei den Kranken und Wöchnerinen wie zufällig erſcheinen, den Kindern Confect und den Kranken Fleiſch und fünf Paoli bringen, in den Wehen mit Hand anlegen und ſo nach und nach auf das Seelenheil zu ſprechen kommen, wo ſie dann manchmal für gut fänden, ſchneller davonzugehen als ſie gekommen ſind. Das Alles haben wir aber nicht geſehen und können es alſo nicht widerſprechen; was wir aber verbürgen können iſt, daß ſie ſich rühmen, „dem lieben Gott (?) ſeine Kaſſe ſei nicht ſo klein". Auch ſahen wir mit eigenen Augen, daß ſie auf der Straße mit Heulen und Spottreden inſultirt wurden, weßhalb ſie in Zukunft für gut finden dürften, mit ihren Zöglingen nicht mehr öffentlich zu paradiren.

Anm. d. Verf. dieſes Aufſatzes.

**) Lord Palmerſton. Note an Lord Ponſonby, Geſandter in Wien. 11. Sept. 1847.

„Die Revolution erſieht ſich nie die weltlichen Dinge allein zum Ziele, ſondern ſie richtet ihr Augenmerk fortwährend auf die göttliche Ordnung. Ferner richtet ſie ihren Angriff anfangs gegen die Kirche, und erſt ſpäter feuert ſie mit ihren Batterien gegen die Könige, die Fürſten, die Reichen und die beſitzenden Klaſſen“ *). Habt Ihr verſtanden?

Aber dieſes iſt noch nicht Alles. Es gibt noch eine andere ſehr ſchmerzhafte Wahrnehmung für die Liebhaber des theuern Vaterlandes. Doch ich will, daß ſie euch die Proteſtanten ſelbſt ſagen ſollen. Höret ſie; ſie ſind keine Codini:

„In vielen Gegenden wird von der großen Menge angenommen und behauptet, daß die Bibelgeſellſchaften einen ſehr entgegengeſetzten Zweck von dem anſtreben, welchen ſie nach außen glauben machen wollen. Das geſchäftige Treiben der Engländer, daß ſie ſich nicht Ruhe gönnen, auf jedem Kreuzweg Bibeln zu verbreiten, zeugt nicht von Wahrheit und Uneigennützigkeit, ſondern nährt im Gegentheil den unzweifelhaften Verdacht irgend eines verächtlichen Vortheils oder eigennütziger Abſicht“ **).

Italieniſche Brüder, um Gottes Willen verachtet nicht dieſe heilſamen Warnungen der Proteſtanten! Ihr ſelbſt wißt recht gut, wie die Engländer ſeit langer Zeit mit einem Theil unſeres ſchönen Landes den Verliebten ſpielen. Sie ſtreben nur nach einem Vorwand, um ſich zu Herrn desſelben aufzuwerfen. Wenn ſich bei uns der Proteſtantismus von was immer für einer Sekte einniſtet, ſo würden ſie nicht unterlaſſen, dieſelbe ſogleich in Schutz zu nehmen, um eine Gelegenheit zu haben, Händel zu ſuchen und auf dieſe Art zum angeſtrebten Ziel zu gelangen. Und in Wahrheit, zu welchem andern Ende könnte man je glauben, daß ſie ſich ſo unaufhörlich abmühen, ihn (den Proteſtantismus) einzuführen, da es doch bekannt iſt, daß ihnen an

*) Der berühmte Proteſtant Leo von Halle in ſeinem Journal.
**) Rheiniſcher Merkur 1814. Num. 157.

der Religion gar nichts liegt? Erinnert euch des Madiai! . . . Dieſes wird beſtätigt durch die ſchimpfliche Geringſchätzung, mit welcher die Proteſtanten ſelbſt im Allgemeinen diejenigen anſehen, welche ihren Zwecken fröhnen, indem ſie ſich ihren Sekten anſchließen. Höret ſie:

„Suchen Sie doch ja nicht gute Chriſten unter den Abtrünnigen vom Katholicismus“ ꝛc. *).

„Der Papſt reinigt ſeinen Garten und wirft das Unkraut gegen unſere Mauern“ **).

„Die Wunde, welche die proteſtantiſche Reform der Kirche hat beibringen wollen, hat ſich in eine heilſame Fontanelle umgeſtaltet, vermittelſt welcher man alle unreinen Säfte vom Körper ableitet“ ***).

Verſteht ihr dieſe Sprache? Aus dieſem Bekenntniß derſelben Proteſtanten geht nun hervor, daß wenn ſich der Proteſtantismus unter euch verbreitet, ihr zu gleicher Zeit Religion, Freiheit, Vaterland und Ehre verliert. Es iſt alſo klar, daß ihr die proteſtantiſchen Emiſſäre und unſere Abtrünnigen als die größten und gefährlichſten Feinde eurer Güter und des Vaterlandes zu betrachten habt. O wie lange wollt ihr euch noch als Werkzeug eures Untergangs und als Lockvögel einer Heerde betrügeriſcher Fremden, verſchmitzter Seelenverkäufer, welche das Evangelium verlachen und euch zu gleicher Zeit niederträchtig betrügen, hergeben? Italieniſche Brüder, öffnet um Gotteswillen einmal die Augen der großen Gefahr gegenüber, die euch bedroht!

Ein aufrichtiger Italiener.

Indem wir nun unſere Schilderung zu ſchließen gedenken, erfahren wir, daß vor einigen Tagen auch in der burio-

*) Der erwähnte Leo. Brief an Paſtor Krummacher.

**) Decan Swift. Beim Autor des Werkchens: „Der entſchleierte Betrug“. London 1846.

***) Die völlige Auflöſung des Proteſtantismus. T. I. p. 90. Schaffhauſen 1844.

ni'ſchen Kirche eine kleine Schlacht geliefert wurde, wobei ſich die Kämpfer mit Stühlen zu Leibe gingen; und aus Brescia berichten ſoeben die Zeitungen, daß das Volk den Waldenſer-Prediger Francesco Pugni in Stücke geriſſen haben würde, wenn es ihm nicht gelungen wäre, ſich durch die Flucht zu retten. Was ſagt Hr. Witte zu dieſer „qualitativen Entwickelung des Evangeliums“ in Italien? So ſtehen ſich gegenwärtig die Parteien gegenüber und diejenigen, denen ihr eigenes Seelenheil am nächſten liegt, die ſich nicht mit Propaganda und Proſelytenthum befaſſen, nicht die Religion zu politiſchen und financiellen Zwecken ausbeuten, ihre religiöſe und politiſche Ueberzeugung nicht verläugnen, ſind in dieſem Augenblick am übelſten daran. Sie ſind verlaſſen und verfolgt.

Und nun euch reinen engliſchen Diodati-Bibelchriſten, ſo wie euch philanthropiſchen Söhnen Deutſchlands, die ihr über das geknechtete und in Finſterniß lebende Italien Krokodils-Thränen in Fülle vergießt, wofür euch die Italiener, wenn ſie nur könnten, mit Rattengift und Hanfgeſpinnſt von der Erde vertilgen würden, einen guten Rath von einem ehrlichen Landsmann, welcher dreiundzwanzig Jahre in dieſem Lande lebt, und den als glaubensfeſten Lutheraner weder die in Ausſicht geſtellten, mit Glaubenswechſel verbundenen Vortheile und Verbeſſerungen, noch die gegenwärtig ſich ſo gut lohnende Mitarbeit an der „Evangeliſirung Italiens“ nur einen Augenblick in ſeiner religiöſen und politiſchen Ueberzeugung wankend machen konnten! Von euch engliſchen Gutsbeſitzern wiſſen wir, daß eure Feldarbeiter in elenden Hütten bei zehn bis fünfzehn Köpfe ſtark beiſammen wohnen müſſen und darin phyſiſch und moraliſch verkommen. Wir wiſſen ferner, daß kein Monat vergeht, wo in den einſtürzenden Schachten eurer Kohlenbergwerke nicht mehrere koſtbare Menſchenleben jämmerlich umkommen, bloß weil ihr für kleine Vorrichtungen, auf welche euch der Minenkundige zu rechter Zeit aufmerkſam machte, die Ausgaben erſparen wollt. Wir wiſſen auch, daß in eurem Lande

der Freiheit Hunderte von Menſchen des Hungertodes im ſtrengſten Sinne des Worts ſterben, und wiſſen endlich, daß an keinem Ende der Welt die Proſtitution ſo ausgebildet iſt und ſo ausgebeutet wird, als gerade in London. Wohlan denn! Habt ihr wirklich ein fühlendes Herz für das Elend eures Nächſten, ſo laſſet zunächſt eure Barmherzigkeit walten an euren eigenen Landsleuten, und rettet ihre Seelen und Körper vom Untergang! Und ihr Deutſchen! Iſt es euch vollkommen gelungen, das Evangelium im eigenen Hauſe geltend zu machen und zum moraliſchen Geſetz zu erheben, und es bleibt euch zur Ehre Gottes noch immer Geld übrig, ſo habt ihr im Auslande viele Landsleute und Glaubensgenoſſen, die eurer Seelenſpeiſe und Körpernahrung bedürfen, und die euch bei Gott näher ſtehen und euer Andenken mehr ſegnen werden als die undankbaren Italiener. Und habt ihr auch deren Seelen und Körper gerettet und ihr glaubt des Guten noch immer mehr wirken zu müſſen: nun ſo entwickelt eure Thätigkeit in Gemeinſchaft mit den engliſchen Bibelchriſten in dem Lande, wo man den Kindern das K in den Abc Büchern mit: „Ein King (König) Iſt ein unnützes Ding“, begreiflich macht. Dort könnt ihr wirklich geknechtete, ſchwarze und gelbe Mitbrüder, wenn ſie ſchon recht ausgemergelt ſind, ſogar dem Pfund nach kaufen und ſie zu „freien evangeliſchen Chriſten“ machen — nur nicht hier!

# XXXV.

## Onno Klopp und ſeine Gegner über Friedrich II. von Preußen und die Nation Prussienne.

Jüngſt ſind die Gelehrten des Hauſes Gotha vor einem neuen Buche zurückgeſchreckt, als wären ſie auf eine giftige Natter unverſehens getreten. In der That kein Wunder; denn das Buch behandelt mit meiſterhafter Ruhe und unanfechtbarer Wahrheitsliebe ein Thema, welches die zweckmäßige Politik der Geſchichtslüge bisher als ihr Monopol bearbeitet hat. Das Buch gibt mehr zu denken als es mit ausdrücklichen Worten ſagt; aber ſoviel verſteht jeder unbefangene Leſer deſſelben, daß das ſiebenzehnte Jahrhundert ſeinen Guſtav Adolf, das achtzehnte ſeinen „großen Friedrich" von Preußen, und das neunzehnte ſeinen Louis Bonaparte hat. Die drei Edlen ſind ſich unter einander vollkommen würdig, nur mit dem Unterſchiede, daß es keine europäiſche Nation gibt, welche Guſtav Adolf und Napoleon III. hätten verrathen können, daß es aber eine deutſche Nation gibt, welche Friedrich II. von Preußen verrathen **hat** und in dem Samen ſeiner Geiſtesverkehrtheit, im Gothaismus, noch fortwährend verräth.

Ein ſolches Buch hätte man nach altbewährter Praxis wohl am liebſten ignorirt; aber der Streich war zu genial

geführt, als daß man es vermocht hätte den Schmerzensſchrei zu unterdrücken, und da der Lärm nun einmal los war, ſo ſuchte man wenigſtens den Verfaſſer zu verdächtigen und zu verleumden. Voran gingen die „Grenzboten" mit einer von Herrn Julian Schmidt ſelbſt geſchriebenen Ergießung bitterer Galle, welche mitunter an die Grenzen der Gemeinheit in bedenklicher Nähe anſtreift *). Darauf folgten die Zionswächter der evangeliſchen Emancipation zu Berlin, und ihre Meinungs-Aeußerung iſt vorzüglich geeignet über das Werk und deſſen Verfaſſer zu orientiren, weßhalb wir ſie wörtlich folgen laſſen:

„Der proteſtantiſche Hiſtoriker Onno Klopp, früher Gymnaſiallehrer in Osnabrück, jetzt Lehrer an der höheren Töchterſchule in Hannover, zog ſich das Mißfallen der Stände Oſtfrieslands und das Wohlwollen der hannoverſchen Regierung durch die Art und Weiſe zu, wie er in ſeiner übrigens vortrefflich geſchriebenen Geſchichte Oſtfrieslands ſich über Preußen ausſprach. In der neueſten Zeit erregen die katholiſchen oder katholiſirenden Geſchichtsanſchauungen Klopp's die Aufmerkſamkeit in immer weitern Kreiſen. Zuerſt iſt dieſer Proteſtant als warmer Vertheidiger Tilly's aufgetreten. Tilly iſt nach Klopp die Humanität ſelbſt; ob aber die Quellen gründlich ſtudirt und unverfälſcht wiedergegeben ſind, das wird, wie man ſich erzählt, Profeſſor Havemann in Göttingen, der gründlichſte Kenner unſerer Landesgeſchichte, in Sybel's Zeitſchrift in aller Ruhe beleuchten, und dann das Publikum über Hrn. Klopp urtheilen laſſen. Sodann hat Hr. Klopp ein Werk geſchrieben: „Der König Friedrich der Zweite von Preußen und die deutſche Nation." Der proteſtantiſche Hiſtoriker hat daſſelbe erſcheinen laſſen bei Hurter in Schaffhauſen, und der Umſchlag des Buches zeigt größtentheils Werke auf, die zur Verherrlichung des Katholicismus und Oeſterreichs meiſtens von Proſelyten verfaßt ſind, z. B. von Hurter und Gfrörer. Friedrich der Große wird in Klopp's Werk beſchuldigt, daß er den beklagenswerthen Dualismus zwiſchen Oe-

*) S. die Nummer vom 4. Januar 1861.

ſterreich und Preußen herbeigeführt habe. Beſonders auffallend endlich iſt ein Aufſatz in den, wie der Titel beſagt, für das katholiſche Deutſchland geſchriebenen Hiſtoriſch-politiſchen, den ſ. g. gelben Blättern: „Magdeburg, Tilly und Guſtav Adolf.“ Die Redaktion bemerkt, der Aufſatz ſei verfaßt von einem proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, und hier in Hannover will man Klopp's Feder in demſelben erkennen. Lebt der Proteſtant Klopp in katholiſchen Anſchauungen, ſo kann Niemand etwas dagegen erinnern; möchte er es nur nicht machen wie Hurter, der noch lange proteſtantiſcher Geiſtlicher blieb, nachdem er der römiſchen Kirche ſich zugewandt hatte, und im Intereſſe des Ultramontanismus ſchrieb. Jeder Unparteiiſche wird Hrn. Klopp zugeſtehen, daß er mit großer Gewandtheit ſeine Feder zu führen weiß; möchte er nur ehrlich und offen zum Katholicismus ſich bekennen, wenn ſeine Ueberzeugung ihn in die römiſche Kirche zieht, und eine Stellung an einer Schule aufgeben, die auf das entſchiedenſte erklärt, daß die in ihr gebildeten Mädchen im evangeliſchen Bekenntniß aufwachſen ſollen“ *).

Referent hat nicht die Ehre Herrn Klopp irgendwie näher zu kennen als aus ſeinen Schriften, welche aber nur ſoviel erſichtlich machen, daß der Verfaſſer ein ehrlicher deutſcher Lutheraner iſt und ſeyn will. Wenn nun dennoch auch die „Grenzboten“ auf den Umſchlag des vorliegenden Buches und auf die dort angezeigten Werke der beiden „Renegaten“ Hurter und Gfrörer mit der Andeutung hinweiſen, daß wie bei Gfrörer der Uebertritt zur katholiſchen Kirche mit einem gewiſſen Ghibellinismus angefangen habe, die naturgemäße Entwicklung auch bei Klopp auf das gleiche Reſultat hinauslaufen werde: ſo ergibt ſich daraus ein eigenthümlicher Schluß, den die Herren wohl ſchwerlich genauer erwogen haben. Der Proteſtantismus und die gothaiſche Partei mit ihrer Tendenz-Hiſtorik müßten demnach ſchon ſo ganz identiſch geworden ſeyn,

*) Berliner Proteſtant. K.-Z. vom 23. Febr. 1861.

daß es nicht mehr möglich wäre, der letztern zu widerſtreben und doch zugleich ein aufrichtiger Lutheraner zu bleiben. Iſt es wirklich dahin gekommen, daß den der Geſchichtsforſchung befliſſenen Proteſtanten nur die Wahl bleibt, entweder den Machtgeboten der Partei und ihrer hiſtoriſchen Schule die Manneſehre und wiſſenſchaftliche Würde zum Opfer zu bringen, oder aber der geſchichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit zulieb katholiſch zu werden — nun, dann dürfen wir deutſche Katholiken uns zu dieſer Wendung um ſo mehr gratuliren.

Oder hat Hr. Klopp über den ſogenannten großen Friedrich vielleicht etwas Anderes geſchrieben als die reine Wahrheit und ungefärbte Wirklichkeit? Wir dürfen um ſo unbedenklicher mit Nein antworten, als auch ſeine verbiſſenen Gegner nicht Ja zu ſagen wagen. Nicht eine Zeile im ganzen Buch vermögen ſie der hiſtoriſchen Unrichtigkeit zu überweiſen, ſie verdächtigen es nur der — Tendenz. Schon der letzte Band der Geſchichte Oſtfrieslands ſei „tendentiös" geweſen, weßhalb das Landrathscollegium von Oſtfriesland dem Verfaſſer die bisher bewilligte Unterſtützung entzogen, die hannover'ſche Regierung ihn jedoch dafür entſchädigt habe. Aber ſpricht dieß nicht gerade für Hrn. Klopp? Wo iſt es bis jetzt jemals erhört worden, daß ein gothaiſcher Tendenz-Schriftſteller ſich der Gefahr ausgeſetzt hätte eine Subvention einzubüßen, oder daß ein ſolcher Hiſtorienmacher von nur einigem Geſchick und Namen „Lehrer an einer höheren Töchterſchule" bliebe, wie Hr. Klopp, deſſen Werken ſelbſt ein Julian Schmidt die techniſche und wiſſenſchaftliche Anerkennung nicht verſagen kann? Wenn der Profeſſor in Hannover eine Tendenz hat, dann hat er jedenfalls keine lucrative, ſondern eine ſolche die ihm nicht einmal mehr die Möglichkeit eines Rufes nach München übrig läßt.

Eine Tendenz haben iſt nun zwar bei der gothaiſchen Hiſtorik an und für ſich kein Verbrechen; die neue Schule bekennt vielmehr ganz offen von ſich ſelbſt, daß ſie eine Tendenz

habe, und ſie behauptet überhaupt, daß jeder richtige Geſchichtsſchreiber eine Tendenz haben ſolle und haben müſſe. Aber eben ihre eigene und allein zuläſſige Tendenz: die für Preußen und die Ausdehnung der preußiſchen Herrſchaft über ganz Deutſchland. Dieſe Tendenz hat nun Hr. Klopp freilich nicht, alſo — ſchließt der Radamanthus in den „Grenzboten" — iſt ſein Buch „eine Parteiſchrift für Oeſterreich", es iſt mit anderen Worten ebenſo katholiſch als antinational. Denn nur das iſt wahrhaft proteſtantiſch, was preußiſch iſt, und nur was rein preußiſch iſt, iſt deutſch-national. Daß dieſe Logik der Gothaer allerdings auch die Logik Friedrichs des Großen und das politiſche Vermächtniß an den von ihm geſchaffenen Staat oder beſſer geſagt, an die von ihm begründete nation Prussienne geweſen: das weist Hr. Klopp zum Ueberfluſſe nach. und weil er ſelbſt nicht die revolutionäre Idee des Altfritzenthums, ſondern den faktiſchen und rechtlichen Beſtand Deutſchlands und der deutſchen Nation als Maßſtab anlegt — deßhalb muß jedes ſeiner Werke eine Parteiſchrift für Oeſterreich ſeyn.

Da Hr. Klopp von dem gewiß richtigen Gedanken ausgeht, daß dieſes Preußen vor Allem eine ganz perſönliche Schöpfung Friedrichs des Zweiten ſei, ſo mußte er natürlich um ſo tiefer auf die Perſönlichkeit des Königs ſelbſt ſich einlaſſen. Hier macht man ihm nun den Vorwurf: er gehe mit Friedrich noch ſchlimmer um, als ein berühmter engliſcher Hiſtoriker in ſeinem Charakterbilde des Preußenkönigs gethan. „Zwar hat Macaulay die ganze Kraft ſeiner Farben aufgeboten, um Friedrich in einem möglichſt abſchreckenden Lichte zu zeigen, aber als Künſtler fühlt er doch, daß man den erſten Mann des Jahrhunderts nicht als einen leeren Schemen darſtellen darf." In der That weiß man kaum, was mit dieſer Phraſe geſagt ſeyn ſoll. Denn von einer Entleerung der königlichen Perſon iſt ſo wenig die Rede, daß man vielmehr die koloſſale Leibhaftigkeit des Neides und Haſſes gegen Oeſterreich, an

dem die nation Prussienne geboren wurde, kaum irgendwo gründlicher verſtanden finden dürfte als hier.

Soll aber damit geſagt ſeyn, daß Hr. Klopp die ſchwarzen Schatten zu ſtark auftrage, ſo war kaum je ein Vorwurf unverdienter. Bekanntlich hat ſich der philoſophiſche König nirgends charakteriſtiſcher abgemalt als in ſeinem Verhältniß zu Voltaire; Macaulay hat auch die ſcandalöſe Geſchichte, wie die zwei ſtarken Geiſter ſich erſt als Halbgötter gegenſeitig anräucherten, nach der erſten perſönlichen Begegnung aber bald die Rauchfäſſer ſich an die Köpfe ſchlugen und einander bei den Haaren durch den gemeinſten Schmutz zogen — das Alles hat Macaulay mit breitem Behagen ausgeführt. Hr. Klopp dagegen verſchmäht ſelbſt dieſes erlaubte Mittel, ſeine Arbeit mit pikantem Scandal zu würzen; mit einer wahren Nobleſſe des ſittlichen Ernſtes geht er, kaum mehr als eine Andeutung gebend, darüber hin. Aber noch mehr! Eine Schweſter des Königs, die Markgräfin von Baireuth, hat wie bekannt ſehr intereſſante Memoiren hinterlaſſen; in früheren Jahren ſchien wenigſtens zwiſchen dieſen beiden Geſchwiſtern ausnahmsweiſe ein innig vertrautes Verhältniß obzuwalten, ſpäter aber wurden ſie uneins, und die Denkwürdigkeiten der Dame ergehen ſich auch über den Bruder, mit dem ſie einſt die Stunden bis zum Tode des Vaters gezählt hatte, in ihrer herzlos boshaften Art. Auch von ihren Urtheilen macht Hr. Klopp keinen Gebrauch; er will ſich nur an das halten, was thatſächlich gewiß und unzweifelhaft iſt, alſo an die eigenen Aeußerungen Friedrichs II. in ſeinen zahlreich hinterlaſſenen Schriften und Briefen. Wenn das Gemälde dennoch ſogar düſterer ausfällt als bei Macaulay, ſo liegt der Grund darin, daß der Engländer nicht nur um das frevelhafte Spiel des Königs mit dem chriſtlichen Glauben ſich nicht gekümmert, ſondern insbeſondere auch als Engländer kein deutſch-nationales Bewußtſeyn hatte und alſo die ſchwärzeſten Thaten Fried-

richs, wodurch er der wahre Verderber Deutſchlands und der deutſchen Nation geworden iſt, völlig ignorirte.

Nicht ohne kalten Schauder kann man ſich an der treuen Hand Klopp's dieſes Königsbild beſchauen; es liegt etwas Geſpenſtiſches und Dämoniſches, um nicht zu ſagen Teufliſches in der ganzen Erſcheinung, wie heutzutage in der Napoleons III. An innerer Verlogenheit ſind ſich die beiden ihre leibhaftigen Ebenbilder, an vollendeter Impietät geht das ältere Exemplar dem jüngern vielleicht noch voran. Man hat wenigſtens nicht gehört, daß der Bonaparte ſich gegen den eigenen Vater, die eigene Gemahlin, die eigenen Geſchwiſter einerſeits ſo niederträchtig feig und friecheriſch, andererſeits ſo falſch und verrätheriſch benommen hätte wie der junge und alte Fritz. Als der eigene Vater — aus Urſachen die heute noch nicht völlig enthüllt ſind*) — über den in jungen Jahren ſchon entmenſchten Prinzen das Todesurtheil ausſprechen zu müſſen glaubte, da war es der deutſche Kaiſer Karl VI. von Oeſterreich, der ihn durch ſeine Fürſprache rettete, und kaum hatte der Prinz den preußiſchen Thron beſtiegen, ſo war ein Complott zum Ruin der Tochter Kaiſer Karl's und des öſterreichiſchen Hauſes ſein erſter Gedanke, der ſofort ſeine ganze Regierungszeit ſechsundvierzig Jahre lang beherrſchte. Als der ſtrenge Vater ihm eine Braut aus dem Hauſe Braunſchweig-Bevern beſtimmte und der junge Heuchler zu charakterlos war, dieſelbe offen auszuſchlagen, da verſuchte wiederum der Kaiſer ihm die Heirath zu erſparen; ſpäter aber führte Friedrich unter den Anklagen gegen den öſterreichiſchen Hof und unter den Motiven ſeines Angriffs auf Schleſien die Thatſache auf, daß ihm die beſagte Prinzeſſin, eine Nichte der Kaiſerin, von Wien aus aufgedrungen worden ſei. Zahllos wie der Sand am

*) Auch die in Berlin ſoeben veröffentlichten Kriegsgerichts-Protokolle ſind nicht aus den officiellen Akten geſchöpft.

Meeresufer iſt das Leben dieſes Mannes, der dann doch im Theater wieder reiche Krokodils-Thränen vergießen konnte, an derlei bewußten Lügen und zweizüngigen Falſchheiten aller Art.

Neben einer ungemeinen und raſtloſen Thätigkeit hatte er mit dem Revolutions-Monarchen unſerer Tage insbeſondere die Praxis gemein, durch ein auf Lug und Trug gebautes Syſtem officiöſer Publikationen die öffentliche Meinung regelrecht zu corrumpiren. Nicht Napoleon der Erſte mit ſeinen ſackzwilchenen Noten im Moniteur, ſondern der alte Fritz von Preußen ſcheint das eigentliche Vorbild der heutigen Broſchüren-Literatur in Paris geweſen zu ſeyn. Und auch hierin hat der erſte Meiſter den Epigonen noch übertroffen; denn er ſchrieb ſeine Broſchüren gleich ſelbſt, wie er denn nicht nur ſeinen Antimachiavell ſondern auch eine Geſchichte ſeiner eigenen ſchleſiſchen Kriege verfaßte; ſodann hatte er es nicht bloß auf eine augenblickliche Berückung der Gegenwart, ſondern auch auf die Irreführung der Zukunft abgeſehen, womit es ihm leider nur allzu gut gelungen iſt. „Die Späteren nahmen die beredt geſchriebene Selbſtvertheidigung des Königs in der That für Geſchichte, und es iſt in unſern Tagen dahin gekommen, daß jede neue Erwägung dieſer Verhältniſſe von einem großen Theile der Nation mit Mißtrauen aufgenommen wird.“ (Klopp S. 285).

Vier ungerechte Angriffskriege hat Friedrich unternommen; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß er unter den gedachten Umſtänden ebenſo wenig wie heutzutage Napoleon III. jemals der Angreifende war; ſondern die Schuld fiel jedesmal auf die Anderen, welche ihn zum Krieg gezwungen haben ſollten. Als der franzöſiſche Imperator vor zwei Jahren über die Alpen zog. ſchrieb er nicht etwa die Annexion von Savoyen und Nizza, ſondern eine „uneigennützige Idee“ auf die Fahnen. Ebenſo machte es der Preußenkönig in den ſchleſiſchen Kriegen. Er, der atheiſtiſche Spötter, der in den von ihm beſetzten Ländern ohne Unterſchied der Religion ärger als Franzoſen und Tür-

ken zu hauſen und zu plündern pflegte, er trat als Verthei- diger des Proteſtantismus gegen den „öſterreichiſchen Fana- tismus" auf. Und er, der bornirteſte Verächter alles deut- ſchen Weſens, der ſeine Mutterſprache nicht einmal zu leſen vermochte, der ſich die Schriften des Philoſophen Wolf ins Franzöſiſche überſetzen ließ um ſie zu verſtehen, der ſeine Ber- liner Akademie nur franzöſiſche oder in die Sprache der Gal- lier übertragene Reden vorbringen ließ — er ſpielte im Bunde mit Franzoſen und Ruſſen gegen das Oberhaupt des deutſchen Reichs den patriotiſchen Ritter der „deutſchen Freiheit" gegen die „hochmüthige Tyrannei Oeſterreichs"! Selbſt dem Gothaer in den Grenzboten wird bei dieſen Contraſten etwas übel zu Muthe; allerdings, äußert er unter einem Haufen lahmer Aus- reden, ſei Friedrich franzöſiſch gebildet geweſen, aber er habe deutſch gefühlt, und das war „ſein Dualismus, der zu den größten Räthſeln unſerer Culturgeſchichte gehört!"

Hr. Klopp ſieht darin weder Räthſel noch Dualismus, ſondern die geſchloſſene Einheit vollendeter Immoralität. Faſt wird man geneigt die Taktik, womit der ſchwediſche König hundert Jahre vorher ſeinen Eroberungszug in Deutſchland zum Religionskrieg ſtempelte, milder zu beurtheilen, wenn man die beiſpielloſe Frechheit entgegenhält, womit Friedrich ſich als den vom Himmel geſandten Heiland der ſchleſiſchen Proteſtan- ten hinſtellte. Breslau hatte unerachtet der katholiſchen Re- gierung in Wien einen proteſtantiſchen Rath, der keinen Ka- tholiken als Mitglied duldete, und dieſer proteſtantiſche Rath von Breslau erwies ſich nachher als treu öſterreichiſch geſinnt. Friedrich aber ließ ſich im December 1740 von Jordan ſchrei- ben: „In allen Kirchen fleht man zum Himmel, die Waffen Eurer Majeſtät zu ſegnen, und gibt das Wohl der proteſtan- tiſchen Religion als die einzige Urſache dieſes Krieges an; bei dieſen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes, auch verſichert man ohne es unterſucht zu haben, daß die Rechte Eurer Majeſtät unwiderſprechlich ſind." Vergnügt über den

trefflichen Erfolg des Manövers jubelt der philoſophiſche König: „in der That ein herrlicher Staatsſtreich!" und er ſchickt Schaaren von proteſtantiſchen Predigern nach Schleſien, um ſeinen evangeliſchen Eifer zu bezeugen.

Durch die Annexion Schleſiens trat zum erſtenmale in Deutſchland in größerm Umfange der Fall ein, daß ein proteſtantiſcher Fürſt Herr über ſehr viele katholiſchen Unterthanen wurde. Friedrich hatte die vertragsmäßige Pflicht übernommen, die kirchlichen Zuſtände des Landes nicht zu ändern; dennoch waren die Katholiken fortan, weit entfernt gleichberechtigt zu ſeyn, vielmehr bloß geduldet; ſie waren ausgeſchloſſen von allen höheren Landescollegien, insbeſondere von den akademiſchen Lehrämtern, nicht einmal zum Amt eines Stadtrichters ließ der König einen Katholiken zu, und im J. 1773 hob er den Vertrag von 1657, welcher ihnen in Oſtpreußen den Zutritt zu allen Aemtern und Ehrenſtellen ſicherte, deßhalb auf, weil ſolche Rechte jetzt nicht mehr zeitgemäß ſeien. Die Jeſuiten hegte er eine Zeitlang aus eigennützigen Rückſichten, den Katholicismus aber haßte er noch mehr als die ſymboliſchen Bücher der eigenen Kirche, weil es ihm ſchien, daß „ein proteſtantiſcher Fürſt weit eher Herr in ſeinem Hauſe ſei als ein katholiſcher." Obwohl aber die Katholiken ſelbſt in den katholiſchen Gegenden des Landes der Regel nach zu keinem Staatsdienſt zugelaſſen wurden, war ihre Lage doch noch glänzend gegenüber den Juden, welche von dem königlichen Freigeiſt als völlig rechtloſe Werkzeuge ſeiner Plusmacherei und insbeſondere zur Hebung ſeiner Porzellanfabriken behandelt wurden.

Die journaliſtiſchen Juden unſerer Zeit thäten wohl daran, ihren angebeteten Helden der Toleranz und Gleichberechtigung der Confeſſionen bei Hrn. Klopp ſich etwas näher zu beſchauen; wie oft haben gerade ſie dem jetzigen Oeſterreich den großherzigen Friedrich als Muſter zur Nachahmung empfohlen, weil er das erhabene Wort geſprochen habe: im preußiſchen

Lande „müſſe ein Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ Das hat er allerdings geſagt, aber er meinte eigentlich nur die Freiheit, einerſeits die ſymboliſchen Bücher zu unterſchreiben und zu beſchwören, andrerſeits aber ihren Inhalt und alles poſitive Chriſtenthum mit Füßen zu treten. „Wer im preußiſchen Staate das Glück hatte als Proteſtant geboren zu ſeyn; war fähig zu Aemtern, mochte er von der Religion und Kirche denken was er wollte; wer nicht des Glückes ſich erfreute als Proteſtant geboren zu ſeyn, war und blieb dadurch unfähig zu den höhern Staatsämtern, mochte er über Religion denken, was er wollte“. Darin beſtand das gleiche Maß der fridericianiſchen Toleranz!

Aber die Nachwelt iſt durch eine parteiiſche Geſchichtſchreibung ſo verblendet, daß ſie den glatten Phraſen des Königs Alles glaubt und ſeine widerſprechenden Thaten gänzlich ignorirt *). Er ſoll auch das heldenhafte Wort geſprochen haben: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrſchen“. Und doch hat keiner ſeiner Vorfahren je ſklaventreiberiſcher in Preußen geherrſcht als er in ſeinem ganz perſönlichen Staate, wo alle Beziehungen der Menſchen durch abſolute Kabinetsordres bedingt wurden, und deren leitender Geſichtspunkt niemals das Wohl der Unterthanen, ſondern ſtets nur die Füllung der Kriegs-Kaſſe und die Complettirung der blauen Regimenter war. Hr. Klopp entwirft aktenmäßig ein haarſträubendes Bild der unſäglichen Bevormundung und Ausſaugung, womit die Ruhmgier des Königs auf dem armen Lande laſtete. Die Militärlaſt des heutigen Preußens iſt immer noch mit der damaligen entfernt nicht zu vergleichen; nach der geringſten Angabe verſchlang ſein Heer jährlich zwei Drittel der Staatseinkünfte, die höchſte gibt eilf Zwölftel an. Wer ihm etwa ein Licht über das „blühende

*) Man beachte z. B. den neueſten Vortrag Bluntſchli's über die ſtaatswiſſenſchaftliche Bedeutung Friedrichs.

Glück“ des Landes, von dem die Schmeichelei der Beamten ſprach, anzünden wollte, wie der Finanzrath Urſinus, dem war ein Platz auf der Feſtung Spandau zum Karrenſchieben unzweifelhaft ſicher. So hatte denn Friedrich wirklich „die Canaille zur Subordination gebracht“. Im Lande herrſchte die tiefſte Stille, und um ihn her, der für Alle allein dachte, redete und log, die troſtloſeſte Oede. Niemand konnte den umgekehrten Socialiſten lieben, und als er ſtarb, war Niemand betrübt, denn Alle waren, wie ſelbſt ſeine begeiſtertſten Verehrer aus Frankreich geſtehen mußten, „ſeiner Regierung bis zum Abſcheu überdrüſſig“. Sogar der Gothaer in den „Grenzboten“ will ſeinen Friedrich weder moraliſch noch juriſtiſch rechtfertigen, er meint nur: was der König gethan, habe er thun müſſen, um den preußiſchen Staat zu begründen, welcher heute die Miſſion habe, ganz Deutſchland unter ſeiner Aegide zu vereinigen.

Wer aber Hrn. Klopp's Buch aufmerkſam lieſt, dem ſteigen ſonderbare Gedanken darüber auf, welches denn wohl die eigentliche Lage Preußens in der Jetztzeit ſeyn möge, und ob es ſich nicht etwa mehr um die Schöpfung Friedrichs d. Gr. in ihrer eigenen Exiſtenz, als um die Einverleibung Deutſchlands in dieſelbe handle. Ohne Zweifel hat jener mit ſeinem Staat eben das beabſichtigt, was die Gothaer heute von Preußen verlangen; aber hat denn dieſer Staat wirklich in der von ſeinem Gründer ihm angeſchaffenen Weſenheit ſich erhalten? Das Gelüſten iſt ihm ohne Frage geblieben, ob aber auch die Kraft? Man muß ſich aus dem vorliegenden Buche recht vergegenwärtigen, was der Militärſtaat, der kriegeriſche Adel oder das künſtlich geſchaffene Junkerthum, und die Eroberungs-Politik des philoſophiſchen Königs waren, um die ganze Unverträglichkeit derſelben mit den heutigen Weltverhältniſſen und den preußiſchen Culturzuſtänden ſelbſt zu begreifen. Nicht umſonſt hat ſich ſeit Jahren mancher Einſichtige mit Beſorgniß gefragt, wie wohl das gewagte Experiment

ausfallen werde, den preußiſchen Militärſtaat parlamentariſch zu verfaſſen; und nicht umſonſt erhebt die Kreuzzeitung von Zeit zu Zeit ihr lautes Angſtgeſchrei: daß der liberale Doktrinarismus die Monarchie Friedrichs des Großen unfehlbar zu Grunde richten werde. In der That, wie käme ein ſolcher Staat und eine herrſchende Bourgeoiſie jemals zuſammen? Daß man in Preußen einerſeits den Staat Friedrichs mit ſeinem Geiſt und ſeinen Zwecken will und wollen muß, während man ihn andererſeits weder hat noch haben kann — dieß iſt der gottverhängte Dualismus, welcher ſich auf die Erbſchaft Friedrichs ſelbſt zurückgeſchlagen hat und, durch alle Akte der preußiſchen Politik im Innern und Aeußern ſichtbar hindurchlaufend, die norddeutſche Macht zu ihrer weltbekannten Schwäche und Haltungsloſigkeit verdammt.

Kann ſich wirklich ein Staat nur durch die Mittel erhalten, durch die er gegründet worden iſt, ſo iſt keine Macht in Europa übler daran als Preußen. Denn nicht nur kommen Perſönlichkeiten wie Friedrich, zum Glück für die Menſchheit, ſelten in die Welt und noch ſeltener nach Berlin; ſondern das Hauptmittel, wodurch der König ſeine Erfolge errungen hat, iſt jetzt bei dem wieder erwachten deutſchen Nationalgefühl unthunlich geworden. Bei Strafe der Selbſtvernichtung dürfte ſich Preußen das deutſche Kaiſerthum nicht durch Darangabe der Rheingrenze erkaufen; Friedrich hingegen iſt ſeine ganze Regierungszeit hindurch in ſchmutzigen Schacherhändeln mit den Franzoſen auf Koſten von Kaiſer und Reich geſtanden. Im Vertrauen auf ihre Hülfe hat er alle ſeine Züge unternommen, und daß Frankreich die ſicherſte Stütze der Größe des Hohenzoller'ſchen Hauſes ſei, war ſein erſtes politiſches Princip. Frankreich bedürfe wieder eines ſtändigen Alliirten gegen Oeſterreich an der Stelle des herabgekommenen Schweden, und dazu ſei Preußen ebenſo geeignet als bereit: ſo argumentirte er in Paris. An dem Tage ſeines Auszugs zum erſten ſchleſiſchen Ueberfall ſagte er zum franzöſiſchen Geſand-

ten: „Ich ſpiele im Grunde euer Spiel, und bekomme ich die Stiche, ſo werde ich mit euch theilen“ (si les cas me viennent nous partagerons). Als er den böhmiſchen Krieg unternahm, betheuerte er in Paris: das ſei nur geſchehen, um den Franzoſen das Elſaß zu retten (pour sauver l'Alsace). „Ich habe Alles gethan, um die Franzoſen aufzuſtacheln“: ſchreibt er an ſeinen Bruder vor dem bayeriſchen Erbfolgekrieg, während er zugleich Rußland und Sardinien zu einem ächt napoleoniſchen Revolutionskrieg zu bewegen ſuchte. In Frankreich wußte man die guten Dienſte „Preußens und der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland“ zu ſchätzen, indem man übrigens ihren Führer nach Verdienſt verachtete. „So wenig auch“, bemerkt der Miniſter Vergennes ſeinem Souverain, „der jetzige König von Preußen wegen ſeiner Moral Achtung verdient und Vertrauen einflößen kann, ſo iſt es doch ſehr wichtig, daß er in den Verhältniſſen, in welchen er jetzt ſteht, erhalten werde“.

Julian Schmidt in den „Grenzboten“ äußert gegen Hrn. Klopp: der Vorwurf, als habe Friedrich II. den Franzoſen und den Fremden überhaupt Deutſchland geöffnet, ſei völlig aus der Luft gegriffen, da ja „Frankreich vor Friedrich von 1535 bis 1735 dem ſogenannten deutſchen Reich eine Provinz nach der andern genommen habe“. Ganz richtig; ſchon aus der erſten Zeit der unſeligen Glaubensſpaltung ſind Rebellionen deutſcher Fürſten gegen Kaiſer und Reich erwachſen, welche ſich mit dem Fremden verbinden und ihm deutſches Land zur Beute hinwerfen mußten. Das ſoll aber auch gar nicht geläugnet, ſondern es ſoll nur conſtatirt werden, daß Friedrich zuerſt die Halbgroßmacht mit dem böſen Gewiſſen auf Unrecht und Raub gegründet habe, welche ſich nie mehr im Schooße des deutſchen Reichs beruhigen konnte, ſondern ſtets der Gunſt und Gnade fremder Großmächte gegen die deutſchen Intereſſen zu bedürfen glaubte. Als der König gegen das Ende ſeiner Tage von Frankreich wie von Rußland verlaſſen war,

klagte er tief bekümmert: „Wir ſchweben ohne Bündniß in der Luft“.

Uebrigens iſt es ſchon eine glückliche Wirkung, daß der gothaiſche Kritiker ſich nicht auf — Roßbach beruft. Weil nämlich Friedrich bei ſeinem dritten Eroberungszug in der Berechnung, daß die Franzoſen ihm als unentbehrlichen Alliirten Alles und Jedes erlauben würden, unliebſam getäuſcht ward und mit ſeinem ſonſtigen Bundesgenoſſen auch einmal feindlich aber ſiegreich zuſammentraf: deßhalb hat ihm die ſchlau genährte Tradition ſogar den Ruhmesglanz eines Beſchützers des deutſchen Vaterlandes gegen die Franzoſen verliehen. Man hat über der äußern Thatſache alles Andere vergeſſen, und aus dem Roßbacher Sieg noch dazu in ſoferne einen ſtarken Keil in das verwandtſchaftliche Gefühl der deutſchen Stämme gemacht, als ſich der preußiſche Hochmuth durch ihn über die Maßen aufblähen ließ. Hr. Klopp ſpricht ſich ſehr ſchön über den wahren Gehalt des Kampfes bei Roßbach aus:

„Deutſche mit Franzoſen ſtritten gegen andere Deutſche. Es war das erſtemal, daß Friedrich gegen andere als deutſche Truppen ſchlug. Er that es nicht gerne. Er hätte wohl lieber ein Treffen mit den Franzoſen vermieden; denn er lebte noch immer der Hoffnung, daß der franzöſiſche Hof umlenken würde von der thörichten Politik gegen den preußiſchen König. Er wollte die Reichstruppen ſchlagen und konnte nicht umhin, zugleich die Franzoſen mit zu ſchlagen. . . Er ſträubt ſich den Sieg allzu ſehr zu erhöhen; nicht einmal beutet er ihn aus. „„Hätte der Feind,““ ſagten die Franzoſen, „„nachdem er uns geworfen, uns lebhaft verfolgt, ſo würde er unſere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es iſt gewiß, daß der König von Preußen Befehle gegeben, unſere Leute zu ſchonen, dagegen die Deutſchen zu zermalmen. Seine Huſaren haben mehrere von unſern Leuten zurückgeſchickt.““ Und dennoch iſt dem Preußenkönig von keinem Treffen her bei den Nachkommen ein größerer Ruhm erwachſen als aus der Schlacht bei Roßbach.

Die Deutſchen vergaßen, daß Friedrich dort zunächſt und hauptſächlich ſeine eigenen Landsleute hatte ſchlagen wollen; ſie ſahen ihn, weil er die Franzoſen geſchlagen, die er lieber ungeſchlagen gelaſſen hätte, an als einen Vorkämpfer der deutſchen Nation gegen die Franzoſen. Und bis auf den heutigen Tag feiern ihn manche Deutſche in dieſem Sinne, den Friedrich für ſich niemals beanſprucht noch gewollt hat.“ (S. 250).

Dem hiſtoriſchen Glücksſpilz, welchem nie eine Idee ferner gelegen hatte als die deutſch-nationale, fiel aber, ohne daß er nur geſchüttelt hätte, noch eine andere Frucht von dem Baume der Geſchichtslüge und der corrumpirten Volksmeinung zu. Ehe es ihm gelungen war, auch Rußland gegen die deutſche Hauptmacht zu verhetzen, hatte er eine Zeit lang die Moskowiter zu Gegnern und im ſiebenjährigen Kriege ſie geſchlagen; darum erſchien er auch als der Held und Retter gegen die barbariſche Macht des Nordens. Man ignorirte vollſtändig ſeine wahrhaft abſtoßende Kriecherei um die Gunſt der philoſophiſchen Czarin von Rußland; die hochmüthige Katharina behandelte den königlichen Schmarotzer überhaupt ziemlich bagatellmäßig, und als er 1779 ungeſchickt genug war, ihr ſogar ein Bündniß mit dem Türken gegen Oeſterreich anzutragen, kehrte ſie ihm gar den Rücken. Aber er verdoppelte nur ſein unterthäniges Flehen. Heute noch iſt es der anſpruchsvolle Ruhm des Stockpreußenthums, daß er im Teſchener Frieden die Selbſtſtändigkeit Bayerns gerettet habe; in Wahrheit hat die ruſſiſche Czarin dieſen Frieden diktirt und garantirt, wodurch Rußland zum erſtenmale mit ſeinem Einfluß in Deutſchland ſich geltend machte, um die ſchwere Hand nicht wieder zurückzuziehen. Dafür ward Katharina als die „Schiedsrichterin der deutſchen Angelegenheiten“ von demſelben „deutſchen“ Herrſcher hoch geprieſen, der die furchtbare Gefahr ſehr wohl vorausſah, die uns das Anwachſen des moskowitiſchen Coloſſes bereiten würde. Bei ſeiner Neuſtadter Conferenz mit Kaiſer

Joſeph II. von 1770 hatte Fürſt Kaunitz lebhaft die Bedrohung geſchildert, welche aus dem Uebergewicht Rußlands für Europa zu erwarten ſei, und auf die Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Preußen gedrungen. Friedrich geſtand Alles zu, erklärte jedoch offen, daß er in nichts eingehen könne, was ſeiner Allianz mit der Czarin entgegen ſei. Natürlich; was hätte ſich auch an der Seite Oeſterreichs annexiren laſſen, während zwei Jahre ſpäter die von der Kaiſerin Maria Thereſia ſo tief beklagte Theilung Polens ſtattfand, und der Preußenkönig das fortan ſogenannte „Weſtpreußen“ gewann, deſſen Erwerbung ſeine Monarchie vielleicht heuer noch wird büßen müſſen!

Man ſieht wohl aus dieſen Thatſachen, daß die Haupthebel der Großmachts-Politik Friedrich's II. für immer zerbrochen ſind. Es gibt heutzutage keine europäiſche Macht mehr, welche ſich für die gothaiſche oder altfritziſche Idee eines preußiſch-deutſchen Kaiſerthums gewinnen ließe, außer um einen Preis, den man in Berlin weder zahlen kann noch darf. Zu der innern Impotenz tritt ſomit die äußere Unmöglichkeit hinzu, und beides hat in der miniſteriellen Phraſe ſeinen Ausdruck gefunden: daß Preußen jetzt auf „moraliſche Eroberungen“ in Deutſchland angewieſen ſei. Das bedeutet unzweifelhaft eine halbe Abdankung der Monarchie Friedrichs des Großen, aber eben nur eine halbe: man geſteht ein, daß ihr die nöthige Kraft mangelt, aber zugleich conſtatirt man das fortdauernde Gelüſten. Und gerade darin liegt die fortdauernde Urſache der Leiden Deutſchlands. Mit der bloßen Impotenz Preußens iſt uns weniger als nichts geholfen, ſondern es bedarf der aufrichtigen Bekehrung Preußens, damit die durch Friedrich II. in die deutſchen Völker geworfene Erbkrankheit endlich geheilt werde und die Nation zu einer vernünftigen Einigung gelange.

Unfraglich war der Keim des Unheils ſchon ſeit der Re-

formation und zwar nicht einmal mehr latent in Deutſchland vorhanden; aber Hr. Klopp hat doch ganz recht, wenn er behauptet: erſt durch den Preußenkönig habe das Uebel die volle Entwicklung gefunden, ſei ſozuſagen firirt und perſonificirt worden. Die Glaubensſpaltung begründete in Deutſchland einen kirchlichen, nicht aber einen politiſchen Dualismus. Auch zur Zeit des „calviniſchen Bettelkönigs" von der Pfalz ließ der deutſche Bürger ſich durch den religiöſen Vorwand noch nicht blenden; „ſein lutheriſches Bekenntniß iſt mit der Treue gegen den Kaiſer, für den er ſonntäglich in der Kirche betet, wohl vereinbar". Selbſt der Schwede vermag durch den Betrug des Religionskriegs und mit franzöſiſcher Hülfe noch nicht die religiöſe Verſchiedenheit zu einem bleibenden Dualismus im Reiche auszuweiten. Noch ſtehen proteſtantiſche Fürſten auf der Seite des Kaiſers und ſpäter katholiſche auf der Seite der Schweden. Genug der Formen einer einheitlichen Aktion waren noch erhalten, welche die ſpätere Zeit ſchmerzlich vermißt, und bei allen Unterſchieden der einzelnen Stämme gab es doch keinen Haß zwiſchen ihnen, und keine bleibend feindſelige Stellung des Nordens gegen den Süden. Erſt dann wurde Alles anders, als Friedrich II. ſeinen abſoluten Staat und das ſpecifiſche Preußenthum ſchuf, nicht ohne anfänglich gegen das natürliche Gefühl ſeiner eigenen Unterthanen gröblich zu verſtoßen.

„In dem Volke, in allen dieſen verſchiedenen Ländern von Pommern, Brandenburg und was ſonſt dem König unterthan war, lebte auch nicht der leiſeſte Gegenſatz gegen diejenigen Deutſchen und die andern Volksſtämme, welche dem Erzhauſe von Oeſterreich unmittelbar gehorchten. Die in unſerer Zeit beſtehende Abneigung der Pommern, der Brandenburger gegen den Steyermärker, den Tyroler iſt nicht eine natürliche, ſondern eine gemachte, freilich durch Blut gedüngte, durch das Blut welches Friedrich II. hat vergießen laſſen. Denn daß wir es kurz und mit Einem Worte ſagen: der König Friedrich II. hat die Einheit eines deut-

ſchen Reichs und einer deutſchen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenſpaltung des 16. Jahrhunderts hat das vermocht, nicht der 30jährige Krieg und der weſtphäliſche Friede. Sie konnten das Reich lockern. Der entſetzliche Krieg und der traurige Friede konnten Wohlſtand und bürgerliche Freiheit zertrümmern, die Stände und Corporationen dem Willen der Territorial-Fürſten opfern, das Recht und die Macht des oberſten Richters im Reiche verkümmern bis auf ein Geringes; aber noch blieben die Formen, die unter günſtigeren Umſtänden ein neu erwachender Nationalgeiſt wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrichs II. war das vorbei. Was von einem deutſchen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieſer Mann, deſſen Seele früh ſich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome ſeines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerſpaltete das Reich. Er ſchuf den Dualismus. Denn das mußte auch ihm klar ſeyn, daß ſelbſt im günſtigſten Falle, wenn es ihm gelang, Schleſien nicht bloß zu gewinnen, ſondern auch zu behalten, ein herzlicher Friede mit dem Kaiſerhauſe niemals wieder möglich ſeyn würde. . . Verblieben auch dem Kaiſer rechtlich die Befugniſſe des Kaiſers, ſo mußten dieſelben thatſächlich ſcheitern an dem Widerſtreben Friedrichs, der nicht mehr ſich unterordnen wollte. Ein Angriff auf das Kaiſerhaus, zumal wenn er glücklich war, zerriß die deutſche Nation. Auch in der alten lockern Form war ſie fähig geweſen den Stürmen von Oſt und Weſt zu widerſtehen, weil zur Zeit der Noth noch die ganze Kraft dem Rufe des Einen folgte. Zerſpalten und zerriſſen war ſie gelähmt nach Oſt und Weſt. Zur Zeit eines Krieges in Deutſchland konnte es fortan nicht eine Reihe von Parteien geben, ſondern nur zwei. Wie nahe lag es, daß der Führer der einen Hälfte eine Erhebung von Oſt oder Weſt gegen die andere Hälfte mit Freuden begrüßen und befördern würde!“ (S. 108 ff.)

Schon Friedrich’s Vater war den Lockungen Frankreichs in bedenklicher Weiſe zugänglich geweſen, ſchon damals hängte man ſich in Berlin, wie der kaiſerliche Geſandte ſchrieb, bald an Moskau, bald an England, bald an andere Mächte, „aber

niemals kommt es zu einem feſten Entſchluſſe". Schon Friedrich Wilhelm empörte ſich gegen die Reichsgerichte, er verlangte eine privilegirte Stellung unter den deutſchen Fürſten und eine ausnahmsweiſe Behandlung durch den Kaiſer, der Preußen gegenüber nicht mehr der unparteiiſche oberſte Schiedsrichter im Reiche ſeyn, ſondern die ſpecielle Allianz deſſelben durch beſondere Gefälligkeiten erkaufen ſollte. Aber bei aller leidenſchaftlichen Herrſchgier des Mannes dachte er doch nicht an einen eigentlichen Dualismus in der deutſchen Nation. „Ein deutſcher Kaiſer", ſagte er, „ſoll und muß bleiben; die deutſchen Fürſten ſind mit dem Hauſe Oeſterreich wohl gefahren; ich will keinen Franzoſen noch Engländer in's Reich laſſen". Er lebte noch in der traditionellen Ueberzeugung, daß dem Kaiſer als Reichsoberhaupt die ſchuldige Rückſicht gebühre. „Das muß ein Cujon von einem deutſchen Fürſten ſeyn, der es mit Frankreich gegen das Kaiſerhaus hält". So der Vater.

Der Sohn hingegen, als er 1762 den Frieden von Hubertsburg ſchloß, ſprach die denkwürdigen Worte: Une paix comme celle-ci constate l'état de deux peuples. — „der Friede documentire die Exiſtenz zweier Völker", und dieſe Völker waren die Deutſchen und die Preußen. Der letztere Name gewann nun die Oberhand für alle Unterthanen des Königs in Preußen und Kurfürſten von Brandenburg, und auf der einmal gelegten Grundlage entwickelten ſich die unvermeidlichen Folgen des Dualismus. Die Trennung ging über in Blut und Leben des Volkes; für den Adel des Preußenkönigs war es das hohle Phantom des Ruhmes, für die Geringeren das vergoſſene Blut, bei Einigen möglicherweiſe auch der Religionseifer, was ſie zuſammenkittete gegen das katholiſche Oeſterreich, und das Gefühl des Haſſes wurde mit eifriger Geſchäftigkeit genährt und geſchürt vor Allem durch den König ſelbſt. So trat der moderne preußiſche Staat in's

Leben, der kein anderes Geſetz und Recht anerkannte als ſich ſelber, und der geſpenſtiſche Vampyr einer „preußiſchen Nation“, die darauf angewieſen war, dem übrigen Deutſchland das Blut auszuſaugen — die beiden Ideen, welche Friedrich ſchon in ſeinen erſten Regierungsjahren verrathen hat:

„Vor allen Dingen iſt es wichtig, daß er nicht mehr von den einzelnen Ländern ſpricht, die er dem Rechte nach unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen regiert, ſondern alle dieſe einzelnen Theile zuſammenfaßt als einen preußiſchen Staat. Dieſe Bezeichnung ward durch ihn allgemein; damals zuerſt war ſie ungerechtfertigt. Denn die Souverainetät, die der König in Preußen beſaß, erſtreckte ſich nicht auf die Reichslande. Vielmehr waren dieſe ausdrücklich davon ausgenommen. Aber der neue König ging darin noch erheblich weiter. Er redet nicht bloß von einem preußiſchen Staate, ſondern auch von einer nation Prussienne. Das Wort iſt ein Unding heute wie damals, und war der Natur der Sache nach nur berechnet auf halbwiſſende, aber tonangebende Franzoſen.“ (S. 99).

„Aber freilich, was wußte Friedrich II. von einer deutſchen Nation? Sein Vater hatte in der derben Sprache des Tabakscollegiums mit heftigem Ingrimm ſich geäußert: „„Das muß ein Cujon von einem deutſchen Fürſten ſeyn, der es mit Frankreich gegen das Kaiſerhaus hält, und ich ſelbſt müßte auch Einer ſeyn, wenn ich es thäte.““ Anders dachte der Sohn. Was jeder deutſche Patriot zu allen Zeiten gefürchtet und je nach Kräften abgewehrt hat, die Einmiſchung Frankreichs in die deutſchen Angelegenheiten, das eben hoffte, wünſchte, erſehnte dieſer neue König. Dieſe Hoffnung, dieſer Wunſch war eine Grundlage ſeiner Plane. Der König Ludwig XV. ſollte der Schiedsrichter des öſterreichiſchen Erbes ſeyn.“ (S. 116).

„Allſonntäglich erneuerte ſich (ſonſt) die Erinnerung an das Band des Reiches und das Oberhaupt deſſelben in dem deutſchen Volke durch das Gebet, welches der Geiſtliche nach dem Worte der Bibel für die höchſte Obrigkeit ſprach. Dieß ſollte geändert werden, der Name des Kaiſers aus der Erinnerung der Men-

ſchen verſchwinden, aber vorſichtig, damit man nicht dagegen ſich ſträube. Am 24. Mai 1750 erließ der König die betreffende Kabinetsordre an den Miniſter von Dankelmann. In der That geſchah es behutſam. Zuerſt unterließen die Geiſtlichen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten oſtwärts von der Weſer das ſonntägliche Kirchengebet für den Kaiſer. Erſt als dieſe Bauern und Bürger ſich daran gewöhnt hatten, ging man leiſe weiter zu den größeren Städten, zu den Ländern weſtwärts von der Weſer. Ein eigentlicher Befehl von oben erfolgte nicht. . . Alſo gewöhnte man dieſen Theil der Nation an die Idee, daß er keinen Kaiſer mehr habe, und das nachwachſende Geſchlecht ſah nur noch in dem Könige ſeinen höchſten Herren auf Erden. Es war ein politiſcher Meiſterſtreich in ſeiner Art, der keinen Mann und keinen Thaler koſtete, und doch von unberechenbarer Wirkung war. Die Unterthanen des Königs von Preußen hatten fortan mit Kaiſer und Reich nichts mehr zu ſchaffen. Friedrich wollte etwas Anderes aus ihnen machen: eine nation Prussienne ſollten ſie werden." (S. 190.)

Hr. Klopp eröffnet tiefere Blicke als tauſend Leitartikel in die politiſche Krankheit Preußens und ſeines Verhältniſſes zu Deutſchland. Es iſt die Monarchie Friedrich's des Zweiten, aber es fehlt ihr die Kraft ſozuſagen ſich ſelbſt durchzuſetzen, und die verzweifelte Projektmacherei der Gothaer iſt vergebens bemüht, das Deficit zu decken. Eine wirkliche Geſundung für beide Theile iſt ſomit nur unter der Bedingung möglich, daß der friedericianiſche Charakter des Staats rein abgethan werde; ob aber die Natur noch ſtark genug iſt, ohne draſtiſche Mittel von Außen das ſchwindſüchtige Gelüſten zu unterdrücken: das iſt eben die Frage, vor der das „Preußenthum" jetzt ſteht.

## XXXVI.

### Dr. Zell's Lioba *).

Das ſiebente und achte Jahrhundert ſind die Glanzperiode der angelſächſiſchen Kirche. Ein merkwürdiges Schauſpiel bietet ſich dem Forſcher, wenn er das Leben jener Zeiten in ihrer fremden Größe überblickt. Es ſchien als ob eine allgemeine fromme Wanderluſt die Völker der angelſächſiſchen Heptarchie ergriffen habe, ein friedlicher Kreuzzug nach dem Hauptſitz der abendländiſchen Bildung, nach Rom. Nicht bloß Biſchöfe und Miſſionäre, auch Fürſten, Edle und Gemeine, Männer und Frauen greifen nach dem Pilgerſtab und wallfahrten nach den Gräbern der Apoſtelfürſten. Dem gleich kam der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums. Männer von edler Abkunft entäußern ſich ihres reichen Beſitzthums und wandern nach fernen Ländern, die frohe Botſchaft zu verkünden und chriſtliche Geſittung zu verbreiten; kriegeriſche glückliche Könige ſteigen von ihren Thronſtühlen und ziehen ſich in Kloſterzellen zurück; Fürſtentöchter verlaſſen die Welt

*) Lioba und die frommen angelſächſiſchen Frauen. Von Karl Zell. Freiburg, Herder 1860.

und treten in religiöſe Vereine. Lingard berichtet von acht angelſächſiſchen Königen, welche dem Nachfolger des heiligen Petrus ihre Huldigung in Perſon darbrachten; Newman zählt dreißig ſächſiſche Männer und Frauen, welche im Laufe von zwei Jahrhunderten ihre Kronen niederlegten, und ſpricht von dreiundzwanzig Königen und sechszig Fürſtinen und Königs-Kindern, welche in England zwiſchen dem ſiebenten und eilften Jahrhundert einen Platz unter den Heiligen gefunden.

Dieſem Kreiſe und dieſer Zeit gehört Lioba an, die Verwandte des heiligen Bonifacius, die Begründerin des Kloſters Biſchofsheim an der Tauber, deren Leben uns von Dr. Karl Zell in einer anziehenden Darſtellung vorgeführt wird. Indem der badiſche Gelehrte es unternahm, dem Wirken jener angelſächſiſchen Jungfrauen, welche gleichzeitig mit Lioba aus der heimathlichen Inſel nach Deutſchland kamen, nachzuforſchen und die Pflanzſtätten dieſer Geſittung auf ihrem eigenen Boden aufzuſuchen, erweiterte ſich ihm unter der Hand das biographiſche Bild zu einem culturhiſtoriſchen Gemälde der ganzen merkwürdigen Periode, und ſeine Aufgabe erwuchs ihm dahin: den Antheil zu ſchildern, den die angelſächſiſchen Frauen und Jungfrauen überhaupt an der großen Umbildung des äußern und innern Lebens der Nation genommen. Er greift daher auf den Anfang der Chriſtianiſirung Englands zurück, und ſkizzirt zuerſt den Einfluß derjenigen Frauen, welche als Königinen, als Gattinen heidniſcher Fürſten bei der erſten Einführung des Chriſtenthums in den angelſächſiſchen Reichen mitwirkten; daran reihen ſich dann diejenigen, welche nach der Grundlegung des chriſtlichen Glaubens in ihrer Heimath durch ihren Charakter, ihre Tugend und ihr Leben ſich auszeichneten; an dieſe endlich ſchließt ſich die Gruppe jener Frauen, deren Leben und Wirken nicht auf dem Boden der brittiſchen Inſel beſchloſſen blieb, ſondern die ihre Heimath verließen und in Deutſchland bei der Verbreitung des Chriſtenthums

**mitwirkten. Den Kern- und Mittelpunkt dieſer dritten Gruppe bildet nun eben die heilige Lioba.**

In drei Reichen der angelſächſiſchen Heptarchie gebührt ein weſentlicher Antheil der Chriſtianiſirung dem Einfluß dreier Frauen und Königinen. Der erſte Name, der uns begegnet, iſt Bertha, die Tochter des fränkiſchen Königs Charibert von Paris, Gemahlin des Königs Ethelbert von Kent, unter deſſen Regierung die erſten Glaubensboten, der Mönch Auguſtinus mit ſeinen Gefährten, auf engliſchem Boden landeten. Von Kent kam die neue Lehre nach Northumberland, und hier iſt es Ethelberga, Tochter der vorgenannten Bertha, welche als Gemahlin des Königs Edwin von Northumbrien den Fürſten mitſammt dem Volke für das Chriſtenthum gewann. Als dritter Name endlich erſcheint Elfleda, ebenfalls ein Königskind, die das Chriſtenthum aus Northumbrien nach Mercien trug, als ſie dem bis dahin heidniſchen König Penda angetraut wurde. Der Verfaſſer hat es für gut gehalten, ſo oft es thunlich war, in der Schilderung der Einzelnheiten ſeine älteſte Quelle, Beda den Ehrwürdigen ſelber mit ſeiner treuherzigen Sprache reden zu laſſen, ein Ton, der ſich der ganzen Stimmung jenes Zeitalters auf's paſſendſte anſchmiegt. **Aus der nächſtfolgenden Gruppe chriſtlicher Frauen hebt ſich vor allen andern das anziehende Bild der Abtiſſin Hilda (614 bis 680) ab, wozu dem Verfaſſer die naiv umſtändliche Erzählung Beda's wiederum die Züge zu einem anſchaulichen Charaktergemälde geboten hat. Wie ſehr ſich auch in der alterthümlichen Schilderung Geſchichte und Sage in einander verflechten, ſo läßt ſich doch die Aechtheit des urſprünglichen Bildniſſes nicht verkennen, in dem uns eine liebenswürdige Perſönlichkeit voll ſchöner frommer Weiblichkeit, männlicher Energie und Verſtandesklarheit entgegentritt. Für den Literarhiſtoriker hat die berühmte Abtiſſin des Kloſters Whitby noch eine beſondere Bedeutung dadurch, daß ſie als Protekto-**

rin des angelſächſiſchen Sängers Cädmon weſentlich zur Entwicklung dieſes poetiſchen Talents und zur Bereicherung der nationalen Literatur beigetragen hat. Dieſer bedeutende chriſtliche Sänger lebte als einfacher Laienbruder in dem Doppelkloſter zu Whitby, und weder er noch ſeine Umgebung hatte eine Ahnung von der Gabe, die in ihm ſchlummerte, bis er, bereits in vorgerückten Jahren, durch einen frommen Lobgeſang, den er durch ein Traumgeſicht begeiſtert zu Ehren des Schöpfers dichtete, die Aufmerkſamkeit der Abtiſſin Hilda auf ſich zog, die ihn ſofort zu weiteren Verſuchen ermunterte, ihn unterrichten ließ und ſpäter, nachdem er auf ihren Rath Geiſtlicher geworden, unter die Zahl der Ordensmitglieder aufnahm — ein Hergang, den Beda in ſeiner treuherzig anſprechenden Legendenweiſe des Breitern überliefert hat. Die chriſtlichen Geſänge Cädmons ſind die Schöpfungen eines wahren Natur- und Volksdichters, welcher nach dem Urtheile engliſcher Kunſtrichter „an Kraft und Erhabenheit bei den bibliſchen Gegenſtänden, die nach ihm Milton behandelt hat, dieſem gelehrten Dichter nicht bloß gleichkommt, ſondern ihn übertrifft".

Das zweite der drei Bücher, in welche der Hr. Verf. ſeine Schrift eingetheilt hat, iſt einem allgemeinen Thema gewidmet. Er gibt in dieſem nicht minder fleißig ausgeführten Intermezzo einen geſchichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des morgenländiſchen und des abendländiſchen Kloſterweſens, der Frauenklöſter im Beſondern. Eine eingehende Betrachtung iſt der Entſtehung und Einrichtung der ſogenannten Doppelklöſter gewidmet, wie ſie ſich ſeit den Stiftungen des heiligen Fridolin zu Säckingen und der heiligen Radegundis zu Poitiers im ſechsten Jahrhundert verbreitet haben. Indem der Verfaſſer die nächſten Gründe für das paarweiſe Erſcheinen von Männer- und Frauenklöſtern beleuchtet, glaubt er ihre häufige Verbreitung bei den Angelſachſen insbeſondere aus nationalen

Eigenthümlichkeiten ableiten zu müſſen, und damit gelangt er denn auch aus der weiten Digreſſion wieder auf den Schauplatz zurück, den er zum Ausgang und Mittelpunkt ſeiner Abhandlung gewählt, und zu Lioba ſelbſt, deren Biographie das dritte Buch gewidmet iſt.

Lioba, oder wie ſie in den Briefen des heiligen Bonifacius genannt wird, Leobgyth (was in angelſächſiſcher Form ebenfalls den Begriff des Trauten, Anmuthigen in ſich ſchließt) ſtammte aus dem angelſächſiſchen Königreich Weſſex. Ihr Leben, das nur annäherungsweiſe mit Zahlen begrenzt werden kann, fällt in die Mitte des achten Jahrhunderts (c 720 bis 780). König Ina, der berühmte Geſetzgeber, der ſpäter nach Rom pilgerte, um am Grabe der Apoſtelfürſten ſein Leben zu beſchließen, regierte damals, und Winfrid war ihr Landes- und Zeitgenoſſe, durch ihre Mutter Ebba ſogar ihr Verwandter. Obgleich das einzige Kind wurde ſie von ihrer frommen Mutter durch ein Gelübde der Oblation für das klöſterliche Leben beſtimmt. Das Kloſter Winburn, dem Lioba zur Erziehung übergeben wurde, lag in der Grafſchaft Dorcheſter und war ein ſogenanntes Doppelkloſter, das unter der Leitung einer durch Geburt, Bildung und klugen Geiſt ausgezeichneten Abtiſſin, Tetta, ſtand. In den angelſächſiſchen Frauenklöſtern jener Zeit wurden neben den frommen Uebungen und weiblicher Handarbeit auch literariſche Studien mit Eifer gepflegt; ſo war es auch in Winburn, und die junge Nonne ſcheint zu den ſtrebſamſten gehört zu haben; als ihre Lehrerin im Lateiniſchen nennt Lioba ſelbſt die Nonne Eadburga. Gleichwohl würde ihr Lebensgang ohne Zweifel den gewöhnlichen ſtillen Verlauf in der heimiſchen Verborgenheit genommen haben, hätte nicht ein unſcheinbarer Umſtand eine ungeahnte Wendung deſſelben herbeigeführt. Dieſe Wendung erzeugte ein Brief, den Lioba an Winfrid nach Deutſchland ſchrieb, um ſich und ihre alte Mutter in dem Andenken des Verwandten,

der nun bereits der Bonifacius der Deutſchen geworden, lebendig zu erhalten. Bonifacius bedurfte damals friſcher Kräfte, die ihm bei ſeinem großen Werke der Verbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums in Germanien an die Hand gehen konnten, und der ſchlichte herzliche Brief iſt als der nächſte Anlaß zu betrachten, welcher die Berufung der eifrigen und unterrichteten Nonne zur Folge hatte.

Als Zeit der Berufung nach Deutſchland wird wohl mit den Bollandiſten das Jahr 748 anzuſetzen ſeyn. Bonifacius empfing ſeine muthige Verwandte mit offenen Armen und hatte ihr bei der Ankunft bereits einen Ort der Wirkſamkeit auserſehen. Er brachte Lioba nach Biſchofsheim an der Tauber, wo er ihr an den beiden Ufern des Flüßchens ein Kloſter nach der Regel des heiligen Benedikt errichtete, in dem ſich bald eine anſehnliche Zahl Jungfrauen zuſammenfand. Aus dem biographiſchen Berichte des faſt gleichzeitigen Mönches Rudolph ſcheint hervorzugehen, daß Lioba nicht einfach nur Oberin dieſes Kloſters geweſen, ſondern daß ſie eine Art Oberaufſicht über einen Kreis von Frauenklöſtern geübt habe. Er ſagt in dieſer Hinſicht: „ſie habe mit allem Eifer das begonnene Werk fortgeſetzt, die Klöſter der Jungfrauen als ihre geiſtige Führerin beſucht, und ihren gegenſeitigen Wetteifer zu immer größerer Vollkommenheit hingeleitet". Von ihren Eigenſchaften als Oberin berichtet derſelbe Mönch, auf die mündlichen Mittheilungen von Zeitgenoſſen und Augenzeugen geſtützt: daß ſie überaus wachſam, aber in der Handhabung der Regel milde und maßvoll, in ihren Unternehmungen praktiſch und beſonnen, gegen Fremde überaus gaſtfrei geweſen; ſtreng gegen ſich ſelbſt, erſchien ſie allzeit freundlich und heiter in ihrem Benehmen gegen die Andern. Der Grad ihrer Bildung muß nach demſelben Zeugniſſe kein geringer geweſen ſeyn: „da ſie von Kindheit an in der Grammatik und allen übrigen freien Künſten wohl unterrichtet war und ſich mit

großem Eifer um ihre wiſſenſchaftliche Fortbildung bemühte, ſo erreichte ſie durch das vereinte Zuſammenwirken von natürlichen Gaben und angeſtrengtem Fleiße eine bedeutende Stufe der Gelehrſamkeit". Sehr bewandert war ſie in den Schriften der heiligen Väter, und ihre Kenntniß des kirchlichen Rechtes wird namentlich hervorgehoben. Neben dieſem knüpfte die Sage noch mancherlei ſinnige Züge und wunderbare Begebniſſe an den Lebensgang der Abtiſſin von Biſchofsheim, welche ihrem Bilde eine concrete Anſchaulichkeit verleihen.

Bonifacius behielt für die Stiftung ſeiner Verwandten eine unverkennbare Aufmerkſamkeit; er ſetzte auch ſeinen brieflichen Verkehr mit Lioba fernerhin fort, und ſeine beſondere freundſchaftliche Geſinnung bezeigte er ihr noch kurz vor ſeiner Abreiſe in das Land der Frieſen (754), wo der Apoſtel der Deutſchen ſeinen Tod finden ſollte. Er ließ die Abtiſſin zu ſich rufen und ermahnte ſie: „ſie möge das Land, wohin ſie ausgewandert ſei, nicht verlaſſen und in der Ausführung des gefaßten Vorſatzes nicht ermatten, ſondern das gute Werk, was ſie angefangen habe, weiter fortzuführen ſuchen; man müſſe bei einem ſolchen Werke weder die Schwäche des Leibes in Betracht ziehen, noch das vorgerückte Lebensalter, noch das ſchwer zu erreichende Ziel, noch die Schwierigkeit des Gelingens". Er empfahl (berichtet der Mönch Rudolph weiter) Lioba dem Erzbiſchofe Lul und den anweſenden älteren Brüdern des Kloſters Fulda; auch erklärte er ſeinen Willen dahin: „daß dereinſt nach Lioba's Tod ihr Leichnam in demſelben Grab, wo ſeine Gebeine ruhen würden, beigeſetzt werden ſollte, auf daß die, welche im gleichen Streben und mit gleichem Wunſche in ihrem Leben Chriſtus gedient hätten, beide zuſammen die Auferſtehung erwarten".

Lioba überlebte ihren Verwandten um fünfundzwanzig Jahre, und ihr Einfluß, den die Beziehungen zu Bonifacius befeſtigt hatten, erweiterte ſich in beträchtlichem Maße. Nach

dem Martertode des heiligen Mannes blieb ſie mit deſſen Lieblingsſtiftung Fulda in beſtändiger freundſchaftlicher Verbindung und genoß das ihr allein unter allen Frauen zuſtehende Vorrecht, das Kloſter zuweilen betreten und beſuchen zu dürfen; wie ſie denn überhaupt bei Fürſten und Edlen weitum in großem Anſehen und bei einzelnen Biſchöfen in einer Verehrung ſtand, daß ihre Meinung nicht ſelten über kirchliche Angelegenheiten eingeholt ward. Die fränkiſche Königsfamilie gab der Abtiſſin mancherlei Beweiſe der Hochſchätzung; ſie wurde von Pipin ausgezeichnet und von Karl dem Großen öfter an ſeinen Hof eingeladen. Namentlich war es des Kaiſers zweite Gemahlin Hildegard, die ihr eine lebhafte Verehrung zuwendete. „Hildegard (erzählt der mehrerwähnte Rudolph) liebte Lioba wie ihre eigene Seele und wollte ſie immer um ſich haben, um durch ihre Worte und ihr Beiſpiel auf dem Wege des Heils geführt zu werden. Aber Lioba ſcheute das Hofleben, als wäre es ein Giftbecher".

Hochbetagt, nach einer mehr als viertelhundertjährigen Regierung, zog ſich Lioba, aus noch unermittelten Gründen, nach Schonersheim zurück. Auf den Wunſch Hildegards beſuchte ſie von dort aus die Kaiſerin noch einmal in Aachen, jedoch nur um, wie ſie ſelber ſagte, Abſchied von ihr für dieſes Leben zu nehmen. Ihre Ahnung traf zu: ſchon wenige Tage nach ihrer Heimkehr erkrankte die Abtiſſin und mit der freudigen Erwartung einer Heiligen blickte ſie dem Tod entgegen, der ſie am 28. Sept. 779 (oder 780) erlöste. Das gläubige Volk der Umgegend begann ſogleich nach ihrem Hingang Lioba als eine Heilige zu verehren und ihre Fürbitte beſonders „zur Heilung kranker Kinder" und „bei großen Ungewittern" anzurufen. Die kirchliche Verehrung blieb übrigens fortwährend auf die Diöceſe eingeſchränkt, welcher Lioba als Abtiſſin angehört hatte, namentlich auf die Orte Fulda, Tauberbiſchofsheim und den Petersberg bei Fulda. Die bildliche

Darſtellung, welche man, beiläufig, in den einſchlägigen Büchern ſelten angegeben findet, zeigt die Heilige in der Kleidung einer Benediktiner-Nonne, mit dem Stabe der Abtiſſin in der einen Hand, in der andern mit einem Buche, worauf ein Glöckchen ſteht.

Der Herr Verfaſſer wirft ſchließlich noch einen Blick auf die Thätigkeit der Gefährtinen Lioba's, welche mit ihr aus England zur Glaubens-Miſſion nach Deutſchland gekommen, und bringt ſo das reichhaltige Gemälde von dem ſittigenden Einfluſſe der angelſächſiſchen Frauen dieſſeits und jenſeits des Canals zu einer überſichtlichen Abrundung. Das ganze Buch zeigt die ſaubere ſolide Arbeit, wie man ſie an dem gelehrten Herrn Verfaſſer gewohnt iſt. Die geſchichtliche Erzählung, die von kirchen- und culturhiſtoriſchen Notizen mancher Art durchflochten iſt, bewegt ſich in einem milden klaren Fluß; warm und anregend hält ſie ſich doch von panegyriſcher Schilderung frei, hiſtoriſch Verbürgtes und Legendenhaftes weiſe ſcheidend, ohne das Letztere auszuſchließen. Dabei iſt Ton und Darſtellungsweiſe ſo gehalten, daß das Werkchen ein Familienbuch im beſten Sinn des Wortes werden kann.

---

## XXXVII.

# Zeitläufe in Oeſterreich.

### I. Die liberalen Miniſter und die erſten Proben der Februar-Verfaſſung.

Ehe dieſe Zeilen im Drucke erſcheinen, werden die neuen Landtage der öſterreichiſchen Länder vertagt ſeyn, die Centralvertretung wird eröffnet werden, die große Entſcheidung in Ungarn wird fallen, Kroatien, Siebenbürgen und Dalmatien müſſen ſich entſchließen, und das friſch bewegte Leben mit beiläufigen Katzenmuſiken von Debreczin bis Bozen wird endlich beſtimmte Geſtalt annehmen. Betrachten wir inzwiſchen die Baſis, auf welcher das Geſammtreich und die außerungariſchen Reichstheile ſeit dem 26. Februar ſtehen, und das Gebahren der Staatsmänner, welche ihre Durchführung ſpeciell übernommen haben!

Wie das Gefüge des Kaiſerſtaats als ein Unikum in der Welt daſteht, ſo hat auch die neue Verfaſſung ihres Gleichen nicht in Europa. Sie iſt überhaupt keine moderne Conſtitution; denn ſie bietet nicht eine Summe abſtrakter Freiheiten oder „Grundrechte“, ſie enthält keine Excerpte aus dem Katechismus der rationaliſtiſchen Staatslehre: nichts von Miniſter-

Anklage, nichts von Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, nicht einmal Preßfreiheit und Vereinsrecht, Trennung von Kirche und Staat, Emancipation der Schule von der Kirche ꝛc. Dieſe Enthaltung iſt der liberalen Aufdringlichkeit in ſchwerem Kampfe abgerungen worden, aber ſie iſt es, was die neue Verfaſſung zu einer wirklich und wahrhaft öſterreichiſchen macht. Dieſelbe iſt nun ein bloßer Complex alter und neuer Urkunden, die einfach die Formen und Bedingungen aufſtellen, unter welchen alle Völker des Reichs an der Beſorgung ihrer eigenen häuslichen, ſowie der allgemeinen Angelegenheiten theilnehmen, ſich ſelbſt verwalten und regieren helfen können.

Daß dieß geſchehe, nicht wie es geſchehe iſt die Hauptſache. Es handelt ſich in Oeſterreich keineswegs um einen Rivalitätskampf ſtaatsphiloſophiſcher Parteien wie etwa in Preußen, ſondern um die ſchwer vereinbaren hiſtoriſchen und nationalen Anſprüche der einzelnen Länder und Volksſtämme, nicht um Ideen, ſondern um lauter poſitive Rechtsfragen. Sollten ſie alle in Einem legalen Rahmen zur Vetretung kommen, ſo durfte und konnte derſelbe eben das nicht ſeyn, was jede moderne Conſtitution iſt: eine Parteifahne zur Unterdrückung der anderen Parteien. Sondern eine öſterreichiſche Verfaſſung mußte im Gegentheil die geſetzliche Garantie bieten einerſeits für die Lebensbedingungen der Geſammtheit, andererſeits aber für die freie Bewegung jeder berechtigten Sonderheit. Nur die blinde Leidenſchaft kann den Statuten vom 26. Febr. dieſen Charakter abſprechen. Ebendeßhalb kann und darf es aber auch keine liberalen Partei-Miniſter in Oeſterreich geben!

Wenn ſonſt Leute genug exiſtiren, welche ſich von der Vorſtellung einer conſtitutionellen Schablone nicht losmachen können und wollen, ſo iſt dieß in einem Lande, wo die engherzigſte bureaukratiſche Aufklärungsſucht zwei Menſchenalter

lang den politiſchen Verſtand und Geſchmack ſyſtematiſch verdorben hat, nicht mehr als natürlich. Sehr bedenklich iſt es hingegen, daß die deutſchen Miniſter des Kaiſers ſelber dem offenbaren Mißverſtändniß ihrer eigenen Verfaſſung Nahrung zuführen. Wir meinen zunächſt ihr Auftreten bei den Wahlen, wo ſich faſt alle um Mandate für die Landtage eifrig beworben haben. Was ſoll das heißen? In einem Lande wie England, wo zwei ariſtokratiſche Parteien ſich in die Regierung theilen, die dem wohlbezahlten Königthum abgenommen worden iſt, oder in einem Muſterſtaate des franzöſiſchen Parlamentarismus wie in Belgien, wo das jedesmalige Miniſterium aus der Kammermehrheit hervorgehen muß, hat die Bemühung der Miniſter um einen Sitz unter den Abgeordneten ihren natürlichen Sinn. In Oeſterreich aber, wo eine derartige Herrſchaft der Majoritäten völlig unmöglich iſt, weil ſie mit dem Grundſatz der Gleichberechtigung aller einzelnen Länder und Völker unvereinbar wäre und nothwendig die Unterdrückung aller andern Partei-Exiſtenzen durch die Eine in ſich ſchlöße, wo alſo die Miniſter niemals etwas Anderes ſeyn können als die beauftragten Stellvertreter des als oberſter Schiedsrichter über den Parteien und nationalen Beſonderheiten ſtehenden Monarchen — wie ſoll da eine Miniſter-Candidatur verſtanden werden? Nichts davon zu ſagen, daß man ſchon dem herrſchenden Servilismus eine ſolche Huldigung nicht hätte gönnen ſollen.

Die Verfaſſung vom 26. Febr. ruht auf dem Grundſatz, daß die fraglichen Miniſter nicht nur für das Wienerthum, ſondern für alle Nationen des Reichs die Geſchäftsträger des Kaiſers ſeyn ſollen; ihre Verfaſſer aber ſind, anſtatt in unbefangener Würde über dem Treiben der Parteien zu wachen, nicht nur für ihre Perſon unter die Wähler gegangen, ſondern ſogar amtlich als Parteigänger des deutſchen Liberalismus aufgetreten. Insbeſondere hat Ritter von Schmerling durch

eigenes Rundſchreiben die Stimmen der ihm untergebenen Beamten für vier Wiener-Candidaten angeſprochen, von welchen zwei (Advokat Berger und proteſtantiſcher Superintendent Franz) auf der vorgerückten Linken ſitzen, der dritte aber der jüdiſche Redakteur Kuranda war, der, ſelbſt nach öſterreichiſchem Maß ein Rieſe an politiſcher Charakterloſigkeit, unter den Miniſtern Bruck-Bach-Buol nicht weniger als drei Orden eroberte und jetzt eine „Stütze“ ihrer heftigſten Gegner iſt. Feldzeugmeiſter Benedek dagegen hat ſeine Officiere — in Oeſterreich ſind nämlich, was z. B. im altconſtitutionellen Bayern nur in dem Taumel von 1848 vorübergehend der Fall war, durch das Wahlgeſetz vom 5. Januar auch die Officiere in den Wahltrubel hineingezogen — gerade vor den Leuten gewarnt, welche der Staatsminiſter empfohlen hat: vor den portefeuille-ſüchtigen „Advokaten und Doktoren, ehr- und geldgierigen Journaliſten, unzufriedenen Profeſſoren und Schullehrern“.

Wie hochnöthig die ſtrengſte Enthaltſamkeit der Miniſter bei den Wahlen ſchon aus gewöhnlicher Klugheit geweſen wäre, hat ſich bereits an einer auffallenden Thatſache erwieſen. Zu den amtlich Empfohlenen gehört Hr. Berger, der damals allerdings auf der Sonnenhöhe der Popularität zu ſtehen ſchien nach kaum eröffnetem Landtag aber, in Folge einer Schmutzerei an dem Abgeordneten Schuſelka, ein paar ſolenne Katzenmuſiken empfing und ſo verhaßt wurde, daß er ſich kaum mehr auf der Straße ſehen laſſen durfte. Berger ſaß bereits im Frankfurter Parlament auf der äußerſten Linken, er hatte ſich neuerlich als Advokat Kuranda’s in dem Proceß gegen Sebaſtian Brunner in hochliberale Erinnerung gebracht, und endlich als Vertheidiger Franz Richters die patriotiſche Moralität des Bruck’ſchen Finanzſchwindels mit unerhörter Suada dargethan; aber er verrieth plötzlich den Fehler, daß er reich ſei und in Geldſachen keine Schonung kenne. Hrn.

Schuſelka, einem urſprünglichen Theaterrecenſenten und Gemahl einer gefeierten Schauſpielerin, der unter den ſchwülſtigen Phraſenmachern des Oſtreichs die erſte Stelle einnimmt, und ſchon 1848 um die Demokratie der Aula, ſo wie um die deutſch-katholiſche Bewegung ſchreiende Verdienſte geſammelt hat, kam nun die conſtatirte Thatſache zu gut, daß er nichts beſitzt als Schulden und blutarm geblieben iſt in einer Zeit der Corruption, wo zugreifen konnte wer wollte. So iſt er als das Muſter eines uneigennützigen Patrioten auf dem Throne der Volksgunſt befeſtigt, von dem Hr. Berger mit Spott und Schande im Flug hinabgeworfen wurde.

Wenn der Sturm die Gewäſſer peitſcht, pflegt er den Schlamm in der Tiefe aufzurühren und an die Oberfläche zu führen; ſo geſchah es auch bei den öſterreichiſchen Wahlen namentlich da, wo der Schlamm ſo dick liegt wie in Wien. Insbeſondere hat mancher einfache Bürger jene Angeſtellten beſchämt, die vor Bruck und Bach zehn Jahre lang im Staube gekrochen, jetzt aber plötzlich in conſtitutionellem Liberalismus ſich überboten und mit der grimmigen Oppoſition prunkten, welche ſie den Machthabern der Reaktion im ſtillen Schrein ihres Herzens gemacht haben wollen. Ein weiſer Staatsmann braucht ſich über derlei widerliche Erſcheinungen nicht zu entſetzen, aber er mußte ſie vorausſehen und ſich vorſehen, um durch ihre Berührung nicht beſchmutzt zu werden, vollends in Oeſterreich, wo Alles, was er thut, auf die Perſon des Monarchen zurückfällt.

Aber auch außerdem hat der Führer des neuen Miniſteriums nicht viel Schonung des kaiſerlichen Namens bezeugt. Wir haben ſeinen Amtsantritt mit Vertrauen begrüßt, weil wir in ihm nicht den Götzen einer Tagesmeinung, den die Meinung des nächſten Tages verächtlich unter den Tiſch wirſt, nicht den Parteimann, ſondern den Staatsmann ſehen wollten, der die zur Ausführung des Oktober-Diploms unum-

gänglich nothwendigen Verfaſſungsformen von Autoritäts wegen erlaſſen, dann aber um keinen Preis mehr etwas oktroyiren würde. Anſtatt deſſen hat man des Oktroyirens kein Ende gefunden, und nahezu eine Art Parlaments-Regierung ohne Parlament geſpielt. Zuletzt iſt ſogar einem ſchon verſammelten Landtag noch in's Geſicht oktroyirt worden — Alles natürlich im Namen des Kaiſers, der bereits wieder nicht weniger mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt iſt als ſeiner Zeit durch die geſetzreichen Miniſter der verfehlten Reaktion.

In Folge des Diploms vom 20. Oktober hat bekanntlich der Miniſter Goluchowski die Landtags-Statute für vier kleinere Kronländer im Namen des Kaiſers erlaſſen. Daß Hr. von Schmerling nicht in der gleichen Richtung fortfahren würde, verſtund ſich von ſelbſt; ebenſo war aber auch vorauszuſehen, daß die vier Statute die erſte Saiſon nicht überdauern würden, um ſo mehr alſo die Frage der Erwägung werth, ob man nicht das kaiſerliche Wort über das Geſchrei einer feilen Preſſe überwiegen laſſen, und ſomit die wünſchenswerthe Aenderung der Statute auf dem verfaſſungsmäßigen Wege durch die neuen Landtage ſelber einleiten müſſe? Wie wenig hartnäckiger Widerſtand dabei zu befahren war, zeigt der Ausfall der Wahlen in Tyrol, wo ſogar der große Grundbeſitz „liberal" wählte und die Vertheidiger der alten Verfaſſung grundſätzlich durchfallen ließ. Dieſe verfaſſungsmäßige Auskunft ſcheint aber kaum erwogen worden zu ſeyn, vielmehr wurden durch die neuen Statute vom 26. Februar die drei Monate vorher im Namen des Kaiſers verkündeten rein abokroyirt. Aber noch mehr! Am 5. Januar hatte der Miniſter ein Wahlgeſetz für die Stadt- und Landgemeinden erlaſſen mit exorbitantem Cenſus in der Weiſe der bekannten Bourgeoiſie-Periode unter Louis Philipp von Frankreich. Wir bekämpften das Geſetz ernſtlich, weil wir ein im Namen des Kaiſers verkündetes Geſetz auch wirklich für Ernſt hielten.

Aber wir irrten; am 26. Febr. wurde auch das neue Wahlgeſetz aboktroyirt. Und noch nicht genug! Am 7. Sept. 1859 hatte ein kaiſerliches Handſchreiben bezüglich der Proteſtanten-Frage den Tyrolern zugeſagt, daß die Ordnung derſelben dem tyroliſchen Landtage ſelber vorbehalten bleibe. Seit dem 6. April war dieſer Landtag verſammelt, am 8. April aber erließ der Miniſter ein allgemeines Proteſtanten-Geſetz, welches die gefürſtete Grafſchaft Tyrol ohne weiters mit einſchloß und ſomit die vorbehaltene Entſcheidung kurzweg aboktroyirte.

Noch einmal hat alſo das Gebot der Partei und ihrer von wahrer Hundswuth befallenen Tyroler Correſpondenten alle anderen und die dringendſten Rückſichten überwogen. Während Oeſterreich keinen ſchlimmern Feind hat als das tief gewurzelte Mißtrauen im Volke gegenüber der ſelbſtherriſchen und wechſelvollen Geſetzmacherei der Regierung, legt man ihm recht gefliſſentlich die Frage nahe: was erſt dann geſchehen würde, wenn die Miniſter einmal eine compakte Parlaments-Mehrheit nach dem Schlage Berger-Schuſelka hinter ſich hätten? Und halten denn die Herren ſolche Abſtriche an der Autorität des kaiſerlichen Wortes für den richtigen Weg, um die Ungarn oder auch nur die Kroaten, Dalmaten, Iſtrier für die Centralregierung zu gewinnen, alle dieſe Völker, welche für ihre autonomen Rechte fürchten, von den ſtaatsweiſen Theorien des deutſchen Liberalismus aber gerade deßhalb nichts wiſſen wollen? Hr. von Schmerling ſollte wahrlich ſchon den bloßen Schein ſolcher doktrinären Befangenheiten um ſo ängſtlicher fernhalten, als zwei ſeiner jüngeren Collegen ohnehin bereits als dreifarbig angeſtrichene Bachianer verſchrieen ſind.

Man hört vielfach von einer Wiener „Hofkamarilla“ reden, die den deutſchen Miniſtern entgegenarbeite, weil ſie ihr Ohr den altconſervativen Ungarn, den deutſch-feindlichen Separatiſten Böhmens und ähnlichen Elementen geliehen habe. Geſetzt aber es wäre ſo, würde ihnen dann nicht gerade die

deutſche Partei am gefährlichſten in die Hände arbeiten, welche mit dem kaiſerlichen Namen ſo ſchonungslos, wie eben gezeigt, umgehen zu müſſen meint? Vor Kurzem hat eine Miniſter-Kriſis in Wien ſtattgefunden, die unſere Liberalen für die Exiſtenz der „deutſchen Miniſter“ zittern machte, wahrſcheinlich weil ihnen ihr eigenes Gewiſſen ſagte, wie leicht der Gegenpartei der Beweis fallen müßte, daß ein ſolches Verfahren nicht nur der Reichseinheit, ſondern auch der kaiſerlichen Autorität verderblich ſei. Man forderte in der That entſetzliche Selbſtverläugnungen von dem erhabenen Souverain, noch dazu ohne alle Noth. Denn der Allgemeinen Zeitung zu gefallen iſt alles eher als die Miſſion eines öſterreichiſchen Staats-Manns!

## II. Die Oppoſition der Conſervativen und die Autonomie in Tyrol.

Wir haben uns in der öſterreichiſchen Frage von vornherein nicht auf den Boden der alten Stände geſtellt, haben daher auch gegen die Februar-Verfaſſung als ſolche nichts einzuwenden. Niemand hat weder das Recht noch die Macht willkürlich rückwärts greifend ältere politiſche Formen aus ihrem Grabe wieder ins Leben zu rufen. Dieß gilt auch von den alten ſtändiſchen Verfaſſungen. Wären ſie untergegangen, wenn der Geiſt, der ſie einſt belebte, nicht ſchon längſt aus ihnen entwichen geweſen wäre? Wenn aber die uralten Principien der chriſtlich-germaniſchen Geſellſchaft noch lebendig ſind, ſo werden ſie ſich auch vor dem Ende der Tage noch einmal in neuen Formen offenbaren. Aber in der Geſchichte gibt es keine mechaniſche Reſtauration. Laßt die Todten ruhen!

So ſagen nicht wir, ſondern ſo hat Jarcke in ſeiner letzten Schrift geſagt*). „Die alte hiſtoriſche Eintheilung“, wie-

*) Hundert Schlagworte zur Verfaſſungspolitik der Zukunft. München 1851. S. 7. 93 ꝛc.

derholt er, „in Prälaten, Adel und Städte deckt ſich nicht mehr mit der heutigen Verſchiedenheit der auf dem Lande und in den Städten vorhandenen Intereſſen; heute kommt es darauf an, daß jedes Intereſſe im Angeſicht des Thrones zu Worte komme und ſeine Sache führe.“ Jarcke iſt alſo von der Idee einer Vertretung beſtimmter Intereſſen anſtatt der Kopfzahl ausgegangen, und er hat insbeſondere verlangt, daß auch dem Adel und Klerus nur in der gleichen Weiſe wie jedem andern Stand und Beruf die Möglichkeit gegeben ſei, bei der Geſetzgebung im Sinne ihrer gemeinſamen Intereſſen mitzuwirken. Das Wie iſt bei Jarcke freilich nicht klar; er hält aber an dem Gedanken feſt, es liege in dem Weſen einer Intereſſen-Vertretung, daß bei ihr nicht wie bei der modernen Conſtitution das oberſte Entſcheidungsrecht des Monarchen an den Abſolutismus einer größern Kopf- und Stimmenzahl verloren gehe, weßhalb eine auf ſolcher Grundlage beruhende Verfaſſung allerdings eine Wahrheit ſeyn könne.

Nun iſt im engern Oeſterreich zur Zeit natürlich alle Welt „liberal“ und die wenig zahlreiche, wenn auch um ſo gewichtigere Schaar, welche ſich offen „conſervativ“ nennt und als Hauptorgan das „Vaterland“, die ſogenannte Adelszeitung beſitzt, hat ſich zur Würdigung der den Statuten vom 26. Februar zu Grund gelegten Intereſſen-Vertretung keineswegs auf den ebengedachten Standpunkt geſtellt. Sie verharrt vielmehr auf dem Boden des ſtändiſchen Princips und des hiſtoriſchen Rechts nach dem Buchſtaben, und auch die überaus traurigen Folgen der in Ungarn verſuchten Repriſtination haben ſie nicht irre gemacht, wohl aber vorerſt unmöglich. Zum Glück iſt jedoch dieſe Oppoſition nicht auf die unſelige Politik des Schmollens verfallen; der „Großgrundbeſitz,“ der mit Adel und höherm Klerus in Oeſterreich faſt gleichbedeutend iſt, hat vielmehr die neu eröffneten Wege politiſcher Thätigkeit eifrigſt betreten, er hat zu den ungeheuern, mehr

als in jedem andern Lande gebrachten Opfern *) auch dieſes noch hinzugefügt, und bringt der Adel nur noch das weitere Opfer der Bequemlichkeit, entwickelt er wirklich gleichartige Standesintereſſen und corporatives Bewußtſeyn, ſo kann ihm das ſchwerſte Gewicht in der Wagſchale nicht entgehen, und der glückliche Erfolg wird auch bald die Härten der erſten Anſchauung abſchleifen.

Offen geſagt ſind wir, über das Ständeweſen hinaus, uns aus dem „Vaterland“ keineswegs ganz klar geworden, was die Herren aus der Februar-Verfaſſung eigentlich wegwünſchen, noch weniger was ſie poſitiv wollen. Es geht ihnen wie den „Conſervativen“ überall, ſie wiſſen im beſten Falle: was nicht, aber ſie wiſſen nicht: was dann Das nebuloſe Schlagwort der „hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten“ hat der perfiden Liſt der Ungarn gedient, aber es iſt überall ſonſt Alles eher als ein Programm. Wohl erſieht man, daß die Herren die neue Verfaſſung beſchuldigen: ſie trete dem zweifachen Princip der Autonomie zu nahe, ſie ſei ein nur conſtitutionell gefärbter Rückfall in das Bachiſche Centraliſationsſyſtem. Niemand würde das mehr bedauern als wir. In Wahrheit ſind aber die Akte vom 26. Februar an ſich weder das Eine noch das Andere, ſondern Alles kommt darauf an, was die Special- und Centralvertretungen daraus machen wollen. Miniſterielle Neigungen zum Centraliſiren fehlen nirgends, in Oeſterreich haben aber jetzt die Provinzen das Recht Quodnon zu ſagen, und benützen ſie daſſelbe ſo tapfer, wie eben jetzt Tyrol, ſo wird die Gefahr vorübergehen.

Es exiſtirt keine moderne Conſtitution, aus der die Bureaukratie nicht eine neue Trutzburg zu machen gewußt hätte, und auch das öſterreichiſche Statut wird ihren Verſuchen nicht

*) Man ſehe darüber wahrhaft erſtaunliche Thatſachen in der Schrift: „Bemerkungen über Verhältniſſe des böhmiſchen Adels“. Prag 1861.

entgehen. Aber was hindert die Landtage ihr den Paß ein- für allemal abzuſchneiden, indem ſie das thun, was der Kern des Volkes höher ſchätzt als alle liberalen Phraſen: nämlich die freie Selbſtverwaltung der Ortsgemeinde herſtellen, im Bezirk und Kreis desgleichen autonome Organismen ſchaffen und das Ganze unter ihre eigene Controle nehmen? Die Statute ſagen allerdings nicht Was und Wie, aber ſie ſetzen einen Landesausſchuß als permanentes Organ des Landtags feſt, und laſſen ihm ſoviel executive Gewalt, daß er nur im Sinne des officiellen Commentars der Wiener-Zeitung zuzugreifen braucht, um dem Lande ein Selfgovernment zu verſchaffen, wie es ſelbſt England nicht beſitzt, das aber freilich nicht oktroyirt ſondern erobert ſeyn will.

Unſere Conſervativen ſtehen zwar ehrlich und entſchieden für das Dogma der Reichseinheit ein, aber ſie ſprechen für alle Kronländer nicht nur die adminiſtrative Autonomie, ſondern auch das Recht der „innern Legislation“ in derſelben Ausdehnung wie in Ungarn an. Sie unterſuchen nicht, ob eine ſolche Freiheitslaſt nicht manche Landtäglein in Kurzem erdrücken müßte, ſondern ſie behaupten, daß ohne dieß die landtägliche Competenz durch das abſorbirende Uebergewicht des Reichsraths ausgepreßt und entleert werde. Nun ſetzt aber die Februar-Verfaſſung für die nichtungariſchen Länder einen e n g e r n, nur aus den Vertretern dieſer Länder beſtehenden Reichsrath ein, dem nach §. 11 nicht etwa bloß einige gemeinſamen Arbeiten, ſondern alle den Landtagen nicht ausdrücklich zugewieſenen Geſetzſachen vorbehalten ſind. Auch uns erſcheint dieſe Zwiſchenſtufe des engern Reichsraths ſehr gefährlich, aber aus ganz andern Gründen. Einerſeits war es nämlich allerdings unmöglich, die ſeit Jahrhunderten gemeinſame Geſetzgebung der deutſch-ſlaviſchen Länder plötzlich auseinander zu reißen und das Reich mit einem Dutzend weiterer Ungarn-Autonomien zu bedecken. Andererſeits liegt in jenem Sonderparlament die

Gefahr, daß es einen Dualismus der ungariſchen und nicht-ungariſchen Länder unvermerkt aber in concreteſter Weiſe einführe. Eben darum trägt das Uebel die Medicin in ſich ſelber. Es wird ſtets ein Intereſſe der Selbſterhaltung für die Centralregierung ſeyn, von der innern Legislation der Landtage nur das Nöthigſte für den engern Reichsrath abzuziehen, um nur ja in Peſth nicht das böſe Beiſpiel einer ähnlichen Zuſammenballung der ungariſchen Kronländer zu geben.

Der Widerwille im Großen läuft aber, wie es zu geſchehen pflegt, in kleinliche Nergeleien aus, wenn die Conſervativen auch darin anorganiſche und anti-autonome Attentate ſehen, weil die Verfaſſung bei den Reichsrathswahlen der Landtage auch den etwaigen Minoritäten ihre Stimmen zu ſichern und die verſchiedenen Gruppen vor dem Erdrücktwerden durch unduldſame Mehrheiten zu behüten ſucht. Noch mehr finden ſie die centraliſirende Tücke in dem Vorbehalt ausgedrückt, wornach die Regierung eventuell auch mit Umgehung der Landtage direkte Wahlen zum Reichstag ausſchreiben kann. Wie ſo? Iſtrien z. B. iſt eine „hiſtoriſch-politiſche Individualität“, wenn nun die aus dem italieniſchen Stadtvolk genommene Mehrheit des Landtags die Reichsrathswahlen verweigert, ſo ſoll es dabei ſein Bewenden haben und die Regierung nicht erfahren dürfen, ob denn auch das ſlaviſche Landvolk von den Agenten Cavours gewonnen iſt? Und wenn der ungariſche Landtag die Wahlen zur Centralvertretung abſchlägt, dann ſollen ipso facto auch die Serben, die Rumänen, die Deutſchen, die Bezirke der dritthalb Millionen Nordſlaven in Ungarn gleichfalls ausgeſchloſſen ſeyn, obgleich es namentlich von den letztern ausgemacht iſt, daß ſie die feindſeligen Trennungsgelüſte des Magyarismus keineswegs theilen? Wahrlich, auch die Lehre vom hiſtoriſchen Recht und von den politiſchen Organismen kann zur chineſiſchen Schablone einſchrumpfen, mit der ſich keine leidenſchaftsloſe Betrachtung mehr zu befreunden vermag!

Wohl aber hat uns das Verfahren des Miniſteriums in Tyrol mit ſchmerzlichem Bedauern erfüllt. Nicht deßhalb weil nun auch Tyrol die Intereſſen-Vertretung anſtatt der ſtändiſchen hat, und weil die Grafſchaft an denſelben Verfaſſungs-Formen mit allen deutſch-ſlaviſchen Kronländern theilnimmt, ſondern deßhalb weil das ohnehin ſchwer gereizte und unzufriedene Land auf dem Weg liberaler Willkür, ohne Noth und Nutzen, dahin gedrängt worden iſt, zu derſelben Zeit wo es keinen Frevel an der Majeſtät gibt, welchen man den ungariſchen Steuerverweigerern nicht geſtatten zu müſſen meint, und wo man in Wien für die ſogenannten Nebenländer der ungariſchen Krone nur Sammthandſchuhe zu verwenden hat. Indeß hat ſich Tyrol bereits gerächt, und dazu gratuliren wir ihm, nicht etwa in confeſſioneller Rückſicht, ſondern weil es dem ganzen Reich höchſt heilſam iſt, daß endlich auch ein deutſches Land ſein ſelbſteigenes und vom modernen Staat der Wiener Gelüſte unabhängiges Recht geltend gemacht hat.

Tyrol hat nicht zu den Ländern gehört, wo das verfaſſungsmäßige Leben ſchon während der vor Jahrhunderten geführten Religionskriege untergegangen iſt. Seine Verfaſſung ſtand bis 1848 in anerkannter Wirkſamkeit und den 15. November 1860 wurde ſie nach dem Gutachten des verſtärkten ſtändiſchen Ausſchuſſes, welcher am 7. September 1859 vom Kaiſer zu Rath gezogen war, feierlich wieder eingeführt. Schon waren die Wahlen eingeleitet, in der Perſon des Grafen Leopold von Wolkenſtein bereits ein Landeshauptmann ernannt und beeidigt, als das Statut vom 26. Februar erſchien und Alles wieder aboktroyirte. Das Diplom vom 15. November hatte ausdrücklich beſtimmt, daß Abänderungen der Landesordnung auf dem verfaſſungsmäßigen Weg durch den Landtag ſelbſt zu bewirken ſeien; warum hat der Miniſter denſelben nicht beſchritten? Die vielverſchriene Adreſſe der ſtändiſchen Partei hat nichts Anderes verlangt als dieſe Beachtung der

Rechtscontinuität und die Schonung des kaiſerlichen Worts. Darüber ſind freilich dieſelben Leute, welche über den „Rechtsbruch“ in Kurheſſen außer ſich ſind, wo der Bundestag die Conſtitution von 1831 auf nicht-verfaſſungsmäßigem Weg abgeſchafft habe, in ſchäumende Raſerei gerathen *), und ſie haben Jeden mit der Rache des Volksgeiſtes bedroht, der ſich weigern ſollte, mit der ſtändiſchen Verfaſſung Tyrols den kürzeſten Proceß zu machen.

Aber wie konnte der Miniſter, gleich jenen Parteimenſchen mit dem doppelten Maß und Gewicht, ſo leichthin über die ſchweren Bedenken weggehen? Die Liberalen ſchwuren Stein und Bein, daß die reaktivirte Verfaſſung beim tyroliſchen Volke tief verhaßt ſei; was war denn alſo bei der Beſchreitung des geſetzlichen Weges zu fürchten? Hat ſich ja nachher wirklich herausgeſtellt, daß die Ständiſchen nicht einmal der Adelsſtimmen ſicher geweſen wären, die Reviſion des Statuts durch den Landtag ſomit keinem Anſtand unterliegen konnte; und dennoch griff man lieber zum Bruch des kaum wiederhergeſtellten Rechts! Glaubte man vielleicht der liberalen Siegesgewißheit nicht recht vertrauen zu dürfen, oder handelte man etwa nur ganz harmlos im allgemeinen Drang der Gleich-

---

*) Um von den Zeitungs-Correſpondenten zu ſchweigen, was ſoll man zu der im Namen der „Bürger von Bozen“ an den Kaiſer gerichteten Gegenadreſſe ſagen, worin ſie vom Monarchen die geeignete Einleitung verlangen, daß der Urheber der böswilligen Adreſſe (unſeres Wiſſens iſt damit der treffliche Baron Giovanelli gemeint) „aus ihrer Mitte entfernt werde“, denn dieſe dem Volke feindliche, im Geheimen wirkende, die Meinung der Tyroler fälſchende, der nothwendigen Vorbedingung zum Fortbeſtand des Staats aus niedriger Selbſtſucht frech und heimtückiſch entgegentretende Partei „verdiene keine Schonung“!! — Freilich kann man ſich ſchon aus der Allgemeinen Zeitung genugſam überzeugen, daß es keine giftigeren Parteifanatiker gibt als ausgeartete Tyroler.

macherei? Im letztern Falle wäre der Zweck nicht einmal erreicht; denn das neue Statut für Tyrol unterſcheidet ſich von allen andern in dem weſentlichen Punkte, daß es nicht nur den Biſchöfen eine Virilſtimme am Landtag verleiht, ſondern auch noch vier Aebten und Pröpſten dieſes Privilegium zugeſteht. So mußte man alſo in letzter Stunde doch noch eine Art von Ständerecht an Tyrol concediren; und ein ſolcher Erfolg hätte nicht wohlfeiler zu haben ſeyn ſollen als um den peinlichen Vergleich, daß man den Ungarn, welche ihr verfaſſungsmäßiges Recht durch Hochverrath und Empörung, Abſetzung der Dynaſtie und Einführung der Republik hundertfach verwirkt haben, ein vollgerütteltes Maß gewiſſenhaft zurückerſtattet hat, während man den ſtets treuen Tyrolern, welche ihr Blut auf allen Schlachtfeldern gegen die Revolution reichlich vergoſſen haben, gibt oder nimmt je nach dem Miniſterial-Ermeſſen zu Wien.

Zuerſt glauben wir das wahre Motiv zu errathen, welches die Regierung in der tyroliſchen Sache geleitet haben mag: es war wohl die Proteſtanten-Frage. Zu unſerm Bedauern iſt dieſe zarte Angelegenheit in eine ſolche Wechſelbeziehung zum alten Statut gebracht worden, daß man geradezu argumentirte: „ſobald die ſtändiſche Parität (gleichviel Abgeordnete von jedem der vier Stände) fällt und aufhört, kann auch das Eindringen der Proteſtanten in Tyrol nicht mehr abgewendet werden.“ Wir waren der Meinung, wenn die religiöſe Einheit des Landes davon abhänge, dann ſtehe ſie als pure Aeußerlichkeit ohnehin auf ſehr ſchwachen Füßen und ſei des Aufrechthaltens kaum mehr werth. Aber auch in Wien glaubte man nicht, daß es, um dem Andringen der Proteſtanten zu genügen, nichts brauche als die Abſchaffung der Stände und ihrer Parität; vielmehr ſcheint man ſo gerechnet zu haben: laſſen ſich die Tyroler ihre alte Verfaſſung weg- und eine neue aufoktroyiren, ſo wird es mit der Aboktroyirung ihrer

religiöſen Einheit noch weniger Gefahr haben, und heben wir den alten Landtag auf, ehe er noch zuſammentritt, ſo ſind wir des vom Kaiſer demſelben gegebenen Verſprechens ledig und entbunden *). Das Handſchreiben vom 7. September 1859 hat nämlich dem ſtändiſchen Ausſchuß wörtlich zugeſagt: „was die Anſäſſigmachung der Akatholiken in Tyrol betrifft, ſo iſt es der Wille Sr. Majeſtät, daß dieſe von allen Seiten reiflicher Erwägung bedürfende Frage ſeinerzeit dem Landtag zur Berathung vorbehalten werde." Ehe nun aber der am 6. April zuſammengetretene Landtag zum Wort kam, verfügte der Miniſter durch das Geſetz vom 8. April auch für Tyrol, daß den Proteſtanten der freie Zuzug ohne alle Beſchränkung und Diſpensertheilung zuſtehen ſolle. Der Miniſter rechnete wohl, daß der neue Landtag ſich vor der vollendeten Thatſache beugen werde. Aber er hat ſchwer geirrt: der Landtag hat mit einer Majorität von mehr als drei Vierteln aller Stimmen durchaus das Gegentheil beſchloſſen.

Was ſoll man davon halten? Wir wünſchen den Proteſtanten überall, wo ſie nun einmal ſind, die volle Parität; ſolange aber das tyroliſche Volk die innere Kraft der Autonomie beſitzt, ſich das hohe Glück der religiöſen Einheit zu bewahren, thut es recht und wohl daran. Nun wird zwar gerade von denen, welche ſich täglich ein Privatvergnügen daraus machen die Bundesakte ſammt dem Bund in Fetzen zu reißen, der Art. 16 derſelben am lauteſten gegen die Tyroler angerufen; jedenfalls iſt es aber an ihnen, mit der Erfüllung ſeines ganz unzweifelhaften Inhalts voranzugehen, namentlich in Holſtein und Mecklenburg. In beiden Ländern ſind Katholiken und katholiſche Gemeinden längſt angeſiedelt, aber ſie ſind

*) Zu unſerer eigenen Ueberraſchung ſehen wir, daß dieſes Sophisma bereits offen ausgeſprochen wird.

kirchlich und politiſch helotiſirt, und wir leſen nicht, daß die liberalen Organe, deren Zorngeſchrei über Tyrol unaufhörlich iſt, auch einmal die Stände von Holſtein und Mecklenburg an den Artikel 16 erinnerten. Erſtere nahmen vor Kurzem noch das Jus reformandi ungeſcheut in Anſpruch, und dem Herrn von der Kettenburg hat zu Frankfurt das ganze Bundesrecht nichts geholfen. Sind dieſe dem Art. 16 unfraglich widerſtreitenden Zuſtände einmal beglichen, dann mag man unterſuchen, ob das Bundesrecht denn wirklich auch die ſouveraine Freizügigkeit nach dem engen Bergland der Tyroler erheiſcht *).

In wieferne uns die That des tyroliſchen Landtags als ein politiſches Ereigniß von großer Tragweite erſcheint, haben wir bereits ausgeführt. Sie lehrt den Wiener Miniſterialismus ſein eigenes Werk verſtehen, und wenn irgend etwas im Stande ſeyn wird, das Mißtrauen der Ungarn in die Statute vom 26. Februar zu verſcheuchen, ſo muß es die Erkenntniß ſeyn, daß man es auch auf deutſcher Seite mit der verfaſſungsmäßigen Autonomie ernſtlich zu nehmen weiß. Oeſterreich hat den rechten Weg getroffen, aber er iſt ſchmal und verwachſen, Allen ungewohnt und ohne Vorgang in Europa, gegen das Abirren von der richtigen Mitte genügen die Verhaue zur Linken nicht, es muß auch zur Rechten ſolche geben.

### III. Das Proteſtanten-Geſetz vom 8. April.

Wer ſich erinnert, wie dieſe Blätter ſchon zu einer Zeit, wo die liberale Katholikenhetze in Baden und Württemberg noch am fernen Horizont ſtand, für die Proteſtanten in Oeſterreich volle Freiheit und Autonomie ſowie eine ehrliche Parität

*) Vgl. „über den Güterankauf der Proteſtanten in Tyrol“ Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 44. S. 934 ff.

in Anſpruch nahmen, zugleich aber eindringlich gegen jede Freiheit und Parität im Sinne des Indifferentismus ſich verwahrten *): den brauchen wir unſerer dankbaren Freude Angeſichts des Patents vom 8. April nicht erſt zu verſichern. Das neue Geſetz iſt ohne Ausnahme in jenem aufrechten Geiſte gehalten, der den poſitiven Rechtsſtaat von der rationaliſtiſchen Willkür und Indifferenz des modernen Staates unterſcheidet, und hier wenigſtens hat ſich die Regierung von keiner Rückſicht auf das Naſerümpfen und Achſelzucken der Liberalen beſchleichen laſſen, das auch wirklich ſchon in reichem Maße eingetreten iſt. Sonſt wiſſen ſie zwar an dem Geſetz nichts auszuſetzen, es wäre denn, daß mit der Gleichberechtigung der Proteſtanten nicht ſofort auch die Aufhebung des Concordats und der Klöſter verbunden ſeyn ſoll. Das aber empfinden ſie als einen enormen Widerſpruch gegen den Geiſt des Jahrhunderts und als eine Beleidigung der Humanität, daß die ehrliche Sonderung der Confeſſionen, anſtatt ihrer Verbreiung, das Princip des Geſetzes iſt.

Die Schulen der Proteſtanten ſollen nicht nur keine Miſchſchulen ſeyn, ſondern ſelbſt der Unterricht in weltlichen Gegenſtänden ſoll „mit vollſtändiger Wahrung des confeſſionellen Charakters" ertheilt, und an allen aus Staatsmitteln errichteten Schulen (die andern ſind ohnehin völlig autonom) ſollen nur Proteſtanten angeſtellt werden. Das Aergerniß eines ſolchen Rückfalls ins Mittelalter muß um ſo größer ſeyn, als es demnach faſt ſcheint, daß auch unter der neuen öſterreichiſchen Aera das Concordat inſoferne Recht behalten ſoll, daß auch die Katholiken katholiſche Schulen und Lehrer haben dürfen. Aber noch mehr: ſelbſt die proteſtantiſchen Eheſachen ſollen kirchlich

*) S. unſere Aufſätze über die Angelegenheiten der Proteſtanten in Oeſterreich 1859 Heft vom 16. Okt. und 1. Nov. Bd. 44. S. 697 ff.).

werden! Nur „vorläufig" bleiben die Beſtimmungen des allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuchs in Wirkſamkeit, „nach Feſtſtellung des materiellen und formellen proteſtantiſchen Eherechts ſoll die Gerichtsbarkeit über evangeliſche Eheangelegenheiten ausſchließend von evangeliſch-kirchlichen Gerichtsbehörden ausgeübt werden." Das krönt den Verrath am modernen Staat! War nicht gerade dieß das unverzeihliche Verbrechen der Concordate, daß ſie Schule und Ehe kirchlich machten, ſomit dem Staat ſeine „weſentlichſten Verfügungsrechte" entzogen? Und ſoll denn Baden vergebens mit dem muſterhaften Beiſpiel vorangegangen ſeyn, wenn Oeſterreich jetzt, anſtatt die katholiſche Ehe zu ſäkulariſiren, ſogar die proteſtantiſche Ehe verkirchlichen, und dadurch vielleicht ſelbſt Preußen Verlegenheit bereiten will?

Vor acht Jahren hat ſich in Preußen ein großer Streit erhoben, ob dieſer „evangeliſche Staat," der „Hort des Proteſtantismus auf dem Continent" ſeinen katholiſchen Unterthanen, welche nicht weniger als zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl betragen, eigentliche Parität zugeſtehen könne, und die Regierungspartei hat unumwunden mit Nein geantwortet. Das freie England würde nicht nur mit Nein antworten, ſondern es würde Jedem unter die Naſe lachen, der für die acht Millionen Katholiken auf den zwei Inſeln Parität anſprechen wollte. Das katholiſche Oeſterreich hingegen ſagt ehrlich Ja! Es läßt die dritthalb Millionen Proteſtanten im Reich nicht etwa nur laufen, ſondern es verleiht ihnen verhältnißmäßigen Antheil an Staatsbeiträgen, an Gemeindemitteln und allen Anſtalten, die nicht „ſtiftungsgemäß confeſſionell" ſind; ihre Behörden haben Anſpruch auf den Beiſtand des weltlichen Arms, ihre Geiſtlichen werden als ſolche auch vom Richter behandelt, beides nach Beſtimmungen, welche wörtlich dem Concordat entnommen ſind, was freilich bei den Liberalen die Sache nicht beſſer machen wird. Der Beſitz und Genuß

des Kirchenvermögens wird für die Proteſtanten freier ſeyn als für die Katholiken; der Kaiſer verbürgt ihnen die volle Heiligkeit des Eigenthumsrechts in demſelben Moment, wo die liberalen Fraktionen vom künftigen Reichstag die Confiskation des katholiſchen Kirchenguts fordern.

Was die kirchliche Verfaſſung betrifft, ſo iſt die durch Patent vom 1. September 1859 den ungariſchen Proteſtanten gebotene Kirchen-Conſtitution nun wirklich auf die außerungariſchen übertragen: ein vollkommenes Presbyterial- und Synodal-Syſtem. Damals, vor anderthalb Jahren, war bei den Glaubensgenoſſen dieſſeits nur Eine Stimme, daß kein proteſtantiſcher Staat in Deutſchland je eine ſo freiſinnige Kirchenverfaſſung gewährt habe, noch vielleicht je gewähren werde, am allerwenigſten Preußen. Auch die ungariſchen Proteſtanten hatten die kaiſerliche Gabe nur deßhalb zurückgeſtoßen, weil die evangeliſchen Umtriebe das bewährteſte Mittel ihrer politiſchen Agitation waren, und weil ſie überhaupt, wie ſeitdem der Augenſchein lehrt, keine kirchliche Verfaſſung wollen und brauchen, ſondern in der Anarchie ſich am allerwohlſten, ja wahrhaft kannibaliſch wohl befinden. Die Neulutheraner freilich und die ſtreng Confeſſionellen in Deutſchland werden über die neue Verfaſſung wie damals klagen, daß derlei demokratiſche Machenſchaften der Kirche unter allen Umſtänden verderblich ſeyn müßten, nirgends aber mehr als bei den ganz verkommenen Elementen in Oeſterreich. Einſichtige Männer im Lande ſelbſt werden erſchrecken bei dem Gedanken, daß künftig alle Pfarrer, Senioren, Superintendenten frei gewählt werden *), und nur die letzteren der landesfürſtlichen Beſtäti-

*) Als im vorigen Jahre der Entwurf, auf welchem das gegenwärtige Geſetz ruht, und ſeine Auffaſſung des „allgemeinen Prieſterthums“ bekannt wurde, berichtete ein öſterreichiſcher Proteſtant über das „Proteſtantiſche Kränzchen“, das ſich neben „evangeli-

gung bedürfen ſollen, während ein der Generalſynode coordinirter „K. k. Oberkirchenrath“ die eigentliche Kirchenregierung ganz ſelbſtſtändig führt. Sollten aber dieſe Freiheiten der Sache nicht gut bekommen, ſo fällt doch auf die Regierung nur die Schuld des verzeihlichen Wunſches, unnöthiger Einmiſchungen überhoben zu ſeyn; alles Andere iſt das Verdienſt des aus Sachſen berufenen Philologen Bonitz, der ſich zum proteſtantiſchen Stimmführer aufgeworfen hat; insbeſondere dürfte ihm die nagelneue Union zu verdanken ſeyn, welche das Geſetz dadurch einführt, daß es den Oberkirchenrath aus den Conſiſtorien beider Bekenntniſſe, des lutheriſchen und des calviniſchen, zuſammenſchweißt. Vom Standpunkt des Wiener Proteſtantismus hätte man, wie es ſcheint, auch noch einen Juden und einen Türken beiziehen können; wie aber die neue Union weiterhin gefällt, muß die Zukunft lehren.

Nach dem Geſetz vom 8. April ſteht den Proteſtanten das Vereinsrecht und der ungeſtörte Verkehr mit dem Ausland zu. Es wird künftig öſterreichiſche Guſtavadolfs-Zweigvereine geben (welche Ironie!), und die Verbindungen mit allen propagandiſtiſchen und religiös-politiſchen Geſellſchaften des Auslandes, insbeſondere Englands werden ungehindert ſeyn, wenn auch Ludwig Koſſuth ſelber Staatsſekretär des großen Londoner Traktaten-Vereins würde. Sollte aber die Reviſion des Concordats einmal zur Tagesordnung gelangen,

ſchen Bällen“ nun zu Wien in einem Gaſthauſe gebildet habe, und beſondern Nachdruck auf das freie Wahlrecht der Gemeinden lege, ohne zu bedenken, daß das bereits beſtehende Wahlweſen ſo im Grunde verderben ſei, daß mitunter die Stellen ſogar förmlich verkauſt würden. Er weist auf die entſetzlichen Zuſtände der ungariſchen Proteſtanten, er verſichert aber überhaupt: „es iſt kaum zu glauben, wie viele unreinen Elemente ſich in das evangeliſche Kirchenweſen eingeſchlichen haben, die nicht ſo leicht wieder beſeitigt werden können“. Hengſtenberg's Evang. K.-Z. vom 7. April 1860.

ſo wird doch wohl Superintendent Franz mit ſeinen liberalen Parteigenoſſen nur dann nicht für Wiederherſtellung des Placets ſtimmen, wenn er bei der Wahl für den Reichsrath durchfällt.

Der Kaiſer hat die Proteſtanten-Frage nicht vor die Kammer bringen wollen, ſondern er iſt von dem alten auch in Preußen noch geltenden Rechtsgrundſatz ausgegangen, daß kirchliche Angelegenheiten nicht vor das Forum gemiſchter Verſammlungen gehören, und hat als oberſter Schutzherr der Kirche im Einklang mit deren Vertretern von ſich aus entſchieden. Ob man dem Concordat dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird, iſt nach dem reizenden Beiſpiel der Liberalen in der oberrheiniſchen Kirchenprovinz ſehr die Frage. Wohl aber kann vorkommenden Falls Hr. Cardinal Rauſcher anſtatt Leuten zu predigen, die nun einmal nicht hören wollen, kurzweg erklären: „Iſt euch dieſes Concordat abſolut unleidlich, ſo gebt uns einfach das Proteſtanten-Geſetz vom 8. April; unbeſcheiden wird das Begehren hoffentlich nicht ſeyn, und wir werden dabei einen ſehr vortheilhaften Handel machen"!

So viel iſt jedenfalls gewonnen, daß das Concordat das Eis des joſephiniſchen Bureaukratismus zuerſt durchbrochen hat. Ohne dieſen Dienſt der katholiſchen Beſtrebungen wäre das Proteſtanten-Geſetz vom 8. April in alle Ewigkeit unmöglich geweſen; und die Auferſtehung der germaniſchen Freiheit überhaupt in dem von den Maſchen der franzöſiſchen Centraliſation bereits dicht überſponnenen geweſenen Reich iſt keineswegs den feigen Praktiken der ungariſchen Calviniſten, ſondern der Unterzeichnung jenes vielgeſchmähten Vertrags zu danken. Dieſe Wirkung haben wir von ihm gefordert, als noch keine lebende Seele an einen italieniſchen Krieg gegen Frankreich dachte!

Den 23. April 1861.

# XXXVIII.

## Zur Geſchichte der Miſſion Paſewalk in Pommern.

Im Frühjahre des Jahres 1748 erſchienen in Paſewalk zehn Familien mit Kindern, Knechten und Mägden. Niemand kannte ſie, ihre plattdeutſche Sprache, viel von dem pommerſchen plattdeutſchen Dialekte abweichend, war zumeiſt für die Bewohner Paſewalks unverſtändlich, ihre Gebräuche und Sitten völlig fremd. Nur ſo viel konnte man erfahren, daß es Auswanderer aus dem damals gräflich heſſen-darmſtädtiſchen Lande ſeien, denen von Sr. Majeſtät Friedrich dem Großen auf das Geſuch zweier Deputirten jener Gegend, des Johann Berth aus Rohrbach und Johann Koſſenberger aus Wannbach die Aufnahme in den preußiſchen Staaten und zwar die Niederlaſſung in Pommern zugeſichert war.

Zu ihrer Legitimirung zeigten ſie dem damaligen Magiſtrat Paſewalks eine ſchriftliche Urkunde Sr. Majeſtät Friedrichs des Großen vom 28. Sept. 1747 vor, in welcher hundert Familien aus jener Gegend die Aufnahme in Pommern behufs Ummallung der Oder unter den günſtigſten Bedingungen geſtattet wurde. Es dürfte hier angebracht ſeyn, einige der Privilegien zu erwähnen, die ihnen in gedachter Urkunde zugeſagt waren.

I. Von der Zeit der Abreiſe bis zur Errichtung ihrer hieſigen Etabliſſements ſollten ihnen die nöthigen Verpflegungsgelder verabreicht werden, ſo zwar, daß jeder Wirth täglich 4 Sgr., jede Frau 3 Sgr., jedes Kind 2 Sgr, jeder Knecht 3 Sgr. und jede Magd 2 Sgr. erhielt.

II. Zu ihrem und der Ihrigen Unterhalt ſollten gegen Entrichtung der landesüblichen Onera zwei Hufen Ackerland jeder Familie zugewieſen, und ſogleich bei ihrer Ankunft wegen der zu genießenden gewöhnlichen Freijahre das Nöthige regulirt werden.

III. Ihre Söhne und Knechte ſollten von aller Werbung zum Kriegsdienſte, ſowie von allen Contributionen, Amts- und Frohnfuhren zu ewigen Zeiten völlig befreit ſeyn.

IV. Auch auf die Erziehung der Kinder hatte der Gnadenbrief Rückſicht genommen und den erwähnten Familien die Anſtellung eines Lehrers auf Sr. Majeſtät Koſten und eines Geiſtlichen bewilligt, dem 200 Rthlr. jährlicher Gehalt aus Staatsfonds ausgeſetzt waren.

V. Das nöthige Brennholz wurde ihnen frei in der nächſten Heide gegen Erlegung eines Thalers jährlich, nebſt Stammgeld und das erforderliche Bauholz zu Reparaturen mit einem Drittel der Bezahlung der Holztaxe gewährt.

Trotz jener Urkunde weigerte ſich der Magiſtrat Paſewalks, erwähnte zehn Familien auf ſeinem Territorium aufzunehmen. Allerhöchſter Befehl unter Androhung königlicher Ungnade führte die Eingewanderten zum Ziele. Damals beſaß Paſewalk, wie ſchon der Name der Stadt anzudeuten ſcheint, „Paß am Walde“, eine unabſehbare Fläche Waldung. In der Mitte derſelben, drei Viertel Meilen von der Stadt entfernt, wurde ihnen ein Theil des tiefen Urwaldes zur Urbarmachung und Austrocknung des Bodens angewieſen Daß dieſes keine leichte Arbeit für die armen, bisher an Bequemlichkeit gewöhnten Pfälzer ſeyn mochte, läßt ſich leicht denken; die Hoffnung einer beſſeren Zukunft belebte ihren Muth, ſtählte ihre Kraft. Die Waldung wurde gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet und der dadurch gewonnene Boden bebaut.

Die alten Pfälzer hatten aber mit ihren wenigen Habſeligkeiten einen koſtbaren Edelſtein mitgebracht, der als Gemeingut von Allen mit großer Gewiſſenhaftigkeit bewahrt wurde. Dieſer Edelſtein war der katholiſche Glaube, das ſchönſte Erbe ihrer Heimath, das ſie, wenn auch noch von der Wildniß umringt, doch nicht gerne aufgeben mochten. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf: war ihnen in der Jugend gelehrt worden. Darum war ihr erſter Gedanke, eine Kapelle zum Dienſte des Herrn von Lehm und Fachwerk zu erbauen und mit derſelben die Wohnung des Küſters und Lehrers ihrer Kinder zu verbinden. Einen Geiſtlichen hatten ſie freilich nicht, dafür mußten ihnen die jedesmaligen Küſter und Lehrer in der gleichen Stunde, wo in Stettin prieſterlicher Gottesdienſt begann, Laiengottesdienſt abhalten. Derſelbe beſtand im Geſang, in der Vorbetung der Meßgebete, wobei die Hauptheile der heiligen Meſſe durch das Zeichen der Glocke angedeutet wurden, und in der Vorleſung einer Predigt. Sie verſetzten ſich dabei im Geiſte an den gemeinſamen Pfarrort, wo auch ihrer in der Waldeinſamkeit am Altar gedacht wurde. Erſt als man ſich ein Heiligthum geſchaffen, dachte man auch an die Errichtung von Wohngebäuden. Allmählig verſchwanden die Blockhäuſer, und an deren Stellen erſtanden freundliche Wohnhäuſer. Einige Jahre ſpäter erblickte man in der vormals unwirthbaren Gegend ein freundliches Coloniſten-Dörfchen Viereck, das aber immerhin von großen Waldungen eingeſchloſſen war. Man glaubt ſich in die Urwälder Amerikas verſetzt, wenn man die Aelteſten der Gemeinde von den erſten Anfängen des Dorfes, wie ihnen von ihren Eltern mitgetheilt wurde, erzählen hört.

Ohne Geiſtlichen haben ſie durch hundert Jahre mit Hülfe eines Küſters ihren katholiſchen Glauben zu bewahren gewußt. Man iſt faſt verſucht, die Erhaltung einer ganz katholiſchen Gemeinde im Norden Pommerns durch ſo lange Zeit in einer der katholiſchen Sache durchaus nicht günſtigen Lage als ein Wunder zu betrachten, welches in dem Lieblingsgebet der braven Pfälzer, dem Gebet des heiligen Roſenkranzes ſeine Erklärung findet. Die Küſter waren zumeiſt Handwerker, die von den übrigen Bewohnern nur ſo viel voraus hatten, daß ſie etwas ſchreiben, leſen

und rechnen konnten, und ſich beſonders durch ihren chriſtlichen Lebenswandel vor allen Uebrigen auszeichneten. So war der erſte Küſter, Marx, ein Meſſerſchmied, der zweite, Muche, ein Bauer, der dritte, Friedlieb und deſſen Sohn Carl Peter, Leinweber.

Von einer ſeelſorgerlichen Pflege war nicht die Rede, da zu jener Zeit nicht einmal die Stettiner Pfarrgeiſtlichkeit nach Viereck kam. Jährlich zweimal in Paſewalk dem katholiſchen Militär-Gottesdienſte beizuwohnen, machte die ganze Seelſorge aus. Die vorkommenden Taufen und Trauungen wurden von dem proteſtantiſchen Paſtor in Paſewalk vollzogen, der ſich auch Paſtor von Viereck nannte. Der jetzt penſionirte Küſter Friedlieb weiß noch aus ſeiner Zeit zu erzählen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit in Stettin nur nach zuvor eingeholter Erlaubniß des hieſigen Superintendenten einen Taufakt vollziehen durfte.

Herr Pfarrer Kirchhof aus Stettin war der erſte katholiſche Geiſtliche, der Viereck beſuchte und wahrſcheinlich auch dem daſigen Sacellum die heilige Weihe ertheilt hat Unter den Pfarrern Heinevetter und Hampel aus Stettin wurde Viereck jährlich zweimal mit Gottesdienſt verſehen, wobei gleichzeitig die Kirchenbücher, die erſt mit dem Jahre 1810 angelegt ſind, revidirt wurden. Letzterer hat ſich durch eine Fundation für die armen Schullehrer der Pfälzer-Gemeinden ein bleibendes Andenken gegründet.

Im Jahre 1837 war die kleine Colonie zu einem großen Dorfe herangewachſen, die Waldung von der Oſtſeite gänzlich entfernt, und die Zahl der Einwohner bis auf dreihundert Seelen geſtiegen.

Der beſchränkte Raum des bisherigen gottesdienſtlichen Lokals konnte unmöglich länger für dieſen Zweck benützt werden. Daher unternahm Herr Pfarrer Künzel aus Stettin mit Unterſtützung der königl. Regierung den Bau einer größeren Kirche, die, wenn auch nicht im kirchlichen Style erbaut, doch den Ortsbedürfniſſen genügt.

Mit dem Jahre 1848, hundert Jahre nach der Einwanderung, wurde der urkundlichen Zuſage Friedrich des Großen theilweiſe durch Anſtellung eines Pfarrers in Hoppenwalde genügt, welchem die

Pfälzer-Colonien Blumenthal, Viereck und Uhlenkrug zugewieſen wurden. Da es ſich aber bald herausſtellte, daß eine geregelte Seelſorge auch bei dem beſten Willen des Geiſtlichen ſich nicht ermöglichen ließe wegen der großen Entfernung der Orte, wurde in Paſewalk, wo ſich ebenfalls eine Gemeinde von 120 Katholiken gebildet, ein Geiſtlicher am 15 Oktober vorigen Jahres angeſtellt und demſelben Viereck als Filiale beigegeben.

Die Miſſions-Station Paſewalk iſt noch in der Bethlehems-Einrichtung begriffen; ſie iſt ein armes ſchwaches Windelkind, das im froſtigen Norden des Proteſtantismus nach der Pflege chriſtlicher Nächſtenliebe unſerer Glaubensbrüder verlangt. Vorläufig iſt ein Zimmer miethsweiſe zur Kapelle eingerichtet, während der Geiſtliche ſein Quartier in der engen Stube eines Gaſthofes ſuchen mußte. Um der Miſſion Beſtand zu geben, hat die Gemeinde, da durch den Bau der Eiſenbahn, der nunmehr faſt mit Gewißheit anzunehmen iſt, eine Vergrößerung derſelben zu erwarten ſteht, eine alte Brauerei für 2750 Thlr. käuflich erſtanden, wovon 1400 Thlr. in dieſem Jahre abgezahlt werden ſollen. Mag Gott und chriſtliche Liebe uns zu dem Kaufſchilling verhelfen!

# XXXIX.

## Zur Entdeckungsgeſchichte Amerika's.

Die beiden älteſten General-Karten von Amerika. Ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiſer Karls V. Im Beſitze der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Erläutert von J. G. Kohl. Weimar, geographiſches Inſtitut. 1860. fol.

Vom vierzehnten Jahrhunderte an ſind die Karten, welche in den verſchiedenen Bibliotheken und Archiven Europas zerſtreut liegen, von beſonderer Wichtigkeit, weil wir von jener Zeit an die Spuren einzelner Entdeckungsreiſen auf ihnen verzeichnet finden. Für die bedeutendſte dieſer Entdeckungen, für die Amerikas leiſten uns die Karten dieſelben Dienſte, weßhalb die Herausgabe der beiden älteſten Generalkarten von Amerika ein ſehr verdienſtliches Unternehmen iſt, dem ſich der durch ſeine zahlreichen Reiſeberichte ſchon ſeit langer Zeit bekannte Herr Verfaſſer unterzogen hat.

Von der einen, vom Kosmographen Karl's V. Diego Ribero 1529 verfaßten Karte hat ſchon der um die Geſchichte der Geographie hochverdiente Sprengel im Anhange zur Geſchichte der neuen Welt von Munnoz im Jahre 1795 eine Abbildung machen laſſen, die einen Theil Amerikas enthält. Die andere Karte vom Jahre 1527 erſcheint hier zum erſtenmale,

ihr Verfaſſer iſt nach der Anſicht des Herausgebers Hernando Colon, der berühmte und gelehrte Sohn des Chriſtoph Columbus.

Beide Karten weiſen allerdings, wie Herr Kohl ſagt, auf verſchiedene große und höchſt intereſſante Schiffahrten und Entdeckungsreiſen hin, von denen wir ſonſt gar keine oder nur höchſt dürftige Nachrichten haben. Als Beiſpiele führt er mit Recht die erſten ſpaniſchen Reiſen längs der Oſtküſte der jetzigen Vereinigten Staaten, ſowie auch die längs der Nordküſte des mexikaniſchen Meerbuſens an.

Der Herausgeber hat deßhalb auch in der den trefflich abgebildeten Facſimile's beigegebenen Abhandlung den Verſuch gemacht, die ganze Geſchichte der Karten darzuſtellen, und ihren Inhalt in erſchöpfender Weiſe zu analyſiren. Dieſe Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Im erſten, dem allgemeinen Theile ſchildert er das Aeußere der Karten, ihre jetzige Beſchaffenheit, die Lebensverhältniſſe ihrer Verfaſſer, die Quellen, welche ſie benützten, das ſpätere Schickſal beider Karten und ihre Einwirkung auf die Kartographie des ſechszehnten Jahrhunderts.

Im zweiten oder beſondern Theile gibt er eine ſpecielle Analyſe aller auf den Karten enthaltenen Namen, Notizen und Inſchriften, welche mit Island beginnt, auf die fabelhaften Inſeln im nordatlantiſchen Ocean übergeht, dann die öſtlichen Küſten von Nordamerika und Südamerika, zuletzt aber die weſtlichen oder Südſeeküſten beſchreibt.

Referent muß bezüglich dieſes zweiten Theiles auf das Werk ſelbſt verweiſen, aus dem erſten aber will er außer einiger allgemeinen Bemerkungen beſonders die Anſichten des Verfaſſers über die Demarkationslinie hervorheben, bei welcher Hr. Kohl den Quellen, die ihm wahrſcheinlich nicht zugänglich waren, entgegenſteht.

Beide Karten umfaſſen die ganze damals bekannte Welt, und gehen ſowohl im Norden wie im Süden bis zum 70ſten

Breitengrade. Beide Karten, ſagt der Verfaſſer S. 11, haben als erſten Meridian die Demarkationslinie, wie ſie zwiſchen Spanien und Portugal vertragsmäßig feſtgeſetzt worden war, ſie wurde weiter gegen Weſten hinausgerückt, als ſie der Papſt anfänglich gelegt hatte.

Papſt Alexander VI. hatte nämlich in der an Ferdinand und Iſabella von Spanien gerichteten Bulle inter cetera divinae majestati beneplacita vom 3. Mai 1493 denſelben die neuen Entdeckungen, welche Columbus gemacht hatte, in der Form einer Schenkung beſtätigt. Letzterer wird in der Bulle namentlich erwähnt, und von ihm und ſeinen Gefährten bemerkt: qui tandem divino auxilio, facta extrema diligentia, per partes occidentales, ut dicimus, *versus Jndos* in mari Oceano navigantes, certas insulas remotissimas, et etiam terras firmas, quae per alios hactenus repertae non fuerant, invenerunt. Ueber alle dieſe genannten Entdeckungen, ſowie über diejenigen, welche noch in der Zukunft gemacht werden ſollten, überträgt der Papſt das Eigenthum an Spanien.

Schon am folgenden Tage beſtimmte er in einer zweiten mit denſelben Worten beginnenden Bulle die Grenze zwiſchen den Entdeckungen der Spanier und Portugieſen. Sie ſollte vom Nordpol zum Südpol in einem weſtlichen Abſtande von 100 Leguas von jeder der Azoriſchen und Cap-Verdiſchen Inſeln laufen. Der unbeſtimmte Ausdruck versus Indiam wird auch hier wiederholt, denn es heißt: fabricando et constituendo unam lineam a polo arctico, sciliscet septentrione, ad polum antarcticum, sciliscet meridiem, sive terrae firmae et insulae inventae et inveniendae sint *versus Indiam*, aut versus aliam quamcunque partem.

Beſtimmter drückt ſich eine dritte, noch in demſelben Jahre erſchienene Bulle aus, welche Navarrete im zweiten Bande ſeiner coleccion de los viages y descubrimientos nur in ſpaniſcher Ueberſetzung gibt, während die vorhergehenden in der Sprache des Originals, die erſte nach einer alten Copie im

Archive zu Simancas, die zweite nach dem Originale im Archive zu Sevilla gegeben ſind.

In dieſer dritten Bulle vom 25. September 1493 erweitert der Papſt die Schenkung, die er zuvor dem Könige und der Königin gemacht hatte, auf alle neuen Entdeckungen, ſie mögen Inſeln oder Feſtland in ſich begreifen, welche bereits gemacht oder noch zu machen ſeien, ſie mögen auf der Schifffahrt gegen Weſten oder gegen Süden zum Vorſchein kommen, ſie mögen im weſtlichen oder ſüdlichen und öſtlichen Theile und in den Theilen von Indien liegen *).

Herr Kohl hat von den Worten dieſer dritten Bulle eine eigenthümliche Auslegung gemacht. Er meint (S. 11), der Papſt ſcheine zunächſt bloß an einen möglichen Zuſammenſtoß der Mächte im atlantiſchen Ocean gedacht zu haben, und daher die Linie anfangs nur mitten durch dieſen Ocean gezogen zu haben. Später, als ihm vielleicht eingefallen ſei, daß der runden Beſchaffenheit der Erde gemäß die beiden Mächte auch auf der andern Seite der Welt bei den Antipoden zuſammenſtoßen könnten, habe er in einer Bulle vom 25. Sept. 1493 den von ihm angedeuteten Halbkreis von Pol zu Pol zu einem vollen durch die Pole gehenden Kreiſe ausgedehnt, der die ganze Erdkugel in zwei Hälften, in eine portugieſiſche und in eine ſpaniſche getheilt habe.

Referent kann dieſer Anſicht nicht beipflichten, denn der Inhalt der dritten Bulle ſteht ihr entgegen, in ihr iſt die De-

---

*) Bei Navarrete T. II. p. 405 lautet der ſpaniſche Text: ampliamos la donacion, concesion etc. à todas y cualesquier islas y tierras firmes halladas y por hallar, descubiertas y por descubrir que navegando o caminando hácia el Occidente ó el Mediodia, son ó fueren o aparecieren, *ora esten en las partes Occidentales ó Meridionales y Orientales y de la India etc.* Dieſe Bulle fehlt im Bullarium ed. Cherubini. Luxemb. 1742. fol., die zwei vorhergehenden dagegen ſind dort T. I. p. 453 und T. X. p. 3 abgedruckt.

markationslinie, wie ſchon Humboldt bemerkt hat, gar nicht genannt.

Die Worte, deren ſich der Papſt hier bedient: *ampliamos la donacion, concesion, asignacion y Letras sobredichas, con todas y cualesquier clausulas en las dichas Letras contenidas* beziehen ſich auf die erſte Bulle, in welcher bereits die Klauſeln ausgeſprochen ſind, daß die Entdeckungen des Columbus nicht ſchon von Andern gemacht worden ſeien, noch ſich im Beſitze einer chriſtlichen Macht befänden, denn keinem chriſtlichen Fürſten ſollte durch die päpſtliche Schenkung, Bewilligung, Anweiſung und Inveſtitur ſein Recht genommen werden *).

Die Schenkung, welche in der erſten Bulle nur von den Schiffahrten gegen Weſten ſpricht, und den ſchon erwähnten unbeſtimmten Ausdruck *versus Indiam* hat, iſt in der dritten dahin erweitert, daß Indien ſelbſt mit drei Weltgegenden genannt wird, die Schiffahrt aber nicht bloß auf den Weſten beſchränkt, ſondern auch auf den Süden ausgedehnt wurde, wie auch die Art und Weiſe zeigt, in der die erſte Bulle an Columbus mitgetheilt wurde. Gerade vom Süden aber, wie Herr Kohl ſelbſt bemerkt, wollte der König von Portugal die Spanier ausſchließen, was er durch einen Privatvertrag mit Spanien zu erreichen ſuchte.

Der Vertrag kam auch am 7. Juni 1494 zwiſchen den ſpaniſchen und portugieſiſchen Geſandten zu Stande, die Grenze wurde nach einer noch zu beſtimmenden Linie weiter gegen Weſten verlegt, denn ſie ſollte nicht mehr nach der päpſtlichen Entſcheidung ſich richten.

„Ueber dieſe Linie“, ſagt der Verfaſſer S. 12, „vermochte

*) Decernentes nihilominus per hujusmodi donationem, concessionem, assignationem et investituram nostram, nulli Christiano principi jus quaesitum, sublatum intelligi posse aut aufferri debere.

man anfänglich etwas Beſtimmtes nicht anzugeben. Man kannte weder die Größe des Erdballes genau, noch vermochte man die Längengrade auch nur mit einiger Sicherheit zu beſtimmen. Als aber die Oſtküſte von Braſilien im Jahre 1500 in ſehr kleinem weſtlichen Abſtande von den Cap Verdiſchen Inſeln durch Cabral entdeckt wurde, war ſo viel gewiß, daß wenigſtens ein großer Theil dieſes Landes in die portugieſiſche Erdhälfte fiel, und Portugal nahm daher auch in Uebereinſtimmung mit dem Vertrage von Tordeſillas und ohne von Spanien daran gehindert zu werden, Beſitz von jener Küſte.

Ob man damals in Portugal oder Spanien ſchon Karten gemacht hat, auf denen man etwa die Demarkationslinie niederzulegen verſuchte, iſt uns unbekannt. Gewiß aber iſt es, daß uns keine ſolchen primitiven Karten mit der Demarkationslinie erhalten ſind. Auf keiner der uns aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts erhaltenen Karten iſt es angegeben, wie weit Spanien und wie weit Portugal die Länder Südamerikas für ſich in Anſpruch zu nehmen gedachte. Man unterließ dieß vermuthlich, theils weil man anfänglich noch wenig Intereſſe dabei hatte, die Sache genau zu erörtern, theils weil man in Folge wiſſenſchaftlicher Unfähigkeit dazu nicht vermögend war.

Erſt als die Portugieſen ihr Land Braſilien häufiger zu beſchiffen anfingen, wurde die Frage, wie viel von Braſilien durch die Theilungslinie von Tordeſillas eigentlich für Portugal abgeſchnitten wurde, wichtiger. Im Jahre 1514 hatten portugieſiſche Seefahrer (wir kennen nicht ihren Namen) die Nordküſte von Braſilien beſchifft, und waren weit weſtwärts ſegelnd dabei auch zu den Partien von Südamerika gekommen, die entſchieden ſpaniſch waren. Als Eindringlinge in die ſpaniſche Welthälfte wurden ſie von den Spaniern gefangen genommen. Und der König von Portugal ließ als Repreſſalie dafür wieder einige Spanier ergreifen, die beim Cap Auguſtin, das ganz entſchieden zur portugieſiſchen Welthälfte gehörte, betroffen waren. Hieraus entſtanden nun Differenzen zwiſchen beiden Mächten, und zur Schlichtung derſelben befahl der König von Spanien, daß eine Junta ſeiner beſten Kosmographen und Piloten zuſammentreten ſolle, um die

Karten zu revidiren und die Demarkationslinie deutlich niederzulegen. Auch machte er den Vorſchlag, daß es wohl gut ſeyn möchte, geſchickte Perſonen nach Braſilien zu ſenden, um die Sache an Ort und Stelle auszumachen. Dieß erzählt uns Herrera. Welchen Verlauf dieſe Angelegenheit aber gehabt und ob ſie zu irgend einem Reſultate geführt habe, theilt weder er noch ſonſt ein anderer Schriftſteller uns mit."

Genauer als hier ſind die Vorgänge zu Tordeſillas mit ihren Folgen in den Schriften von Navarrete, Varnhagen, Santarem und Anderen dargeſtellt, welche einiges Material hierüber enthalten, das indeſſen bisher nicht zuſammengeſtellt wurde.

Referent will es daher verſuchen, das Weſentliche der einzelnen Angaben hier zu vereinigen.

Der genannte Vertrag wurde zuerſt von Seite Spaniens genehmigt. Ferdinand und Iſabella beſtätigten ihn in einem Schreiben vom 2. Juli 1494, welchem ein zweites mit Anweiſungen zum Vollzuge deſſelben beigegeben war, das uns Santarem nicht näher bezeichnet hat. Johann II. von Portugal ertheilte ſeine Genehmigung am fünften September deſſelben Jahres.

Nach dem Inhalte des Vertrages ſollte eine Linie vom Nordpole bis zum Südpole über die Theilung des Oceans entſcheiden, welche 370 Meilen weſtlich von den Capverdiſchen Inſeln zu ziehen ſei. Zu dieſem Zwecke einigte man ſich darüber, binnen zehn Monaten zwei oder vier Caravellen, in gleicher Zahl von beiden Seiten genommen, nach der Inſel Gran-Canaria zu ſenden, die mit Piloten, Sternkundigen und Seeleuten beſetzt ſeien. Von dort ſollten ſie zuerſt nach den capverdiſchen Inſeln, von dieſen aber in gerader Linie gegen Weſten 370 Meilen zurücklegen, deren Flächeninhalt durch gegenſeitiges Uebereinkommen zu beſtimmen ſei, bis die Grenze erreicht ſei.

Von welcher Inſel des genannten Archipels die entſcheidende Fahrt vorgenommen werden ſolle, iſt im Vertrage nicht beſtimmt, der Vollzug mußte hiedurch gehemmt, die Auslegung ſelbſt eine ſtreitige werden.

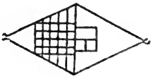
Mit einem Schreiben aus Segovia (16. Auguſt 1494) ſandten Ferdinand und Iſabella, gewöhnlich die Könige genannt, eine Abſchrift des Vertrages an Columbus. Sie erklären in dem Schreiben den Vollzug der Grenze für eine ſehr ſchwierige Sache, welche durch großes Wiſſen und Vertrauen bedingt ſei, ſie laden deßhalb den Columbus ein, zur Beſprechung mit den Abgeſandten des Königs von Portugal ſelbſt zu kommen, oder doch ſeinen Bruder oder irgend Jemand zu ſenden, der von ihm ſchriftlich, mündlich oder durch Zeichnungen (por escripto, y por palabra, y aun por pintura) unterrichtet ſei, und jedenfalls noch vor der im Vertrage beſtimmten Zeit nach Spanien komme.

Bald nach dem Beginne des folgenden Jahres findet ſich auch ein Gutachten des Kosmographen Jakob Ferrer, welches er aus Barcelona (27. Januar 1495) an die Könige über den Vertrag von Tordeſillas erſtattet hat.

Der Kosmograph, welcher von ſeinen Zeitgenoſſen ſeiner Kenntniſſe halber ſehr geſchätzt war, ſandte den Königen eine Abbildung der beiden Hemiſphären in Form einer Plankarte (in figura extensa). Auf ihr befanden ſich die beiden Pole, der Aequator, die Wendekreiſe, und die ſieben Klimate, ſämmtlich nach Vorſchrift des Traktates de la esfera und eines Werkes de situ orbis, womit wohl Ptolemäus gemeint iſt, angebracht nnd in Grade eingetheilt.

Die Entfernung der 370 Meilen vom Cap Verde gegen Weſten beſtimmte Ferrer mit Linien von gelber Farbe durch beide Pole gezogen, welche vom Aequator dreiundzwanzig Grade abſtehen, und mit ſpitzen Winkeln den Polen nach

einer beigefügten Figur entſprechen, deren Abbildung Referent mit der Note eines Sachverſtändigen hier wiedergibt *).



*) Die vorſtehende Figur zeigt eine Raute, deren ſenkrecht ſtehende Diagonale halb ſo lang wie die wagrecht liegende iſt. Da nach Anleitung des Textes die Theillinien am Aequator 23° abſtehen ſollen, da ferner $7^{10}/_{23}$ ſolcher Theile die Länge eines Meridians (180°) ausmachen, und die kürzere Diagonale bei vollendeter Theilung dieſe Länge von 180°, die längere hingegen 360° oder die Länge des ganzen Aequators darſtellt, ſo kann mit Beſtimmtheit in der vorliegenden Figur ein Planiglobium erkannt werden, auf welchem — in Uebereinſtimmung mit den am Anfange des 16ten Jahrhunderts gefertigten Planiglobien — die in der Mitte der Karte auf dem Meridian aufgetragenen Grade mit den Graden des Aequators die gleiche Länge zeigen und ſomit der Aequator die doppelte Länge des Meridians beſitzt. — Durch die Rautenfigur hat der Verfaſſer unzweifelhaft die allmählige Verkleinerung der Parallelgrade vom Aequator anfangend gegen die Endpunkte des Meridians, oder die Pole hin, verſinnlichen wollen. Hierauf bezieht ſich die in der linken Hälfte der Raute befindliche Eintheilung in Quadrate, von welchem jedes der damals üblichen fehlerhaften Kartenprojektion entſprechend eine Länge und Breite von 23 Graden des Aequators zeigt. Das in der rechten Hälfte der Raute dargeſtellte größere Quadrat ſcheint hingegen durch ſeine horizontalen Linien verſinnlichen zu ſollen, welchen Längenabſtand zwei unter gleichen Breiten nördlich und ſüdlich des Aequators gelegene Punkte von dem zu ſuchenden Meridian beſitzen.

Als Beweis dafür, wie unvollſtändig der Verfaſſer die Größe der Parallelgrade zu ermitteln verſtand, und daß die von ihm entworfene Figur keine mathematiſche Conſtruktion zur Auffindung der wirklichen Größe der Parallelgrade enthält, dient die von ihm gemachte Angabe, daß unter dem 15ten Grade der Breite ein Parallelgrad $20^{5}/_{8}$ ſpan. Meilen, und unter den Wendekreiſen $20^{4}/_{370}$ ſpan. Meilen enthalte. Nach ſeiner Angabe beträgt die Größe ei-

Mit der Bemerkung, daß Alles, was gegen den Südpol mit gelben Farben durchzogen ſei, dem Könige von Portugal gehöre, ſchließt Ferrer ſein Schreiben, indem er ſich zugleich bereitwillig erklärt, zur weiteren Beſtimmung der Grenzlinie perſönlich am Hofe zu erſcheinen. Ein Schreiben der Könige berief ihn auch zum beſſeren Verſtändniſſe ſeiner Zeichnung auf den erſten Mai nach Madrid.

Bei Navarrete findet ſich indeſſen nur ein zweites Gutachten des Kosmographen. welches von ihm gleichfalls in das Jahr 1495 geſetzt wird, unentſchieden iſt, ob es Ferrer perſönlich übergeben habe. Durch das Verfahren, welches er in dieſem zweiten Gutachten empfiehlt, erhält man den Meridian, welcher 370 Meilen von den Capverdiſchen Inſeln abſteht, richtiger, als es nach dem zuerſt erwähnten Plane der Fall iſt.

Ferrer will die 370 Meilen der Entfernung vom Cap Verde durch den Nordſtern beſtimmen, was auch mit der Regel, die er hiezu vorſchreibt, ziemlich übereinſtimmt, wenn man von der Inſel Jago aus rechnet *).

---

nes Grads im Aequator $21\frac{3}{8}$ Meilen. und da — die Erde als Kugel betrachtet — die Parallelgrade ſich wie die Coſinuſe der Breiten verhalten, ſo iſt die wahre Größe eines ſolchen Grades

unter 15° Breite 20,888 oder $20\frac{9}{10}$ ſpan. Meilen,
und unter $23\frac{1}{2}$ „ 19,831 „ $19\frac{9}{11}$ „ „

Die Entfernung der 370 Meilen von den unterm 15ten Breitengrade liegenden Capverdiſchen Inſeln beträgt daher genau genommen $17\frac{7}{10}$ ſtatt 18 Längengrade.

*) Nimmt ein Schiff, nach ſeiner Vorſchrift, vom Parallelkreiſe unter 15° N. B. ablenkend, den Weg nach der Quart des Weſtens mit dem Nordweſtwinde, ſo fährt es Weſt $11\frac{1}{4}$° Nord. Setzt es dieſen Weg fort, bis der Pol (Nordſtern) $18\frac{1}{3}$ Grad ſich erhebt, ſo befindet es ſich $3\frac{1}{3}$° oder 72 ſpaniſche Meilen nördlich vom 15ten Breitengrade. Fährt von hier aus das Schiff ſo weit gegen Süden, bis ſich der Nordpol (Nordſtern) nur noch 15 Grade

Spanien veränderte indeſſen im Vereine mit Portugal den früher gefaßten Plan, eine Unternehmung zur See von den canariſchen Inſeln zur Beſtimmung der Grenzlinie ausgehen zu laſſen. Man entſchied ſich jetzt (15. April 1495) für eine Kommiſſion von portugieſiſchen und ſpaniſchen Sternkundigen (astrologos), Piloten und Seeleuten, die an der Grenze beider Reiche ſich verſammeln ſollten; ihrem Gutachten ſolle binnen zehn Monaten von dem Tage an gerechnet, an welchem es der eine Theil verlange, die wirkliche Feſtſtellung der Grenzlinie nachfolgen. Die Kommiſſion ſollte ſich ſchon im Juli verſammeln, ſie kam indeſſen nicht zu Stande. Durch den im December erfolgten Tod des Königs von Portugal mußten ſich die Unterhandlungen noch mehr verzögern.

Schon am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts findet ſich indeſſen von ſpaniſcher Seite der Verſuch, die Grenzlinie auf einer Karte einzutragen, nur iſt derſelbe in den zwei Abdrücken, welche dem Referenten vorliegen, verſchieden angegeben. Juan de la Coſa, der Begleiter des Columbus, hat ihn wohl zuerſt gemacht, während Herr Kohl ihn einer portugieſiſchen Karte zuſchreiben will, die ſiebzehn Jahre ſpäter fällt.

Auf dem Abdrucke, welchen Humboldt dem fünften Bande ſeines examen critique de l'histoire de la géographie (Paris 1836. 8) beigegeben hat, iſt der Meridian durch die capverdiſche Inſel St. Antonio gezogen, er durchſchneidet daher nur einen kleinen Theil der öſtlichen Küſte Braſiliens, was ganz mit Ferrer's Anſichten übereinſtimmt.

---

erhebt, ſo iſt es zum 15ten Breitengrade zurückgekehrt, und hat daher die Hypothenuſe CA und die kürzere Kathete AB eines Dreieckes beſchrieben, in welchem die längere Kathete BC den Längenabſtand des Schiffes von ſeinem Ausgangspunkte darſtellt.

Es iſt aber $BC = AB. \text{cotang.} C$, und da $AB = 72$ ſpan. Meilen und $C = 11^1/_4{}^0$ iſt, ſo erhält man $BC = 362$ ſpaniſche Meilen.

Auf dem Abdrucke, welcher zu der noch immer unvollendeten Sammlung Jomard's gehört, lauft der Meridian weſtlich von St. Antonio, und trennt daher einen größeren Theil des erwähnten Feſtlandes von dem Antheile Spaniens ab.

Mehrere Jahre verfloſſen inzwiſchen, bis ſich der neue König Portugals an den Papſt um Beſtätigung des Vertrages von Tordeſillas wandte. Julius II. befahl hierauf (1506, 24. Januar) den Biſchöfen von Braga und Viſeo, dieſe Beſtätigung im Namen des apoſtoliſchen Stuhles vorzunehmen.

Die Auslegung des Vertrages blieb aber immerhin ein Gegenſtand des Streites zwiſchen beiden Höfen. Zu einem ſolchen wurde auch das im Auguſt 1511 von den Portugieſen eroberte Malacca, welches, wie der portugieſiſche Geſandte Joao Mendes de Vaſconcellos (30ſten Auguſt 1512) vom Hoflager zu Logronno berichtet, von den Spaniern in Anſpruch genommen wurde.

Portugal drang, wie aus einem andern Berichte deſſelben Geſandten erſichtlich iſt (7. Sept. 1512), damals auf die Herſtellung der Theilungslinie. Die Sache verzögerte ſich indeſſen, ſpäter kam noch ein neuer Gegenſtand des Streites, in den Molukken hinzu, auf welchen ſpaniſche Schiffe gelandet hatten.

Enciſo's Geographie, die in erſter Auflage zu Sevilla ſchon 1519, in zweiter ebendaſelbſt 1530 erſchien, berührt wider Erwarten in dieſer zweiten Auflage den Streit über die Molukken nicht, wohl aber ſpricht der Verfaſſer von der Grenzlinie. Nach ſeiner Anſicht iſt ſie durch eine andere der capverdiſchen Inſeln zu ziehen, als nach der des Piloten Juan de la Coſa. Eure Majeſtät, ſagt Enciſo im Eingange ſeines Werkes, welches dem Kaiſer Karl V. gewidmet iſt, hat den Erdkreis mit dem Könige von Portugal getheilt, die Grenze, von welcher dieſe Theilung beginnt, iſt 370 Meilen weſtlich von der Inſel Fogo. Sie zieht ſich daher auf dem Feſtlande In-

diens zwiſchen dem Strome Marannon, der ſüdweſtlich von der Inſel Fogo liegt, in einer kleinen Neigung gegen die Quart des Südens und zwiſchen dem ſüßen Meere (mar dulce) hin. Eure Majeſtät muß wiſſen, daß von dieſer Grenze, welche ſich bei dem ſüßen Meere befindet, bis Malacca 2670 Meilen ſind, zweihundert Meilen aber über Malacca hinaus ſich die portugieſiſche Grenze endigt *).

Der Streit über die Molukken war durch die zwei ſpaniſchen Schiffe veranlaßt worden, welche mit den Begleitern des Magalhaes nach ſeinem Tode dahin gekommen waren.

Magalhaes ſelbſt hatte ſich ſchon im September 1519 veranlaßt gefunden, dem Könige Ferdinand eine kurze Denkſchrift zu überſenden, in welcher er auf die Möglichkeit aufmerkſam macht, Portugal könne die Molukken innerhalb der Grenzlinie anſprechen und eine entſprechende Abbildung der Küſten überſenden, welche doch Niemand ſo genau kenne, wie er ſelbſt. Zu dieſem Zwecke überſendet er dem Könige eine geographiſche Beſtimmung der Länge und Breite der vorzüglichſten Länder und Vorgebirge, damit derſelbe auch für den Todesfall des Seefahrers die Wahrheit erkenne.

Die Inſel St. Antonio wird von ihm als die weſtlichſte Spitze des capverdiſchen Archipels, von welchem aus man die Theilung gemacht habe, zu 17° N. B. mit der Bemerkung angegeben, daß ſie 22 Grade öſtlich von der Theilungslinie liege.

Der Streit über die Molukken begann ſpäter (1523) wirklich, er ſollte durch Schiedsrichter erledigt werden, die an der Grenze beider Reiche ſich verſammelten. Die Junta von

---

*) Man vergl. Enciso's summa de geographia etc. Sevilla 1530. fol 7. verso.

Badajoz, wie die aus Portugieſen und Spaniern beſtehende Kommiſſion heißt, war aber eben ſo wenig darüber einig, von welcher Inſel aus gemeſſen werden ſollte, als man es bisher war. Die Spanier beſtanden (13. Mai 1524) auf der Inſel St. Antonio, die Portugieſen ſchlugen an demſelben Tage die Inſeln Sal und Buena Viſta vor.

Die Spanier, ſagt Varnhagen, entſchieden ſich für Antonio, weil ſie ſich dadurch für den Beſitz der Molukken ſichern wollten, die Portugieſen wieſen dieſen Anſpruch zurück, vergaßen aber gänzlich, wie vortheilhaft für ihre Beſitzungen in Braſilien die Annahme der Inſel St. Antonio war, die zugleich als die einzige logiſch-richtige erſcheint.

Die Frage wurde überhaupt weit mehr als eine politiſche, denn als eine wiſſenſchaftliche behandelt, ihr Verlauf iſt bekannt: es kam niemals zu einer vertragsmäßigen Feſtſtellung einer Grenzlinie, die Molukken gingen aber (1529, 22. April) durch Kauf an Portugal über. So endigte ſich der Streit, dem Herr Kohl jedenfalls zu wenig Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

Herr Kohl hat in der Einleitung zum vorliegenden Werke auch die Veröffentlichung eines hiſtoriſchen Atlaſſes zur Geſchichte von Amerika in Ausſicht geſtellt. Referent begrüßt dieſe Ankündigung mit Freude, denn er hat ſelbſt in der Entdeckungsgeſchichte von Amerika auf das Daſeyn mehrerer bis dahin unbekannter oder nicht beachteter Karten hingewieſen, die zu den älteſten gehören.

In dem Atlas der bayeriſchen Akademie konnten ſie gleichwohl keine Aufnahme finden, weil nur ſolche Karten aufgenommen werden ſollten, deren Originale ſich in den wiſſenſchaftlichen Sammlungen unſerer Hauptſtadt befinden.

An dem Werthe eines ſolchen Atlaſſes wird Niemand zweifeln, dagegen darf man ihn auch nicht überſchätzen, denn

für die Geſchichte einer Seereiſe, die aus Tagebüchern und Urkunden feſtſteht, wie z. B. des Magalhaes, können die Karten immerhin nur als ſekundäre Quelle gelten. Die erſteren Quellen verdienen überall da den Vorzug, wo die weſentlichſten Ereigniſſe durch ſie allein auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Forſchung feſtgeſtellt werden können.

Auf dieſes Gebiet möchte auch Referent Herrn Kohl bei ſeiner neuen uns in Ausſicht geſtellten Arbeit verweiſen, und ihn zugleich zur Benutzung einer reichhaltigeren Bibliothek veranlaſſen. Sein ſchönes Talent hat ſich in einer Reihe von Beſchreibungen gezeigt, was Referent gerne anerkennt, indeſſen dürfte nicht zu verkennen ſeyn, daß wir in der Geſchichte der Geographie nicht auf dem modernen Standpunkte der Beſchreibung, ſondern immer noch auf dem älteren einer mühſamen Forſchung ſtehen.

München, den 20. März 1861.

Friedrich Kunſtmann.

## XL.

## Frankreichs traditionelle Politik gegen Deutſchland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze.

Der franzöſiſche Imperator hat bei vielen Gelegenheiten erklärt, daß er Frankreichs traditioneller Politik in allen ſeinen Regierungshandlungen getreu bleiben werde. Wir kennen den Charakter und das Ziel dieſer Politik, denn alle Thatſachen zeigen uns, daß Frankreich von jeher die Beſtimmung der internationalen Verhältniſſe, daß es die Herrſchaft in Europa erſtrebt hat. Sollte Frankreich dieſes Ziel erreichen, ſo mußte die Macht des habsburgiſchen Reiches zerſtört werden, und Deutſchland ſollte die Zerſtörung nicht hindern. Um aber Deutſchland zu zerreißen, mußte man die Reichsfürſten gegen ihren Kaiſer ſtellen, mußte man ſie an franzöſiſche Intereſſen ketten, mußte man ſie ſtark machen gegen ihr eigenes Vaterland und ſchwach gegen deſſen Feinde. Frankreich mußte ſich ausdehnen, mußte für ſeine Grenzen Linien ſuchen, von welchen der Verkehr und die Verhältniſſe der Nachbarländer beherrſcht, und von welchen übermächtige Angriffe mit Leichtigkeit ausgeführt werden können. Solche Linie iſt der Rhein, und darum iſt das Streben zur Erwerbung der Rheingrenze aus dem Streben zur politiſchen Hegemonie in Europa noth-

wendig entſtanden. Aus Frankreichs politiſcher Idee ging aber noch eine andere Folge hervor. Die Regierung der äußern Macht forderte die Ausdehnung der innern Gewalt; ſollte Frankreich die internationalen, ſo mußte die Staatsgewalt auch die inneren Verhältniſſe beherrſchen; alle Thätigkeiten, alles öffentliche Leben mußte das Leben der Regierung ſeyn; in ihrer Hand mußten die Hebel jeglicher Thätigkeit liegen; Niemand durfte einen Willen haben, das Volk mußte ſich verkörpern in dem König, und dieſer mußte der Staat ſeyn. Nur mit gleichem Regierungsſyſtem konnten die deutſchen Für- ſten den franzöſiſchen Intereſſen ſich anſchließen; die Völker waren dieſen nicht hold und darum ſollten ſie auch keinen Willen haben. So war das Syſtem der concentrirten Staats- allmacht auch in Deutſchland eine nothwendige Folge der franzöſiſchen Politik und eine Grundurſache unſerer Erniedri- gung und unſeres Unheils.

Dieſe unveränderliche Politik Frankreichs wurde in der neueſten Zeit wohl ſehr oft bezeichnet; man hat deren noth- wendige Handlungen und Folgen dargeſtellt, und auch dieſe Blätter haben es redlich gethan. Die Unterrichteten wußten ſehr wohl, daß der Zug Carls VIII. nach Neapel kein bloßer Eroberungszug war, ſie wußten ſehr wohl, daß die Kriege Franz I. den Sturz der habsburgiſchen Macht zum letzten Ziele hatten, aber die meiſten Darſtellungen der franzöſiſchen Politik ſind höchſtens nur bis zu Heinrich IV. zurückgegan- gen. Da kömmt nun ein Geſchichtsforſcher und weist nach, daß die Idee der franzöſiſchen Herrſchaft auf dem Feſtlande ſchon viel früher in dem Sinn der franzöſiſchen Könige gele- gen hat, daß ſie mit Klarheit gedacht und mit einer gleichen Folgerichtigkeit ausgeführt worden iſt. Wir meinen die Schrift:

„Frankreichs Rheingelüſte und deutſchfeindliche Po- litik in früheren Jahrhunderten“. Von Dr. Johannes Janſſen, Profeſſor der Geſchichte in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Joh. Chriſt. Herrmannſcher Verlag. 1861. 8.

Dieſe Schrift iſt klein, aber ſie enthält ſehr viel; ſie iſt keine politiſche Abhandlung, ſie iſt eine rein geſchichtliche Arbeit, welche viel unbekannte Thatſachen aus wenig bekannten Quellen enthält und ſie ohne Zwang und ohne künſtliche Combinationen mit bekannten zuſammenſtellt. Die einfache Reihenfolge der Thatſachen wiegt mehr als alle Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe, und weil in dieſer Schrift Alles ſo einfach und ſo natürlich erſcheint, ſo iſt die Darſtellung überzeugend und ſie zeigt dem Politiker die unveränderliche Idee einer jeglichen Regierung in Frankreich.

Wir werden in nachfolgender Darſtellung die Anordnung des Verfaſſers beibehalten. Die Einzelheiten und deren Nachweiſung aus den Quellen mag der Leſer aus der Schrift ſelbſt entnehmen.

## 1.

Wenn wir daran erinnert werden, daß ſchon im zehnten und im eilften Jahrhundert die ſächſiſchen Kaiſer mit Waffengewalt die deutſchen Rheinlande feſthalten oder gar wieder erobern mußten, ſo knüpfen ſich bekannte Thatſachen allerdings nur als Ausgangspunkte an die ſpätern an; aber wir ſind höchlich überraſcht, wenn wir erfahren, daß ſchon in jener frühen Zeit die Franzoſen als „Feinde und Verfolger Deutſchlands“ bezeichnet, daß die Nachäfferei franzöſiſcher Sitte und franzöſiſcher Frivolität in Deutſchland beklagt wurde, daß man ſchon im zwölften Jahrhundert franzöſiſche Hofmeiſter für die Kinder vornehmer Häuſer ſuchte; daß der deutſche Adel ſchon damals franzöſiſche Sprache und Literatur annahm, und daß die Deutſchen von Paris aus die Geſetze der Mode erhielten. Vor ſechshundert Jahren, wie heute, waren Hofſchriftſteller die Werkzeuge, und Entſtellungen und Lügen die Mittel der franzöſiſchen Politik, und ſo mußte Wilhelm von Nangis in dem franzöſiſchen Volk die Lüge verbreiten, daß die deut-

ſchen Kaiſer Lothringen nur als Lehen der franzöſiſchen Krone trügen, und man machte den Franzoſen glauben, daß der deutſche König Albrecht I. den Rheinſtrom als Frankreichs natürliche Grenze anerkannt habe. Wenn dieſer König im Jahre 1299 das Anerbieten Philipps des Schönen zur Errichtung einer deutſchen Erbmonarchie um den Preis der Rheinlande zurückwies, ſo waren es die deutſchen Reichsfürſten, welche das franzöſiſche Intereſſe gegen Deutſchland beſorgten. Immer klarer erſcheinen die Plane der franzöſiſchen Könige und im fünfzehnten Jahrhundert waren ſie ſchon ſo feſtgeſtellt, daß Carl VII. und ſein Dauphin, bei Gelegenheit des Einfalles der Armagnaken, verſicherte, ſie beabſichtigten keine Feindſeligkeiten gegen Deutſchland, da ſie lediglich die natürlichen Grenzen Frankreichs, nämlich die Länder bis an den Rhein, Elſaß, Metz, Toul und Verdun wieder erwerben wollten. Der Dauphin machte kein Hehl daraus, daß er Straßburg belagern und auch Freiburg und Breiſach anneriren wolle (volunt adjungi). Unterm 19. Nov. 1444 meldete der Xantener Canonikus Peter von Haſſelt an den Trierer Erzbiſchof Jakob von Sirk, Carl VII. habe geſagt: „er wolle für deutſche Freiheit und Adel gegen das Haus Oeſterreich ſtreiten, das müſſe kleiner werden. Auch hörte ich, er habe geſagt, er wolle dem Hauſe Oeſterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel ſpielen, deſſen es ſich nicht verſehen werde. Frankreich müſſe das Land bis zum Rheine haben und er fürchte die deutſchen Fürſten nicht, die wolle er alle ſchlagen, den einen nach dem andern, aber er fürchte die deutſchen Städte und Bauern“.

Schutz- und Trutzbündniſſe deutſcher Fürſten mit Frankreich gehörten nun zu den gewöhnlichen Erſcheinungen, und ſchon geſchah es, daß ſie im Reichskriege gegen Frankreich die Stellung ihrer Contingente verweigerten. Man weiß, wie machtlos das Reich unter Kaiſer Friedrich III. geworden, und doch war im deutſchen Volke noch Kraft und Sinn; die deutſchen Bauern und Bürger vertrieben die franzöſiſchen Söld-

55*

ner: „ſie wollten ſchlagen und frei ſeyn und den Kaiſer gen Rom führen", aber dieſer Aufſchwung der Nation war vergebens; Mailand wurde genommen, Italien dem Reiche entfremdet, Preußen ging an Polen verloren, Böhmen und Ungarn wählten ſich ihre Herrſcher, Dänemark eroberte Schleswig und Holſtein, und Frankreich erwarb vom burgundiſchen Reich ein Stück nach dem andern. Die deutſche Nation mit all' ihrer Kraft hat keinen Widerſtand geleiſtet, ihre natürlichen Führer beſorgten nur ihre jämmerlichen Familienintereſſen und dieſe banden ſie an den Feind ihres Vaterlandes. Wohl konnte Kaiſer Maximilian I. ſagen: „deutſch ehr iſt mein ehr und mein ehr iſt deutſch ehr"; wohl konnte er die Aufgabe und die Pflichten ſeiner Sendung erkennen, wohl konnte er Ordnung im Innern des Reiches und damit deſſen Macht nach außen herſtellen wollen; der Adel, die Bürger und die Bauern waren mit ihm, aber die Franzoſen konnten ſich rühmen, daß ſie „vermöge der Zwietracht der deutſchen Fürſten alle Wünſche erreichen, und mit leichter Mühe ſelbſt das deutſche Kaiſerthum ſich aneignen würden". So berichtet der engliſche Geſandte Franz Dupuit ſchon im Jahre 1492, alſo vor dem Tode Friedrichs III. Die Franzoſen drangen unaufhaltſam nach dem Rhein vor, der Kaiſer Max bot vergebens die Beredſamkeit einer glühenden Vaterlandsliebe auf; er fand bei den Reichsfürſten nur kühle Antworten und den Wunſch, mit Frankreich zu unterhandeln. Der König Franz I. wollte mit einem Schlage Deutſchland unter ſeine Botmäßigkeit bringen; er wollte deutſcher Kaiſer werden; der Admiral Bonivet begab ſich mit 400,000 Sonnenkronen an die Höfe der Kurfürſten, um deren Stimmen zu kaufen und ſeine Bewerbung ſcheiterte keineswegs an dem Nationalgefühl der Wahlfürſten, ſondern an der Aeußerung des Königs, daß er in Deutſchland Ruhe und Ordnung ſchaffen werde, wie ſie in Frankreich beſtehe. Ruhe und Ordnung durch kaiſerliche Gewalt war den deutſchen Fürſten in keiner Weiſe genehm; aber

voll Zorn über das Mißlingen ſeiner Bewerbung ſagte der franzöſiſche König: „er wolle doch noch an's Reich kommen und kund thun, welche Rechte ſeine Krone auf Deutſchland habe“. Und dazu ſollte ſich bald die Gelegenheit bieten.

Hätte der deutſche Kaiſer das neue Bekenntniß angenommen, ſo hätte der König von Frankreich ohne Zweifel die Katholiken unterſtützt; ſo aber lag die Sache umgekehrt und als der Schmalkaldiſche Bund entſtund, verband er ſich ſogleich mit dieſem. Er hetzte die Türken zu einem Einfall in Deutſchland und in Ungarn auf, und ließ im Jahre 1535 die deutſchen Fürſten verſichern: weil der Kaiſer und der König Ferdinand eine habsburgiſche Univerſalmonarchie errichten wollten, ſo führen die Türken Krieg gegen dieſe, „lediglich für die Freiheit und zum Beſten der Chriſtenheit.“ Selbſt Luther entbrannte in gerechtem Zorn über das Bündniß ſeiner Glaubensverwandten mit Frankreich, welches das gemeinſame Vaterland dem einen Erbfeind im Oſten und dem andern im Weſten preisgab. Wer denkt dabei nicht, daß man im Jahre 1855, alſo 320 Jahre ſpäter den Großtürken im Bunde mit dem franzöſiſchen Selbſtherrſcher ebenfalls als einen Kämpfer für die europäiſche Freiheit bezeichnet hat, und daß damals gar viele ſonſt verſtändige Männer verblendet genug waren, um in dieſem Bunde eine Stütze der katholiſchen Kirche zu ſehen. Daß Moritz von Sachſen am 5. October 1551 durch den Vertrag von Friedewalde die zum Reich gehörigen Bisthümer Metz. Toul, Verdun und Camrich an Frankreich verkaufte, um mit dem Gelde den Bürgerkrieg in Deutſchland zu führen, das iſt männiglich bekannt; aber nicht Viele haben das Inſtrument dieſes Vertrages geleſen und man muß es leſen, um glauben zu können an die Rohheit und an die Niederträchtigkeit, mit welcher deutſche Fürſten einen Verrath am Vaterlande begingen, ſo ſchmachvoll wie die Geſchichte keinen andern kennt. Dieſer Verrath am Reichslande war nicht der alleinige Verrath dieſer Fürſten, denn ſie verſprachen dem

König ferner, ihm bei der Eroberung der Freigrafſchaft Flandern und Artois, alſo wieder deutſcher Reichslande, zu helfen, und ihn oder einen ihm beliebigen Fürſten bei der nächſten Wahl zum Kaiſer zu wählen. Es wurde ferner vereinbart, daß der allerchriſtlichſte König „ein Feuer in den Niederlanden entzünde, damit der Feind (d. h. ihr Herr und Kaiſer) an mehreren Orten zu löſchen hätte und gezwungen wäre, ſeine Kräfte zu theilen.“ Während die Türken auf Anſtiften Heinrichs II. im Mittelmeer und in Ungarn, und während franzöſiſche Heere den Kaiſer in Italien bekriegten und mit den Verbündeten von Friedewalde durch Süddeutſchland nach Tyrol rückten, erklärte derſelbe König in einem deutſch geſchriebenen Manifeſt: weil die „deutſche Nationalfreiheit“ durch den Kaiſer in große Gefahren gekommen ſei und Frankreich den Untergang derſelben nicht geſtatten dürfe, ſo ſei er mit vielen deutchen Fürſten auf deren Begehr „zur Errettung der deutſchen Freiheit“ in ein chriſtlich Verſtändniß getreten. Er thue, ſagte der König, „männiglich kund und bezeuge bei Gott dem Allmächtigen, daß er aus dieſem mühſeligen und ſchweren Vorhaben großen Unkoſten und Gefahr und Sorgen für ſeine eigene Perſon keinen andern Nutzen und Gewinn ſuche und verhoffe, als daß er aus freiem königlichen Gemüthe die Freiheit der deutſchen Nation und des heiligen Reiches u. ſ. w. zu erhalten gedenke. Niemand ſolle einiger Gefahr ſich befürchten, da er dieſen Krieg bloß deßhalb unternommen habe, um einem Jeden ſeine verlornen Gerechtigkeiten, Ehre, Güter und Freiheiten wieder zu verſchaffen.“

Die vorliegende Schrift hat wohl viel zu gedrängt die Treuloſigkeit und die Gewaltthaten bezeichnet, mit welchen der franzöſiſche König ſein uneigennütziges Werk der Befreiung begann, und ſie hat ebenfalls nur kurz angeführt, wie der König von Metz mit ſeinem Heere durch Lothringen bis gegen Straßburg vorrückte, aber in dieſer Reichsſtadt dießmal nicht die Verräther von Metz, wohl aber eine Bürgerſchaft fand, die

geſonnen war ihre Freiheit zu vertheidigen. Dagegen aber iſt es in hohem Grade überraſchend, wie nachgewieſen wird, daß Heinrich II. am 12. Juni 1552 in Verdun einzog und eine „freie Abſtimmung des Volkes" für die Annexion an Frankreich unter dem Schutz der franzöſiſchen Soldaten zu Stande gebracht und durch eine neue Citadelle und eine ſtehende Beſatzung gegen übelwollende Reaktionen geſchützt hat. Wären nicht die Quellen angegeben, ſo müßte man faſt glauben, daß man die franzöſiſche Politik unſerer Tage um drei Jahrhunderte zurückgeſetzt habe.

Wie nun die franzöſiſchen Ränke arbeiteten, wie Frankreich ſich offen in die inneren Reichsangelegenheiten einmiſchte, wie es den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsſtänden verhinderte und überall heuchleriſch ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Achtung vor der deutſchen Freiheit betheuerte, das mag man in der Schrift leſen und wer es lieſt, der wird ſehr nahe liegende Vergleichungen anſtellen, wenn ihm vorgeführt wird, wie der König von Frankreich verſicherte, daß er keine Eroberungen in Deutſchland machen wolle, daß er vielmehr wünſche, es möge je eher je lieber ein Congreß abgehalten werden, um die Angelegenheiten des deutſchen Reiches zu ordnen. Wenn nun während der Friedensverhandlungen der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach als „Diener des franzöſiſchen Königs" an der Spitze eines ſtarken Heerhaufens Franken und Schwaben brandſchatzte und die Lilien Frankreichs in deutſchen Reichslanden aufrichtete, ſo kann dieß nach dem Bündniß von Friedewalde nicht mehr überraſchen und wenn Karl V. erklärte: „es ſei der Plan des Königs von Frankreich, ihn und ſeinen Bruder Ferdinand zu Grunde zu richten, um nachher das römiſche Reich und beſonders Deutſchland in Knechtſchaft und Elend zu bringen: dieß ſei die Glückſeligkeit, welche die Deutſchen von jener Seite zu gewärtigen hätten" — ſo hat dieſer große Kaiſer eine Wahr-

heit ausgeſprochen, welche für die drei folgenden Jahrhunderte galt und noch ferner gelten wird.

Nach Abſchluß des Paſſauer Vertrags wurde die Abtretung der Lothringiſchen Biſthümer anerkannt; Deutſchland ging auch Liefland und Eſthland und der größte Theil des burgundiſchen Kreiſes verloren, deutſche Fürſten nahmen Sold und fochten gegen ihr Vaterland. „Alles, Groß und Klein", klagte Kaiſer Max II. im Jahre 1570, „verkauft ſich den fremden Potentaten, denen es erlaubt wird, die deutſche Mannſchaft, Macht und Stärke durch Werbungen an ſich zu ziehen, wodurch ſelbige zu des deutſchen Namens großer Verkleinerung mehr von ihrer, als der kaiſerlichen Majeſtät und des Reiches Gewalt abhängig wird."

2.

In dem furchtbaren Bürgerkriege, welcher nach dem Tode Heinrichs II. Frankreich verheerte und das Königthum ſelbſt ſeinem Sturz nahe brachte, vergaß Frankreich nicht ſeiner auswärtigen Politik, welche Aufruhr und Zwietracht in allen Nachbarländern geſchürt hat. Nach dem ſogenannten Religionsfrieden von St. Germain wurde unter dem Titel eines Defenſivbündniſſes gegen den Papſt und gegen Spanien eine Coalition der deutſchen Fürſten mit Frankreich unterhandelt, welche die niederländiſchen Reichslande nicht nur an Frankreich überlaſſen, ſondern dem König Karl IX. zu deren Eroberung Hülfe leiſten und ihn auf den deutſchen Königsthron erheben ſollte. Das Geſpinnſte ward durch die Gräuel der ſogenannten Pariſer Bluthochzeit zerriſſen. Dieſe war, es beſteht heutzutage kein Zweifel mehr, ein politiſcher Akt, welchen ſelbſt der harte Herzog von Alba verdammte, aber die franzöſiſche Diplomatie wußte auch dieſen gegen den Papſt und gegen Spanien zu benützen. Genauer, als es je zuvor geſchehen, zeigt uns die vorliegende Schrift den Gang der

franzöſiſchen Schlauheit. Man berichtete von Paris aus nach Rom, daß in jener Nacht eine große Verſchwörung gegen das Leben des Königs und der königlichen Familie hätte ausbrechen ſollen, daß man nur dieſe Verſchwörung mit nothwendiger Gewalt unterdrückt habe, und ehe nach Rom eine Nachricht von dem wahren Sachverhalt ankommen konnte, wurde jenes unglückſelige Te Deum gehalten, welches man heute noch gegen den römiſchen Stuhl ausbeutet. Den proteſtantiſchen Fürſten ſagte man, der König habe in der Blutnacht vom 24. Auguſt 1572 mit Mühe ſein eigenes Leben gerettet; man ſei unvermögend geweſen, der „Raſerei des Volkes" Einhalt zu thun, aber der König habe nach wie vor das größte Wohlwollen für die Hugenotten. Nach dem Tode Maximilians II. wurden ungeheure Summen verwendet, um die Wahl des franzöſiſchen Königs zum König der Deutſchen zu bewirken; aber doch wurde nur die Stimme des Pfälzer Kurfürſten Friedrichs III. für Frankreich gewonnen.

Die Bürgerkriege, welche nach dem Tode Karls IX. Frankreich zerrütteten, fanden eigentlich erſt mit dem Tode Heinrichs III. im Jahre 1589 ihr Ende. Die Bourbons führten die politiſche Idee mit mehr Methode und, wo möglich, mit noch größerer Folgerichtigkeit aus, als es die Valois gethan hatten. Die geheime Correſpondenz Heinrichs IV., die Denkwürdigkeiten ſeiner Agenten und insbeſondere der Briefwechſel von Dupleſſis-Mornay zeigen, daß faſt über alle Länder ein Netz von Ränken geſponnen und daß in Mitteleuropa eine Revolutionspropaganda in Thätigkeit war, wie ſie nur wieder in der heutigen Zeit ihr Aehnliches hat. Es iſt einer der beſten Theile der vorliegenden Schrift, welcher die Plane Heinrichs IV. und die Art ihrer Ausführung aus Quellen darſtellt, die bisher theilweiſe unbenutzt waren; wir müßten dieſen Theil ganz hier einrücken, wenn wir alles Bemerkenswerthe anführen wollten, und ſo müſſen wir uns denn nur auf allgemeine Andeutungen beſchränken. Der Verfaſſer

hat allerdings Höfler's vortreffliche Abhandlung benützt*), aber durch dieſe iſt ſeine Arbeit durchaus nicht überflüſſig geworden.

Wenn Heinrich IV. durch Virgino Orſini einen Aufſtand im Kirchenſtaat erregt oder doch vorbereitet hat, um den Papſt Clemens VIII. zur Anerkennung ſeiner Thronfolge zu zwingen, ſo war dieß eine nothwendige Einleitung zur Ausführung ſeines Planes, welcher den Umſturz des internationalen Rechts und Beſitzſtandes, und darum eine vollkommene „Reviſion der Karte von Europa" bezweckte. Der Herzog von Savoyen ſollte ſein Stammland (Savoyen und Nizza) an Frankreich abtreten, und er hatte ſich dazu bereit erklärt, unter der Bedingung, daß er König der Lombardei werde. Oeſterreich ſollte ſeine Beſitzungen in Deutſchland, in Italien und in den Niederlanden „als insgeſammt auf Uſurpation beruhend" verlieren, dagegen aber nicht gehindert werden, ſich in andern Welttheilen zu entſchädigen — gerade ſo wie man in der neueſten Zeit von einer Entſchädigung Oeſterreichs in Aegypten geſprochen hat. Die deutſch-öſterreichiſchen Lande ſollen theils mit Ungarn, theils mit Italien vereinigt, Böhmen mit Mähren, Schleſien und der Lauſitz ſollte ein Wahlreich, und was von Deutſchland übrig geblieben, ſollte unter einen Wahlkaiſer geſtellt werden, welcher jedoch nicht aus dem Hauſe der Habsburger erkürt werden dürfte. Außer Savoyen hatte ſich der König von Frankreich „für ſeine edle Aufopferung und für die Herſtellung des ewigen Friedens" vorläufig nur Lothringen, Artois, Namur und Luxemburg vorbehalten und das war ſehr klug, denn bei dem allgemeinen Umſturz mußte ihm nicht nur das linke, ſondern auch vom

*) Heinrichs IV. Königs von Frankreich Plan, dem Hauſe Habsburg Italien zu entreißen. Eine hiſtoriſche Abhandlung. Vorgeleſen in der Sitzung der königlich böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 14. März 1859 von C. Höfler. Prag 1859.

rechten Rheinufer ſo viel zufallen, als er deſſen begehrte. Den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands betheuerte Heinrich IV., daß er, dem neuen Glauben innerlich zugethan, noch vor ſeinem Ende zu demſelben zurückkehren werde und er machte ſich zum Hort des deutſchen Calvinismus Die Uebermacht des Hauſes Habsburg und deſſen Streben nach einer Univerſal-Monarchie war das rothe Geſpenſt jener Tage, und der König von Frankreich wollte dieſes Geſpenſt bannen, lediglich nur, um „die hartbedrängte deutſche Freiheit" zu unterſtützen und eine „chriſtliche Republik des ewigen Friedens" zu errichten.

Hatten ſeine Umtriebe Anfangs bei den deutſchen Fürſten auch nicht den gewünſchten Erfolg, ſo kam doch im Jahre 1608 der Ahauſer Bund oder die ſogenannte Union zu Stande, um „die Verletzung der Reichsgeſetze zu rächen und die Gewiſſensfreiheit der Proteſtanten zu ſchützen" *). Es zeigte ſich bald und es iſt jetzt unumſtößlich gewiß, daß die Verbündeten den Sturz des Hauſes Habsburg und der katholiſchen Reichsfürſten, die Säculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer und eine vollkommene Umſtaltung Deutſchlands unter franzöſiſcher Oberherrlichkeit bezweckten, und mit Recht konnte der franzöſiſche Agent Mornay ſchreiben: „Sieheſt du nicht, wie von einem Funken aus Ein Feuer ganz Europa in Brand ſtecken, und während menſchliche Klugheit etwas ganz anderes betreibt, Gott, der Alles lenkt, ein reineres Licht überall entzünden wird **).

*) Die Fürſten, welche den Ahauſer Bund oder die Union vom Jahre 1608 abſchloßen, waren: der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, die Markgrafen Chriſtian und Joachim Ernſt von Brandenburg, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Chriſtian von Anhalt.

**) „Ab una quasi scintilla quantum ignis Europam propediem

Der Jülich-cleviſche Erbfolgeſtreit ſtellte Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg immer gehäſſiger gegen den Kaiſer, und darum ſollte dieſer Streit der Vorwand werden zum Kriege Frankreichs gegen Oeſterreich. Auf dem Unionstage zu Hall wurden am 7. Februar 1610 unter dem Vorſitze des franzöſiſchen Geſandten die geheimen Beſtimmungen des Bundes oder deſſen eigentliches Programm feſtgeſtellt. Der König von Frankreich ſollte zum Kaiſer von Deutſchland ernannt werden; er ſollte, wenn ein öſterreichiſcher Erzherzog ſich zur Krone dränge, ein Heer von 30,000 bis 40,000 Mann an der Grenze aufſtellen und mit dieſem ſollten die Unionsfürſten ihre Truppen vereinigen; Oeſterreich dürfe im Reiche nicht mehr geduldet werden; vor Allem müſſe man das Bisthum Straßburg und die öſterreichiſchen Vorlande beſetzen, *die Katholiken aus dieſen verjagen und die Religion der verbündeten Fürſten einführen*; darauf ſollen die Bisthümer Worms und Speyer eingenommen und der Kurfürſt von Mainz beſeitigt werden. Es wurde ferner verabredet, daß der König von Frankreich und die verbündeten deutſchen Fürſten ſich als Freunde des Hauſes Oeſterreich benehmen ſollten, bis die Zeit gekommen ſei, über daſſelbe herzufallen. In Folge dieſer Verabredungen begannen nun auch die Unirten im Frühling 1610 den Krieg. Der Markgraf von Ansbach fiel in Bamberg und Würzburg ein; der Kurfürſt von der Pfalz und der Markgraf von Baden brandſchatzten die Bisthümer Speyer, Worms und Mainz, und führten dann ihre Truppen in das Bisthum Straßburg. Das ganze Elſaß gerieth in die Gewalt der Unirten, während franzöſiſche Truppen in das Jülichſche einrückten, und das Alles geſchah — ſo verkündigten ſie in ihrem Manifeſt — zur Aufrechthaltung des Landfriedens und zur Herſtellung des verletzten Rechtsſtandes.

---

...erſam conflagrat... moires de Duplessys-Mor-
...2.

Der Aufruhr, welchen Heinrich IV. durch die ſpaniſchen Moriskeu gegen Philipp III. erregt, veranlaßte bekanntlich deren Vertreibung; ſie flüchteten in großer Anzahl nach Frankreich und wollten, unterſtützt von einem franzöſiſchen Heere, in Spanien einfallen zu derſelben Zeit, in welcher der Krieg in Deutſchland begonnen hatte. Heinrich IV. hatte ſich für dieſe Unterſtützung drei ſpaniſche Städte, darunter einen Seehafen und 120,000 Ducaten, bedungen. Waren jetzt ſchon zwei franzöſiſche Armeen beſchäftigt, ſo brach eine dritte nach Italien auf, um dem Herzog von Savoyen bei der Eroberung von Mailand Hülfe zu leiſten; ein viertes Heer wollte der König ſelbſt nach Flandern führen, um „für die Wohlfahrt des Reiches und der Kirche“ den Erzherzog Albrecht und ſeine Gemahlin, eine ſpaniſche Infantin, zu überfallen. In den geheimen Papieren des Miniſters Sully befindet ſich noch das Manifeſt, welches bei ſeinem Einbruch in Flandern bekannt gemacht werden ſollte. „Er käme“, ſagte er, „ohne jeden perſönlichen Eigennutz, allein nur um die Beſchwerden der deutſchen Stände und Städte als Schiedsrichter und Obmann zu regeln, wozu er den natürlichen Beruf habe, weil ſeine Vorfahren, die Könige von Frankreich, das weſtliche Kaiſerthum geſtiftet hätten“. Heinrich IV. wollte Deutſchland „befreien“, indem er ſich zum deutſchen Kaiſer machte, er wollte Italien „befreien“, indem er Savoyen, Genua und Neapel ſeinem Reiche einverleibte, er wollte wahrſcheinlich auch den Papſt von der Laſt weltlicher Regierung „befreien“ und es iſt ganz merkwürdig, wie er den Papſt betrog. Er verſprach ihm das Königreich Neapel als ein altes Lehen des römiſchen Stuhles dem Kirchenſtaate einzuverleiben; aber zu gleicher Zeit erhielten ſeine Agenten den Auftrag, die wichtigſten Feſtungen im Kirchenſtaate zu unterſuchen und ſich mit guten Petardiers zu verſehen, um durch unerwarteten Ueberfall ſich dieſer Plätze bemächtigen zu können. Dem Herzog von Savoyen verſprach er gegen Abtretung ſeines Stammlandes die Lombardei, aber

dennoch wollte er das Caſtell von Mailand, Genua und ſelbſt Toskana erobern. Das Alles und noch viel mehr erweist die vorliegende Schrift aus ſicheren Quellen.

Alle die großen Entwürfe der „Völkerbefreiung“ glaubte der franzöſiſche König bei der Schwäche der habsburgiſchen Macht ſchnell ausführen zu können; „man werde“, ſagte er dem venetianiſchen Geſandten, „wie mit einem Sprunge ohne große Schwierigkeiten aus dem Frieden in den Sieg übergehen“, und ſelbſt der beſonnene Sully war der Anſicht, daß man ſchnell und faſt ohne Schwertſtreich zum Ziel kommen werde. Ravaillacs Mordmeſſer hat die Ausführung dieſer Plane verhindert, und es iſt jetzt ſo ziemlich gewiß, daß der Mörder von dem Prinzen Condé gedungen war, welchen der „gütige“ König Heinrich IV. ohne Unterlaß verfolgt und von Land zu Land gejagt hatte.

## 3.

Daß der dreißigjährige Krieg kein Religionskrieg geweſen, daß es ſich in all' deſſen entſcheidenden Momenten nur um politiſche Machtverhältniſſe gehandelt hat: das iſt nun allgemein anerkannt und kein einſichtsvoller Deutſcher, welches auch ſein religiöſes Bekenntniß ſei, iſt heute noch ſo ſehr in Vorurtheilen befangen, daß er nicht den religiös-ſittlichen, den politiſchen und materiellen Ruin ſeines Vaterlandes beklagte, welchen durch jenen Krieg Frankreichs und Schwedens trugvolle Politik und die Verkommenheit der deutſchen Fürſten herbeigeführt hat.

Den böhmiſchen Krieg, mit welchem die blutige Periode beginnt, bezeichnet die vorliegende Schrift mit Recht als das Ergebniß einer czechiſchen Bewegung der böhmiſchen Ariſtokratie gegen das germaniſche Element. Dieſes war von dem Hauſe der Habsburger repräſentirt, aber die böhmiſchen Feudalherren wollten einen Titelkönig haben und in autokratiſchen

Gelüſten ein zweites Polen herſtellen. Erſt viel ſpäter haben deutſche Ideologen in dem Siege des Kaiſers Ferdinand II. eine Niederlage religiöſer Freiheit geſehen. Die Zeitgenoſſen haben anders geurtheilt, denn die größten proteſtantiſchen Für-ſten, die Kurfürſten von Sachſen und von Brandenburg haben noch treu zum Kaiſer gehalten, und über die Niederlage des Pfälzers am weißen Berge gejubelt; es iſt dem Winterkönig nicht gelungen, Türken und Tartaren in das Reich zu ziehen, „um ſein gutes Recht“, d. h. um den uſurpirten Beſitz von Böhmen zu verfechten. Als aber die kaiſerliche Macht ſich hob, und als das Zauberwort von Wallenſteins kaiſer-licher Armada das Volk aufregte und die Waffen in Be-wegung ſetzte, da ſahen die deutſchen Fürſten ihre Sonderin-tereſſen bedroht und die katholiſche Liga, obgleich mit dem Kai-ſer im Bunde, wirkte entſchieden gegen das Aufſtreben der Macht des Reichsoberhauptes. Der länderſüchtigſte aller Für-ſten, der König Chriſtian von Dänemark, welchem bereits das Herzogthum Holſtein gehörte, wollte ſich in den Beſitz der Hanſeſtädte ſetzen und ſein Gebiet gegen Deutſchland abrun-den; dafür fand er Hülfe nicht nur bei den Generalſtaaten und bei England, ſondern auch bei Frankreich, denn der Kampf war gegen den Kaiſer. Der Cardinal Richelieu hatte die alte Po-litik mit Kraft aufgenommen, er wollte die Rheingrenze er-werben und das franzöſiſche Uebergewicht in Italien gründen; denn „dieſe beiden Ziele werden von Frankreich“, wie ſchon Kaiſer Max I. mit politiſchem Scharfblick vorausgeſagt hatte, „immer gleichzeitig in's Auge gefaßt“. Einem glücklichen Vorgehen Frankreichs in Italien iſt immer ein Vorgehen gegen den Rheinſtrom gefolgt.

Der Verfaſſer hat den Cardinal Richelieu vortrefflich dadurch gezeichnet, daß er ihn als den Gründer des glau-bensleeren Abſolutismus dargeſtellt, welcher jedes wohlbegrün-dete Recht mit rückſichtsloſer Gewaltthat gebrochen und in ſeinen Folgen nothwendig die Weltanſchauung eines rohen

Materialismus erzeugt hat. Wenn der Verfaſſer zeigt, wie die ſittliche Entrüſtung gegen den Kardinal und ſeine Nachfolger ſich nicht allein gegen den ganzen geiſtlichen Stand, ſondern gegen die Kirche und den Glauben ſelbſt richtete, ſo trennt er ſcharf die Kirche von der Idee einer abſoluten Regierungsgewalt und er ſpricht uns aus der Seele, wenn er ſagt: „Nicht umſonſt beklagte ſich Rom über die Verwendung hoher Geiſtlicher zu diplomatiſchen Geſchäften, und wollte Richelieu's ränkeſüchtigen Kapuziner Joſef trotz häufiger Bitten nicht zum Kardinal erheben, weil ihm der Ruin unzähliger Kirchen und die Fortſetzung der Kriege zur Laſt falle. Der Abſolutismus iſt der Kirche noch niemals förderlich geweſen, denn er ſucht ſeinem innerſten Weſen nach auch den kirchlichen Organismus zu einer bureaukratiſchen Maſchine herabzudrücken, deren einzelne Räder ihren Dienſt ohne freudige Selbſtſtändigkeit verrichten; ſeine officiellen Gnaden und politiſchen Ehren lähmen die innere Spannkraft und verflechten den Klerus in dynaſtiſche Intereſſen, die ſeinem hohen Berufe zuwider ſind. Nur die Freiheit gibt Kraft und nur jene Kraft wirkt ſegenreich, die geſetzlich geregelt iſt: der Abſolutismus aber kennt weder Freiheit noch Geſetz, und ſeine goldenen Ketten haben der Kirche nicht bloß im Zeitalter bourboniſcher Staatsomnipotenz ſchweren Druck bereitet".

Mehr als irgend ein anderer Staatsmann vor ihm hat Richelieu die alten Schlagwörter der franzöſiſchen Politik gebraucht und neue erfunden; er hat nicht nur von der Uebermacht des Hauſes Habsburg, von der öſterreichiſchen Univerſal-Monarchie und von der Wiederherſtellung der deutſchen Freiheit, er hat auch von der Beſchützung der befreundeten Fürſten, von der Beförderung des freien Handels und ſogar von der nationalen Berechtigung der Völker geſprochen. Alle teufliſchen Mittel waren ihm recht, aber wo er mit Liſt und mit Geld zum Ziel kommen konnte, da wollte er nicht die Waffen gebrauchen und darum hat er mit unübertroffener

Meiſterſchaft Frankreich als die Macht dargeſtellt, welche nur den Frieden will und nur gezwungen und für höhere Ideen zum Schwert greift.

Der Kardinal Richelieu war es, welcher den Schweden nach Deutſchland rief, aber Guſtav Adolf folgte dieſem Rufe erſt dann, als Wallenſtein die wahrhaft nationale Idee der Errichtung einer Kriegsflotte auf der Oſtſee gefaßt hatte. Es iſt ſchmerzlich zu leſen, wie der Kaiſer im Jahre 1628 durch den Grafen Georg von Schwarzenberg auf dem Convent der Hanſeſtädte zu Lübeck erklärte: „die nothwendige Wiederbringung deſſen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten und andern Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern zu laſſen, ſondern die geeigneten Mittel mit ſolchem Nachdruck zu ergreifen, daß das Werk mit Gottes Hülfe ſobald nicht werde zu Grunde fallen können. Denn was könnte einer ſo anſehnlichen, volkreichen, ſtreitbaren, mächtigen Nation, als die deutſche iſt, ſchimpflicher und ſpöttiſcher ſeyn, als daß ſie ſich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern, auf ihren eigenen Meeren und Flüſſen Rechte und Geſetze vorſchreiben laſſen, und denſelben nolens volens gehorchen müßte? Was ſei der Zoll im Bunde anders als ein ſchädlicher und ſchändlicher Tribut über ganz Germanien, ſo daß ſich wohl Leute hätten verlauten laſſen, es ſei dieß ein rechter Zaum, wodurch man die deutſchen Hanſeſtädte zum Zoll bringe"? — Eine Kriegsflotte hätte die Oſtſee in die Gewalt der Deutſchen gebracht; war aber die Oſtſee nicht mehr ein ſchwediſches Meer, ſo war Guſtav Adolfs Reich in ſeinen Grundlagen erſchüttert, und vereitelt war ſein Plan, der Gebieter des europäiſchen Nordens zu werden. Den Kaiſer von der Oſtſee ferne zu halten, war eine Lebensfrage für den König von Schweden, und nur durch Hervorhebung dieſer Frage gelang es ihm, den widerſtrebenden Reichsrath zur ſtillſchweigenden Genehmigung ſeines Einfalles in Deutſchland zu brin-

gen. Noch im Jahre 1644 bemerkte Oxenſtierna in dieſer Verſammlung: „Pommern und die Seeküſte ſind gleich einer Baſtei für die Krone Schweden; darin beſteht unſere Sicherheit gegen den Kaiſer und war die vornehmſte Urſache, welche ſeine ſelige Majeſtät in die Waffen brachte“.

Um „Deutſchland zu befreien“, erhielt Guſtav Adolf eine franzöſiſche Unterſtützung von 400,000 Reichsthalern und die Ausſicht auf ein Kaiſerthum im Oſten von Europa; aber bekanntlich hatte „Deutſchlands Befreier“ im Anfange ſeiner Unternehmung nur geringe Erfolge, denn die proteſtantiſchen Fürſten wollten ihm keine Hülfe gewähren. Durch den Vertrag von Bärwalde, welchen er im Jahre 1631 mit Frankreich abſchloß, erhielt er allerdings mit einer neuen Unterſtützung die Mittel zur Fortſetzung des Krieges, aber noch im Juli deſſelben Jahres ſchrieb er klagend nach Stockholm, daß ſeine Truppen auf Raub und Plünderung angewieſen ſeien.

Bekanntlich hatte Richelieu ſein Befreiungswerk auch in Italien begonnen, und als im Jahre 1630 Savoyen ſchon von den Franzoſen erobert war und der Kaiſer Ferdinand II. den verſammelten Reichstag zu Regensburg aufforderte, das Reich gegen Gewaltthaten zu ſchützen: ſo erklärten nicht nur die proteſtantiſchen, ſondern auch die katholiſchen Stände: die italieniſchen Beſitzungen ſeien von geringerer Wichtigkeit und man müſſe Alles vermeiden, „was den Zorn des allerchriſtlichſten Königs reizen könnte“. Die Kaiſerlichen räumten Graubündten, die Spanier zogen ſich auf Montferrat zurück, aber die Franzoſen blieben in Italien; Mantua und viele feſte Plätze in Piemont mußten franzöſiſche Beſatzungen einnehmen; Pignerole wurde franzöſiſches Gebiet, dem Herzog von Savoyen wurde ein Antheil an dem Reichslehen von Montferrat zugeſagt und die Franzoſen hielten die Alpenpäſſe von Graubündten beſetzt. Hat man in neueſter Zeit in Deutſchland ähnliche Meinungen verbreitet und ſind jetzt ſchon trau-

rige Folgen der kläglichen Politik eingetreten, ſo wollen wir doch noch hoffen, daß in den Tagen der rechten Entſcheidung ſolche Niederträchtigkeit ſich nicht wiederholen werde.

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift bemerkt, daß der König von Schweden und die franzöſiſche Partei die Reſtitution betrieben, nur allein um Oeſterreich zu Grunde zu richten und aus den Urkunden, welche Hurter veröffentlicht, führt er an *), daß der Kaiſer ungern daran ging, und daß er unterm 28. Januar 1632 den Reichsfürſten erklärte: er wolle nicht gedenken, die Nachrede auf ſich zu laden, als hätte er den Frieden gebrochen. Iſt das Reſtitutions-Edikt auch rechtlich begründet, ſo war deſſen Erlaß doch keine weiſe Maßregel, denn es drängte die proteſtantiſchen Fürſten zu Frankreich und dieſes wußte zu bewirken, daß der Kaiſer den Wallenſtein entlaſſen, d. h. ſich ſelbſt entwaffnen mußte. Der Kapuziner Joſef aber gab die Mittel an, um Oeſterreich zu Grunde zu richten, dadurch, daß die deutſchen Fürſten den Kaiſer als ihren Zwingherrn, den allerchriſtlichſten König aber als Freund betrachteten, der ſie aus der Knechtſchaft des Hauſes Oeſterreich erlöſe.

Guſtav Adolf und Richelieu waren allerdings nicht immer in freundlicher Uebereinſtimmung, denn als dieſer den Antrag ſtellte, ein franzöſiſches Heer über die Grenze zu werfen, um das ſeit König Dagobert zu Frankreich gehörige Elſaß mit dem Stammland zu vereinigen und die Bundesgenoſſen in Deutſchland zu unterſtützen, ſo wies jener den Antrag zurück, mit der Erklärung, „er ſei als Beſchützer und nicht als Verräther des Reiches gekommen und er werde keine Entfremdung geſtatten". Der Schwedenkönig wollte eben deutſcher Kaiſer werden, und da entſtund dann eine merkliche Spannung mit dem franzöſiſchen Kabinet. Dieſes ſchickte den-

*) Friedensbeſtrebungen Ferdinands II. Briefe und Aktenſtücke. S. 18 ff.

noch ein franzöſiſches Heer nach Lothringen, bemächtigte ſich feſter Plätze in Trier, unter andern des Ehrenbreitſtein; der Kurfürſt vertrieb ſein Domkapitel durch franzöſiſche Truppen und befahl ſeinen Unterthanen, Ludwig XIII. als ihren König und Beſchützer zu betrachten.

Von dieſer Zeit an wurde nun die Preſſe als Mittel franzöſiſcher Politik methodiſch gebraucht. Richelieu gründete im Jahre 1631 die Gazette de France, die erſte regelmäßige Zeitung in Frankreich, in welche der König ſelbſt Artikel ſchrieb, und viele Flugſchriften wurden verbreitet, welche das Streben des Hauſes Habsburg zur Univerſalmonarchie und deſſen Haß gegen jegliche Freiheit hervorhoben. Nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland fanden die Franzoſen feile Federn und der Verfaſſer gibt Auszüge aus ſolchen Schriften jener und einer ſpätern Zeit, welche eine wunderbare Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche der franzöſiſche Imperator heutzutage verbreitet. Wüßte man es nicht anders, ſo müßte man glauben, daß die angeführten Stellen heute und nicht vor mehr als 200 Jahren geſchrieben worden ſind*).

Den Tod des Schwedenkönigs bei Lützen (16. November 1632) begrüßte Richelieu als „eine wunderbare Fügung Gottes", durch welche „die Chriſtenheit von großem Uebel befreit worden ſei." Dieſes Uebel war aber der Friede. Frankreich wollte das Land von Baſel bis Trier und Köln erwerben „zur Herſtellung der deutſchen Libertät und zum allgemeinen Wohl und Frieden der Chriſtenheit." Richelieu glaubte

---

*) Die wichtigſte der angeführten Flugſchriften iſt wohl jene des königlichen Rathes Jacques de Caſſan, welche zu Paris im Jahre 1632 unter dem Titel: „La recherche des droits du roi et de la couronne de France... Ensemble de leurs droits sur l'empire"... erſchien. Der Verfaſſer gibt davon einen kurzen aber höchſt intereſſanten Auszug.

es mit leichter Mühe bewirken zu können, aber Deutſchland wollte den Frieden und die proteſtantiſchen Fürſten nicht minder als die katholiſchen. Nun wurde ein ganzes Heer von franzöſiſchen, geheimen und beglaubigten Agenten an die deutſchen Höfe geſendet, die alle von dem Kapuziner Joſef ihre Inſtruktionen erhielten, um den Frieden zu verhindern. Die Ränke und das Geld der franzöſiſchen Agenten brachten auch wirklich das bekannte Heilbronner Bündniß der proteſtantiſchen Reichsſtände des fränkiſchen, des ſchwäbiſchen und der beiden rheiniſchen Kreiſe mit Schweden zu Stande und die Verbündeten betheuerten, daß ſie mit Frankreichs König zuſammenſtehen wollten wie Ein Mann, in der Hoffnung, daß er die Schweden mit anſehnlichen Geldſummen unterſtütze. Zwiſchen dieſen und Frankreich aber entſtund dennoch eine Spannung, denn Oxenſtierna verweigerte die Auslieferung der oberrheiniſchen Feſtungen an Frankreich und der franzöſiſche Geſandte Feuquières verhinderte den Beſchluß, dem ſchwediſchen Kanzler „als Dankſagung für ſeine Bemühungen um Deutſchland“ das Kurfürſtenthum Mainz nebſt der Kur zu übertragen. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel griff ſeiner Zeit wunderbar vor, denn er wollte ſchon damals, daß ein Rheinbund mit Frankreich aufgerichtet werde zur Bewahrung des Stromes. Der Krieg wurde nun mit der furchtbaren Grauſamkeit geführt, wie die Horden von Attila und Dſchingiskan ihn geführt hatten, und wer wollte dieſen langen furchtbaren Krieg? Nicht der Kaiſer, ſagt Barthold, nicht die mächtigen deutſchen Fürſten, nicht das Volk, ſondern die Ausländer wollten ihn, die heimathloſen beuteſüchtigen Heere, die kleineren Fürſten, meiſt jüngern Söhne ihrer Häuſer, welche nichts zu verlieren, die kleineren Stände in Franken, Schwaben und am Rhein, die Guſtav Adolf durch urkundliche Verheißung eines Theiles der Eroberungen über die katholiſche Partei geködert hatte, endlich die zahlreichen Vaterlandsverräther, die im franzöſiſchen und ſchwediſchen Solde ſtanden, und

denen ein Friede den Genuß ihres ſchmachvollen Lohnes raubte*). Mehr als alle dieſe Leute aber wollte Frankreich den Krieg und der franzöſiſche Agent Beauregard ſagte offen in Dresden: erſt wenn das herrſchſüchtige Oeſterreich ausgerottet wäre, könnte man zum Frieden kommen.

Nach dem Siege der Kaiſerlichen bei Nördlingen im September 1634 überließen die Heilbronner Verbündeten den Franzoſen alle feſten Plätze, welche auf dem rechten Rheinufer von Conſtanz bis Baſel erobert werden ſollten und auf dem linken Rheinufer das ganze Elſaß. An dieſen ſchändlichen Vaterlandesverrath knüpften ſich neue Ränke des franzöſiſchen Kabinetes und alle Friedensunterhandlungen ſcheiterten an dieſen Ränken. Durch Beſtechung brachten die Franzoſen den Vertrag von Wismar (1. April 1636) zu Stande, nachdem ein halbes Jahr früher das Bündniß mit dem abenteurenden Bernhard von Weimar beſiegelt worden war, welcher „zum Schutze deutſcher Freiheit ſich in den Dienſt der Franzoſen begab.“

Wenn der Kapuziner Joſeph ſchon damals verſicherte: „der Welt wäre am beſten dadurch geholfen, daß man Italien den Italienern ſelber überlaſſe,“ und wenn zu gleicher Zeit ein franzöſiſches Heer in Belgien eindrang: ſo vernimmt man darin wieder die Redensarten der neueſten franzöſiſchen Diplomatie, die ſich von der älteren nur dadurch unterſcheidet, daß ſie nicht von Kardinälen und Kapuzinern geführt wird. Wie jetzt, ſo wurde ungeachtet dieſer diplomatiſchen Redensarten auch damals in Italien gefochten, aber nach glücklichen Erfolgen drangen die Deutſchen in Frankreich ein, und das ganze große Reich war mit Schrecken erfüllt. Frankreich war damals von Mitteln entblößt, nur die ſchlechte Organiſation des kai-

---

*) S. Barthold, Geſchichte des großen deutſchen Krieges.

ſerlichen Heeres und die noch ſchlechtere Führung unter Gallas hinderte den Erfolg dieſes Angriffes und nöthigte die Deutſchen zum Rückzuge. Möge man daſſelbe nicht wieder ſagen müſſen, wenn auch für unſere Zeit eine ähnliche Periode eingetreten ſeyn wird.

Die franzöſiſchen Umtriebe konnten im Jahre 1636 die Wahl Ferdinands III. nicht hindern, denn jetzt endlich hielten auch die proteſtantiſchen Kurfürſten zum Kaiſer; vereint nahmen ſie den Krieg gegen Frankreich und Schweden auf und erklärten auf dem Regensburger Reichstage, daß die Franzoſen und die Schweden aus Deutſchland hinausgeworfen werden müßten. Der gute Entſchluß kam leider zu ſpät. Von den Heeren der fremden Mächte, großentheils aus Deutſchen beſtehend, wurden noch immer die Reichsländer verwüſtet und es wurden Gräuel begangen, daß ſelbſt der ſchwediſche General Banner ſich darob entſetzte. Proteſtantiſche Länder, welche die Liga verſchont hatte, wurden nun von ihren Verbündeten und ihren Glaubensgenoſſen verheert und mit der Grauſamkeit der Hunnen wurde der Kampf für „die deutſche Freiheit" geführt. Bernhard von Weimar hatte unter franzöſiſcher Oberherrſchaft ein Herzogthum Sachſen-Breiſach gründen wollen, aber nach deſſen Tode kam ſein Heer und mit dieſem alle Feſtungen im Elſaß in franzöſiſchen Beſitz; im Jahre 1640 zog Richelieu Heſſen und Lüneburg in das franzöſiſche Bündniß und arbeitete in Italien, um ganz Piemont mit Frankreich zu vereinigen. Bei Richelieu's Abſterben im Jahre 1642 beſaßen die Franzoſen Lothringen und faſt alle Rheinlande, und ſein Nachfolger Mazarin wollte auch Belgien, die Freigrafſchaft und Luxemburg gewinnen. „Das ganze alte Königreich Auſtraſien," ſagte er, „wird man an Frankreich annexirt ſehen" (on verroit annexé à cette couronne tout l'ancien royaume d'Austrasie*). Oeſterreichs erbittertſte Feinde,

*) Négociations secrètes touchant la paix de Munster 3. 21.

wie z. B. Hippolytus a Lapide mußten nun zugeſtehen, daß „nicht um Religionen, ſondern um Regionen“ gefochten werde, und daß endlich einmal der leere Religionsvorwand (vanus ille religionis praetextus) ſchwinden müſſe; aber dennoch wurden auch jetzt noch „für des Herrn Krieg und die Freiheit des Evangeliums“ die Türken mit dem Fürſten Georg Rakoczy nach Ungarn gerufen.

Jeder ehrliche Deutſche muß tief und bitter den weſtfäliſchen Frieden beklagen, in welchem die äußere Schwäche des Vaterlandes mit deſſen innerem Zerfall erkauft wurde. Galten in dieſer Zeit auch noch die Formen des Rechtes, ſo war doch das Recht ſelber nicht mehr geachtet. Frankreichs Macht war unendlich gewachſen, es hatte fortan nur mit geſchwächten Gegnern zu thun; es konnte nun entſchiedener als je ſein Streben zur allgemeinen Herrſchaft verfolgen und wie in Deutſchland gleichzeitig die Fürſtenmacht mehr und mehr alle Schranken abwarf, alle ſtändiſchen Rechte aufhob und das Volk nur noch als ein Material betrachtete, ſo hatte dieſes bald den vaterländiſchen Sinn und das Gefühl der Freiheit verloren. Das lebendige Chriſtenthum war dieſer Zeit abgeſtorben; an die Stelle heiterer Frömmigkeit war ſtarre Verknöcherung, war vollkommene Gleichgültigkeit oder pietiſtiſche Muckerei getreten; alle innere Freudigkeit wurde zerſtört, die Gemüther waren leer und wie die Poeſie aus dem Volke entſchwand, ſo war ſeine innere Kraft gelähmt. Während aber die Fürſten kein Vaterland mehr anerkannten, gab es noch deutſche Patrioten, die als „Rufer in der Wüſte“ dem confeſſionellen Parteigeiſt und der Nachäfferei entgegen traten, welche offen gegen den Souverainetätsſchwindel der Fürſten, gegen die Zwangsherrſchaft der Verwaltungen, gegen die beſchränkte geſinnungsloſe Diplomatie ſich erhoben, und nationale Einrichtungen, beſonders eine einheitliche Heeresverfaſſung in Deutſchland verlangten. Der Verfaſſer führt dafür unter Andern den Gabriel

Wagner an, der da ſagte: „Die Deutſchen ſetzen ihre Ehre in die Affenkunſt der Nachahmung, in Geduld und Demuth. Die allgemeine Empfindniß löſcht in ihnen die Selbſtliebe und die Selbſterhaltung aus. Landesehre geht über alle Ehre, iſt aller Ehre Grund. Der Mangel nöthiger Ehrliebe iſt eben die vornehmſte Urſache des üblen deutſchen Namens.“ Es iſt ſchlimm, daß nach den furchtbaren Ereigniſſen zweier Jahrhunderte man dieſe Worte auch jetzt noch den Deutſchen zurufen muß! —

Deutſchlands größter Geiſt jener Zeit, Leibnitz, forderte, daß die Deutſchen ſich einigen, daß ſie im Intereſſe der Nationalehre und der Selbſterhaltung einen ſtarken Bund gegen Frankreich ſchließen und ſich rüſten ſollten insgeſammt. Deutſchland, ſagte er, würde mit ſolcher Einrichtung unüberwindlich ſeyn, Frankreich habe keine Hoffnung, Erfolge zu erwerben, und darum werde ſeine Kriegsluſt verſchwinden. Leibnitz warnte umſonſt, Deutſchland einigte ſich nicht, Deutſchland rüſtete nicht, die deutſchen Fürſten dehnten ihre Gewalt im Innern aus und gingen bei Frankreich zum Bettel; auf dem Reichstage zu Regensburg ſtritten ſie ſich darum, ob die fürſtlichen Geſandten eben ſo wie die kurfürſtlichen auf rothen oder nur auf grünen Stühlen ſitzen und ob der Reichsprofoß am Maitage auch dieſen fürſtlichen Geſandten ſechs Maibäume aufſtecken dürfe. So kam es denn freilich, daß Ludwig XIV. ſeine Macht immer weiter ausdehnen, und immer mehr der allgemeinen Monarchie ſich nähern konnte; ſo kam es, daß Deutſchland immer tiefer erniedriget wurde, daß man die Reunionen, die Verheerungen der Pfalz und alle die Gräuel ſah, welche nur die Vorboten der ſpätern Geſchicke unſeres Vaterlandes waren. Immer tiefer und tiefer ſank Deutſchland, bis zu dem Rheinbunde hinab.

---

Die vorliegende Schrift ſchließt mit dem weſtfäliſchen Frieden. Wir haben der hiſtoriſchen Arbeit eine ſo weitläufige Darſtellung gewidmet, nicht weil wir ſie dem Leſer dieſer Blätter unnöthig machen, ſondern weil wir ſie ihm zum Studium empfehlen und weil wir ſie benützen wollten, um den vaterländiſchen Sinn zu erregen. Die Schrift des Herrn Janſſen iſt wie die ſorgfältige Skizze, aus welcher der Künſtler ein größeres Bild machen kann. Möge der Verfaſſer ſolch' größeres Bild wirklich ausführen, möge er, da ihm der unbekannten oder unbenützten Quellen noch viele zu Gebote ſtehen, die Darſtellung der traditionellen Politik Frankreichs und des Verfalles von Deutſchland noch einmal in größerem Umfange bearbeiten. Es würde dieß, wenn nicht eine angenehme, doch eine ſehr verdienſtliche Arbeit ſeyn und zu dem Wunſch, daß ſie ausgeführt werde, wagen wir nur noch einige Worte an alle Deutſchen, die reinen Herzens ſind und ihr Vaterland lieben.

Es war die Erhebung der Nation, welche Deutſchland aus ſeiner tiefſten Schmach geriſſen und von fremder Herrſchaft wieder befreit hat. Aber auch nach dieſer Erhebung hat die Nation keine kräftigen Inſtitute ihrer Einigung erhalten. Der Pariſer Frieden und der Wiener Congreß haben die vollkommene Souverainetät der deutſchen Fürſten in Form und Weſen feſtgeſtellt und die Ausbildung einer ſchrankenloſen Allmacht der Staatsgewalt iſt bis zu den Stürmen des Jahres 1848 der Haupttheil der innern Geſchichte von Deutſchland. Die Stürme haben ſich gelegt, aber man hat wieder angefangen, wo man früher geblieben war; man hat den 2. Dezember mit Jubel empfangen, man war glaubensſelig in den Selbſttäuſchungen, man hat keine Einrichtung, wie die Nation ſie wollte, geſchaffen, und die Sonderintereſſen errangen wieder die oberſte Gewalt. Frankreichs traditionelle Politik wird jetzt mit größerer Verachtung des Rechtes, mit größerer Unſittlichkeit, mit größerer Verhöhnung des Heiligen ausgeführt, als je ein früherer Machthaber ſie ausgeführt hat, und dieſer rück-

ſichtslos zerſtörenden Politik ſteht Deutſchland wieder ſchwach, uneinig und in ſich ſelbſt zerfallen gegenüber. Oeſterreich iſt für den Augenblick ſchwach geworden und Preußen hat aus ſeiner eigenen Geſchichte noch nicht die Lehre geſchöpft, daß es durch Oeſterreichs Schwäche zur vollkommenen Machtloſigkeit herabſinken muß.

Wir haben bisher den deutſchen Bund in Ehren gehalten, wir betrachten ihn auch jetzt noch als das einzige Inſtitut der Nation; wir wiſſen, daß er als ſolches einer Ausbildung fähig wäre und daß er zu einer ungeheueren Kraftentwicklung gebracht werden könnte; aber wir ſehen mit Schmerz, daß ſolche Ausbildung auf gewöhnlichem Wege nicht erreicht, vielleicht nicht einmal erſtrebt, in jedem Fall aber von den Sonderintereſſen in ihren Anfängen gehindert werden wird. Von den Gewalten der Staaten hoffen wir nichts mehr für unſere nationale Geſtaltung, aber dennoch iſt uns eine große Hoffnung geblieben; denn in den Deutſchen iſt das Nationalgefühl wieder lebendig geworden; mit Zorn und mit Abſcheu ſehen ſie auf die ſchimpfliche Geſchichte ihres Zerfalles und aus den Völkern erhebt ſich immer ſichtbarer der Geiſt, der allein das Vaterland zu retten vermag. Die Wühlerei der Parteien mag Millionen der Deutſchen bethören, die Beſten mögen unſere Zuſtände und deren Urſachen ganz unrichtig auffaſſen; immer bleibt uns die Gewißheit, daß auch die Irrthümer aus vaterländiſchen Empfindungen entſtehen, und ſie ſchlagen darum unſere Hoffnung nicht nieder. Kömmt einmal die Gefahr heran, ſind die erſten Schläge geſchehen, ſo wird der Nationalſinn der Deutſchen mit ungeahnter Kraft ſich erheben und er wird dann erzwingen, was man jetzt der Liebe zum Vaterland und der Vorausſicht des geſunden Verſtandes verſagt. Muß aber vorher viel Blut fließen und muß viel Unheil entſtehen, ſo wird die Schuld und die Strafe auf Diejenigen fallen, welche zu rechter Zeit das Rechte gehindert haben.

B. F.

## XLI.

# Germaniſtiſche Studien.

### I.

Die heidniſche Religion der Baiwaren, von Dr. A. Quitzmann, Heidelberg und Leipzig 1860. XXII und 315. 8.

Ein ganz vortreffliches Buch. Zwar hat der Verfaſſer in Betreff der Abſtammung, Herkunft und Namendeutung der Baiwaren ein ganz abſonderliches Rößlein — und wie viele ſind nicht ſchon vor ihm, trotz der ſicherſten philologiſchen Kunſtreiterei, aus dem Sattel der Hypotheſen geflogen! Auch hat der Herr Verfaſſer einen breiten Griff über die Landkarte gethan und Tyrol und Franken, Altbayern, Oberpfalz und Schwaben kurzweg unter die Baiwaren zuſammengeworfen, als wenn ſich bei genauerem Zuhören nicht auch anderweitige Stammesunterſchiede als die des Dialektes erkennen ließen; auch ſcheint manche Conjectur zu voreilig ausgeſchlüpft und die brütende Beſonnenheit von den harten Eiern aufgeſchreckt worden zu ſeyn. Deßungeachtet überwiegen die Vorzüge des Buches, die in der Erklärung unaufgehellter Stellen und in der glücklichen Löſung bisher ganz verfehlt gedeuteter Probleme liegen. Dazu kommt eine wohlthuende Originalität der Behandlung,

eine friſche Anſchauung des Materials, das nicht nur mit ungeheurem Fleiße zuſammengetragen, ſondern auch mit anerkennungswerther Treue und Pietät gehandhabt iſt. Das Neue, das Herr Quitzmann bietet, liegt mehr in der Geſtaltung des bereits bekannt Vorliegenden; auf eigenes Sammeln aus der noch flüggen und uneingeheimsten Tradition ſcheint er es weniger abgeſehen zu haben.

Die Baiwaren ſind zwar nicht ſo glücklich, ein rein heidniſches Denkmal ihres früheren Glaubens aufzuweiſen; wir haben keine Merſeburger Zauberſprüche, kaum einige unverdächtige Skulpturwerke, noch weniger, mit Ausnahme der Steinbauten, der Blutmulden und Opferſteine eine auf den architektoniſchen Namen Anſpruch erhebende Culturſtätte. Das Chriſtenthum wurde frühzeitig gepredigt, wenn auch zuerſt unter der Form des arianiſchen Glaubensbekenntniſſes, was der Hr. Verfaſſer aus dieſem Grunde ſchließen zu dürfen glaubt (S. 6), weil ein durchaus heidniſcher Herzog keinen vertriebenen chriſtlichen Biſchof ſo inſtändig in ſein Land gebeten haben könnte, wie dieſes Herzog Theodo gegenüber dem Wormſer Biſchof Hrodbert (St. Rupert) gethan. Deßungeachtet leben wir reichlich in urgermaniſchen Reminiſcenzen; das älteſte Bruchſtück unſerer Poeſie, das von einem Niederdeutſchen aufgeſchriebene Weſſobrunner-Gebet ſchildert die vor dem Anfang aller Welt beſtehende ungeheure Kluft, in welcher „weder Erde noch Himmel, weder Sonne noch Stern, weder Licht noch Meer, weder Baum noch Berg“ war, beinahe mit den Worten der Edda und der die alt-nordiſche Bezeichnung (ginnûnga) dafür umſchreibende Ausdruck ni uuiht ni uuas enteo, ni uuenteo *) hat ſich in der altbayeriſchen Volksſprache in der Bezeichnung „enten und wenten“, oder „enten und drenten“ (für dieſſeits und jenſeits) noch erhalten. Die verdüſterte heid-

*) „Da Nichts nicht war der Ende, nicht der Wende“ (Grenzen).

niſche Tradition iſt mit der Offenbarung in dieſem Gedichte wieder in chriſtlichen Einklang gebracht. Daneben ſind glänzende Splitterreſte aus der früheſten Zeit verblieben: der alte Lebensbrunnen iſt unter den Dom von Speier verlegt, der Weltbaum Yggdraſil ſteht mit ſeiner ganzen Bedeutung auf der Walſerheide und im Fichtelgebirg, aus der Blut-Sinflut hat ſich ein Menſchenpaar auf den Watzmann gerettet, die Regenbogenbrücke ſpannt ſich in kaum veränderter Geſtalt über die Berge; die Angſt vor der grauenvollen Götterdämmerung aber ſpiegelt ſich nicht allein in Sagen und Bildern, ſondern klingt gleichfalls aus einem unſerer älteſten Gedichte, dem merkwürdigen Muſpilli, das mit rein heidniſcher Unterlage in chriſtlichem Gewande das Ende der Welt und ihre glorreiche ewige Wiedererneuerung verkündet. Und was hier mit Donnerſtimme in's Gewiſſen geredet, das wurde in koloſſaler Bilderſchrift auch vor Augen geſtellt, wohlverſtändlich dem chriſtlichen Neuling, der zugleich im heidniſchen Bilde die ahnungsvolle, nun auch theilweiſe ſchon eingetroffene Verheißung erblickte. Die vielbeſprochene bilderreiche Säule in der Krypta zu Freiſing, und die „Steinfratzen“ am Schotten-Kloſter zu Regensburg ſind die bildliche Exegeſe der kommenden Tage und des bevorſtehenden Weltendes. Aus den Regensburger Skulpturen hatte früher theilweiſe ſchon Panzer das große Wort herauszuleſen geſucht, Quitzmann vervollſtändigt die weitere Löſung, und erklärt auch den Bilderſchmuck der Freiſinger Säule, jedenfalls viel ſicherer und näher zutreffend, als alle ſeine Vorgänger, die alle andere, nur nicht die auf deutſchem Boden gewachſene Symbolik daraus buchſtabirten. Auf dieſem Gebiete iſt nun ein glücklicher Ruck vorwärts gethan; die Entzifferung anderer Werke, wie am Portale des Schloſſes Tyrol und an der Kirche Großen-Linden in Heſſen (worüber Herr Paſtor Joh. Val. Klein ein ungenießbares Wirrſal zuſammengeſchrieben), werden ähnliche Reſultate gewähren,

und die übrigen Bilderſteinſchriften an den romaniſchen Domen und der Steinmetzenwitz der Spitzbogenzeit wird nun nicht mehr zu lange auf ihre Löſung warten laſſen, obwohl die mit dem antiken Zopfe groß gewachſene Kunſthiſtorie mit beharrlicher Kurzſichtigkeit die neugewonnenen Reſultate lang möglichſt zu ignoriren ſich befleißen mag.

In der über dem Grabe des heiligen Corbinian gewölbten Krypta des Freiſinger Domes ſteht unter den vielen mit reichen Kapitälen verzierten Säulen — auf einer iſt auch der Name des Künſtlers eingehauen — ein wahres Prachtexemplar, das auf allen Seiten mit ungeheuerlichen Skulpturen überladen iſt*). Dieſe hält nun Herr Quitzmann mit einzelnen Scenen aus dem Kampfe der Götterdämmerung zuſammen, in der die Götter, kämpfend mit den Rieſenungethümen, fallen. Das erſte Bild, auf welchem das Ungeheuer einen Mann bereits ſo im Rachen hält, daß nur noch Kopf und Schulter deſſelben ſichtbar ſind, paßt ungezwungen auf Wuotans Kampf mit dem Weltwolf, der ihn verſchlingt. Das zweite Bild, auf welchem ein anderer Mann mit dem Schwert in den Rachen ſeines gegneriſchen Ungethümes ſtößt, zeigt den rothbärtigen Donar, welcher an Wuotans Seite die Welt-Schlange, den Midgardswurm, bekämpft. Allerdings trägt Donar hier nicht den ſonſt üblichen Hammer, doch wurde in der Folge bei ſymboliſchen Bräuchen der zweideutige Hammer häufig durch das minder anſtößige Schwert erſetzt. Auch könnte dieſe Darſtellung durch eine Abweichung der Sage, die damals immerhin ſchon weniger klar und etwas abge-

*) Eine theilweiſe Abbildung und Beſchreibung gab früher Herr Profeſſor Sighart in ſeiner kunſtgeſchichtlichen Monographie über den Freiſinger Dom. 1852. Tafel II und S. 52 bis 56; ſeitdem wurde davon ein ganz genügender Abguß veranſtaltet und in alle größeren Muſeen verſendet.

ſchwächt ſeyn konnte, oder durch eine poetiſche Licenz des darſtellenden Künſtlers erklärt werden, wenn man nicht etwa Tyrs Kampf gegen den Mondhund Mänagarm in dem Bilde finden will. Das dritte Bild ſtellt entſchieden Widar, den jugendlichen Rächer und Gott der Erneuerung dar, wie er, zum Kampfe gerüſtet, mit dem mythiſch geſchuhten Fuße den Fenriswolf in den Rachen tretend, das ſiegreiche Ungeheuer tödtet und zugleich, indem er nach der Midgardſchlange greift, Donar zur Hülfe kömmt. Hier wäre wohl der Einwurf erlaubt, weßhalb der Bildhauer, wenn er nur Widar's Sieg über den Höllenwolf darzuſtellen beabſichtigte, ſich nicht einfach an die Worte der nordiſchen Tradition gehalten habe, wonach der ſchweigſame Aſe mit dem mythiſchen Schuh (deſſen Sohle ebenſo aus den Sohlen aller Verſtorbenen beſteht, wie das furchtbare Rieſenſchiff aus den Nägeln der unbegrabenen Todten verfertigt wird) in des Ungeheuers Rachen tritt und dieſen zerreißt. Aber dem chriſtlichen Bildhauer lag wohl die Bibelſtelle näher, daß Einer aus des Weibes Samen der Schlange den Kopf zertreten wird, ſo genügte ihm ſchon der Fußtritt in den Rachen, um den Sieg über die Gewalten der Unterwelt ſymboliſch anzudeuten. Die drei mit dieſen Bildern bedeckten Seiten der Säule ſind weislich von dem Altare der Krypta abgewendet und damit iſt vielleicht angedeutet, daß ſie nicht würdig ſind, in Gegenwart des Allerheiligſten ſichtbar zu werden. Die vierte Seite der Säule dagegen, welche gegen den Altar gekehrt iſt, zeigt erkennbar an den langen gewundenen Haaren und dem Faltenkleide ein weibliches Bild, welche vor der Bruſt eine Blume zu halten ſcheint. Unſer geiſtvoller Exeget will in demſelben eine der nordiſchen Seherinen, Völva, Hyndla oder eine „Sibylla Weis“ ſuchen, welche mit prophetiſcher Gabe den Untergang des alten Göttergeſchlechts vorausſagten und in dunkler Vorahnung auf den unbekannten Gott hinwieſen, der mächtiger als alle andern nach der Götterdämmerung herrſchen werde, weß-

halb auch ihr Bild dem Altare des neuen Opfers zugewendet iſt, durch welches das wiedergeborne Menſchengeſchlecht ſeine Erlöſung und Heiligung finden ſoll (S. 208).

Das Gedächtniß der Aſen und Wanen will der Herr Verfaſſer aus zweifelhaft anklingenden Perſonen- und Orts-Namen erkennen; die Zwölfzahl kehrt in geſpenſtigen Mären wieder, auch das göttliche Spiel mit goldenen Kegeln und Kugeln dauert in der Ueberlieferung fort; die Umzüge der Götter kehren in den Sagen wieder, denen ſich der Mythus von der Bergentrückung anſchließt.

Es war eine leichte Arbeit, die bis jetzt herkömmlich bekannten Götter und göttlichen Frauen in Bayern nachzuweiſen, ſchwieriger war, und darin beſteht die Hauptſtärke des Herrn Verfaſſers, dieſelben auch in den bayeriſchen Ortsbenennungen zuſammenzuſtellen, die ohne philologiſchen Takt behandelt, leicht ein höchſt trügeriſches Material bieten; der wackere Profeſſor Heinrich Gotthard hatte jedoch mit einem muſterhaften Programme vorgearbeitet. Zuerſt begegnet uns Wuotan: der ihm ehedem heilige Mittwoch gilt jetzt als Unglückstag; die Einäugigkeit des Gottes wiederholt ſich in den Sagen; ebenſo iſt ſein breitkrämpiger Hut und der Wunſch-Mantel anzutreffen; er ſpendet Reichthum und Wechſelgeld, die Wünſchelruthe gehört ihm ebenſo wie die Siegeswaffen, die allmählig auf Freikugeln und Paſſauerkunſt ſich reducirt haben. Ein gewiſſer Kaſpar Neithart, von Geburt ein Hersbrucker, damals Nachrichter zu Paſſau, verkaufte im Jahre 1611 an die verzagten Soldaten des Heeres, welches dort ſtand und in Böhmen einfallen ſollte, allerlei mit Zaubercharakteren beſchriebene Papierſtückchen, welche dieſe entweder verſchluckten oder anhingen, und dadurch unverwundbar gemacht zu ſeyn wähnten. Er verdiente viel Geld und das Feſtmachen erhielt den Namen Paſſauer Kunſt, ſeine häufig auch an einem meſſingenen Stock abgedruckten Papiere in Form eines Thalers wurden

Paſſauer Zettel genannt. Uebrigens hatte Meiſter Reithart nichts Neues aufgebracht, durch ihn erhielt eine mit zeitgemäßer Induſtrie betriebene Sache nur einen neuen Namen: das Feſtmachen, Nothſchwerter, Waffenſalben und die Allemannsharniſchwurzel ſpuckten immer als Hieb- und Schußfeſt machende Univerſalmittel. Wuotans herrlicher Sleipner geiſtert noch als nächtlicher Schimmel, ſeine Raben und Wölfe finden ſich in Zuſammenſetzungen von Namen, der Rabe aber abſonderlich in der St. Oswaldlegende, die Zingerle in ganz altdeutſcher epiſcher Breite aus Tyrol erhoben; die Wanderungen und Fahrten des Gottes ſind auf Heilige übertragen, und der Martinsvogel wird urſprünglich ihm zu Ehren gebraten und geſchmaust. Wie ernſtlich dieſes im Mittelalter betrieben wurde, zeigt uns ein ächter Schwank aus dem Volksleben des 13ten Jahrhunderts: Sente Mertinesnaht des Strickers, der uns in eine reiche oberennſiſche Bauernſtube verſetzt. Die vielbeſungene Martinsgans (von deren Nützlichkeit nebenbei bemerkt auch im reformirten Deutſchland späterhin noch ganz tüchtige Predigten abgehalten wurden) war ehedem ein Opferthier Wuotans und blutete bei den großen Julſchmäuſen; die Sitte blieb an dem herkömmlichen Tage haften und ging ſo auf den heiligen Biſchof über, der ſich dieſes Attribut gefallen laſſen mußte, obwohl dieſes Thier in ſeinem Leben gar keine Rolle ſpielte, denn unſere Vorfahren waren eben mit einer zähen hiſtoriſchen Anhänglichkeit ausgerüſtet, namentlich bei allen denjenigen Dingen, die wie Eſſen und Trinken den Leib und die Seele zuſammenhalten. Von der redlichen Meinung der jüngeren Zeit gibt der altbayeriſche Martinsgansgeſang des Orlando di Laſſo († 1594) Zeugniß, es iſt eine meiſterhafte Compoſition, die in weinſeliger Behaglichkeit etwas angetrunken durch die Tonarten ſchwankt, aber im Bewußtſeyn der großen Bedeutung dieſes Tages ſich anſtändig auf den Füßen zu halten ſtrebt und mit humoriſtiſcher Feierlichkeit einen Choral anhebt, der denſelben heiteren Ein-

druck hervorruft wie das Kyrieſingen in der „Wiener-Meerfahrt“. Der von Orlando überlieferte Text trägt jedenfalls ein älteres Martinslied in ſich: „Das iſt St. Martins Vögelein, dem können wir nit feind ſeyn; laß umegan in Gottes Nam! trinken wir gut Wein und Bier auf die gſotten Gans, auf die braten Gans, auf die junge Gans, daß ſie uns nit ſchaden mag“! — Da Wuotan in den „wilden Jäger“ übergegangen, ſo findet ſich auch das „wüthende Heer“ allenthalben und das Hufeiſen ſpielt eine bedeutende Rolle; der Entrückte ſitzt aber in kaiſerlicher Majeſtät im Untersberg und Fichtelgebirg, von dannen er kommen wird am jüngſten Tage der Noth.

Ebenſo geht es mit Donar, ihm iſt der fünfte Wochentag heilig, er iſt der Rothbart, ihm gehört der Donnerkeil und der Hammer. Die Mythen von den Weltkämpfen des Gottes ſind noch lebendig und haben ſich bildlich niedergeſchlagen; die herrliche Mythe, wie der Gott den geraubten Hammer heimgeholt, hat Fries in Unterfranken aufgefunden und J. W. Wolf ganz nach der Thrymsquitha gedeutet*). Eine höchſt willkommene Ausbeute ergeben uns zauberiſche und abergläubiſche Gebräuche und Feſtlichkeiten, welche mit der Beſchützung und dem Einbringen der Feldfrüchte in Verbindung ſtehen und noch heutigen Tages durch ganz Bayern und Oeſterreich in Uebung, den Donnerer als den alten Ernte-Gott deutlich erkennen laſſen. Schönwerth hat mit anerkannter Meiſterſchaft in dem Bilmesſchneider den Prieſter des Feldgottes nachgewieſen; andere Bräuche, wie das Judas-Brennen, das Frühlings- und Kornaufwecken, in Tyrol mit einem eigenen Glockenumzug verbunden, gehören hieher.

„Um den Segen des bald befruchtende Gewitter, bald verderbliche Hagelſchauer ſendenden Gottes zu erflehen, brachte der

---

*) J. W. Wolf: Zeitſchrift für deut. Mythologie. I. S. 19 u. 71 ff.

heidniſche Baiwarе unzweifelhaft beſtimmt vorgeſchriebene Opfer. Es ſpricht dafür ſchon die Heilung der vom Blitz getroffenen Weſen und Gegenſtände. Nachdem der gefürchtete Gott verlaſſen war, fielen natürlich auch ſeine Opfer, oder verwandelten ſich vielmehr in abergläubiſche Gebräuche, welche der Feldfrucht Schutz gegen die früher verehrte Macht des Feldgottes gewähren ſollten. Während daher ſonſt zu Anfang des Frühlings dem Donar die Oſterfeuer loderten und Prieſter die Brände derſelben in die Aecker ſteckten oder die Aſche über die Felder ſtreuten, um ihre Fruchtbarkeit zu mehren und Hagelſchlag zu bannen: warf der Neubekehrte den ob ſeines rothen Bartes mit dem Verräther Judas identificirten Donnergott ſelbſt in's Feuer, um ſeine Saaten vor Bilmesſchnitt und Hagelſchauer zu bewahren. Noch im Jahre 1611 verbot das Mandat des Kurfürſten Maximilian I. wider Aberglauben, Zauberei und Hexenwerk, am Himmelfahrtstage in den Kirchen eine „„angezündte Bildnuß des böſen Geiſts““ von der Höhe herabzuwerfen, um deren Fetzen ſich das Volk als Schauer-Mittel balgte“ (S. 63).

Den ganz merkwürdigen Auftritt hatte beiläufig ein Säculum vorher der auf ſeiner Wanderſchaft zu München verweilende junge Hans Sachs geſehen und in ſeinen alten Tagen noch nach ſeiner Manier in artige Reime gebracht.

Neben Wuotan und Donar ſtellt ſich der Schlachtengott Zio; ihm zu Ehren fanden die Schwerttänze ſtatt, die dann im Mittelalter ein Vorrecht der Waffen- und Meſſer-Schmiede wurden und in allen Theilen Deutſchlands, in Bayern zu Braunau, München, Nürnberg und Ulm in Uebung blieben. Die Innung zu Nürnberg erhielt ſogar vom hochedlen Rathe eine eigene Freiheit dafür, ihre Hauptbravoure, daß nach vollendetem Tanze die Fechter ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer ſchön verſchlungenen „Roſe“ oder zu einem „Rade“ brachten, auf deſſen Mitte ihr Vortänzer oder „König“ ſprang und von Allen zugleich erhoben ward. Der letzte Holzſchnitt des Theuerdank gibt eine Abbildung des Spieles, dem auch Kaiſer Maximilian II. im Jahre 1570 zu

Nürnberg zuſchaute. Noch zu Weſtenrieders Zeiten (1782) kamen alle acht Jahre die Schwertfeger von Braunau nach München und führten „einen figürlichen Tanz mit entblößten Schwertern“ vor den anſehnlichſten Häuſern auf; wenige Jahre darauf wurde das harmloſe Spiel, ein der Tradition nach mehr als tauſendjährig beſtehendes Recht, trotz kaiſerlichen Privilegiums, polizeilich abgeſchafft. Maßmann betrachtete den Münchner Schäfflertanz als ein mehr in's Friedliche überſetztes Spiel; dieſe Sitte kam aber in ſchwerer Peſtzeit wieder in Uebung und hängt mit einem anderen nicht hieher gehörigen Cult zuſammen; Herr Quitzmann ſcheint ihn leider überſehen zu haben.

Als die Weihe des Ehebundes durch Thor's Hammer nicht mehr ſtattfinden durfte, ließ ſich der getaufte Germane jedoch das Schwert nicht entwinden, das nun das ganze Mittelalter hindurch bis auf unſere Tage herab bei Eheverſprechen und Hochzeiten eine bedeutende Rolle ſpielt. In dem um's Jahr 1000 zu Tegernſee gedichteten Ruodlieb reicht der Bräutigam ſeiner Braut den Ehering am Schwertknaufe; in der Oberpfalz werden zwei Schwerter über dem Brauttiſch kreuzweiſe in die Diele geſtoßen, ſo daß das Symbol vor den Augen der Braut ſchwebt, wie man ihr im Heidenthume den weihenden Hammer in den Schooß legte. Brautführer und Hochzeitlader tragen bei ihren Funktionen blanke, bändergeſchmückte Degen. Auch iſt in der Teufels-Sage der Schwertwurf an die Stelle des Hammerwurfes, um die Freiung eines Ortes zu beſtimmen, getreten.

Ob nun die in dem Dorfe Emmetsheim an der Teufelsmauer aufgefundene Skulptur wirklich ein germaniſches Götzenbild des Fro oder ein römiſcher Ueberreſt ſei, iſt ſchwer zu beſtimmen; doch ſcheinen die daran geknüpften Gebräuche darauf hinzuweiſen. Deſto ſicherer iſt dieſer wunderſelige Herr des Himmels durch die ihm früher heiligen Thiere (wie Eber und Hirſch) und Pflanzen (Rosmarin) u. ſ. w. vertreten.

Die Neujahrfeſtlichkeiten und Mummereien gehören hieher, das kranke Vieh wird durch ſein Notfeuer getrieben, ihm fällt als Vorſteher der Ehen der Brautlauf, der Johannesſegen auf die Rechnung. -- Andere Götter, die den Bayern vindicirt werden, ſind Paltar, der frühere Lenker des Sonnenlichtes, der einem traurigen Verhängniß erlegen, wozu der blinde Hadu die unſchuldige Hand bot, Loki und wie die übrigen kleinen Geiſter alle heißen.

Unter den Göttinen finden ſich in Bayern die große Trilogie der Nerthus, Holda und Perahta; von großem Intereſſe iſt die weitere Beleuchtung der Iſa, von der uns Aventin unter dem Titel einer „Frauw Eyſen" eine confuſe Nachricht überliefert hat. Die von einem Theile der Suevenvölker verehrte Göttin war auch den Baiwaren wohlbekannt. An der Stelle des Kloſters Ober- und Niederaltaich ſtand ihr ein heiliger Hain, welchen der heil. Pirminius niederhauen ließ; ein Tempel war auch zu Seven in Tyrol, den St. Caſſian ſtürzte. Sie war die mütterliche Schutzfrau der Liebe und Ehe, des Ackerbaues und der Schiffahrt, Schiff und Pflug ſind ihre Attribute, mit denen ſie zeitweiſe im Lande herumfuhr, wovon ſich vielleicht mehr Anklänge finden ließen. Daran reihen ſich Frikka, Freya, Frouwa, die goldhaarige Sippia und Oſtara, die Göttin des ſtrahlenden Morgens, mit Antlaßkränzlein, Oſterei und Fladen.

Ein anderer Abſchnitt iſt den Halbgottheiten gewidmet. Gotthard hat bereits früher nachgewieſen, daß alle Namen, die in der germaniſchen Stamm- und Heldenſage auftreten, Erinnerungen in den Ortsbenennungen Oberbayerns zurückgelaſſen haben, und Zingerle hat einen ähnlichen Beweis für das benachbarte Tyrol geliefert. Von beſonderem Intereſſe iſt der Kult des vergötterten Stammhelden Irmin, den bereits Panzer in St. Hirmon bei Murnau in Oberbayern nachzuweiſen ſuchte. Daran ſchließen ſich die weiſen Frauen, die Nornen, von denen Weſtenrieder im Jahre 1782 noch

ein merkwürdiges Bild in der Zollſtube des Neuhauſerthores ſah, die Walküren und Waldfrauen, ferner die Mittelweſen der Elben, Waſſergeiſter und Zwerge und Rieſen, die auch im Bayerlande als fleißige Baumeiſter erſcheinen.

Bedeutendes Augenmerk erhalten die äußeren Kultverhältniſſe, die Opferſtätten, von denen gleich den Götterbildern noch viele nachzuweiſen wären; was die Prieſter betrifft, ſo iſt der Herr Verfaſſer gar nicht geneigt, ihnen einen eigenen Stand zugeſtehen zu wollen, obwohl er das goth. gudja (Prieſter, Oberprieſter) in dem noch in der Volksſprache für Pathe und Pathin gebräuchlichen Ausdrucke Goth oder Göth, weibl. Godn (für Godin) erkennt und dazu ſehr treffend bemerkt: „Wie der heidniſche Gode der Vermittler zwiſchen dem Menſchen und der Gottheit war, ſo wird jetzt mit ſeinem Namen nicht nur in ganz Bayern und Oeſterreich, ſondern bis zu den Deutſchen in den Venediger Alpen und in den nördlichen Karpaten der Vermittler bezeichnet, der für den noch unmündigen Täufling oder Firmling gut ſteht, ja es wird dieſer Name in der Diminutivform Godl auf die Letzteren ſelbſt übertragen, um ihr Abhängigkeitsverhältniß zu bezeichnen.“ (S. 225).

Von großem Intereſſe iſt auch, was der Herr Verfaſſer über die Namenstagsfeier ſagt. Bekanntlich hatten die heidniſchen Germanen eine Art Taufe oder Waſſerweihe, wodurch der Neugeborne eigentlich in den Kreis der Familie aufgenommen wurde.

„War das Kind erſt vom Vater oder einem ſtellvertretenden Freunde des Hauſes mit Waſſer begoſſen worden, was ohne Zweifel unter Anrufung der Götter geſchah, deren Schutze man daſſelbe empfahl und womit die Beilegung des Namens verbunden war, ſo hatte es ſein Recht an das Leben vollſtändig errungen, und die Ausſetzung, bis dahin geſtattet, galt von jetzt an als Mord. In dieſem Zuſammenhange gewinnt die uralte, durch ganz Bayern verbreitete Sitte, den Namenstag zu feiern, eine kul-

turhiſtoriſche Bedeutung; denn nicht die Geburt berechtigte bei unſeren heidniſchen Voraltern zum Leben, ſondern erſt die mit der Waſſerluſtration verbundene Namengebung *). Zwar hat die moderne Aufklärungsſucht die Namenstagsfeier als Blödſinn verpönt und mit dem Vergeſſen des alten ethiſchen Zuſammenhanges den Geburtstag an die Stelle des ſogenannten papiſtiſchen Unſinns erhoben. Wer aber nicht an der Oberfläche kleben bleibt und den Erſcheinungen im Volksleben auf den Grund ſchaut, der wird in dieſer ſcheinbar verkehrten Sitte die tiefe Bedeutung nicht verkennen, welche derſelben aus der Zeit der urſprünglichen Rechtsentwicklung auf dem Boden des patriarchalen Familienrechts innewohnt, und ſie daher auch, wenn auch verhöhnt, höher ſtellen, als die altkluge Weisheit von geſtern. Von dieſer heidniſchen Taufe finden ſich auch noch viele Spuren in bayeriſchen Sagen; auch aus den Anfragen des heiligen Bonifacius in Rom erhellt, daß bei den Baiwaren die altnordiſche Waſſerweihe zur Aufnahme in die Familie üblich war, und daß man die chriſtliche Taufe deßhalb ſorgfältig von derſelben zu unterſcheiden ſuchte, um das chriſtliche Sakrament nicht mit dem altheidniſchen Gebrauche zu vermengen (S. 256).“

---

*) Einen ſehr ſchönen, hieher gehörigen Zug hat Ritter von Alpenburg aus dem Oberinnthal beigebracht. Hier ſammelt die Bercht (angeblich die Gemahlin des Landpflegers Pontius Pilatus) die Seelen der ungetauften Kinder, die deßhalb nicht in das Himmelreich können, und führt ſie in langem Zuge alljährig in der Dreikönigsnacht nach dem Jordan, wo ſie getauft werden. Ein Knecht ſah nun das Kinderheer vorüberwandern, alle Kindlein trugen weiße Hemden, das des letzten war aber etwas zu lang, es trat immer darauf und blieb deßhalb weiter zurück. Da rief der Knecht: „Huderwachl hinten nach! geh' her, ich will dir das Hemat hinaufbinden“; er that es, das Kind aber ſprach: Jetzt dank' ich dir ſchön, jetzt hab' ich einen Namen! und verſchwand; die Bercht aber, die ſchon ein gutes Stück voran war, drehte ſich um und rief: „Hab' Dank, daß du den armen Huderwachl durch Namengebung erlöst haſt, dafür ſoll dein Hof

Von den üblichen Opfern haben ſich merkwürdige Nachrichten erhalten. Das erſte Concil, welches Bonifacius im Jahre 742 in Deutſchland hielt, unterſagte ausdrücklich die Opfer, welche thörichte Menſchen bei den Kirchen nach heidniſchem Brauche und im Namen der Martyrer darbrachten, ein Jahr darauf wurden Opfer, die man dem Wuotan und Donar brachte, das Wahrſagen aus dem Gehirn der geſchlachteten Thiere und das Aufhängen hölzerner Arme und Beine als Dankvotiva unterſagt. Das Letztere, ein durch die Geſchichte aller alten Völker gehender Zug, konnte jedoch ſo wenig beſeitigt werden, daß jede Wallfahrtskapelle heute noch davon zeigt. Doch mußte es manch' ſtille Gemeinden geben, in denen der alte Kult noch heimlich und tief in's Mittelalter hinein betrieben ward, denn noch im XIV. Jahrhundert wußte Nicolaus von Dünkelsbühl von Opfern, die im Nachklange der alten Zeit an ehemaligen Cultusſtätten dargebracht wurden, wobei man eigene Gefäße offen ſtehen ließ, damit ſich Mäuſe, Wieſeln und Eidechſen in ſie verlieſen und ſo gleichſam von den Göttern ſelbſt auserwählt erſchienen (S. 235). Eine aus jener Zeit noch überkommene Sitte ſind die verſchiedenen Gebildbrode und ſeltſamlichen Backwerke, die in gewiſſen Zeiten regelmäßig erſcheinen. Rochholtz hat alle in Deutſchland und den angrenzenden Ländern beſtehenden Formen geſammelt, das Buch wird über dieſen Haupttheil des alten Kult, den man auch Tempelbäckerei nennen könnte, überraſchende Reſultate geben. An den hohen Feſttagen der Götter liebte man es, dem zu backenden Teig die Geſtalt eines Götterbildes oder eines göttlichen Symbols zu geben. Schon die Aegyptier machten Weizengebäck in heiligen Formen, es gab gebackene

---

geſegnet ſeyn bis auf den neunten Stamm"! (Tyroler Mythen. 1857. S. 64). Das Kind hat nun einen Namen und geht dadurch ein „zur ewigen Freud", wenn es auch nur ein koſender Schmeichelname des Mitleids iſt.

Ochſen, Kühe, Schafe, Fiſche, Triangel und Scheiben, ja Herodot (II. 48) erzählt ausdrücklich, daß Arme, welche kein Thieropfer zu leiſten im Stande waren, aus Roggenmehl ein Schwein kneteten, buken und darbrachten. Daß unſere Vorfahren deßgleichen thaten, beweiſen unſere heutigen Schaubrode, die Bretzeln und Oſterfladen, der Oſterhas und der ſüße „Seelenzopf“, den auf Allerheiligen der Pathe, der „Herr God“ ſeinem kleinen Pathen ſendet, die Weihnachtzelten und verſchiedengeſtaltigen Leckerbiſſen aller Art, denn das Volk hält überall feſt „was gut iſt“, ſei es zum eſſen oder trinken, und da in letzterem unſere Urvorfahren eine große Genialität erprobten, ſo wurde dieſe Kunſt fernerhin fleißig fortcultivirt. Es gab den Heidenbekehrern viele Mühe, den in dieſem Punkte ſo ſtarrköpfigen Germanen das früher auf der Götter Ehre ausgeleerte Trinkhorn nicht zur Ehre der lieben Heiligen füllen zu laſſen, es blieb nichts übrig, als ein Fingerbreit zuzugeben und in ein vernünftiges Maß reducirt fortbeſtehen zu laſſen. So erhielt ſich die ſchöne St. Johannis-Minne, der Brautwein u. ſ. w. und die brave Schuhmacherinnung in München hat den Minnetrunk am Zunftjahrtage erhalten. „Sie bringt eine 10 mäßige Kanne mit Wein in das Presbyterium und der Wein wird zu Ende des feierlichen Hochamtes nach prieſterlicher Weihe in einem Becher den einzelnen Zunftmeiſtern zum Umtrunke gereicht, gerade wie früher die Domherrn des Würzburger Hochſtiftes St. Martins Minne an ſeinem Ehrentage ausbrachten“ (S. 251).

Die kurze Ueberſicht genügt, um das Buch anziehend und zu einem lehrreichen Handbuch für Wißbegierige zu machen, die ſich über dieſe Dinge unterrichten wollen. Allein es gehört einige Vorſicht dazu. Was das benützte und verarbeitete Material betrifft und den Standpunkt des Herrn Verfaſſers, ſo wagen wir nichts daran auszuſetzen; wenn er aber gerade daraus die Mittel und Beweiſe für ſeine Lieblings-Theorien von der Abſtammung der Baiwaren gefunden zu haben glaubt,

ſo können wir ihn (abgeſehen davon, daß der geehrte Herr Verfaſſer ſelbſt ein paarmal mit ſich ſelber in Widerſpruch geräth) zum mindeſten nicht vertheidigen. Doch bleibt es immerhin ein nicht beſtreitbares Verdienſt, eine noch lange nicht abgeſchloſſene Frage neu angeregt zu haben, und jedenfalls freuen wir uns auf die Bearbeitung der baiwariſchen Rechtsalterthümer, die Herr Quitzmann als die Triarier ſeiner Conjecturen vorrücken laſſen wird.

---

# XLII.

## Zeitläufe in Oeſterreich.

### IV. Ungarn und der öſterreichiſche Reichsrath.

Den 8. Mai 1861.

Endlich hat Oeſterreich wieder feſtes Land, gerade noch fünf Minuten vor dem großen Sturm! Seit dem 1. Mai iſt es thatſächlich ein verfaſſungsmäßiger Rechtsſtaat auf der zukunftsvollen Baſis der Autonomie. Zwar ſind die beiden Häuſer noch nicht vollendet, denn die Bänke der Ungarn, der Kroaten und Slavonier, der drei ſiebenbürgiſchen Nationen blieben vorerſt leer Doch weht aus Oeſterreich ſchon eine andere Luft, und der ungekünſtelte Jubel der Hauptſtadt verkündet, daß man endlich frei aufathmet und aufgeſtiegen iſt aus den Tiefen des epidemiſchen Peſſimismus.

Was in Wien jetzt geſchaffen iſt, wird das glänzendſte Parlament in Europa werden, nicht eine Plauderſtube be-

mosker Geſchlechter und ſchulmäßiger Parteien, ſondern ein wahrhaft kosmiſcher Areopag ſelbſtbewußter Nationen und jugendfriſcher Völker, denen vielleicht die Zukunft der Chriſtenheit gehört. Als der Kaiſer am 22. April die 56 erblichen und 39 lebenslänglichen Mitglieder des Oberhauſes ernannte, eine lange Reihe fürſtlich reicher Dynaſten, hiſtoriſcher Familien und ruhmvoller Namen, obwohl Ungarn und die ehemaligen Dependenzen der Stephanskrone noch nicht berückſichtigt waren: da bot ſich dem Beſchauer wie nie zuvor ein Bild von der nachhaltigen Kraft dieſes adelichen Staats par excellence, und zugleich eine Zuverſicht des Gelingens, wenn man bedenkt, daß der conſtitutionelle Verſuch von 1848 eben das vergaß und außer Anſatz ließ, was Oeſterreich zu Oeſterreich macht — ſeine mächtige Ariſtokratie. Man braucht deßhalb das natürliche Uebergewicht des Abgeordnetenhauſes nicht zu unterſchätzen; die nationalen Beſonderheiten des Reichs werden ſich hier noch ſchärfer ausprägen und auch mit Gottes Hülfe in um ſo ſchönerer Harmonie ausgleichen. Aber das darf man nicht verkennen, es handelt ſich immer noch um ein großartiges Experiment, und auch das iſt keineswegs ausgemacht, daß Leute wie Berger. Schuſelka und Zang bei den Reichsrathswahlen immer durchfallen werden. wie dießmal, zum Entſetzen der ganzen Judenpreſſe, am Wiener Landtag geſchehen. Wenn das Rieſenwerk trotz Alldem gelingt, dann gelingt es dadurch, daß die öſterreichiſche Ariſtokratie in das conſtitutionelle Leben eintritt und den Regulator deſſelben bildet, eine Ariſtokratie die nichts vom Junkerthum an ſich hat, und um die jedes Land der Welt den Kaiſerſtaat beneiden darf.

Damit aber auch im Unterhaus das germaniſche Princip der Autonomie dem franzöſiſchen Liberalismus der Neudeutſchen die Stange zu halten vermag, und damit die „erprobten conſtitutionellen Formen“, zu welchen ſich die kaiſerliche Thronrede bekennt, nicht zur Pandorabüchſe einer öſterreichiſchen Parlaments-Regierung ausarten — bedarf es vor Allem der Un-

garn. Sie müſſen das Zünglein an der Wage bilden; ſchon darum iſt die erſte Frage überall: „wann werden die Ungarn kommen?“ Daß ſie kommen, iſt der unabänderliche Wille des Kaiſers. Aus ernſtem Herzen, wie Er immer ſpricht, hat die Thronrede das „unantaſtbare Fundament des einigen und untheilbaren Kaiſerreichs“ betont. Sie macht einerſeits die Beſſerung der Finanzlage von der „bevorſtehenden Durchführung der Landes-, Kreis- und der Gemeinde-Autonomie“ abhängig, andererſeits ſpricht ſie die Erwartung aus: „daß auch die Frage der Vertretung Meiner Königreiche Ungarn, Kroatien, Slavonien und des Großfürſtenthums Siebenbürgen nach Maßgabe Meiner darauf bezüglichen Handſchreiben vom 26. Februar bald eine günſtige Löſung erhalten werde.“

Uebrigens iſt der Reichsrath mit allem Recht begierig zu erfahren, auf welche Thatſachen oder Maßregeln die Regierung dieſen Calcul gründe. Denn in Ungarn ſelbſt iſt inzwiſchen der parlamentariſche Sieg der Koſſuthianer ſo viel wie geſichert. Ich ſage der parlamentariſche Sieg, denn wenn die Partei des eigentlichen Volks, insbeſondere der Bauern ſo gewiß wäre wie der altconſervativen Feigheit und der liberalen Wohldienerei, ſo würde ſich der Peſther Landtag nicht mit dem ſtummen Verſteckensſpiel begnügen, das er ſeit Wochen treibt, ſondern er hätte längſt die Fahne der Empörung neuerdings im offenen Felde aufgeworfen. Warum es ſo kommen mußte, haben wir wiederholt erklärt; kürzlich hat aber auch Feldzeugmeiſter Benedek, ſelbſt ein Ungar und zudem aus einer reformirten Bürgerfamilie geboren, eine meiſterhafte Zeichnung der wahren Urſachen gegeben. In dem Spiegelbilde ſeines berühmten Circulars wird man leicht die drei ungariſchen Parteien unterſcheiden: die eingeſchüchterten Altconſervativen, welche mit lächelnder Miene die Fauſt in der Taſche machen, die Liberalen mit ihrer breiweichen Pedanterie, welche jetzt wie vor zwölf Jahren nur als die unbewußten Pioniere der demokratiſchen Republik gedient haben, endlich die Koſſuthianer mit

dem teufliſchen Haß im Herzen und dem klingenden Gold des Auslands in der Börſe.

„Woher kommen“, fragt Benedek, „die Schwierigkeiten und wer ſind diejenigen, die dem Gelingen des Werkes entgegentreten? Von außen von feindſeligen Regierungen, von den unter dem Schutz derſelben raſtlos thätigen Revolutionären aller Länder, die in ihrem unverſöhnlichen Haß gegen Oeſterreich das friedliche Gedeihen unſerer neuen Inſtitutionen um jeden Preis hintertreiben wollen, und durch Geld und falſche Vorſpiegelungen immer auf's neue Unruhen zu wecken und zu nähren ſuchen; und im Innern Advokaten und Doktoren ohne Praxis, ehr- und geldgierige Journaliſten, unzufriedene Profeſſoren und Schulmeiſter, die alle eine Rolle ſpielen und in ſolcher Weiſe eine Carriere machen wollen; der verſchuldete kleine Adel, für den auch unſer Herrgott keine Verfaſſung zurecht machen könnte, um damit deſſen Schulden zu zahlen; Leute, die aus Eitelkeit ſich gerne reden hören (und nur Oppoſitionsreden gefallen!); endlich einige feigen Magnaten, die aus Furcht ihre Popularität auf's Spiel zu ſetzen, mit der Strömung ſchwimmen und in der Angſt des Augenblicks ganz überſehen, daß der Boden unter ihren eigenen Füßen ſchwindet, wenn ſie nicht herz- und ſtandhaft zum Throne halten. Alſo nur Verräther, Leute mit unlautern Abſichten, ſolche, denen es an wahrem Muth gebricht, und ein Theil des ſogenannten Intelligenzproletariats agitiren gegen unſere Verfaſſung.“

Es war ſehr bezeichnend, daß das conſervative Organ, die ſogenannte Adelszeitung in Wien zwar den wortreichen Proteſt der zu Peſth verſammelten Magnaten, nicht aber den Erlaß Benedeks ſelber veröffentlichte. Die politiſche Logik davon iſt vielſagend. Während nämlich keine Frechheit zu erdenken iſt, die von den altconſervativen Herren gegen den legitimen Souverain nicht ruhig geſtattet oder wohl gar begünſtigt worden wäre, verlangen ſie für ihre Perſonen die zarteſte Schonung, und auch den ungariſchen Liberalen ſoll man nur ja nicht zu nahe treten, weil ſonſt das Verſöhnungswerk geſtört werden könnte, und die Altconſervativen über-

haupt nur dann ihre Miſſion zu erfüllen im Stande wären, wenn man allen ihren Wünſchen nachkomme und ſie blindlings gewähren laſſe. Das argloſe Vertrauen in dieſe hohle Wichtigthuerei hat den Anſtoß zu der heutigen Lage Ungarns gegeben, und die Frucht deſſelben war keine andere, als daß die proteusartigen Liberalen von den Koſſuthianern, die Altconſervativen aber von den Liberalen mißbraucht wurden. Wie die Füchſe Simſons ſind ſie nun alle mit dem Schweif aneinander gebunden, und auch die Herren Graf Apponyi und Cardinal Scitowski haben Fühlung und Führung ſo gänzlich verloren, daß ihr Organ zu Wien in ängſtlicher Spannung immer nur an dem ſentenzenreichen Munde der Herren Deak und Eötvös zu hängen weiß: was denn die zur Sache ſagen? Und doch hat in demſelben Organ ein ehrlicher Ungar dieſe liberalen Chamäleone nicht weniger ſcharf als General Benedek ſtigmatiſirt:

„Unheilbar ſind gegenwärtig nur die Ehrgeizigen, welche die glänzenden individuellen Ausſichten bei einem Umſturz verlocken, und jene Unglücklichen, die nichts als Redensarten auf den Lippen und nur den lieben Gewinn als Gott im Herzen haben, die von Bürgertugend, Patriotismus und Humanität ſo viel und ſo ſchön zu ſprechen wiſſen, und auch nicht einen Funken von Alldem in ſich tragen; Sophiſten, die gegen die Centraliſation für den Föderativſtaat ſchwärmten, nun aber, wo dieſer ihnen geboten wird, ſich ebenſo warm für die Perſonalunion ereifern, und jeden als verdammungswürdigen Centraliſten brandmarken, der ein ernſtes Wort für ehrliche Föderation ſpricht *). Dieſe Leute, die man nicht überzeugen, ſondern nur kaufen kann, langen zu jedem Mittel, um die Maſſen zu ängſtigen und aufzuregen, ſie wollen von einer Verſtändigung nichts wiſſen, denn dieſe liegt gar nicht in ihrem kleinlichen Intereſſe. Hinge es von dieſen Menſchen ab, ſo wäre Oeſterreich ſammt Ungarn verloren. Zum Glück ſtehen

---

*) Bekanntlich trifft dieſe Kennzeichnung bei Baron Eötvös buchſtäblich zu.

ihrem ephemeren Einfluß jene zahlreichen und angeſehenen Männer gegenüber, welche nur das Erreichbare zum Ziel ihres Strebens nehmen und über eine wandelbare Rechtsformel die ewigen Geſetze der Selbſterhaltung und weiſer Billigkeit ſtellen. Dieſe Männer ſind noch nicht mundtodt, obſchon ſie bis zur Stunde theils gar nicht, theils nur zurückhaltend geſprochen" *).

Bis zur Stunde hat man aber vergebens auf ein mannhaftes Wort dieſer Art gewartet, obwohl es nicht bloß wegen der allgemeinen Regeln der Nobleſſe, ſondern auch wegen ſpecieller Zuſagen nicht mehr als Pflicht und Schuldigkeit wäre. Die ganze Spannung mit Ungarn führt nämlich immer wieder auf die moraliſchen Verpflichtungen zurück, durch welche die altconſervativen Herren in Wien die That vom 20. October erwirkten. Als vor zwölf Jahren die blutige Empörung Ungarns niedergeſchlagen war, hätte Jedermann eine Regierung für wahnſinnig gehalten, welche die alten Zuſtände in Ungarn wieder einführen wollte. „Ganz Oeſterreich war", wie Graf Auerſperg jüngſt auf dem Krainer Landtag ſagte, „darüber einig, daß die Repriſtinirung der alten ungariſchen Verfaſſung eine unmögliche Sache ſei" — die Wiedereinführung der Verfaſſung nämlich wie ſie noch im Jahre 1847 war, denn die revolutionären Geſetze von 1848 waren von den Ungarn ſelbſt völlig aufgegeben. Als nun der Kaiſer dennoch den Vorſchlägen der zum verſtärkten Reichsrath berufenen Magyaren nachgab, geſchah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß erſtens die Beſchlüſſe von 1848 ein- für allemal abgethan ſeien, daß Ungarn zweitens ſeine vormärzliche Verfaſſung in einer Weiſe modificire, wodurch die Realunion und eine gemeinſame Vertretung in den allgemeinen Reichsſachen möglich werde.

Nicht die mindeſte Einſprache wurde von den Magyaren im verſtärkten Reichsrath gegen dieſe Vorausſetzungen erhoben.

---

*) „Vaterland" vom 30. März 1861.

Sie wetteiferten in Betheurungen, daß ganz Ungarn Ein Herz und Eine Seele mit ihnen ſei und eine Meinungsverſchiedenheit hierin gar nicht exiſtire. Wirklich hatten auch ſelbſt die Liberalen, wie namentlich ihr Führer Eötvös, bis dahin um kein Haar mehr verlangt, als nun der Kaiſer zu gewähren bereit war. Kaum waren aber die Zügel der Regierung den Altconſervativen übergeben und durch ihre Connivenz eine kaiſerliche Machtſtellung nach der andern aus Ungarn verdrängt, ſo ſpielten die Liberalen plötzlich andere Karten aus, indem ſie die Geſetze von 1848 und die Perſonalunion als den allein möglichen Ausgangspunkt einer ungariſchen Reorganiſation erklärten, und die Altconſervativen ſtellten ſich ſchon bei der Graner Conferenz auf — die gleiche Baſis. Auch ſie erkannten jetzt dieſelbe Geſetzgebung, welche ſie vor und nach ihrer Geburt zwölf Jahre lang bekämpft und als das Verderben Ungarns verabſcheut hatten, als das einzige und unantaſtbare Recht des Landes an, nur mit dem Unterſchied, daß ſie ſich und den Monarchen mit der Selbſttäuſchung hintergingen: man wolle und werde ja dieſe Geſetze nachträglich im Sinne des Geſammtſtaats verfaſſungsmäßig revidiren!

Allerdings haben die Herren ihren Einfluß weitaus überſchätzt und ſie können ſich mit der phyſiſchen und moraliſchen Unmöglichkeit entſchuldigen, ihren ruhmredigen Anerbietungen nachzukommen und die ungariſche Bewegung zu bemeiſtern. Ein Anderes aber konnte ihnen als Männern von Muth und Ehre nicht erlaſſen werden: ſie mußten ſich offen zu dem Satz bekennen, daß die alte Verfaſſung Ungarns ſowie die pragmatiſche Sanktion, geſchweige denn die Geſetze von 1848 als die unmittelbare Einleitung zum Abfall und Hochverrath, am 14. April 1849 verwirkt worden ſeien, daß die Wiederherſtellung jener Compromiſſe nicht eine Rechtspflicht des Monarchen geweſen und er um ſo mehr das unſtreitige Recht habe, ſeine Bedingungen zur Sicherheit gegen

fernern Mißbrauch zu ſtellen. Thaten ſie das nicht, ließen ſie ſich auch nur ſtillſchweigend die Abſurditäten der conſtitutionellen Juriſterei gefallen, wornach der Landesherr verpflichtet wäre, der niedergeworfenen Revolution jedesmal ſofort wieder Thron und Staat in die Hände zu geben*): dann waren in Wirklichkeit nicht ſie, ſondern die Liberalen im Recht und es mußte zu der widerlichen Achſelträgerei kommen, welche die Geſchichte der reaktivirten Würdenträger Ungarns ſeit ſechs Monaten ausmacht.

Sie mußten ferner das trügeriſche Spiel der Liberalen mit den Schlagworten: „hiſtoriſches Recht“ und „alte Verfaſſung“ enthüllen und ſtandhaft bezeugen, daß die wirkliche alte Verfaſſung Ungarns mit den Geſetzartikeln von 1848 nicht das Geringſte gemein habe, dieſe vielmehr die baare Negation jener ſeien. Das iſt ja eben das Princip, von deſſen Vertretung die Herren ihren eigenen Namen „altconſervativ“ führen. Sie mußten endlich bezeugen, daß das Reichsgrundgeſetz vom 20. Oktober v. J. und 26. Februar d. J. zwar allerdings mit den Geſetzen von 1848 unverträglich ſei, nicht

---

*) Treffend iſt dieſe Rechts- und Geſetzlehre der ungariſchen Liberalen in der Schrift: „Ungarn im Geſammtſtaat“ Wien 1861, perſiflirt. „Siegt ſonach die Revolution, ſo iſt der König ohnehin geſtürzt, das aufſtändiſche Land aus der Staatsgemeinſchaft mit den andern Ländern ohnehin ausgeſchieden, der ihm aus dem Staatsvertrag obliegenden Pflichten gegen Regenten und Monarchie quitt und ledig. Siegt aber der König, und unterwirft er mit Hülfe der andern Reichsländer das aufſtändiſche Volk und Land, ſo müßte er nach dieſer ſonderbaren Theorie gleichfalls den gebrochenen Staatsvertrag nicht nur als verbindlich anerkennen, ſondern ſogar *den durch ſeine Gegner zerriſſenen Vertrag durch ſeine eigene ſiegreiche Macht wieder aufrichten*“. Mutatis mutandis iſt dieß freilich auch die liberale Rechtsanſchauung in der kurheſſiſchen Frage.

aber mit der hiſtoriſchen Conſtitution des Landes. Denn wenn auch hier mit Worten dem ungariſchen Landtag das Recht der Steuer- und Rekrutenbewilligung unmittelbar zuſtand, ſo gab es doch in der Praxis ſo viele Ausnahmen und Umwege, daß der Landtag unter Maria Thereſia und Joſeph II. fünfundzwanzig Jahre lang ganz unterbleiben konnte, und das Recht überhaupt faſt illuſoriſch wurde, jedenfalls aber durch die ungariſchen Mitglieder eines öſterreichiſchen Reichstags viel kräftiger gewahrt ſeyn wird, als wenn das Syſtem der freiwilligen Werbungen und der indirekten Beſteuerung wiederkehrte. Und gegen die angebliche Furcht, als könnte Ungarn in einer Centralvertretung „majoriſirt“ werden, hätten die Herren auf ihr eigenes umgekehrtes Beiſpiel im verſtärkten Reichsrath hinweiſen ſollen, wo ſie trotz ihrer Minderzahl durchaus den Ton angaben und das entſcheidende Votum führten. Mehr als ein Drittel aller Stimmen im Parlament fällt auf Ungarn, und es iſt wahrlich viel weniger zu beſorgen, daß die Unabhängigkeit der Magyaren, ſo weit ſie mit dem Weſen des Föderativſtaats vereinbar iſt, dort gefährdet ſei, als vielmehr, daß ihnen und ihren Verbündeten ein ausſchließlicher Primat in allen Reichsſachen zufallen müſſe. Auf Grund eben dieſer Ueberzeugungen haben die altconſervativen Herren ihre Rathſchläge ſelbſt zum Oktoberdiplom gegeben; daß ſie aber für die erkannte Wahrheit bei irgend einer Comitats- oder Wahlverſammlung eingetreten wären: davon hat man nichts vernommen.

So iſt es ſogar fraglich geworden, ob auf dem Landtag überhaupt ein eigentlicher Parteikampf ſtattfinden wird. Denn die Altconſervativen führen zwar das (von den andern Parteien nicht anerkannte) Regiment der Hofkanzlei, außerdem aber ſcheinen ſie Null zu ſeyn, und werden vielleicht die verheißene Reviſion der Geſetze von 1848 im Intereſſe des Ge-

ſammtſtaats nicht einmal ernſtlich fordern. Jedenfalls werden die Liberalen jede Reviſion ſolcher Art verweigern und auf der ſtrikten Baſis von 1848 die reine Perſonalunion und Nichtbeſchickung des Reichsraths, einen Palatin mit der realen Macht des legitimen Königs, dem kaum die Ehrenrechte eines Republikpräſidenten übrig bleiben, und zwar einen Palatin, zu deſſen Auswahl ſie dem König vielleicht drei Koſſuthianer, keinenfalls aber einen Erzherzog vorſchlagen wollen, als hiſtoriſches Recht Ungarns fordern, dazu endlich ein vollſtändiges Miniſterium ſammt Finanz- und Kriegsminiſter *), wobei ſie aus beſonderer Friedfertigkeit vielleicht den ungariſchen Miniſter des Auswärtigen, wie er 1848 mit den fremden Mächten verhandelte, aufopfern werden. Einem ſolchen Programm der Liberalen können ſich dann auch die Koſſuthianer unbedenklich anſchließen. Sie haben zwar noch einige weitern Anliegen, z. B. Garantie der Autonomie Ungarns durch die Großmächte, Nöthigung des Königs in Ungarn zu reſidiren, Entfernung der nichtungariſchen Truppen aus dem Lande, Herausgabe der Feſtungen, Nationalarmee in ausſchließlich ungariſchem Dienſt, Ehrenerklärung der Honveds, Zurückberufung der verurtheilten „Patrioten" ꝛc. Wozu ſollten aber dieſe loyalen Vertreter der „hochmonarchiſchen Nation" das Ausland unnöthig kopfſcheu machen, da ſchon das Programm der Liberalen vollkommen zum Zwecke ausreicht, um nämlich den erſehnten Bruch herbeizuführen?

Sobald die Liberalen bei den Geſetzen von 1848 verharren und die Reviſion im Intereſſe des Geſammtreichs nicht

*) In den Geſetzen von 1848 iſt zwar nur von einem Miniſter der „Landesvertheidigung" die Rede, worunter einige Liberalen keinen förmlichen Kriegsminiſter verſtehen wollen. Aber Koſſuth hatte einen ſolchen, alſo res judicata est.

vornehmen wollen, trennt ſie principiell nicht der geringſte Unterſchied mehr von den Koſſuthianern. Der Kaiſer kann ihr Begehren nicht erfüllen, nicht nur weil er das Reich nicht eigenhändig zerreißen, ſondern noch mehr weil er die nicht-ungariſchen Nationen in Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen abſolut nicht opfern darf. Das wäre der ſichere Untergang des Reichs. Schon deßhalb ſind die ſonderbaren Grübeleien der Liberalen, wie zwiſchen den zwei Reichen mit den zwei Parlamenten und den zwei Miniſterien doch noch irgend ein gemeinſames Band außer der Perſonalunion herzuſtellen wäre, eitel verlorene Mühe. Ohnehin könnten derlei Künſteleien, z. B. gemeinſame Berathungen zwiſchen beſtimmten Ausſchüſſen beider Reichstage, nur die Verwirrung auf den Gipfel treiben, niemals aber das Werk des Haſſes und der Trennung in ſeiner Natur verändern. Auch darauf kommt nichts an, ob die Liberalen bloß der Hofkanzlei und nicht auch dem König den Rechtstitel der Geſetzlichkeit verweigern, während die Koſ-ſuthianer beide für illegitim erklären und deßhalb auch jetzt am Landtag keine Adreſſe an den König, ſondern nur eine Proklamation zulaſſen wollen. Auch dieſer Unterſchied fällt nicht in's Gewicht; denn auch die Liberalen anerkennen den König nur in Ausſicht auf deſſen Krönung, ſozuſagen anticipando als legitim, gerade die Krönung aber machen ſie durch ihre vorhabenden Beſchlüſſe unmöglich.

Das ſieht nun zwar Alles ſehr deſperat und gefährlich aus, iſt es aber, nach unſerer wiederholt geäußerten Anſicht, nicht. Der Magyarismus iſt der Grenze des Möglichen viel näher, als man glaubt. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß er, vielleicht ſchon aus Anlaß der Steuereintreibungs-Frage, den Kaiſer zur Auflöſung des Landtags zwingt, aber was dann? Die Koſſuthianer ſollen geſonnen ſeyn, in dieſem Fall bei den fremden Mächten und insbeſondere bei Napoleon III.

auf Rechtsverweigerung und Execution zu klagen. Aber was wollen die Liberalen? Sie ſtehen jetzt bereits vor einer ganz heilloſen Alternative. Oeſterreich läßt unter militäriſcher Bedeckung die rückſtändigen Steuern eintreiben; wollen nun die Herren am Landtag die Bezahlung derſelben verbieten, weil die Steuern nicht verfaſſungsmäßig bewilligt, alſo ungeſetzlich ſeien, ſo ſtellen ſie ſich auf den brennenden Boden der Steuerverweigerung, wo ſie ſich lächerlich machen werden oder die Fahne des gewaltſamen Aufruhrs erheben müſſen. Wollen ſie aber das Verbot umgehen und die Steuern zahlen laſſen — nun, dann braucht der Kaiſer von Ungarn vorderhand nichts als Rekruten und Steuern, er kann im Uebrigen warten. Die Magyaren aber können nicht warten; denn während ſie warteten, würden die Kroaten, die Slavonier, die zwei Nationen in Siebenbürgen, ja ſogar die Serben und die Slovaken in Nordungarn ihr Schäfchen ins Trockene bringen und die zukünftige Herrlichkeit des Magyarenreichs wäre total verſpielt. Für eine bewaffnete Schilderhebung endlich ſind die äußern und innern Umſtände täglich ungünſtiger geworden, und wenn man ſich in Peſth den wilden Rauſch aus den Augen reibt, werden dem Blick von allen Seiten verfehlte Berechnungen und geſcheiterte Hoffnungen entgegenſtarren.

Unzweifelhaft rechneten die Ritter der Geſetzgebung von 1848 vor Allem auf eine gründlichere Einſchüchterung des Wiener Kabinets, welches ihnen wieder wie vor zwölf Jahren durch endloſes Nachgeben in die Hände arbeiten ſollte. In der That ſind die Herren keineswegs ganz leer ausgegangen, wäre es auch nur die jüngſt noch hinter dem Rücken der deutſchen Miniſter erſchlichene Reorganiſation Siebenbürgens, welche die Aera der Katzenmuſik auch für Transſylvanien eröffnet hat, und die ungeheure Mehrheit der Rumänen und Sachſen am Landtag in die geborne Minorität bringt, auch

in der Landesregierung gerade das umgekehrte Verhältniß zu der Seelenzahl der Nationalitäten herſtellt. Zum Reichsrath hat man in Wien bis jetzt weder aus Kroato-Slavonien noch aus Siebenbürgen die Abgeordneten einberufen; aber ſchon das ſchien dem Hoffanzler Vay Grund genug den Patenten vom 26. Februar ſeine Unterſchrift zu verweigern weil dieſen Ländern überhaupt eine eigene Vertretung beim allgemeinen Reichsrath zugeſtanden war, und würde dieſer Fehler auch gut gemacht, ſo verlangen die Magyaren weiter, daß die Magnaten und Abgeordneten aus Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen nicht nur nicht nach Wien gezogen, ſondern daß ſie ihnen von der kaiſerlichen Regierung mit Zwangspaß nach Peſth abgeliefert werden ſollen, nach Vorſchrift der Geſetze von 1848. Seit dem Ereigniß vom 1. Mai darf man aber wohl hoffen, daß zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes derlei Naivetäten endlich der Riegel geſchoben werde; es bedarf dazu nur der Einladung an den Agramer Landtag die Wahlen zum Reichsrath vorzunehmen und der Ausſchreibung direkter Wahlen in Siebenbürgen.

Im Anfange machte indeß der Reichsrath den verſchlagenen Politikern jenſeits der Leitha keineswegs ſo viel Kummer, als ſie glauben ließen; denn ſie rechneten zuverſichtlich darauf, er werde ſchon an der Verweigerung der Theilnahme von Seite Böhmens und Galiziens ſcheitern. Nun ſind aber nicht nur die Böhmen, Polen und Ruthenen, ſondern auch die Dalmatier erſchienen, und der Reichsrath hat die beſte Ausſicht der Zufluchtsort aller von übermüthigen Zukunftsvölkern unterdrückten Nationalitäten in Oeſterreich zu werden. Somit iſt der Magyarismus im Grunde ſchon iſolirt, ehe noch die Reichsräthe von Agram und Klauſenburg herkommen, und geiſtig iſt er ſo völlig allianzlos geworden, daß nicht nur die böhmiſche Nationalpartei ſein Benehmen gefliſſentlich verur-

theilt, ſondern auch Graf Clam-Martinitz ſelbſt, der berühmte Rechtsbeiſtand der Ungarn im verſtärkten Reichsrath, mit ehrenhafter Entrüſtung verkündet: man fälſche in Peſth die Wahrheit der „hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten.“

Aber noch mehr! Der Zweck der Geſetze von 1848 iſt durch die Haltung der Slaven ſchon faſt völlig gegenſtandlos geworden. Denn was war jener Zweck? Nichts Anderes als die Anbahnung des magyariſchen Zukunftsſtaats, und die erſte Bedingung deſſelben, daß acht Millionen Slaven ſich einer herrſchenden Nation von fünfthalb Millionen Magyaren unterzuordnen hätten. Das Spiel war gewagt; denn gelang die Unterjochung nicht, ſo war vorauszuſehen, daß die nicht-magyariſchen Nationalitäten der ſogenannten ungariſchen Krone die zur Trennung von Oeſterreich gebrauchten Waffen der Magyaren gegen dieſe ſelber kehren würden. So iſt bereits geſchehen. Man ſchaue nur auf Kroatien, und erinnere ſich, daß der ungariſche Landtag ſchon im Jahre 1844 beſtimmt hat: „nach zehn Jahren ſolle in Kroatien Niemand ein von königlicher Ernennung abhängiges, noch auch ein kirchliches Amt erhalten können, der nicht der ungariſchen Sprache kundig ſei“, denn magyariſch ſollte der Kroate am Preßburger Landtag reden und in demſelben fremden Idiom mußten in dem ſlaviſchen Lande alle Amtshandlungen bei Strafe der Nullität vorgenommen werden. Und jetzt ſteht das nämliche Kroatien mit völlig ſelbſtſtändiger Politik da; es behauptet Fiume gegen Ungarn, es bemüht ſich als „dreieiniges Königreich“ Dalmatien an Kroato-Slavonien anzuſchließen und die Militärgrenze ſich einzuverleiben, den Magyaren aber bietet es, wenn ſie ſich loyal verhalten, eine Allianz wie von Macht zu Macht. Wo bleibt da der magyariſche Zukunfts- und Einheitsſtaat?

Kroatien gilt als „Nebenland“ Ungarns; aber nicht einmal auf die einverleibten Serben ſind die Geſetze von 1848

ferner anwendbar und ebenſo wenig auf die Rumänen. Der Kaiſer hat die Woiwodina und das Banat neuerdings mit dem engern Ungarn vereinigt, aber die ſerbiſche Nation wird forthin doch nur einen Staat im Staate bilden, ganz gegen den Plan der magyariſirenden Politik. Seit drei Monaten iſt den Serben ein eigener Nationalcongreß bewilligt, und zwar, angeblich auf den Wunſch des Patriarchen Rajacic, nicht durch den ungariſchen Hofkanzler, ſondern zuerſt durch den Staatsminiſter von Schmerling, weßhalb die Statthalterei in Peſth den Journalen ſogar den Abdruck des kaiſerlichen Erlaſſes unterſagte. Nun muß man freilich nicht gleich wie das böſe Gewiſſen der Magyaren an einen Sonderbund der Serben mit den Kroaten denken; aber die Nation wird dieſelben Forderungen erheben, die ihr vor zwölf Jahren um den Preis eines blutigen Bürgerkriegs abgeſchlagen wurden: ſie will einen eigenen Woiwoden und eine Autonomie der Sprache und der Verwaltung, welche ſich mit dem magyariſchen Begriff einer herrſchenden Nation abſolut nicht reimt.

Das Beiſpiel der Serben iſt aber gefährlich, denn ſie ſind nicht die einzige Nation im engern Ungarn, deren Sondergelüſte die Suprematspartei zu fürchten hat. Ueberhaupt iſt es auf dem weiten Gebiet, das ſelbſt wieder eine Muſterkarte von Völkergemiſch im Kleinen wie Oeſterreich im Großen darſtellt, mit der Magyariſirung nur bei den Deutſchen und den Juden gelungen. Bei Haus Iſrael iſt es freilich mehr ſchlaue Politik, wenn die Juden, als der Kaiſer ihnen vor zwei Jahren das Beſitzrecht an Grund und Boden verlieh, in die Welt hinausſchrieen, wie ſie nun durch ihren Einfluß die Intereſſen der Monarchie in Ungarn fördern würden, dann aber, ſobald das Oktoberdiplom erſchien, mit fliegenden Fahnen ins Lager der Oppoſition überliefen und von der Synagoge bis zum Krämerſchild herab Alles magyariſirten. Hingegen

iſt es den Deutſchen in Ungarn mit ihrer nationalen Selbſtverachtung völlig Ernſt: ſie werfen ſich förmlich weg an die fremde Nation, magyariſiren ihre deutſchen Namen wieder mehr als je und ſchweigen nicht nur zu jedem Druck und Hohn gegen ihre Sprache und Volksthum, ſondern es ſind ſelbſt mehrere der vorlauteſten Magyaromanen, z. B der calviniſche Profeſſor Ballaghi (eigentlich „Bloch“), geborne Deutſche. Ganz anders aber als dieſer kosmopolitiſche Völkerkoth haben ſich die Nordſlaven benommen, welche dritthalb Millionen ſtark, 1/5 Ruthenen und 4/5 Slovaken, Nordungarn bewohnen.

Auch ſie haben unter dem tyranniſchen Sprachzwang viel verloren, aber ſie warfen ſich nie weg.*) Trotz Standrecht und Fuſilladen haben ſie vor zwölf Jahren dem Koſſuthismus mannhaft widerſtanden, und in der ärgſten Noth dem Kaiſer 15,000 Freiwillige geſtellt. Ihre billige Bitte um Errichtung einer ſlovakiſchen Woiwodina blieb unberückſichtigt; dennoch bewähren ſie jetzt wieder die alte Loyalität, ſie zahlen die Steuern trotz des Verbots von Seite der magyariſchen Gebieter, und wenn morgen in Nordungarn direkte Wahlen zum Reichsrath ausgeſchrieben würden, ſo würde der Nordſlave bei der Juriſterei von Peſth ſchwerlich um Erlaubniß fragen. So liegt es auch an andern Punkten in der Hand der Regierung, den wahnſinnigen Schreiern durch etliche Dekrete eine Diver-

*) Ein ſlovakiſcher Paſtor klagt, daß ſeit jener Zeit die Pfarrer und Lehrer der lutheriſch-ſlaviſchen Gemeinden, die doch über 400,000 Seelen zählten, durchgängig nicht im Stande ſeien, in ihrer Mutterſprache correkt zu lehren und zu ſchreiben, daß aber die lutheriſch-Deutſchen in Ungarn ihren nationalen Charakter größtentheils ganz verläugnet haben. Namentlich arbeiteten ſie in Preßburg Hand in Hand mit der magyariſchen Anarchie gegen die Slovaken. S. Erlanger Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche 1860. I, 285.

ſion zu machen, von der ſie ſich nie mehr erholen würden. Verſtändige Männer in Ungarn ſelbſt, wie der obenangeführte Magyar, verkennen auch die wahre Lage der Dinge nicht:

„Den politiſchen Heißſpornen gilt jede Andeutung, daß Ungarn ſich nicht ſelbſt genüge, daß es vielmehr in ſeinem eigenſten Intereſſe innigen Anſchluß an den Geſammtſtaat, die vollſtändige Verwirklichung der Föderations-Idee zu ſuchen habe, gleich Landesverrath. Aber ein vorurtheilsfreier Blick auf das, was ſich im Lande theils offen, theils unter der Decke regt, auf die weitgehenden Pläne der Anhänger eines Südſlaven-Reichs, die ſich ziemlich unverholen ausſprechen, auf den Groll der Serben, die centrifugalen Tendenzen der Romanen und auf die Anſprüche der Nordſlaven, die ſich bereits hie und da, wenn auch nur leiſe vernehmen ließen: wird ſie lehren, was aus Ungarn und namentlich aus den Magyaren, die gegenwärtig das Band bilden, das Alle zuſammenhält, werden müßte, wenn es von den Erbländern losgeriſſen, den divergirenden Strebungen dieſer nationalen Parteien anheimfiele“ *).

Seitdem hat ſich aber täglich mehr herausgeſtellt, daß auch das magyariſche Volk ſelber, abgeſehen vom Pöbel und deſſen Führern aus dem Betteladel, daß namentlich die Bauern keineswegs zufriedene Blicke nach Peſth richten. Nicht einmal die Judexcurial-Conferenz ſcheint durch ihre unmöglichen Beſchlüſſe, den alten Rechtswirwar des Landes als nationales Heiligthum wieder herzuſtellen, den Beifall der Bauern errungen zu haben. Schon bei den Wahlen zum Landtag fiel die ungemeine Gleichgültigkeit auf, aus der kein Hetzmittel die Leute aufzurütteln vermochte, ſo daß die Gewählten großentheils aus verſchwindenden Minoritäten hervorgingen. Gewiß hat man ſich auch in Wien der Stimmung des platten Landes weislich verſichert, ehe man die plötzliche Steuereintreibung vornahm, und gelingt dieſe Maßregel, ſo mag man

*) „Vaterland“ vom 30. März 1861.

in Peſth daraus erſehen, wie ſehr der Kern des Volks durch die bittern Erfahrungen vor zwölf Jahren gewitzigt iſt. Was in Galizien geſchah und in Polen geſchieht, wo die Bauern ihre liberalen Herren handgreiflich Mores lehren, das hat man in Ungarn für ganz unmöglich gehalten; aber wer kann die Folgen ermeſſen, wenn die advokatiſchen Treiber nicht aufhören, dem Phantom des magyariſchen Zukunftsſtaats die theuerſten Intereſſen des Landes zu opfern?

Werfen wir noch einen Blick auf die europäiſchen Umſtände, ſo ſchienen dieſe allerdings vor einigen Wochen noch eine bewaffnete Schilderhebung Ungarns zu begünſtigen, ſo daß der böſe Geiſt des Magyarenthums ſich ſagen mochte: jetzt oder nie ſei die Zeit, unter dem Blitz und Donner eines Oeſterreich von allen Seiten bedrängenden Weltgewitters neuerdings aufzuſteigen. Aber auch das iſt größtentheils vorbei. Italien iſt zum Angriff zu ſchwach und Garibaldi ſchmollt wieder auf der achilleiſchen Inſel; Rußland trägt von neuem die polniſchen Handſchellen und Gortſchakoff iſt ängſtlich geworden; der Imperator ſcheint zwar nur zaghaft und unſchlüſſig geworden zu ſeyn, und der Brand in der Türkei nimmt überhand, dieß beſchleunigt aber eben den Bruch mit England und da will ſein Fatum, daß er Oeſterreich vorderhand ſchone. Täuſcht nicht Alles, ſo war die Kugel, die Graf Ladislaus Teleki am 7. Mai ſich vor den Kopf geſchoſſen, wohl motivirt, und es verheißt eine glückliche Wendung, wenn der unbändigſte jener mit dem blutigen Haß der calviniſchen Religionskriege aufgeſäugten Enaksſöhne, der vertraute Geſchäftsmacher Napoleons III. — verzweifelt. Die Liberalen aber ſind innen weitaus nicht ſo furchtbar, als ſie um den Mund herum ausſehen; ſie haben die Kunſt ſich zu ſchmiegen in den letzten zwölf Jahren ausgelernt, und haben ſie ſich bis jetzt vor den Ausſichten der Koſſuthianer gebückt, ſo können ſie wohl auch wieder rechtsum ſchwenken.

## V. Das Verhältniß Kroatiens zu Ungarn; Eugen Kvaternik über die Rechtsfrage und die Stimmungen.

Den 10. Mai 1861.

Söhnen ſich aber auch die Magyaren mit der Beſchickung des Reichsrathes aus, ſo iſt die ungariſche Frage deßhalb noch keineswegs gelöst, ſie geht vielmehr dann in einer andern Richtung erſt recht an. Denn ſobald man in Peſth bezüglich des Geſammtſtaats nachgibt, liegt darin ſchon der ſichere Beweis, daß man ſich gegenüber den „Nebenländern" in ſteigender Verlegenheit befindet. Es iſt eine Wechſelbeziehung eigener Art. Was die Magyaren eigentlich wollten, iſt kurz geſagt: ſie wollten in ihrer Eigenſchaft als Zukunftsſtaat die Kroato-Slavonier und Siebenbürgen an ſich ziehen, um weder ſelbſt nach Wien zu gehen, noch die letztern dahin gehen zu laſſen. Hätten ſie dieß haben können, ſo wären ſie den Forderungen des Geſammtſtaats ſicherlich bis zum Aeußerſten widerſtanden; können ſie es aber nicht haben, ſo müſſen ſie eher ſelbſt nach Wien laufen, als daß ſie die Andern allein dahin gehen laſſen dürfen. So hängt in der That die Entſcheidung über die Reichseinheit und die Stellung der andern Hälfte der Monarchie von Kroatien und dem Landtage zu Agram ab. Sobald ſich nun aber die Magyaren zum Geſammtſtaat herbeilaſſen, werden ſie vor Allem ihren großen Streit mit den ſogenannten Nebenländern in den Reichsrath ſelbſt verlegen: der Kaiſer ſoll ihnen dann dieſelben wieder unterordnen, zum Lohne ihres Wohlverhaltens!

Die Regierung wird dieſem Widerſtreit gegenüber in peinlicher Lage ſeyn, aber wie die Sachen bis jetzt ſtehen, hat ſie wenigſtens den großen Vortheil der Unparteilichkeit für ſich. Sie konnte der magyariſchen Bockbeinigkeit jeden Augenblick die Spitze abbrechen, indem ſie die Hülfe der Slaven an ſich zog, die Kroato-Slavonier bewog die Februar-Verfaſſung anzunehmen und den Reichsrath zu beſchicken; ja dieß wird früher oder ſpäter geſchehen müſſen, wenn man in Peſth mit aller Gewalt blind ſeyn will. Aber es wäre ein Unheil; denn es hieße ſich den Slaven in die Arme werfen, weil einerſeits die Verfeindung mit Ungarn unauslöſchlich würde, andererſeits auf das politiſche Gewicht der deutſchen Oeſterreicher wenig zu rechnen iſt, da Kraft, Wille und Staatsverſtand bei ihnen gleich viel zu wünſchen laſſen. Die Slaven hingegen ſind rührig, klug, voll Selbſtgefühl und Gemeinſinn; daß Oeſterreich in Gefahr ſtehe, ein magyariſcher Großſtaat mit dem Schwerpunkt in Peſth ſtatt in Wien zu werden, iſt eine oft gehörte Phraſe; aber ſie beruht auf einer optiſchen Täuſchung: man ſieht den aufſteigenden Stern Slava für ein ungariſches Geſtirn an. Wohl aber haben die Magyaren im Geſammtſtaat die große Miſſion, das Slaventhum zu balanciren; und es wäre ein Unglück, wenn Oeſterreich dieſe Balance ſtören müßte.

Bis jetzt hat eine meiſterhafte Politik die goldene Mitte gehalten. Das ſlaviſche Hauptland im Süden hat nicht Eine Bevorzugung aufzuweiſen. Wohl iſt ihm Fiume nach deſſen natürlicher Lage einverleibt, und geſtattet worden, ſich Dalmatien anzuſchließen, wenn es kann; dafür hat es die Murinſel wieder an die Magyaren verloren, und die Serben ſind Ungarn reincorporirt. Ja man hat in letzter Zeit ſogar die kroatiſchen Magnaten zum Peſther Landtag eingeladen, was den Landtag in Agram nicht wenig entrüſtete, und alle Akte ſeit dem 20. Oktober weiſen darauf hin, daß man der eigenen

Entſcheidung der betreffenden Länder zwar nicht vorgreifen will, ſie aber am liebſten in das gleiche Verhältniß zum ungariſchen Landtag einerſeits und zur Centralvertretung andererſeits brächte, wie es etwa Böhmen zum engern Reichsrath und zum vollen Reichsrath einnimmt. Ob dieſer Plan haltbar iſt, ſcheint uns eine Nebenfrage der Zukunft. Jedenfalls aber ſtudirt man an ihr, wie ſie in Kroatien perſonificirt iſt, erſt die ganze Tragweite der ungariſchen Frage.

Der Standpunkt der magyariſchen Liberalen lautete bis jetzt ſehr einfach: Kroatien wird den Wiener Reichsrath beſchicken und den ungariſchen Landtag nicht, oder umgekehrt; ein Drittes gibt es nicht. „Wenn Kroatien," erklärte Deak jüngſt dem Agramer Comitat, „gerade jetzt die bisher zwiſchen uns beſtandenen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe löſen würde, um mit den öſterreichiſchen Erbländern ähnliche oder innigere zu knüpfen, . . . dann iſt das Bündniß zwiſchen uns ganz und gar unmöglich, weil ihm jedes Objekt abgeht . . . In allen wichtigen ſtaatsrechtlichen Fragen wird der Reichsrath auch hinſichtlich Kroatiens entſcheiden, die privatrechtliche und adminiſtrative Geſetzgebung wird Kroatien auf ſeinem eigenen Landtag ausüben . . . Was bleibt alſo für die Vereinigung?"

Nun hat es in Kroatien ſelbſt von jeher eine Partei gegeben, welche die „verbündeten" Länder, wie Deak ſagt, in „ein einziges Vaterland" mit der Reichshauptſtadt Peſth zu verſchmelzen ſucht; über den Modus aber herrſcht unter ihr gewaltiger Streit und unlösbare Verwirrung. Zu den als Comitats-Akte betitelten, ſich widerſtreitenden Programmen dieſer magyariſchen, reſpektive der altconſervativen Partei kommen ferner die Aeußerungen der national-kroatiſchen Partei und endlich die Vergleichs-Vorſchläge der Parteien in Ungarn — ſo daß die Nachrichten aus und über Kroatien in der That wie ein trunkener Hexenſabbath durcheinander laufen.

Soviel hat indeß die nationale Erhebung der Südſlaven den ſtolzen Magyaren bereits imponirt, daß ſie ihr Supremat wohlfeiler zu geben und für die „Nebenländer“ oder partes annexae mildere Saiten aufzuziehen beliebten. Als der Landtag in Peſth zuſammentrat, wollte die Linke ſchon deßhalb die Möglichkeit der Conſtituirung verneinen, weil die Deputirten aus Kroato-Slavonien und Siebenbürgen, ohne die kein gültiger Beſchluß möglich ſei, fehlten. Aber die Anſicht überwog, eben deßhalb müſſe der Landtag ſich conſtituiren, damit er ſich ſofort „in loyalſter und liberalſter Weiſe“ über die Nationalitätenfrage ausſprechen und ſo die Kroaten und Siebenbürger herbeiziehen könne. Im Intereſſe des Geſammtreichs will man die Geſetze von 1848 keineswegs revidiren, aber man will ſie revidiren, um ihm die Südſlaven, Rumänen, Sachſen abſpännig zu machen und ſie an das getrennte Ungarnreich zu feſſeln. Und was wollte man hiefür concediren? Vor Allem wohl den Uebermuth des Sprachzwangs; man wollte die Kroaten nicht noch einmal zwingen, ihre Amtsſachen in der fremden magyariſchen Zunge abzumachen, und man würde noch manches Andere an dem centraliſirten Einheitsſtaat von 1848 abgelaſſen haben. Aber das Weſentliche der magyariſchen Suprematie müßte durchaus erhalten bleiben: daran ließ Deaks Denkſchrift ſelber nicht zweifeln; denn er ſtellt ausdrücklich die ſouveraine Nation der Magyaren den „nicht-ſouverainen Nationalitäten“ auf ungariſchem Boden gegenüber. Ja, er hat die Stirne die Frage aufzuwerfen, wo es denn in Europa einen Staat außer Ungarn gebe, „der gegen die fremden nicht-ſouverainen Nationalitäten, die auf ſeinem Gebiete wohnen, mit mehr Billigkeit vorgehe?“

Dieſe nothgedrungene Prätenſion der Liberalen in Ungarn ſtößt nun freilich ſelbſt die antiöſterreichiſche Partei in Kroatien mehr oder weniger ab. Sie will die Realunion mit den Ma-

gyaren, doch aber auch die Souverainetät ihrer Nation. So kommt es, daß auch die magyaromaniſchen Programme aus Kroatien doch wieder einen beſondern Conſtitutionseid des Königs für das „dreieinige Königreich“, einen vom Palatin durchaus unabhängigen Ban, ſelbſtſtändige Sektionen für Kroatien im ungariſchen Miniſterium der Zukunft verlangen. Kurz ihre Union mit dem von Oeſterreich getrennten Ungarn ſoll nicht enger ſeyn, als ſie etwa nach der Februar-Verfaſſung zwiſchen Ungarn und Oeſterreich wäre; dafür löſen ſie ſich aber von der großen Monarchie ſo vollſtändig ab, daß eines ihrer Programme dem gemeinſamen Landtag auch „die äußern Angelegenheiten, d. h. ſolche, welche das Verhältniß der Länder der ungariſchen Krone zur Geſammtmonarchie oder zum Auslande betreffen,“ überträgt. Aber was hilft's? Mit einer ſolchen Autonomie der partes annexae, die ſogar ihren Namen in partes s o c i a e umgeſtalten wollen, iſt dem Zukunftsſtaat der Magyaren nicht gedient; er will nicht, daß ihm geſchehe, wie er ſelbſt an Oeſterreich gethan.

Während aber dieſe Trennungs-Parteien vergebens nach einer Ausgleichung unvereinbarer Anſprüche ſuchen, muß nothwendig d i e Richtung die Oberhand gewinnen, welche die nationale Gleichberechtigung auf den allein möglichen Einigungspunkt des höhern Dritten gründen will, alſo auf eine unmittelbare Centralvertretung unter dem gemeinſamen Monarchen. Dieſem Ausweg wird das unerträgliche Chaos der rivaliſirenden Länder und Völker mit Naturgewalt zugedrängt, und die entſprechende Partei in Kroatien wird jetzt, nachdem die Eröffnung des Wiener Reichsraths ihr thatſächlichen Boden unter die Füße gegeben hat, raſch anwachſen. Denn was die ſogenannten Nebenländer ſeit hundert Jahren unauflöslich an die Magyaren gekettet hat, war die Thatſache, daß außer Ungarn nirgends in Oeſterreich verfaſſungsmäßige Freiheiten beſtanden.

Genauer läßt ſich die national-kroatiſche Richtung, als deren Führer der Bruder des verſtorbenen Ban Jellacic gilt, als die Partei der „Zwonimirs-Krone“ benennen. Denn die Lehre von den nicht-ſouverainen Nationalitäten auf ungariſchem Boden iſt ihr ſo ſehr zuwider, daß ſie die Krönung des Königs mit dem Diadem des heiligen Stephan für Kroatien weder mittelbar noch unmittelbar gelten läßt, ſondern dem Fürſten des „dreieinigen Königreichs“ eigens die Krone auf's Haupt ſetzen will, die Papſt Gregor VII. 1076 dem Kroatenkönig Zwonimir verliehen hat. In den heißen Tagen von 1848 gehörte ganz Kroatien zur Partei der zweierlei Kronen, und Kenner verſichern, im Moment der Entſcheidung werde es jetzt wieder ſo ſeyn. Die Partei verlangte damals genau die Ordnung der Dinge, welche durch die Verfaſſung vom 26. Februar nun wirklich eingeführt iſt. Ein ſelbſtſtändiges Magyarenreich bedeute die Knechtſchaft der Südſlaven, ein einheitliches Oeſterreich ſei die gleichrechtliche Geltung der Slaven: mit dieſer Zauberformel beherrſchte Ban Jellacic die Gemüther. Um die Einheit der Monarchie zu erhalten und eine Centralverfaſſung zu ermöglichen, forderte er das ungariſche Miniſterium ausdrücklich auf, den Finanz- und Kriegsminiſter aufzugeben, und die kroatiſche Deputation ſchlug dem Kaiſer das jetzt realiſirte Syſtem vor: Finanz-, Kriegs- und Handelsangelegenheiten ſolle ein der ganzen Monarchie verantwortliches Miniſterium mit einem öſterreichiſchen Centrallandtag leiten, für den die kroatiſchen Abgeordneten bereits parat waren*).

Weit entfernt, eine völlige Trennung, wie ſie damals zwiſchen Ungarn und Kroatien beſtand, zu ſtatuiren, bedingen

---

*) Mailath: Geſchichte der Magyaren V, 35. 38. 68.

die großen Akte vom 20. Oktober und 26. Februar vielmehr dieſelbe Gemeinſamkeit für beide Länder, wie im engern Reichsrath für den deutſch-ſlaviſchen Reichstheil. Wohl aber berufen ſie den Agramer Landtag, von ſich aus Deputirte in den Wiener Reichsrath zu ſenden. Schon darüber ſchreien nun die Magyaren als über ein unerhörtes Attentat gegen die geheiligten Rechte der ungariſchen Krone; denn nach ihrer Vorſtellung gehört es zur alten Verfaſſung und zum hiſtoriſchen Recht Ungarns, daß Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen niemals unmittelbar, ſondern immer nur mittelbar durch den ungariſchen Landtag und ſeine Miniſter mit dem Monarchen und dem Geſammtreich verhandeln. Daher der Name „Nebenländer" oder partes annexae der ungariſchen Krone, worunter die Magyaren das Recht verſtehen, als ſouveraine Nation jene „nicht-ſouverainen" Nationen zu bevogten.

Im günſtigſten Falle, wie geſagt, wird die Centralgewalt in Wien dieſen dornenvollen Staatshandel zur Löſung überkommen. Ohnedieß aber wird ſich mancher Zeitungsleſer ſchon gefragt haben, auf welcher Seite denn das „hiſtoriſche Recht" wirklich ſtehe. Nun hat Herr Eugen Kvaternik, Deputirter am Agramer Landtag, eine geſchichtliche Darſtellung veröffentlicht*), wornach „die ſogenannte heilige ungariſche Krone des heiligen Stephan auf die für die Kroaten noch heiligere kroatiſche und auf das ganze Königreich Kroatien gar kein Recht hätte und nie ein ſolches hiſtoriſch hatte," die entgegengeſetzte Behauptung aber nur auf dem „Intriguenrecht" der magyariſchen Juriſterei beruhte. Die Schrift bietet jedenfalls einen tiefen Einblick in die zermalmenden Wechſelfälle jener Grenz-

*) Das hiſtoriſch-diplomatiſche Verhältniß des Königreichs Kroatien zu der ungariſchen St. Stephans-Krone. Agram 1860.

länder chriſtlicher Civiliſation, und durch das Lamento der Magyarenpreſſe über „die täglich zunehmende Gereiztheit der Kroaten“ iſt ſie nicht widerlegt.

Hiſtoriſch iſt ſo viel evident: daß die Geſchichte der Kroaten viel älter iſt als die der Ungarn, letztere alſo als angebliches „Mutterland“ Kroatiens in die Abſurdität des filius ante patrem verfallen; daß ſodann beide Länder ſeit dem Abgange der kroatiſchen Nationalkönige und der Wahl des ungariſchen Königs Koloman an ihrer Statt (1102) wohl öfter dieſelben Herrſcher hatten, immer aber in vollkommener Perſonalunion und mit wiederholten Unterbrechungen, wie 1301, 1382, 1444 wo jedesmal verſchiedene Dynaſtien in beiden Ländern zu herrſchen anfingen; daß der im November 1526 in Ungarn erwählte Böhmenkönig Ferdinand von Oeſterreich am 1. Januar 1527 auch zum kroatiſchen König gewählt wurde, noch dazu mit dem Unterſchiede, daß er in Kroatien ſofort erblicher Herrſcher war, während Ungarn noch hundertſechzig Jahre lang Wahlreich blieb und erſt 1687 die Erblichkeit des habsburgiſchen Hauſes annahm; daß die beiden Länder in dieſer ganzen Zeit ſtets getrennt regiert waren; daß endlich die pragmatiſche Sanktion vom kroatiſchen Reichstag ſchon 1712, eilf Jahre früher als in Ungarn und ganz unabhängig von dieſem, mit der beſondern Clauſel angenommen wurde: ſo lange auch Steyermark, Kärnthen und Krain bei dem Hauſe blieben. Nun aber gründen die Magyaren ihre Anſprüche auf den unzertrennlichen Verband Kroatiens mit der ungariſchen Krone gerade auf die pragmatiſche Sanktion — wie iſt das möglich?

Man ſtößt hier zum Theil auf unlösbare Räthſel. Bis zum Jahre 1723 kommt im Corpus juris Hung. nach dem Titel der alten Landtage der Ausdruck partes subjugatae,

subjectae, annexae vor, ohne daß man wüßte, was damit gemeint war; vermuthlich die in den Türkenkriegen abwechſelnd verlorenen und wieder gewonnenen Gegenden. In der pragmatiſchen Sanktion iſt aber auf einmal auch noch von provinciae et regna coronae R. Hung. annexa die Rede, und daß dazu auch Kroatien zähle, iſt die Staatsrechtslehre der Magyaren. „Wie es ſich", ruft Hr. Kvaternik aus, „nun immer damit verhalten mag. ſoviel iſt gewiß, daß, wenn unter jenem Artikel damals wirklich das Königreich Kroatien gemeint ſeyn ſollte, ein ſolcher Staatsſtreich jeden ehrlichen Kroaten für alle Zeiten von jeder Verbindung mit einem Volke abſchrecken müßte, welches zu ſolchen Mitteln greift, um die Selbſtſtändigkeit einer freiheitliebenden alliirten Nation zu unterminiren".

Die Kroaten erſchienen aber thatſächlich am ungariſchen Landtag, wie kam das? Daß ſie ſeit dem 16ten Jahrhundert dann und wann nach Preßburg kamen, wenn ihr König dort verweilte, iſt allerdings ohne Bedenken; aber wie wurde daraus eine eigentliche Vertretung der Nation beim Landtag der Ungarn? „Erſt ſpäter", ſagt Hr. Kvaternik, im „18ten Jahrhundert wußten es die Ungarn durch allmählig kluges Entgegenkommen dahin zu bringen, daß unſere Reichsgeſandten nicht mehr direkt nach Wien, ſondern durch Preßburg zu ihrem König gelangten; im 19ten Jahrhundert aber wollten ſie unſern guten Willen zur Pflicht machen. . . Selbſt dann jedoch, als unſer Königreich (gegen Ende des 18ten Jahrhunderts) auf die ungariſchen Landtage, allerdings durchaus illegal, brieflich eingeladen wurde, geſchah die Einladung nicht etwa an die partes annexae, wohl aber an das Königreich „„Dalmatien, Kroatien und Slavonien"". Aus den damaligen Verhältniſſen hätte indeß Hr. Kvaternik auch die Willigkeit der Kroaten zu dieſem gefährlichen Connubium ſehr einfach erklären können. Es war damals die Wiegenzeit der

bureaukratiſchen Centraliſation; Maria Thereſia hatte den ungariſchen Landtag fünfzehn Jahre lang nicht mehr einberufen und Joſeph II. ihn völlig abgeſchafft; zu fürchten war von den Magyaren damals um ſo weniger, wohl aber war, als Kaiſer Leopold ihrem heftigen Andringen die Verfaſſung wieder gewährte, durch den Anſchluß an ſie die Theilnahme an den conſtitutionellen Freiheiten zu gewinnen, welche damals nirgends ſonſt in Oeſterreich exiſtirten. So ſind die Kroaten aus freien Stücken eingetreten, und ohne Bruch eines hiſtoriſchen Rechts der Ungarn auf Kroatien glaubten ſie 1848 auch wieder austreten zu können.

Hr. Kvaternik iſt ſelbſt ein ſprechendes Beiſpiel der aus der ſpinöſen Frage quellenden Erbitterung. Als enthuſiaſtiſcher Slaviſt bleibt er an nationalem Stolz hinter den Magyaren nicht zurück. Er wirft ihnen namentlich ein nichts weniger als heldenhaftes Benehmen gegen die Türken vor, deren eigentliche Beſieger niemals die Ungarn, ſondern immer die Kroaten geweſen ſeien *). Er behauptet ſogar, daß die literariſche Bildung Kroatiens, obwohl nicht ſo reich an bedrucktem Papier wie die magyariſche, weit über der letztern ſtehe. Und doch dieſe hochmüthigen Suprematie-Anſprüche, womit man eine brüderliche Union verſchmähe und Unterwerfung verlange! Er warnt die Magyaren dringend, ſich über die wahre Stimmung Kroatiens nicht zu täuſchen, die weder in den Demonſtrationen der „magyariſchen Partei“ im Lande ſelbſt **), von welchen die Zeitungen dann und wann berichteten, noch in den liſtigen Intriguen von außen ihren Ausdruck finde.

---

*) „Unſer Zrinyi“ — denn auch er war kein Magyar.

**) Sie iſt auch hier wieder der „Bauern-Adel“, wie der Verfaſſer im Folgenden erklärt.

„Nachdem der hochmüthige Nachbar zwölf Jahre Zeit gehabt, procul a foro nachzudenken, glaubte der ehrliche Kroat in ſeiner Treue und Gutmüthigkeit nochmals den gleißneriſchen Verſicherungen des Nachbars, daß dieſer von ſeiner Manie gründlich geheilt, daß er fortan die Rechte nicht nur der nachbarlichen Kroaten, ſondern auch der andern Völker in Ungarn anerkenne, achte und immerdar reſpektiren werde. . . Aber kaum daß man den Kroaten durch die ſüßlichen Brüderlichkeits-Phraſen eingeſchläfert, kaum daß man ihm durch den Bruder-, was Bruder-, durch den Judaskuß die gefürchtete Waffe entwunden zu haben glaubte, warf man voreilig genug die Maske ab und zeigte ſich in der wahren Geſtalt, die ſich trotz dem modernen Schliff in nichts verändert und ſo geblieben iſt, wie ſie vor Jahrhunderten geweſen. All die Verſöhnungs- und Brüderlichkeits-Phraſen waren Trug und abermals Trug. Nicht nur die magyariſchen Journale jeder politiſchen Färbung, ſondern die Comitate und Municipien Ungarns eines wie das andere, und die magyariſche Regierung an der Seite des gemeinſchaftlichen Königs ſelbſt verlangen von dieſem die unbedingte Unterwerfung Kroatiens unter die ungariſche Herrſchaft, als ergänzende Theile, als die Partes annexas ihres Landes“ (S. 179).

„Sie rechneten wiederum auf diejenige Partei in Kroatien, die man die magyariſche nennt, ebenſo wie ſie ſich vor und bis zum Jahre 1848 auf dieſe Partei verließen! Aber die Magyaren werden ſich dießmal ebenſo großartig verrechnen, wie ſie ſich damals in dieſem Punkte verrechnet haben. Denn als im J. 1848 die ſogenannte magyariſche Partei in Kroatien beweiſen ſollte, daß ſie wirklich exiſtire und ein Faktor im Lande ſei, ſiehe da, ſie war ſpurlos verſchwunden, man ſuchte vergebens nach ihr im Lande: abiit, excessit, evasit, erupit. . . Dieſe Partei machte ſo lange einigen Lärm im Lande, als man mit den ſogenannten Cortes Politik treiben konnte. Cortes (bemerkt dazu der Verfaſſer) nannte man vor dem Jahre 1848 in Ungarn und in Kroatien den niedern Bauernadel, den, weil er nach der alten Conſtitution Virilſtimme beſaß, Parteimänner, die Geld und Einfluß hatten, zu den Co-

mitatsverſammlungen brachten, ihn da mit Wein ꝛc. traktirten und mit ſeiner Hülfe, die ſich meiſt durch Schreien, oft auch durch Dreinſchlagen manifeſtirte, ihre Abſichten durchzuſetzen ſuchten" (S. 183).

„Als das Bachiſche Regiment in Kroatien ſowohl wie in Ungarn unleidlich geworden und das ganze Land gegen den unerträglichen Druck der fremden Bureaukratie ſich zu regen anfing, regten ſich auch die Trümmer jener Partei. Man ſprach damals viel von Verſöhnung und machte gemeinſchaftlich Demonſtrationen gegen den gemeinſchaftlichen Bedrücker und überläſtigen Quäler. Dabei kamen uns die magyariſchen Deputationen ꝛc. recht gelegen zu Hülfe, und erhöhten nur den Effekt. Der Lärmen, den dieſe Demonſtrationen im Lande machten, war ein gewaltiger und nachhaltiger; . . und die Magyaren ſcheinen aus dieſem Lärmen den Schluß gezogen zu haben, daß ganz Kroatien mit Sack und Pack in's magyariſche Lager übergegangen ſei. Man hielt es demgemäß in Ungarn für überflüſſig, ſich den Kroaten gegenüber länger zu verſtellen, und warf die Maske ab. Aber zu ſolchen Conſequenzen, wie die Magyaren glauben, führen jene Demonſtrationen nicht" (S. 184).

## VI. Die dalmatiſche Frage im verſtärkten Reichsrath; der ſlaviſch magyariſche Kampf um die offene See.

Den 11. Mai 1861.

Man mag geneigt ſeyn, das Schauſpiel ganz ergötzlich zu finden, wenn dort unten bei der Türkei immer die eine Partei von der andern mit der gleichen Münze bezahlt wird, die ſie ſelber ausgegeben: wenn die Kroaten den Magyaren ebenſo mitſpielen wie dieſe dem Geſammtſtaat, die Dalmatiner den Kroaten wie dieſe den Magyaren; wenn in Dalmatien die Slaven um jeden Preis, die Italiener um keinen Preis zum „dreieinigen Königreich", welches außerdem nicht dreieinig wäre, gehören wollen; wenn die ſlaviſche Minderheit vom Landtag zu Zara nach Agram zum kroatiſchen Landtag läuft und die italieniſche Mehrheit ihr bis Wien nachſetzt; wenn die Italiener in Zara eiligſt für den Reichsrath wählen, um ſich das Spiel in Wien nicht zu verderben, und die Italiener zu Parenzo in Iſtrien (24 gegen 9 Slaven) die Wahlen verweigern, um ſich bei Graf Cavour einzuſchmeicheln. Der ſcheinbare Sommernachtsſpuk hat aber ſeinen ſehr ernſten Hintergrund. Die unvereinbaren Intereſſen dieſer rivaliſirenden Völkertrümmer bilden die centripetalen Widerlagen des Kaiſerſtaats, ſo lange ſie durch die höhere Macht in Balance erhalten wer-

den, ſie verfallen der Anarchie und Selbſtvernichtung in dem Moment, wo die öſterreichiſche Balancirung aufhört. Nun geht aber nicht nur die magyariſche, ſondern auch die ſlaviſche Tendenz über das kunſtreiche Gleichgewicht hinaus, und der innerſte Gedanke des Kriegs dieſer Völker widereinander iſt: das Ringen zweier Zukunftsſtaaten um die offene See.

Wer das Meer gewinnt führt die Braut heim, der Andere muß verkümmern und untergehen. Das iſt die große Frage zwiſchen den Magyaren und dem Slaventhum. Es gibt heutzutage keine politiſche Macht, ja keinen in ſich freien Staat, geſchweige denn ein Zukunftsvolk im Binnenland, wo die Grenze nicht das Meer erreicht. Darum will Ungarn den Hafen von Fiume wenigſtens als Enclave um jeden Preis beſitzen, und für Kroatien, wenn es ihm mit der Einverleibung Dalmatiens nicht gelingt, iſt Fiume gleichfalls der einzige Zugang zur See. Verliert Ungarn ſowohl Kroatien als Fiume, ſo iſt es wie im Vogelbauer eingeſperrt: die magyariſchen Großmachts-Träume ſind an die Südſlaven verſpielt. Wenn Herr Kvaternik behauptet, der Grundgedanke des Magyarismus ſei längſt und insbeſondere in dem „wüthenden Decennium vor der Schlacht an der Schwechat“ kein anderer geweſen, als das adriatiſche Meer zu erreichen, ſo iſt er es ſeit der Zeit der Italia una ſicher noch mehr:

„Wohlan denn! woher kommt der ewige ſiebenhundertjährige Drang unſerer Nachbarn, uns unter die Haube, die ungariſche Krone genannt, zu bringen? Nun, wir wollen es der Welt und denjenigen unſerer Landsleute, die es noch nicht wiſſen ſollten, entdecken: es iſt der Drang nach dem adriatiſchen Meer. Nicht uns und unſere Herzen und Sympathien, ſondern unſer Meer und unſere Küſte wollen die Magyaren haben, und weil ſie es nicht ohne uns haben können, darum trachten ſie auch uns

herum zu bekommen, ſei es mit Gewalt, ſei es mit Liſt. Aber die Magyaren verrechnen ſich“ *)!

Allerdings werden ſie das Meer immer nur im engſten Anſchluß an Großöſterreich oder gar nicht erreichen, und wenn ſelbſt der Kaiſerſtaat zerfiele, würde das Küſtenland doch nur entweder italieniſch oder ſlaviſch werden, niemals aber magyariſch. In Peſth dürfte man ſich das geſagt ſeyn laſſen, und gerade aus der Haltung Fiume's könnte man lernen. Als dieſe Hafenſtadt 1776 vom Kaiſer mit Ungarn und Kroatien vereinigt wurde, grenzten die Magyaren wirklich unmittelbar an das Meer. Als ſie ſich aber 1848 von Oeſterreich trennten, erklärten ſich die Fiumanen für Kroatien und verjagten den ungariſchen Gouverneur. Wenn ſie jetzt umgekehrt nicht an Kroatien, wie der Kaiſer der natürlichen Lage gemäß verfügt hat, ſondern an Ungarn angeſchloſſen ſeyn wollen, ſo iſt bei dieſen Wendungen ſicher kein magyariſches Intereſſe, vielmehr die Berechnung maßgebend, daß Fiume als öſtlicher Stützpunkt der italieniſchen Revolution ſeine Rivalin, die Handelsmacht von Trieſt ausſtechen könnte.

Ueberhaupt iſt für die nächſte Zeit auch dafür geſorgt, daß die ſüdſlaviſchen Bäume nicht in den Himmel wachſen. Jeder Völkertitane bringt in dem wunderbaren Oſtreich ſeinen ſelbſteigenen Dämpfer mit auf die Welt; ſo ſind auch die kroatiſchen Pläne mit italieniſchen Hinderniſſen behaftet. In Dalmatien leben die Slaven weitaus zahlreicher als die Italiener, letztere aber machen faſt ausſchließlich das Volk der Städte, der Beamten, überhaupt der Gebildeten aus, beſitzen

---

*) Kvaternik a. a. O. S. 187.

ſomit auch am Landtag mehr als zwei Drittel der Stimmen. Sie ſchlugen die durch kaiſerlichen Erlaß vom 24. März angeordnete Beſchickung des Agramer Landtags ab. Die dalmatiſchen Slaven haben in Petitionen, welche die Umtriebe ihrer Gegner in dringende Verbindung mit den Machinationen aus Italien bringen, die Hülfe des Kaiſers angerufen. Aber kann Er nach dem von den Kroaten ſelbſt ſonſt ſo heilig gehaltenen Grundſatz der Autonomie einen Landtag zwingen ſeine Selbſtſtändigkeit aufzugeben? Die Kroaten haben den Reichsrath bis jetzt ignorirt, würde vielleicht die Klugheit rathen, ihnen die Dalmatier zuzuwerfen, obwohl die Rechtsfrage noch unlösbarer iſt als die der ungariſchen Nebenländer?

Schon im verſtärkten Reichsrath *) haben ſich der kroatiſche Wortführer Biſchof Stroßmayer und Conte Borelli aus Zara mit hiſtoriſchen und politiſchen Gründen geſtritten. Letzterer rief die Urzeiten der Königin Theuto und des Königs Gengio zu Hülfe; erſterer wies auf die unzähligen Urkunden, welche bezeugten, daß Dalmatien vor der venetianiſchen Periode ſtets mit der Krone von Kroatien und Slavonien vereinigt geweſen ſei. Der Graf nennt die dalmatiſche Krone frei von jedem andern Verband, ſie gehöre einzig und allein dem erlauchten Herrſcherhauſe Oeſterreichs. Der Biſchof wies auf die neue Macht in Italien, welche ihr Augenmerk ſtets auf dieſe Küſte mit ihren vielen trefflichen Häfen richten werde, weil die italieniſche Seite der Adria keine habe. Der Graf hingegen will als die berufene Schutzmacht der freien Adria nicht den Agramer Landtag anſehen; aber er weist die „ſüdſlaviſchen Brüder" ſympathetiſch auf das Gebiet ihrer wahren

*) Sitzung vom 26. Sept. 1860.

Miſſion, auf die türkiſchen Hinterländer Dalmatiens. Es war in der That ein merkwürdiger Erguß!

„Das chriſtliche Slavenblut, das kürzlich von unſern Brüdern zu Trebinje vergoſſen wurde, es iſt als ob es aus unſern Adern, aus unſerm Herzen gefloſſen wäre, und wenn die europäiſche Diplomatie nicht den Muth hat, Europa von dem Peſthauche des verweſenden ottomaniſchen Leichnams zu befreien, ein Peſthauch der, bis zu den fernen Geſtaden Frankreichs und Englands reichend, uns Nachbarn vergiftet — dann wird dieſe Frage von den ſüdſlaviſchen Völkern ſelbſt aufgefaßt werden, und ſie werden erweckt von ihren Brüdern, die um Hülfe ſchreien, den Muth und die Nothwendigkeit in ſich fühlen, die endliche Löſung allein zu übernehmen.“

In Kroatien hat man aber dieſe Miſſion ohnehin nicht vergeſſen; wegen der unmittelbaren Angrenzung an die Türkei dringt man nicht weniger energiſch auf die Einverleibung der Militärgrenze, und das Warasdiner Comitat hat außer Dalmatien, Iſtrien bis zur Arſa und den Quarneriſchen Inſeln ausdrücklich alle „ſüdſlaviſchen, gegenwärtig unter türkiſchem Joch befindlichen Länder“ für annexionspflichtig erklärt. Mit dem Ausbau Südſlaviens nach Weſten hin preſſirt es nun zwar nicht: aber da von Serbien aus die Südſlaven nun wirklich die große Frage „ſelbſt“ zur Hand nehmen, ſo preſſirt es ganz entſchieden mit einer neuen Politik Oeſterreichs gegen die Türkei, und ſoweit die Männer des dreieinigen Königreichs auf chriſtlichem Boden ſtehen, verlangen ſie mit gutem Recht, daß jene Politik ſlaviſch ſei.

Bei Solferino iſt das ganze Syſtem, nicht nur das innere, begraben und verfault. Die neue Politik im Innern iſt ungariſch-germaniſch, die neue Politik nach Außen muß ſlaviſch-germaniſch ſeyn; daraus wird ſich eine beſſere Deutſch-

heit entwickeln, als das moderne Deutſchthum iſt, an dem wir zu Grunde gehen. Oeſterreichs Genius iſt ein Januskopf, der mit dem gefurchten Greiſen-Geſicht nach Weſten, mit dem Jünglings-Antlitz nach Oſten ſchaut. Das war unſer Celerum censeo während des orientaliſchen Kriegs, wir wiederholen es jetzt mit doppeltem Recht.

---

## VII. Die Gunſt der Weltlage; der Rückſchlag auf Deutſchland.

Den 12. Mai 1861.

Oeſterreich hat abermals Glück gehabt; es hat ungeſtört die Pyramide auf ihre Baſis zu ſtellen vermocht, und jede Woche äußerer Ruhe, die ihm noch bleibt, iſt eine gewonnene Schlacht werth. Das heute noch hell auflodernde Feuer des Widerſtandes wird in dem Maße ermatten, als die Schürung von außen abgeht; und in der That ſind die Feuerbrände momentan zertheilt. Selbſt der Bürgerkrieg in Nordamerika dient vortrefflich, um an der Donau Luft zu machen; noch mehr die geheimnißvollen Erdbeben, welche das Czarthum ſchütteln, die galoppirende Schwindſucht, welcher die italieniſche Buberei über Erwarten ſchnell verfallen iſt, und am meiſten die knirſchende Spannung zwiſchen Frankreich und England. Es muß mit ihr weit gekommen ſeyn, da der thörichte Ruſſel ſo geſcheidt geworden iſt, die Ungarn zu warnen, und nachdem der Herzog von Aumale ſeinen berühmten Brief veröffentlicht hat, deſſen größte Bedeutung eben darin beſteht, daß er ohne Vorwiſſen der engliſchen Regierung unmöglich erſcheinen konnte.

Aber wenn der Imperator über das Wohinaus ſchwankt, ſo weiß er doch ſehr wohl, daß er nicht ruhen kann, daß er losbrechen muß. Inzwiſchen ergeht an die Machthaber in Deutſchland die letzte Mahnung, ſich Oeſterreichs zu verſichern, ehe ihm — die Verſuchung naht. Wir wiederholen hier was wir am Anfang des Jahres ſagten, und möge man ſich um's Himmelswillen nicht täuſchen! Daß Oeſterreich conſtitutionell geworden, preist die liberale Pedanterie als ein Glück für Deutſchland, ohne an die Kehrſeite der großen Veränderung auch nur zu denken. Oeſterreich iſt — die Herren haben es ja oft genug geſagt — nicht „reindeutſch", die Slaven und Magyaren überwiegen ſogar weitaus. Was iſt aber geſchehen, um ihnen das deutſche Bündniß annehmbar zu machen? Kein Paragraph der Verfaſſung erlaubt dem Reichsrath ſich in die auswärtige Politik einzumiſchen, wird aber die Natur der Dinge nicht ſtärker ſeyn? Und wenn er ſpricht, wie ſoll er eine Sprache führen, die uns gefällt? Wird er nicht vielmehr als ſtrenger Richter über die deutſche Kläglichkeit aufſtehen, und eventuell ein gewichtiges Votum dafür einlegen, daß die Nationen des Kaiſerſtaats ſich nicht länger für Deutſchland opfern, ſondern Jeden ſeinem verdienten Schickſal überlaſſen und ihrerſeits die Vortheile annehmen ſollen, die Frankreich und Rußland bieten? In der That — vergeßt ja nicht darauf — „Oeſterreich iſt conſtitutionell geworden!"

## Die Döllinger'ſchen Vorträge betreffend,

glaubt der Unterzeichnete, um vielen Anfragen und Erwartungen zu begegnen, erklären zu müſſen, daß wir uns keineswegs der Verpflichtung zu entziehen gedenken, unſere Meinung vor dem Publikum ebenſo unverholen auszuſprechen, wie es inzwiſchen vor dem verehrten Redner ſelbſt geſchehen iſt. Da aber der Unterzeichnete nicht in der Lage war, die Vorträge perſönlich anzuhören, iſt er ſchon deßhalb in die Nothwendigkeit verſetzt, die Veröffentlichung des authentiſchen Textes abzuwarten, ſo ſehr er andererſeits die außergewöhnliche Verzögerung bedauert. Dazu kommt noch, daß ihn der Herr Autor mit der ausdrücklichen Notiz beehrt hat: „die vorliegenden Berichte ſeien durch Verſchweigung vieler wichtigen Stellen ungenau und einſeitig, ein an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung geſtelltes Erſuchen aber, den Vortrag in extenso in einer Beilage abzudrucken, ſei abgewieſen worden".

Den 13. Mai 1861.

Joſ. Edmund Jörg.

# XLIII.

## Kritiſche Ueberſchau der Bearbeitung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte.

### Erſter Artikel.

Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert begann in Deutſchland die Bearbeitung eines gelehrten Zweiges, welche vermittelſt der vereinten Beſtrebungen der Rechtsgelehrten, Geſchichtsforſcher und Philologen mit Liebe gepflegt, jetzt in ſchönſter Blüthe ſteht. Es iſt die ſogenannte deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. Der Schöpfer des neuen zunächſt juriſtiſchen Faches war der 1854 als penſionirter preußiſcher geheimer Rath verſtorbene C. Fr. Eichhorn, Profeſſor der Rechte in Frankfurt a. d. O., Berlin, Göttingen und ſchließlich wieder am vorletzten Orte. Er ſchuf es durch eine glückliche ſyſtematiſche Verbindung von drei im vorigen Jahrhundert mit mehr oder weniger Erfolg cultivirten Fächern: der deutſchen Reichs-, der germaniſchen Rechtsgeſchichte und der Alterthümer des deutſchen Rechts. Das erſte war von dem berühmten Staatsrechtslehrer J. St. Pütter in Göttingen, einem der Lehrer Eichhorn's, mit Ruhm bearbeitet worden,

deſſen noch jetzt anziehendes Werk: „Hiſtoriſche Entwicklung der heutigen deutſchen Staatsverfaſſung“, anfangs von maßgebendem Einfluß auf einen Theil des Eichhorniſchen Werkes war. Die Geſchichte des germaniſchen Rechts, d. h. der Rechtsquellen hatte in dem lateiniſchen Werke des älteren Biener 1787—1795 einen der beſten Bearbeiter gefunden, die deutſchen Rechtsalterthümer dagegen nur den Anfang einer Darſtellung in den nach des Verfaſſers Tode 1774 veröffentlichten Antiquitates Germanicae 2 Vol. erhalten. Ueber alle drei Fächer gab es noch andere theils verdienſtvolle, theils weniger bedeutende Schriften, namentlich Monographien.

In der Bearbeitung des neugeſchaffenen Faches nahm C. F. Eichhorn ſich einen andern ſeiner Lehrer, den berühmten civiliſtiſchen Reformator G. Hugo in Göttingen zum Vorbild, d. h. deſſen zuerſt 1790, dann ſtets verbeſſerte, zuletzt 1832 in eilfter Auflage erſchienene „Geſchichte des römiſchen Rechts bis auf Juſtinian“, jedoch nur was die Gliederung des hiſtoriſchen Stoffes, nicht aber was die ſprachliche Behandlungsweiſe betrifft. Wie Hugo befolgte Eichhorn die ſog. ſynchroniſtiſche Methode, indem er die ganze Geſchichte der deutſchen Staats- und Rechtsentwicklung in Perioden ſchied und in jeder zuerſt einen Abriß der politiſchen Geſchichte gab, dann die der Rechtsquellen, zuletzt ein Syſtem des am Ende jeder Periode geltenden Rechts und zwar des Staats-, des Kirchen-, des Privat-, des Prozeß- und des Strafrechts. Eichhorn's Behandlungsweiſe war aber nicht die aphoriſtiſche, oft räthſelhaft polemiſche Hugo's, ſondern eine gut ſtyliſirte klare, ſoviel wie möglich erſchöpfende Darſtellung des Ganzen und des Einzelnen. Das vier Bände faſſende Werk erlangte ſchnell den Ruhm eines in ſeiner Weiſe klaſſiſch geſchriebenen Buches. Doch erſchien daſſelbe nur nach und nach; der erſte Band 1808, der zweite 1812, der dritte 1819, der letzte endlich erſt 1823, nachdem ſchon mehrere Auflagen der früheren veranſtaltet wor-

den waren. Die vierte aller Bände kam 1834, die fünfte 1842 bis 1844 heraus.

Eichhorn hielt mit glänzendſtem Beifall Vorträge über das Fach, gewann Schüler für deſſen Pflege und hatte die Freude zu ſehen, daß nach und nach an allen deutſchen Hochſchulen Vorleſungen über die deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte gehalten und (wenn auch nicht immer zahlreich) beſucht wurden, daß jüngere Rechtsgelehrte als eifrige Schriftſteller ſich mit derſelben befaßten. Sein Werk war indeſſen für ein Lehrbuch viel zu umfaſſend; es währte lange, bis kürzere Darſtellungen des Faches verſucht wurden; zunächſt halfen ſich die Lehrer mit den an den deutſchen Univerſitäten bekanntlich ſehr beliebten Grundriſſen. Erſt 1827 gab v. Lindelof (in Gießen) einen Abriß jedoch nur „der deutſchen Reichsgeſchichte“ heraus, dann 1832 Freiherr v. Löw eine kurzgefaßte Geſchichte der „deutſchen Reichs- und Territorialverfaſſung,“ Werkchen, welchen keine weiteren Auflagen zu Theil wurden, weil ihre Verfaſſer bald die akademiſche Laufbahn mit einer praktiſchen vertauſchten. Indeſſen wurde das Bedürfniß eines genügenden Compendiums der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte immer fühlbarer und durch das in drei Abtheilungen geſpaltene von Dr. H. Zöpfl in Heidelberg 1834 ff. in ſoweit befriedigt, als es eine zweckmäßige kürzere Darſtellung nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft enthielt, weßhalb es auch ſchnell in Gebrauch kam, 1844—1847 eine zweite weſentlich verbeſſerte Auflage davon erſchien und 1858 eine ganz umgearbeitete, nun bloß den Titel „deutſche Rechtsgeſchichte“ führende, dem Verfaſſer zur höchſten Ehre gereichende dritte (von 1019 Seiten!). Inzwiſchen hatte Jakob Grimm, obwohl nicht Juriſt, 1828 ſein verdienſtliches Buch „deutſche Rechtsalterthümer“ herausgegeben, und G. Phillips ſeine hier mit Auszeichnung zu nennende „deutſche Geſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Religion, Recht und Staatsverfaſſung“ 1. 2. Bd. (unvollendet).

Eine Menge Monographien und Aufſätze in Zeitſchriften waren erſchienen, ſeit 1839 eine eigene von Reyſcher und Wilda redigirte (1860 mit dem 20. Bd. geſchloſſen) für „deutſches Recht.“ Die deutſchen Rechtsquellen erhielten neue, meiſtens vortreffliche kritiſche Ausgaben, nicht wenige bisher unedirte Quellen wurden veröffentlicht. Auch ward der dogmatiſchen Bearbeitung des deutſchen Staats- und des deutſchen Privatrechts eine Umgeſtaltung zu Theil, ihre Behandlung wurde, wie ſchon längſt die des römiſchen Rechts, hiſtoriſch. Im Jahre 1852—1853 überraſchte der durch ſeine Lehrbücher des Kirchenrechts berühmte Ferd. Walter die Freunde germaniſtiſcher Studien durch zwei mit dem ihm eigenen Geiſt und Geſchmacke geſchriebene Bände einer „deutſchen Rechtsgeſchichte“, die ſchon 1857 in verbeſſerter und vermehrter Auflage herauskam. Theils vorangegangen waren, theils gleichzeitig mit jenem erſchienen kürzere Lehrbücher von Phillips (in 2. Aufl. 1850, in 3. 1856 ſehr erweitert und durch die Angabe einer reichen Literatur ausgezeichnet), eine Ueberſicht von Gengler 1849—1850, 1856 von Hillebrand ein Lehrbuch der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte mit Ausſchluß der Privatrechtsinſtitute; ferner die überaus gründliche deutſche Verfaſſungsgeſchichte von G. Waitz (Bd. I und II, 1844—1847). Man konnte glauben, durch dieſe zahlreichen Werke und die ſehr bedeutend gewordene Menge von Monographien wäre die Bearbeitung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte vorerſt zum Abſchluß gekommen: allein nach Walter's und Zöpfl's Werken erſchienen noch 1859—1861 ein „Handbuch der deutſchen Reichs- und Staaten-Rechtsgeſchichte“ von A. von Daniels, 1860 von Stobbe die erſte den Anfang der Geſchichte der deutſchen Rechtsquellen enthaltende Abtheilung des 1. Bandes einer von Beſeler, Halſchmer, Plank, Richter und Stobbe angekündigten Geſchichte des deutſchen Rechts in ſechs Bänden. Darauf der dritte Band von Waitz's „deutſcher Verfaſſungsgeſchichte“, endlich 1860 Zöpfl's „Alterthümer des deutſchen

Reichsrechts" in zwei Bänden und die erſten Lieferungen eines kürzeren Lehrbuchs der deutſchen Reichs- und Rechtsgeſchichte von J. Fr. Schulte.

Unſere Rechtsgelehrten wollten ſich aber nicht beſchränken auf die Staats- und Rechtsgeſchichte des deutſchen Vaterlands; die auf germaniſchen Grundlagen ruhenden Staats- und Rechtsgeſtaltungen anderer Länder wurden von einigen derſelben bearbeitet, wie von L. A. Warnkönig 1834—1838 die flandriſche, 1846—1847 von ihm und Stein, und. unabhängig von beiden von Schäffner die franzöſiſche Staats- und Rechtsgeſchichte; Phillips hatte ſchon 1825 über die angelſächſiſche und 1827—1828 die älteſte engliſche Rechtsgeſchichte ein gelungenes Werk geſchrieben; die däniſche bedurfte nur einer von Homeyer in Berlin gefertigten Ueberſetzung des nach deutſchem Muſter verfaßten von Kolderup-Roſenvinge. Dieſe Werke enthalten nicht ſelten zum beſſeren Verſtändniß des germaniſchen Rechts in Deutſchland höchſt erwünſchte, aber merkwürdiger Weiſe bis jetzt wenig benützte Aufſchlüſſe.

Schon aus vorſtehender bibliographiſcher Ueberſicht ergibt ſich, daß die von uns aufgeführten Werke verſchiedenen Inhalts ſind. Die vollſtändigſte Darſtellung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte iſt die Eichhorns, beſonders dadurch, daß er die Geſchichte des Kirchenrechts gebührend berückſichtigt, ohne welche das Verſtändniß des deutſchen öffentlichen wie des Privatrechts unbefriedigt bleibt. Walter nahm deßhalb davon Umgang, weil er ja in ſeinem Lehrbuche des Kirchenrechts eine ſolche, wenn auch nicht erſchöpfend gegeben hatte. Phillips entging die Wichtigkeit dieſes Geſichtspunktes nicht, deßgleichen nicht Zöpfl, doch iſt ſie bei ihnen nicht ausreichend. Lindelof, v. Löw, Hillebrand, Waitz, auch von Daniels (bis jetzt) beſchäftigen ſich nur mit dem öffentlichen Recht Deutſchlands. Bei manchen Verfaſſern iſt wie bei Hillebrand und Waitz das

Moment der Staats-, bei andern das der Rechtsgeſchichte vorherrſchend. Der Titel „Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte“ wurde von Walter, Stobbe und Zöpfl in der letzten Auflage durch den einfachern der „Rechtsgeſchichte“ erſetzt; für geeigneter hielten Phillips und Schulte den der „Reichs- und Rechtsgeſchichte“; und als den vollſtändigſten wählte wohl v. Daniels den der „deutſchen Reichs- und Staatenrechtsgeſchichte.“

Die Titulatur der Werke iſt nur in ſoweit maßgebend, als ſie deren Inhalt vollkommen entſpricht, was freilich nicht immer der Fall iſt. Es kommt auf dieſelbe offenbar weniger an, als auf letzteren und man kann daher ſagen: pluribus modis bene fit.

Schwieriger als die Titelwahl war für die Schriftſteller die Behandlungsweiſe des reichhaltigen Stoffes; Gegenſätze konnten nicht ausbleiben. Das germaniſche Recht hat nicht wie das römiſche den Charakter abſoluter Einheit, ſondern nur den der Gleichartigkeit bei unendlich verſchiedener hiſtoriſcher Geſtaltung ſeiner Inſtitute. Die Darſtellung des letzteren wird immer die eines concret gegebenen, ſozuſagen durch unmittelbare Anſchauung erfaßbaren Rechtes ſeyn. Die durch maßgebende Kunſtausdrücke bezeichneten Begriffe des römiſchen Rechts ſind keine Abſtraktionen; ſeine Inſtitute entwickelten ſich überall in identiſcher Weiſe. Rom war ja der Ausgangs- und bleibende Mittelpunkt des römiſchen Rechts, das Syſtem des letzteren das einer einzigen Rechtsordnung; der römiſche Rechtshiſtoriker braucht daher nur zu beſchreiben, um vollkommen verſtanden zu werden. Durchaus anders verhält es ſich mit dem deutſchen (wir möchten lieber ſagen, mit dem germaniſchen) Recht. Daſſelbe iſt urſprünglich das mehr oder weniger gemeinſame einer großen Zahl deutſcher Stämme, ſpäter das verſchiedentlichſt geſtaltete beſondere einer noch größeren Zahl deutſcher Staaten (das ſog. gemeine Recht unſeres Vaterlandes war ja nicht germaniſch, ſondern das römiſche und

canoniſche). Wollte man ein Syſtem des eigentlichen deutſchen Rechts aufſtellen oder deſſen Geſchichte als die Eines Rechts darſtellen, ſo müßte man zur comparativ-conſtruirenden Behandlungsweiſe ſeine Zuflucht nehmen, und nur was Thatſachen oder Rechtsdenkmale betrifft, concret beſchreibend verfahren. Allein die Mannigfaltigkeit der praktiſchen Geſtaltung germaniſcher Rechtsinſtitute iſt ſo groß, die Gegenſätze ſind ſo ſchroff, daß deren Zurückführung auf höhere gemeinſame Principien zu Abſtraktionen führt, welche dem wirklich Exiſtirenden ebenſo wenig adäquat ſind wie ſtatiſtiſche Angaben den Realitäten Doch ſchlug Eichhorn den Weg der vergleichend conſtruirenden Methode ein und gab gerade dadurch ſeiner Darſtellung einen beſondern Reiz, der freilich hie und da der Vorwurf der Unbeſtimmtheit, ja der Unklarheit der Begriffe gemacht werden kann. Zöpfl hielt in den erſten Auflagen ſeines Lehrbuches dieſelbe Behandlungsweiſe feſt, ebenſo Phillips u. ſ. w. Das Gefährliche dieſer Methode ſah Walter ein. Er bezeichnet es in ſeiner Vorrede (S. VI) als eine große Schwierigkeit der Behandlung der deutſchen Rechtsgeſchichte, daß ſie ſich ſo leicht einerſeits in das Unbeſtimmte und Allgemeine, andrerſeits in das Particulare und Oertliche (alſo das Einzelne) verlieren, was er ebenſo zu vermeiden beſtrebt geweſen ſei, wie das Greifen zu Vermuthungen, wenn es auch unangenehm berühre, daß das täuſchende Bild, das man ſich vom Weſen der alten Germanen entworfen habe, vor der nüchternen Welt, wie ſie in den Geſetzen und Urkunden auftritt, verſchwinden müſſe. Es mußte daher Walter's Beſtreben ſeyn, nach ſtreng quellenmäßiger Forſchung das leitende Princip des deutſchen Rechtsinſtituts aufzuſuchen, dann in wie weit es belangreich erſchien, deſſen nach dem Volksſtamme oder der Oertlichkeit verſchiedene Formationen aufzuführen. Denſelben Weg ſchlug auch Zöpfl in der dritten Auflage ſeines Werkes ein, jedoch mit etwas größerer Haltung am Allgemeinen und ſtrengſter die Begründung deſſelben feſtſtellenden Inter-

pretation der einſchlagenden Quellen. Dieſe Behandlungsweiſe hatte die Folge, daß unklare Auffaſſungen, wie ſich bei Eichhorn deren finden, vermieden wurden. In den kürzeren Lehrbüchern von Phillips und Schulte fand ſich nur ſelten für eine Berückſichtigung der einzelnen Inſtitutsformationen Raum.

Die ſämmtlichen von Rechtsgelehrten verfaßten Werke über die deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte waren zum Behufe des Verſtehens der Urſprünge in der Entwicklung des geltenden oder bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs geltend geweſenen Rechts geſchrieben. Sie ſollten für den Fachjuriſten als Hülfsmittel zur Kenntniß des Praktiſchen dienen. Nicht um ihrer ſelbſt willen ward alſo die deutſche Rechtsgeſchichte dargeſtellt und noch weniger vom höhern, rein objektiven Standpunkte der deutſchen National- und Culturgeſchichte aus aufgefaßt. Nur in Phillips' und Waitz' Arbeiten iſt dieſer Standpunkt, wenn auch in einer demſelben nicht vollſtändig entſprechenden Weiſe feſtgehalten. Die bloß juriſtiſche Behandlungsweiſe hat unter andern auch den Nachtheil, daß nur eigentliche Rechtsgelehrte die Darſtellungen ganz verſtehen, und daß dieſe bei Nichtjuriſten ſchon ihrer Trockenheit wegen weniger Anklang finden, als im Intereſſe der germaniſtiſchen Studien zu wünſchen iſt. Mit einiger Anſtrengung überwindet allerdings der Nichtjuriſt die Schwierigkeiten des Verſtändniſſes. In dieſer Beziehung hat Eichhorn's Werk manche Vorzüge vor andern. Auch Walter ſcheint das Nachtheilige der bloß juriſtiſchen Behandlung gefühlt zu haben und es iſt wohl dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß er hie und da in das entgegengeſetzte Extrem verfällt und ſtatt juriſtiſcher Inſtitute faktiſche Zuſtände ſchildert. Nach dem von Zöpfl in der neueſten Auflage ſeines Werkes befolgten, von ſeinen Vorgängern jedenfalls weniger berückſichtigten beſondern Zweck, durch eine ſtreng kritiſche Auslegung der älteſten deutſchen Rechtsquellen die Wiſſenſchaft weiter zu fördern, beſtehen nicht bloß die mei-

ſten ſeiner überaus zahlreichen Anmerkungen, ſondern auch manche Stellen des Textes in Worterklärungen, ohne welche freilich kein Sachverſtändniß möglich iſt. Es gehört dieß einerſeits zu dem Verdienſte des Buches, gibt ihm aber nicht ſelten den Anſchein einer Citaten-Chreſtomathie, welche mit ſeiner Darſtellung geben zu wollen indeſſen der Verfaſſer ſelbſt ſich gerühmt hat. Was die Quellenbenützung und deren Anführung betrifft, ſo beſteht zwiſchen Walter und Zöpfl ein großer Gegenſatz, indem letzterer ſich auf die Angabe und Interpretation der eigentlichen Rechtsdenkmale beſchränkt, erſterer dagegen, was ihm zum Lobe gereicht, aus allen Geſchichtsquellen, auch aus Chroniken, alten Lebensbeſchreibungen und Urkunden aller Art ſeine Beweiſe ſchöpfte.

Eine Hauptaufgabe aller Bearbeiter der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte war die der Periodiſirung. Auf die Schwierigkeit derſelben hat neueſtens Herr von Daniels (Bd. I. S. 7) aufmerkſam gemacht, aber wie uns ſcheint, doch nicht das Richtige ſelbſt getroffen. Die meiſten nahmen als entſcheidende Momente die Zeiten formeller Umgeſtaltung des deutſchen Reichs an. Die Reichspubliciſten pflegten das ältere Staatsrecht bis 888, das mittlere bis zur goldenen Bulle 1356 und das neuere bis zur Gegenwart zu unterſcheiden oder auch mit dem weſtphäliſchen Frieden 1648 einen vierten Abſchnitt als neueſtes Staatsrecht anzufangen. Eichhorn macht vier Zeiträume: für die älteſte Zeit bis zur erſten Theilung der fränkiſchen Monarchie unter den Söhnen Chlotars I. 561, die zweite bis zur Auflöſung des Reichs 888, die dritte bis zur Reformation 1517, und dann bis zur Gründung des deutſchen Bundes 1815. Ihm folgt Lindelof, nur daß er aus Eichhorns zwei erſten Zeiträumen nur einen, 534 in zwei Abſchnitte zerfallenden, und aus Eichhorns viertem ſeinen dritten in drei Perioden ſich ſpaltenden macht: 1517 bis 1648, 1648 bis 1806 und 1806 bis 1815. — Auch Phillips nimmt drei

Hauptzeiträume an, den erſten von der älteſten Zeit bis 888, den zweiten von da bis 1495 (dem allgemeinen Landfrieden), den er aber in drei Unterperioden theilt (888 bis 1024 von da bis 1273, von da bis 1495), den dritten Zeitraum führt er bis 1806, ihn ſpaltend in drei durch die Jahre 1648 und 1740 ſich ſcheidende Unterperioden. Hillebrand folgt Lindeloſ mit dem Unterſchied, daß er die erſte Hauptperiode in drei Zeiträume zerlegt, nämlich die Zeiten von der Völkerwanderung, die 752 ſich endenden des merovingiſchen und die 888 ſich ſchließenden des karolingiſchen Geſammtreiches. Wie alle dieſe Rechtshiſtoriker behält auch Schulte die ſynchroniſtiſche Methode bei; dagegen vertauſchten Zöpfl und Walter jene Behandlungsweiſe mit der (wie uns däucht) von Daniels nicht unpaſſend als ſyſtematiſch bezeichneten und zwar der erſte ſo, daß er für die Geſchichte der Rechtsquellen eine eigene Periodiſirung aufſtellt und eine eigene für die Geſchichte der Rechts-Inſtitute.

Die Geſchichte der Rechtsquellen theilt Zöpfl in drei Perioden: die erſte bis zum Ende des 9ten, die zweite bis zur Mitte des 15ten, die letzte von da bis auf die neueſte Zeit. In der Geſchichte der Rechtsinſtitute unterſcheidet er ſtets die älteſte, die merovingiſche und karolingiſche, die mittlere und die neuere Zeit, ſetzt aber für die mittlere nicht immer dieſelben Endpunkte. Walter verwirft ausdrücklich jede Abgrenzung in Perioden und ſucht ſie durch Gruppirungen größerer Maſſen nach allgemeinen Geſichtspunkten zu erſetzen. Wenn er indeſſen in ſeiner Vorrede das ſtrenge Abſcheiden von Perioden vom Standpunkte der hiſtoriſchen Kunſt nicht für eine Methode, ſondern für eine Regiſtratur erklärt, ſo kann er ſich ſelbſt doch der Periodiſirung nicht enthalten, indem auch bei ihm oft verſchleiert Perioden vorkommen. Wie wäre es möglich, ohne Zeitraumsſonderungen Geſchichte zu ſchreiben?

Herr v. Daniels hält (S. 8) nur die älteſte Periodiſi-

rung der deutſchen Reichspubliciſten für wiſſenſchaftlich haltbar, gibt aber die eigene Anſicht dahin ab, daß er zwei Hauptperioden unterſcheidet: die vor und die nach der Auflöſung des karolingiſchen Reichs, weßhalb ſich auch ſein Werk in zwei Haupttheile ſpalten wird. In jeder Periode iſt nach ihm eine weitere, durchgreifende Periodiſirung nur auf den Gang zu ſtützen, den die Reichs- und Staatenbildung im Allgemeinen genommen hat; in der Quellengeſchichte ſei (ſagt er) für die Anordnung die Entſtehungsweiſe der verſchiedenartigen Quellen, in der Verfaſſungsgeſchichte, ſoweit ſie nicht die Territorialentwicklung bedingt habe und ſchon bei deren Darſtellung berückſichtigt werden müßte, die Gliederung des Reichs- und Staatenorganismus zum Grunde zu legen. Wie der Verfaſſer dieſe ſehr allgemeine Bezeichnung gemeint habe, wird erſt nach der Vollendung ſeines Werkes vollſtändig erſichtlich ſeyn. Die erſte Hauptperiode bis 888 zerlegt er in fünf Zeiträume: I. von 113 v. Chr. bis 174 n. Chr., II. von da bis 395, III. von da bis 486, IV. bis 752, V. bis 888. — Schulte verbindet die ſynchroniſtiſche mit der ſyſtematiſchen Methode, indem er jene für die Geſchichte der Verfaſſung und der Rechtsquellen beibehält und in der Darſtellung des Privatrechts u. ſ w. die ſyſtematiſche befolgt. In jener iſt ſeine Periodiſirung die, daß er vier Zeiträume macht, nämlich von den älteſten Zeiten bis 888, von da bis 1273, von da bis 1495 und von letzterem Jahre bis jetzt.

Wir behalten uns eine Kritik dieſer verſchiedenen Periodiſirungsverſuche vor und fügen gegenwärtiger Ueberſchau einige Bemerkungen über die von den Verfaſſern der aufgeführten Werke gewählte Darſtellungsweiſe bei. Wir möchten die Eichhorns die raiſonnirende, die Phillips' in ſeiner deutſchen Geſchichte und die Walters die erzählende, die Zöpfls, Schulte's u. A. die dogmatiſche oder dogmatiſirende, die von Waitz die geſchichtlich-pragmatiſche nennen — welchen allen ge-

genüber die des Hrn. von Daniels im erſten Bande als polemiſirende erſcheint, indem er ſich eine kritiſche Reviſion der Anſichten ſeiner Vorgänger zum Hauptziele geſtellt zu haben ſcheint, und darin (wie auch von Waitz u. A. anerkannt iſt) manches Verdienſtliche geleiſtet hat. Sehr überraſcht wird man aber durch den Inhalt ſeines zweiten Bandes, der auf 548 Seiten faſt nur bibliographiſche Nachweiſungen enthält. Der Verfaſſer hatte in einer Nachſchriſt zu Bd. I. ein eigenes Handbuch für Quellenkunde und Literatur der deutſchen Reichs- und Staatengeſchichte verſprochen, um dem Mangel einer wiſſenſchaftlichem Gebrauche entſprechenden Bibliotheca historica gründlicher, als anhangsweiſe geſchehen könnte, abzuhelfen. Sich anders beſinnend, gibt er nun dieſe als erſten Band des zweiten Theils ſeines Werkes, ſo daß der ganze Band auf jeder Seite die Ueberſchrift Einleitung führt, ſelbſt von S. 229 an, wo der Anfang einer ſynchroniſtiſchen Ueberſicht der Reichs- und Staatengeſchichte beginnt, welche jedoch ſich nicht über das dreizehnte Jahrhundert herab erſtreckt. Der Nutzen eines ſolchen Hülfsbuches für das Studium der deutſchen Reichs- und Staatengeſchichte iſt unläugbar, nur ſollte es nicht den Titel: Handbuch der deutſchen Reichs- und Staatengeſchichte führen. Eine ſolche wird hoffentlich in den folgenden Bänden des Werkes kommen, ſonſt müßte dieſes für ein mißlungenes erklärt werden. Wenn der Verfaſſer ſich gegen Schulte, der den Plan dieſer Bibliographie für kaum ausführbar erklärt, vertheidigt, ſo muß man Schulte in ſoweit Recht geben, als es dem Hrn. Verfaſſer mit der Vollſtändigkeit der Literatur wirklich nicht gelungen iſt, wie dem Schreiber gegenwärtiger Zeilen, der mit der belgiſchen Geſchichtsliteratur vertraut iſt, ſich beim Durchlaufen der die belgiſchen (einſt ja zum deutſchen Reiche, zum Theil bis 1794 gehörenden) Provinzen betreffenden bibliographiſchen Angaben ſich zu überzeugen Gelegenheit hatte, daß eine nicht geringe Anzahl neuerer Schriften, ja ſelbſt ältere nicht aufgeführt werden, u. a. die Geſchichten Lüttichs von Foulon († 1688),

Bouille († 1743), Dewez (1822), de Gerlache (1843), Polain (1844), Henaux (1856) u. a. m. — Die Darſtellungsweiſe in Zöpfls Rechtsalterthümern war durch die darin enthaltenen Aufſätze verſchiedenſter Art bedingt: ſie ſind ja, wie ſchon der Titel beſagt, nur Studien, Kritiken und Urkunden zur Erläuterung der deutſchen Rechtsgeſchichte und des praktiſchen Rechts.

Auf dieſe unſere allgemeine Ueberſchau der Bearbeitungen der deutſchen Staats- (oder Reichs-) und Rechtsgeſchichte laſſen wir nun eine tiefer in die Sache eingehende principielle Kritik derſelben folgen, die wir mit der von dem höchſten wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus geforderten Feſtſtellung der Aufgabe dieſes Geſchichtszweiges beginnen.

---

## Zweiter Artikel.

Wenn die Geſchichte in ihren unmittelbar vor unſern Augen vorübergehenden Erſcheinungen ſich gewöhnlich als das betrübende Schauſpiel von Zerwürfniſſen, Kämpfen und Gewaltthätigkeiten, ſei es der Einzelnen oder Parteien untereinander, ſei es der Herrſcher mit den Unterthanen, ſei es ſich bekriegender Völker darſtellt, ſo erblickt der tiefer Schauende in ihr ein ununterbrochenes Drama höherer Art, nämlich eines unter beſtändigen Kämpfen ſich bewegenden Entwicklungsganges der höchſten ethiſchen, der geiſtigen Natur des Menſchen von Gott eingepflanzten, ſie als moraliſche Geſetze beherrſchenden Grundtriebe, welche die neuere Philoſophie mit dem Namen der praktiſchen Ideen zu bezeichnen pflegt. Das Leben der Völker iſt wie das der Einzelnen ein nie ruhender

Kampf des Dualismus unſerer Natur, d. h. des Moraliſchen mit den in den verſchiedenſten Geſtaltungen und Richtungen hervortretenden egoiſtiſchen Beſtrebungen, ſowie der einer weiter fortgeſchrittenen ſittlichen Bildung mit den ihr vorangegangenen niedern Stufen.

Demnach iſt die Geſchichte die Evolution theils des Kampfes der praktiſchen Ideen mit der Barbarei, d. h. der Rohheit, des Ehrgeizes, der Herrſchſucht und überhaupt aller der Völker wie der Einzelnen ſich bemächtigenden unedlen Triebe und Leidenſchaften, theils die des Krieges des Neuen mit dem Alten, d. h. des unter Gegenſätzen und Kämpfen vor ſich gehenden natürlichen, aber (wie Alles in Raum und Zeit Erſcheinende) bei jedem Volke in concreter Weiſe ſtattfindenden Entwicklungsproceſſes der Ideen ſelbſt. Da nun die Rechts-Idee eine jener ethiſchen Grundrichtungen iſt, ſo wird der Begriff der Rechtsgeſchichte dahin zu beſtimmen ſeyn: ſie ſei die Geſchichte des Entwicklungsganges der Idee der Gerechtigkeit bei einem beſtimmten Volke. Nicht minder iſt die Staatsgeſchichte die einer praktiſchen Idee, nämlich der des Staates, die zwar nicht wie die des Rechts als eine primäre, jedoch auch auf den Entwicklungsgang der Rechtsidee wie der übrigen zurückwirkend erſcheint.

Daraus ergibt ſich auf den erſten Blick die hohe Bedeutung der Staats- und Rechtsgeſchichte, deren Darſtellung, wenn wirklich ihrem Begriffe entſprechend, nichts anderes ſeyn ſoll, als die des Entwicklungsganges der Staats- und Rechtsidee eines Volkes, und demnach die deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte die Darſtellung dieſes Entwicklungsganges in Deutſchland.

In einem gewiſſen Sinne enthalten auch die von uns aufgeführten Lehr- und Handbücher wirklich ſolche Darſtellungen; aber wie ſich aus einem tieferen Eingehen auf das Weſen und die Grundgeſetze jener Ideen ergeben wird, nur

fragmentariſche Anreihungen äußerer Erſcheinungen auf dem germaniſchen Staats- und Rechtsgebiete, und nicht die Schilderung des Staats- und Rechtslebens ſelbſt, des fortſchreitenden Ganges der Ideen in demſelben.

Wer nämlich eine Staatsgeſchichte ſchreiben will, muß die Naturlehre des Staates, der Verfaſſer einer Rechtsgeſchichte die des Rechtes kennen, beim Aufzeichnen der geſchichtlichen Erſcheinungen auf ihren Gebieten ſich der aus jenen ſich ergebenden Principien beſtändig bewußt ſeyn, und in dieſem Bewußtſeyn die geſchichtlichen Staats- und Rechtsformationen ſchildern. Da indeſſen bis jetzt weder eine philoſophiſche Staats- noch eine philoſophiſche Naturlehre des Rechts zu allgemeiner Anerkennung gelangt iſt, ſo muß man es allerdings den um dieſe Theorien ſich nichts weniger bekümmernden Verfaſſern nachſehen, daß ſie die von uns bezeichneten höchſten Standpunkte für die Behandlung der genannten Fächer außer Acht gelaſſen, ja wir dürfen ſagen geradezu ignorirt haben. Allein, obwohl wir noch keine philoſophiſche Staats- und Rechtslehre von anerkannter Geltung haben, ſo ſind doch ſeit vierzig und mehr Jahren ſo viele unumſtößliche Wahrheiten auf dieſen Gebieten conſtatirt worden, daß man dieſelben hätte berückſichtigen können und ſollen.

Um mit dem Rechte zu beginnen, deſſen Geſchichte ja neueſtens in den Werken über die deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte mit größerer Vorliebe, als die des Staates behandelt wird: ſo iſt man ſeit dem Erſcheinen von Savigny's berühmter Schrift „vom Beruf unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft" (im J. 1814) nach und nach zu einer genauen Erkenntniß der Geneſis und des Entwicklungsganges des Rechts gelangt. Die an die Anſchauungen des großen Meiſters und ſeiner namhafteren Schüler und Anhänger ſich anſchließende philoſophiſche Erforſchung der letzten Gründe und der Natur des Rechts haben das erfreuliche Ergebniß gelie-

ſert, daß man über die Aktion der als rechtserzeugende Kraft die Menſchenwelt leitenden Idee der Gerechtigkeit, ihr Ziel und ihr Vor- und Zurückſchreiten im Reinen iſt, ſo daß es nur einer Anwendung der allgemeinen Wahrheiten dieſer geſchichts-philoſophiſchen Doktrinen auf die Rechtsgeſchichte eines beſondern Volkes bedarf, um deſſen Darſtellung den, vorerſt nur im Allgemeinen bezeichneten, höhern wiſſenſchaftlichen Charakter zu geben

Die im einzelnen Menſchen zunächſt als Gefühl, das Gewiſſen mahnende, dann beſtimmte Rechtsanſichten erzeugende Idee der Gerechtigkeit bewirkt im Völkerleben gemeinſame Auffaſſungen und Ueberzeugungen von dem, was Recht ſeyn ſoll, und macht daher auch die Völkerindividuen zu Trägern nationaler Rechtsanſichten, welche, unter den Schutz einer Central-Gewalt geſtellt, das poſitive (d. h. hiſtoriſche) Recht dieſes Volkes werden. Es prägt ſich, wie alles äußerlich erſcheinende Moraliſche, in der Sitte aus und erhält ſein erſtes Daſeyn als Gewohnheitsrecht. Das ſociale Bedürfniß führt zur Aufzeichnung entweder einzelner Normen oder des ganzen Syſtems, ſo daß jenes die älteſte Quelle alles Rechts iſt, zu der aber die fühlbar gewordene Lücken ausfüllende, ſtreitige Rechtsfragen entſcheidende oder beſſernde Hand der Geſetzgebung hinzukommt.

Auf dieſes erſte Stadium der Rechtsgeneſis folgt bei den einer Rechtscultur beſonders fähigen Völkern das der techniſchen Ausbildung, alſo das der Rechtswiſſenſchaft, in welchem die Juriſten die Vertreter des Rechtsbewußtſeyns des Volkes werden, und dem zu einem organiſch gegliederten Syſtem des Rechts vermittelſt techniſcher Begriffsbeſtimmungen und ſtrenger Interpretationen der Rechtsnormen ſeine formelle Vollendung geben, während unter dem Einfluß glücklicher Ereigniſſe deſſen materielle Vervollkommnung durch die allgemeinen ſocialen und Culturfortſchritte bedingt iſt. Sind die Le-

bensverhältniſſe in Folge der Fortbildung und Verwicklung der geſelligen Verhältniſſe ſchwieriger geſtaltet, ſind in dieſen Begriffen Gegenſätze und Conflikte entſtanden und hat auch die auf die Spitze getriebene Jurisprudenz zu ſchwer zu entſcheidenden Controverſen geführt, ſo folgt als drittes Stadium der Rechtsgeſchichte das der Codifikation, in welchem die zuletzt geltenden Rechtsnormen techniſch genau feſtgeſtellt und in wiſſenſchaftlicher Gliederung als Geſetzbuch die Staatsſanction erhalten.

Sowohl das formelle als das materielle Fortſchreiten der Rechtsformationen geht in naturgemäßer den Anforderungen theils der Wiſſenſchaft, theils der höhern Volkscultur gemäßen Weiſe, freilich oft langſam, vor ſich, läßt ſich aber nach Zeitabſchnitten conſtatiren, ſo daß Darſtellungen der Rechtsgeſchichte nach Perioden ganz gut möglich ſind und zur richtigen Erkenntniß ſogar als zweckmäßig ſich empfehlen. Die Hauptperiodiſirung der Rechtsgeſchichte iſt aber ſchon durch die Unterſcheidung der drei angegebenen Entwicklungsſtadien gegeben, und wird ſich bei jedem Volke finden laſſen.

Neben dieſen Stadien laufen nun aber auch die Entwicklungsſtufen der Staatsidee einher, wirken auf die Rechtsformationen in denſelben ein, wie ſie auch wieder ihrerſeits unter dem Einfluß der Rechtsentwicklungen der Völker ſtehen.

In ſeinem Urſprunge hat der Staat — wenn man jede Einigung einer Volksmaſſe unter einer Herrſchergewalt ſo nennen will — offenbar keinen andern Zweck, als die Sicherung eines friedlichen Zuſammenlebens der Einzelnen, gleichviel ob dieſe die Herrſchaft ſchufen oder ſich die eines oder mehrerer Mächtigen gefallen laſſen mußten. Die Verwirklichung einer ſolchen Friedensgenoſſenſchaft iſt aber nicht möglich, wenn nicht ihren Theilnehmern eine rechtliche Stellung geſichert und durch die Gewalt aufrecht erhalten wird. Der Staat iſt alſo von Anfang an Rechtsſtaat in dem eben bezeichneten Sinne

aber der Entartung ausgeſetzt. Die Rechtsgenoſſen haben indeß noch weiter gehende Bedürfniſſe, und zwar vor Allem die ihre Forteriſtenz bedingenden des materiellen Wohls, welches der Staat, wenn nicht herbeiführt, doch ſichert oder fördert, in welchem Falle er die Richtung eines (natürlich nur beginnenden) Polizeiſtaates nimmt. Iſt dieſe zu weitgehend, ſo gefährdet ſie die das Wohl wieder ſelbſt bedingende Herrſchaft des Rechts, weßhalb nur durch eine geeignete Coordinirung der Principien des Rechts und des Wohls und eine gelingende Neutraliſirung der Gegenſätze ein glückliches Ziel erreicht werden kann. Dieß iſt nicht der Fall, wenn die Beherrſchten durch die Herrſcher ausgebeutet werden, und die Idee des Staats dadurch zu Grunde geht, daß die Herrſcher ihn als bloße Finanzquelle für ſich behandeln. Da das materielle Wohl auf der Volkswirthſchaft ruht, d. h. dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, ſo muß deren Sicherung und Förderung Hauptziel des Polizeiſtaates, zugleich aber die ſtaatliche Finanzwirthſchaft nach richtigen Grundſätzen betrieben werden. Damit löst jedoch der Staat die Totalität ſeiner Aufgabe noch nicht, er hat das Moraliſche, die geſammte ethiſche Geſittung des Volkes zu ſchützen und zu fördern und ſchon deßhalb, noch mehr aber ihrer ſelbſt wegen, das höchſte Gut des Volkes, die Religion, welche von Anfang an den Schutz der Staatsgewalt verlangt und erhält, indem bei jeder auch noch wenig civiliſirten Nation die Glaubenslehre als heilig, der Cultus und der (kirchliche) Organismus der religiöſen Geſellſchaft für unantaſtbar betrachtet zu werden pflegen. Kurz, die Staatsgewalt hat durch ihre Organe zu ſchützen das Recht, das materielle und moraliſche Wohl und die Religion. Von ſelbſt ergibt ſich hieraus das freilich oft erſt ſpät erkannte Bedürfniß des Schutzes des intellektuellen und übrigen geiſtigen Wohles, alſo der Schule und der Wiſſenſchaft. Werden von der Staatsgewalt alle dieſe Momente gehörig berückſichtigt und der ganze Staatsorganismus zum Zwecke der Ver-

wirklichung der mit ihnen verbundenen Intereſſen techniſch ausgebildet, ſo nähert ſich der Staat der Vollendung ſeiner Idee, die aber, weil Alles auf Erden unvollkommen iſt, nie erreicht wird. Was das Recht betrifft, ſo wird der mehr und mehr nach rationellen, jedoch dem Geſchichtlichen ſtets die gebührende Rechnung tragenden Grundſätzen regierte Staat deſſen Normen feſt beſtimmen und wo es nöthig techniſch formuliren und zwar ſo, daß nicht bloß die privatrechtlichen Standes- und Familienverhältniſſe der Culturhöhe gemäß nicht minder genau feſtgeſtellt werden, wie die vermögensrechtlichen des Eigenthums und der Erbfolge, ſondern auch die öffentlich-rechtlichen der Staatsverfaſſung, Staatsverwaltung, der Rechtspflege, des Strafrechts, das Verhältniß des Staats zur Kirche u. ſ. w. Der als Volksrecht entſtandene, im Laufe der Zeiten fortgebildete geſchichtliche Rechtsſtoff wird mit Bewußtſeyn den aus der Rechtsidee ſelbſt fließenden Principien gemäß in wiſſenſchaftlicher Weiſe geordnet werden, ſo daß dieſe letzte Periode der Staats- und Rechtsentwicklung ſelbſt die rationelle genannt werden kann im Gegenſatz zu der ihr vorhergehenden.

Der Naturſtaat und ſein Recht werden umgewandelt ſeyn in den nach Principien geordneten und nach Principien zu regierenden. Bis aber Recht und Staat eines Volkes auf dieſer Höhe angelangt ſind, haben ſie unter dem Einfluß der geſammten Culturentwicklung des Volkes die oben von uns bezeichneten Stadien zu durchlaufen. In jedem iſt in der Darſtellung der Rechts- und Staatsgeſchichte eines Volkes der Höhepunkt nicht bloß des am Ende derſelben geltenden Rechtsſyſtemes, ſondern auch der ſeiner Inſtitute aufzuſuchen und zu ſchildern, ſowie der in's Leben getretene Verfaſſungs- und Verwaltungsorganismus, und zugleich iſt mit dem Hinblick auf die Poſtulate der Staats- und Rechtsidee der moraliſche Werth des hiſtoriſch Gewordenen zu conſtatiren, ſo daß man den Geiſt des Volkes, die Stufen und den Charakter ſeiner

Religioſität, ſeiner Geſittung, ſeiner Geſetzgebung und ſeiner ſocialen Einrichtungen zu erkennen und ſie zu beurtheilen im Stande iſt. Die Staats- und Rechtsgeſchichte wird dann nicht mehr eine bloße Regiſtrirung äußerlich erſcheinender Thatſachen ſeyn, ſondern ein lebendiges Gemälde des Rechts- und Staatslebens ſelbſt, und eine in der bezeichneten Richtung geſchriebene politiſche Geſchichte eine Charakteriſirung des Volkslebens, die, mag dieſes aufwärts oder abwärts ſich bewegt haben, uns mit hohem Intereſſe erfüllen wird. Daß bis jetzt keine Staats- und Rechtsgeſchichte in dieſem Sinne geſchrieben wurde, iſt kaum nöthig zu ſagen. In Iherings viel gerühmtem „Geiſt des römiſchen Rechts“ iſt zwar ein Anlauf dazu genommen, nur ſchade, daß der Verfaſſer von keiner klaren und haltbaren Grundanſchauung über die letzten Gründe des Rechts und das Weſen der Rechtsidee und deren naturgemäße Entwicklung ausging.

Noch haben wir von den für die Periodiſirung maßgebenden Geſichtspunkten zu ſprechen. Es iſt bekannt, daß man verſchiedene Periodiſirungsſchablonen aufgeſtellt hat, unter welchen die von Hugo auf die Periodiſirung der römiſchen Rechtsgeſchichte angewandte die bekannteſte iſt. Sie unterſcheidet nach den vier Altersſtufen die Kindheit, das Jugend-, das Mannes- und das Greiſenalter der Nationen, und bringt damit die vier Culturſtufen der Jagdtreibenden, der Hirten-, der Ackerbauenden und der Gewerb- und Handeltreibenden Völker in Verbindung. Die letztern Gegenſätze ſind gewiß auch für die Staats- und Rechtsgeſchichte von Bedeutung, jedoch für deren Periodenabtheilung nicht entſcheidend. Dagegen iſt dieß in einem gewiſſen Grade die von dem berühmten Giambatiſta Vico durchgeführte Unterſcheidung der Völker-, Staats- und Rechtsgeſchichte in drei Hauptperioden, nämlich in die theokratiſche, die heroiſche (ariſtokratiſche) und die des freien Bürgerthums. Endlich iſt auch die neueſtens in deutſchen Büchern

über die Philoſophie der Geſchichte wieder vorgebrachte (1830) von den Saintſimoniſten mit Erfolg benützte Unterſcheidung von organiſchen und kritiſchen Perioden im Auge zu behalten.

Sie iſt im ſocialen Entwicklungsgang aller Völker erkennbar, indem es bei allen wirklich Zeiten gibt, in welchen das geſammte, namentlich das geiſtige und ſociale Leben des Volkes in einheitlicher, nach einem gemeinen Ziele convergirender Weiſe geſtaltet iſt, auf welche dann Zeiten folgen, in denen der Organismus nach und nach zerfällt, und oft unter anarchiſchen Bewegungen die Elemente einer neuen, freilich zuweilen erſt in ferner Zukunft ſich vollendenden organiſchen Periode hervortreten — Elemente, deren Keime jedoch häufig ſchon in der früheren organiſchen ſelbſt ſich unbemerkt vorfanden. Daß in der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte eine Aufeinanderfolge von organiſchen und kritiſchen Perioden ſtatt hatte, wird Niemanden entgangen ſeyn. Man kann ſie indeſſen jedesmal als die beiden Stadien Einer Periode auffaſſen, nämlich als die des Werdens und des Seyns, oder des Entſtehens und der Vollendung der Staats- und Rechtsordnungen, indem in den kritiſchen Zeiten unter Kämpfen die Elemente des künftigen ſocialen Organismus ſich geltend machen und der ganze Umgeſtaltungsproceß des Alten in das Neue vor ſich geht, worauf in den organiſchen die neue Ordnung der Dinge ihre feſte Geſtaltung erhält. Irren wir nicht, ſo waren die Zeiten der Völkerwanderung und die der merovingiſchen Herrſchaft die kritiſche Periode des Frankenreichs und die der karolingiſchen die organiſche, das 10. und 11. Jahrhundert die kritiſche für das 12. und 13., das 16. Jahrhundert die kritiſche für das ſiebenzehnte ſeit dem weſtphäliſchen Frieden und das achtzehnte. Mit der franzöſiſchen Revolution begann für uns eine neue kritiſche Zeit, die nur allmählig in eine organiſche ſich umzugeſtalten den Anſchein hat. Hat eine ſolche Periode ihren Culminationspunkt erreicht, ſo beginnt ein oft unbemerkbarer

Rückgang und Zerſetzungsproceß, welcher in die neue kritiſche Periode hinüberführt. Solche Rück- und Uebergangszeiten waren für Deutſchland das neunte Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen, das vierzehnte und fünfzehnte.

Um auf die Periodiſirungsfrage der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte nicht noch einmal zurückzukommen, ſoll hier deren Erledigung verſucht werden. Nach reiflicher Prüfung der ſchwierigen Aufgabe möchten wir Herrn von Daniels beiſtimmen, wenn er ſagt: durchgreifend ließe ſich nur die Zeit vor und nach Auflöſung des karolingiſchen Reiches ſcheiden. Denn vor dieſer haben wir es nicht mit der Geſchichte des im eigentlichen Sinne ſo zu nennenden deutſchen Reichs, ſondern mit der die gallo-germaniſchen *) Nationen umfaſſenden fränkiſchen Univerſalmonarchie zu thun, die mit Chlodwigs I. Eroberung beginnt und 843 durch den Vertrag von Verdun (und nicht wie man der vorübergehenden Vereinigung der ganzen Monarchie unter Carl dem Dicken wegen anzugeben pflegt 888) endigt. Dieſe Geſchichte iſt eine in ſich abgeſchloſſene für Staat und Recht, mit der Spaltung des carolingiſchen Reichs wirklich endende, welcher die älteſte Geſchichte der Germanen, wie wir ſie aus Cäſar, Tacitus und andern alten Claſſikern kennen, als Vorgeſchichte dient. Will man beide zu einem über neun Jahrhunderte begreifenden Ganzen verſchmelzen, ſo zerfällt dieß in zwei Zeiträume, nämlich in die vor der Völkerwandernng bis Chlodwig und die eben bezeichnete fränkiſche Periode.

Die Geſchichte des mit dem Vertrag von Verdun beginnenden deutſchen Reichs zerfällt als Staatengeſchichte bis zur Gegenwart fortgeführt, offenbar in 3 Hauptperioden. Deutſchland war nämlich zuerſt Einheitsſtaat bis 1495, ward

---

*) Berückſichtigt werden zugleich die außerhalb derſelben beſtehenden Reiche der Weſtgothen und Angelſachſen.

dann Bundesſtaat bis 1806, zuletzt Staatenbund. Dieſe Gegenſätze rechtfertigen die Periodiſirung Phillips' und Schulte's gegenüber der von Eichhorn, welcher mit dem Jahre 1517, weil in demſelben Luther ſeine Theſen anſchlug, eine vierte Periode anfangen läßt! Die Reformation bildet allerdings einen neuen Zeitraum in der Kirchengeſchichte, in der Reichsgeſchichte erſcheint ſie bloß als kritiſche Zeit der Periode des deutſchen Bundesſtaates.

Wenig verſchieden geſtaltet ſich die Periodiſirung der deutſchen Rechtsgeſchichte von 843 an. Das allgemeine germaniſche Recht der fränkiſchen Zeiten hört auf, ſeine Geltung als ſolches zu haben, und geräth großentheils in Vergeſſenheit. Die Elemente deſſelben gehen aber nicht unter, ſondern werden Keime für die Entſtehung einer durch das Lehensſyſtem herbeigeführten unendlichen Zahl von Local-, d. h. Dorf-, Stadt-, zuletzt Landrechten, für Dienſtrechte u. ſ. w. Erſt im 13ten Jahrhundert wird durch ein vergleichendes Studium von Rechtsgelehrten das Bewußtſeyn der Realität eines gemeinſamen deutſchen Rechts gewonnen und in den Rechtsbüchern der ſogenannte Spiegel niedergelegt. Es bilden die Zeiten von 843 bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts eine eigene Periode des nur durch die allgemeinſten Grundſätze des kanoniſchen Rechts modificirten deutſchen Rechts: die germaniſch-feudale. Sie dauert während des 14ten und 15ten Jahrhunderts fort, geht aber der in demſelben ſchon beginnenden Umgeſtaltung durch das eindringende römiſche Recht entgegen, welches 1495 ſchon die Hauptquelle des gemeinen Rechts des deutſchen Reiches war. Man konnte demnach ganz gut mit Eichhorn und Andern die lange Periode von 843 bis 1495 in zwei etwa durch das Jahr 1273 geſchiedene Unterzeiträume ſpalten. Die auf ſie folgende iſt die theilweiſe ſelbſt über 1806 hinausgehende, jedoch in Preußen ſchon durch das Landrecht von 1794 beendigte Periode der ſogenannten juris-

prudentia romano-germanica forensis, in welcher das heutige, d. h. das nicht durchgreifend geltende, aber durch das kanoniſche Recht modificirte römiſche Deutſchlands gemeines Recht war, neben welchem aber eine Unzahl ſeit Anfang des 16ten Jahrhunderts neuredigirter und gewöhnlich romaniſirter Stadt- und Landrechte, ja ſelbſt Dorfrechte als particulares Recht fortbeſtanden.

Die letzte Periode des Rechts unſeres Vaterlandes iſt die ſeiner Codification mit theilweiſer zu Grundelegung rationeller, auch dem ſogenannten Naturrechte entnommener Principien. Da nun die erſte Periode der deutſchen Rechtsentwicklung in die Zeiten des deutſchen Reichs als Einheitsſtaat fällt, die zweite in die des Bundesſtaats und die dritte (einige frühere Verſuche abgerechnet) in die des Staatenbundes, ſo läßt ſich die ſtaatliche Periodiſirung der deutſchen Geſchichte auch für die des deutſchen Rechts beibehalten. Durch unſere Betrachtung werden die Gelehrten gerechtfertigt, die wie Phillips und Schulte dieſe Periodiſirung aufgeſtellt haben. Das Spalten der drei Hauptzeiträume in Unterperioden iſt Nebenſache, ſollte aber ſoviel wie möglich vermieden werden.

Will man die geſammte von uns beleuchtete Periodiſirung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte von der Völkerwanderung an der von Vico anpaſſen, ſo erſcheint die fränkiſche Periode als die theokratiſche, die des Lehensſyſtems als die heroiſche und die neuerer Zeit, die Präponderanz des dritten Standes, als die des freien Bürgerthums. Indeſſen ſind dieſe drei Perioden nicht ſcharf getrennt, indem Jahrhunderte lang die Hierarchie mit der Feudalität Deutſchland beherrſcht, dann neben dieſer der dritte Stand emporſteigt, in welchem zuletzt die beiden andern aufgehen.

Was die Urſprünge und Quellen der im Verlaufe der Jahrhunderte geltend geweſenen oder gewordenen Rechtsnormen betrifft, ſo ſind ſie entweder germaniſch oder römiſch oder

chriſtlich, oder wie die zuletzt entſtandenen rationell-philoſophiſch, ſo daß man ſagen kann: das Germanen-, das Römer-, das Chriſtenthum und der Rationalismus bilden die Grundlagen der rechtlichen und ſtaatlichen Zuſtände unſeres Vaterlandes.

Noch haben wir des Anfangs des Aufſchwungs und der Blüthezeit der deutſchen Rechtswiſſenſchaft zu gedenken. Die erſten Symptome einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung unſeres Rechts ſind die der Rechtsbücher des 13ten Jahrhunderts. Doch entſpricht dieſelbe noch lange auch im 14ten, ja im 15ten Jahrhundert nicht den Anforderungen wahrer Wiſſenſchaft. Im 16ten nimmt ſie aber einen höhern Schwung, verflacht ſich wieder im 17ten und 18ten und erlangt ihre höchſte Blüthe im 19ten. Sie wird kritiſch organiſch allſeitig, indem zur dogmatiſch-exegetiſchen und weſentlich praktiſchen Bearbeitung des Rechts die hiſtoriſche und nun auch eine erleuchtete philoſophiſche hinzukömmt.

Die auf dieſe Weiſe zur wahren Wiſſenſchaft erhobene Jurisprudenz führt dann um ſo leichter die Codification des Rechts herbei. Die demnach mit dem 16ten Jahrhundert beginnende Periode deutſcher Rechtswiſſenſchaft erfüllt die zweite der Staats- und Rechtsgeſchichte, erlangt ihren Culminations-Punkt in der dritten (dem Bundesſtaat), um zugleich in die der Codificationsperiode überzugehen, der wir unſere Verfaſſungsurkunden und Geſetzbücher verdanken.

## XLIV.

## Hiſtoriſche Novitäten.

Beiträge zur Kunſtgeſchichte Nürnbergs von J. Baader, königl. Archivs-Conſervator. Nördlingen bei C. H. Beck. 1860. 8. 111 S.

Der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift gehört zu den tüchtigen und dabei anſpruchsloſen Forſchern und hat bereits durch mehrere hiſtoriſchen Arbeiten Beweiſe ſeiner Sachkenntniß und ſeines unverdroſſenen Eifers gegeben. Es gereicht uns daher zum beſonderen Vergnügen, auf ſeine aus Urquellen geſchöpften Beiträge zur Kunſtgeſchichte Nürnbergs hinweiſen zu können. Nürnberg war ehedem einer der Centralpunkte künſtleriſcher Beſtrebungen in Deutſchland. Daher iſt es nicht zu verwundern, daß man ſich vielfach der noch heute in mittelalterlicher Schönheit prangenden Stadt mit einer gewiſſen Vorliebe zugewendet hat. Hiebei notirten freilich durch und durch modern geſinnte Literaten und ſonſtige Flibuſtier gar wunderliche Sachen in ihre Taſchenbücher, natürlich um ſie in der Folge dem ſtaunenden Publikum gedruckt zum Beſten zu geben. Wer ſo manchen mit äſthetiſchen Phraſen durchwürzten Gallimathias verſchlucken mußte, dem iſt gewiß auch einmal eine geſunde und nahrhafte Koſt zu gönnen, welche Aechtes und Wohlver-

bürgtes, wie es ſich in den Quellen findet, unverdorben mit gewiſſenhafter Treue bietet.

Baaders Beiträge bilden zwar kein zuſammenhängendes Ganzes, laſſen aber nach Zweck und Anlage eine gewiſſe Einheit keineswegs vermiſſen, da ſie die Geſchichte ſowohl der Kunſt als der Künſtler im mittelalterlichen Nürnberg in vielſeitiger Weiſe beleuchten. Den erſten Abſchnitt bildet ein Verzeichniß von Künſtlern vom 14. bis 16. Jahrhundert. Wir finden hier die Namen von Malern, Steinmeiſſeln, Bildſchnitzern, Bildhauern, Formſchneidern, Kartenmalern, Illuminiſten, Artiſten und Kupferſtechern, nach der Zeit des urkundlichen Auftretens geordnet. Es ſteckt viel Fleiß und Ausdauer in dieſen wenigen Seiten, wie denn überhaupt jede auf archivaliſchen Forſchungen ruhende Arbeit mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, von denen man ſich ſelten eine richtige Vorſtellung macht.

Der zweite Abſchnitt handelt von Albrecht Dürer. Er berichtigt mehrere in Campe's Reliquien enthaltene Irrthümer und gewährt Einſicht in wirthſchaftliche Verhältniſſe des keineswegs beſonders günſtig geſtellten Künſtlers. Von Intereſſe ſind auch einige Nachweiſungen über das ſpätere Schickſal Dürer'ſcher Werke, von denen der Stadtrath noch im Jahre 1635 an König Karl II. von England einiges verſchenkte. Auch verdient Beachtung wie Dürer ſchon bei ſeinen Lebzeiten copirt und nachgedruckt wurde. Der neueſte Biograph Meiſter Albrechts, Dr. A. v. Eye, konnte Baaders Beiträge für den erſten Band ſeiner Arbeit nicht mehr benützen, da ſich dieſer bereits unter Preſſe befand als jene erſchienen.

Auch dem talentvollen Bildſchnitzer Veit Stoß iſt ein eigener Abſchnitt gewidmet, in welchem wir freilich ſehr unerbauliche Dinge näher erfahren, als ſie bisher bekannt waren. Veit Stoß war nämlich ein gemeiner Betrüger, der ſich durch Urkundenfälſchung die Summe von 1200 Gulden zu erſchwindeln ſuchte und deßhalb, aus beſonderer Gnade, mit einem

glühenden Eiſen durch beide Backen gebrannt wurde. Eigentlich hätte er das Leben verwirkt gehabt. In der Folge machte er der Stadt noch viel zu ſchaffen, indem er ſie ſogar in eine Fehde verwickelte. Hier mag noch bemerkt werden, daß Baader durch eine beſondere Abhandlung in der Zeitſchrift des germaniſchen Muſeums nachgewieſen hat, daß Stoß ein geborener Nürnberger war, nicht aber wie man bisher wollte ein Pole aus Krakau. In einem Rathsdekrete, worin dem verkommenen Genie ein Anwalt zugetheilt wird, heißt derſelbe „ein irrig und geſchreyig man.“ Andere Originalakten, von welchen Referent Einſicht nehmen konnte, betiteln Stoß als einen „verdorbnen haderman.“

Im vierten Abſchnitte iſt von Peter Viſcher, ſeinen Söhnen und dem ehedem auf dem Rathhauſe befindlichen Meſſinggitter die Rede. Daſſelbe war zu einem Begräbniſſe der Fugger in Augsburg beſtimmt, kam aber nie an den Ort ſeiner Beſtimmung. Nach dem Tode des Meiſters erkaufte es der Rath im Jahre 1530 um 940 Gulden, 5 Pfund und 6 Schilling Pfenninge. Nachdem es beinahe dreihundert Jahre lang der Stolz und eine Zierde der Stadt geweſen war, wurde es nach dem Uebergange Nürnbergs an die Krone Bayern im November 1806 auf Befehl des General-Landes-Commiſſariats abgebrochen und verſteigert. Man löste 12057 Gulden und 18 Kreuzer, wobei der Centner auf 53 Gulden 32 Kreuzer kam. Ein Kaufmann in Fürth gewann hiebei 1000 Gulden. Was mit dem Kunſtwerke angefangen wurde, ob man es einſchmolz oder ins Ausland verkaufte, iſt nicht mit Sicherheit bekannt.

Der fünfte Abſchnitt gibt Buntes aus der Nürnberger Kunſt- und Künſtlerwelt, kurze archivaliſche Notizen über den ſchönen Brunnen, den Maler Hans Gleiſenmüller aus München, den Goldſchmid Seitz Herdegen u. a. m. Nicht unintereſſant iſt fernerhin die Ordnung der Flach- und Etzmaler

vom Jahre 1596. Im ſiebenten Abſchnitte findet man mannigfaltige Nachrichten über die St. Sebaldskirche, den Bau und die Baumeiſter der St. Lorenzenkirche, die St. Marienkirche, deren künſtleriſche Uhr und reichhaltiges Schatzverzeichniß, die St. Clara- und die St. Jakobskirche, die St. Eliſabethenkapelle und die Kirchenſchätze Nürnbergs. Was dieſe letzteren betrifft, ſo wurden ſchon bei Beginn der Reformation viele Koſtbarkeiten verkauft und eingeſchmolzen, beſonders aber war man in dem allerdings für Nürnberg ſehr kritiſchen Jahre 1552 eifrig bemüht, ſich der Denkmale der Pietät und des Kunſtſinnes ſeiner Vorfahren möglichſt vollſtändig zu entäußern. Damals wurden nicht weniger als 1701 Mark, 4 Loth, 2 Quint an Silber und vergoldetem Silber eingeſchmolzen. Man löste hiefür 15844 Gulden. Was der Bilderſturm des Jahres 1552 verſchonte, wurde in der Folge aus den Kirchen genommen, eingeſchmolzen und verkauft, um dem total zerrütteten Finanzweſen der Reichsſtadt aufzuhelfen.

Den Schluß der Beiträge bilden 4 urkundliche Beilagen, den Nachdruck Dürer'ſcher Schriften, die Ueberlaſſung des berühmten unter dem Namen der vier Complexiones oder Temperamente bekannten Bildes an den Kurfürſten Maximilian von Bayern, den Streit mit Jorg Trumer, Schwiegerſohn des Veit Stoß und die Schlaguhr auf U. L. Frauenkirche betreffend. Möge uns der Verfaſſer noch öfter durch Veröffentlichungen ſeiner Forſchungen erfreuen.

# XLV.

## Luther und das Zauberweſen.

Indem wir auf Luther und das Zauberweſen ſeiner Zeit zu ſprechen kommen, iſt es keineswegs unſere Abſicht, dadurch den Wittenberger Reformator zu verkleinern, weil er ſich nicht über den Wahnglauben ſeiner Zeit zu erheben vermochte; vielmehr wollen wir bloß einen Beitrag liefern, dieſe Verhältniſſe im Sinne und Geiſte der Zeit, der ſie angehören, zu würdigen, und müſſen eben darum, damit Luther im richtigen Lichte erſcheine, auf den Stand dieſer Frage vor der Reformation zurückgehen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war der freilich viel ältere Glaube*), daß Menſchen mit böſen Geiſtern in Verbindung treten und mit Hülfe derſelben Uebernatürliches bewerkſtelligen könnten, allgemeiner, viele derjenigen aber, denen ſolches Schuld gegeben wurde, als Zauberer und Hexen gewöhnlich durch's Feuer hingerichtet worden. Häufig wurden

*) Schon in ältern Zeiten war bei den Römern, Franken und Sachſen die Zauberei durch Geſetze verboten. Cod. Justin. Lib. II. de malef. Lib. VII ; Gregorii Tur. hist. Franc. L. V, c. 40, VI, 35. Sachſenſpiegel Buch II, Art. 13. Einhard, Annal. ad an. 785.

die der Ketzerei Beklagten zugleich als Zauberer und Teufels-Genoſſen verfolgt, und der Geſchichtſchreiber der Kirche bemerkt beim Todesjahre Conrads von Marburg (im J. 1233), von dieſer Zeit an wären die Menſchen, beſonders in Italien und Deutſchland, zur Zauberei verführt worden, ſo daß, wenn man nicht nach und nach in dieſen beiden Ländern an 30,000 verbrannt hätte, ſie zuletzt die ganze Erde überſchwemmt, verwüſtet und dem Teufel unterwürfig gemacht haben würden *). Dieſer den Menſchengeiſt tief beſchämende Wahnglaube gewann im Laufe der Jahrhunderte ſtatt abzunehmen an wachſender Kraft, indem einerſeits die Albernheit und Bosheit der weltlichen Richter auf dieſem Felde einen herrlichen Spielraum fand, ihren Witz, ihren Scharfſinn und Glaubenseifer zu zeigen und daneben ihre Habſucht zu befriedigen, andererſeits aber auch die Einfalt und Schlechtigkeit des großen Haufens eben durch das richterliche Verfahren gegen die Hexerei veranlaßt ward, die Künſte derſelben für thörichte oder ſtrafwürdige Zwecke zu verſuchen. Denn die Strafen ſchreckten weniger, als Neugier, Gewinnſucht oder Wolluſt reizten; der Ernſt des Verfahrens aber erlaubte an der Möglichkeit des ganzen Verbrechens keinen Zweifel. Daher waren auch nicht alle eigentlichen Zauberer und Hexen ſchuldlos, inſofern die Abſicht, Zauberei und Hexerei zu treiben, bei der Ueberzeugung ſie treiben zu können, allerdings eine Schuld war; viele Richter aber meinten, ein erſprießliches und hochnöthiges Werk zu thun, wenn ſie ein Verbrechen verfolgten und ausrotteten, deſſen Daſeyn die Kirchenlehre verbürge, und unzählige, ihnen als Wahrheiten geltende Thatſachen bezeugten **).

Es erhellt übrigens aus den Geſchichtserzählungen und

*) Raynaldus ad ann. 1233. N. 15 et 16.

**) K. A. Menzel, die Geſchichte der Deutſchen. Breslau 1823. Bd. 8. S. 184.

aus den päpſtlichen Verordnungen ſelber, daß der unſelige Wahnglaube keineswegs von allen Zeitgenoſſen getheilt, ſondern daß die Wirklichkeit des Zauber- und Herenweſens von Vernünftigen eifrig beſtritten wurde; aber die Unvernunft ſiegte. Und leider ergibt es ſich gleich aus den erſten Herenproceſſen, daß nicht bloß Unvernunft, daß nur allzuoft Bosheit im Spiel war.

Ein paar Jahrzehnte, nachdem Johanna von Orleans durch den politiſchen Parteihaß als Zauberin verdammt worden war, im Jahre 1459 wurde zu Arras in Artois eine Menge von Menſchen durch die Habgier ſchändlicher Ankläger und noch ſchändlicherer Richter der Gemeinſchaft mit dem Teufel beſchuldigt und ſchuldig befunden. „Man ſagt", erzählt der franzöſiſche Chroniſt Monſtrelet*), einer der Zeitgenoſſen, die in dieſer Sache mit der Unbefangenheit des geſunden Menſchenverſtandes ſahen und urtheilten, „daß gewiſſe Leute bei Nacht durch Hülfe des Teufels an abgelegene Orte geführt werden, wo ſich Männer und Weiber in großer Anzahl befinden und auch der Teufel in Geſtalt eines Mannes, der aber ſein Angeſicht nie zeige, angetroffen werde. Nachdem dieſer ihnen ſeine Gebote und Verordnungen vorgeſagt, laſſe er ſich von ihnen ſchimpflich mit Küſſen auf die Hörner verehren und bewirthe ſie mit Speiſe und Wein, worauf die Gäſte ſich mit einander in wilder Fleiſchesluſt ergehen, und dann wieder an die Orte, woher ſie gekommen, verſetzt werden. Wegen dieſer Thorheit wurden verſchiedene angeſehene Perſonen der beſagten Stadt, wie auch andere geringe Leute, einfältige Weiber und dergleichen eingezogen, welche dann dermaßen gequält und ſo entſetzlich gefoltert wurden, daß einige bekannten, es habe ſich mit ihnen ſo zugetragen, wie es eben geſagt worden. Und überdieß geſtanden ſie, wie ſie in ihren

*) Chronique du Roi Charles VII, vol. III. p. 84.

Verſammlungen viele vornehme Leute, Prälaten, Herren und andere obrigkeitliche Perſonen in Aemtern und Städten geſehen und erkannt hätten, nämlich nach der gemeinen Sage ſolche, welche die Verhörer und Richter ihnen vorher nannten und in den Mund legten, ſo daß ſie dieſelben wegen der vielen Qualen und Marter angaben und anklagten, ſie wirklich und gewiß daſelbſt geſehen zu haben. Einige nun von denen, welche alſo angegeben waren, wurden gleich darauf auch eingezogen und ſo ſehr und ſo lange grauſam gefoltert, bis ſie es endlich auch geſtehen mußten. Und wurden die geringen Leute auf eine unmenſchliche Weiſe hergerichtet und die meiſten verbrannt. Einige andern, welche reicher und mächtiger waren, kauften ſich durch viel Geld los, um die Strafe und Beſchimpfung zu vermeiden. Einige der Angeſehenen ließen ſich von denen, die ſie verhörten, überreden und verführen, indem man ihnen zu verſtehen gab und zuſagte, daß ſie weder an ihrem Leibe, noch an ihren Gütern Schaden nehmen ſollten, wenn ſie die Sache geſtünden. Andere erlitten die Martern mit bewunderungswürdiger Geduld, wollten aber nichts zu ihrem und Anderer Schaden geſtehen. Sehr viele gaben den Richtern und denen, die ſie von ihren Qualen befreien konnten, Geld; Andere räumten das Land. Und hiebei iſt nicht zu verſchweigen, daß viele redliche Leute genugſam erkannten, daß dieſe Art der Anklage eine Sache geweſen, welche von wenigen boshaften Leuten erfunden worden, um einige angeſehene Perſonen, gegen welche ſie einen alten Haß trugen, aus einer heftigen böſen Neigung in Schaden und Unglück zu bringen, oder ſie zu beſchimpfen, und daß ſie deßwegen zuerſt bloß geringe Leute haben gefangen nehmen laſſen, welche ſie durch allerlei Pein und Marter zwangen, diejenigen anzugeben, die ſie ihnen in den Mund legten, welche dann gleichfalls gefangen geſetzt und gepeinigt wurden. Was denn nach dem Urtheil aller Rechtſchaffenen eine gar verkehrte und unmenſchliche

Sache war, die nicht ſowohl zur Beſchimpfung derjenigen diente, die damit beſchuldigt wurden, als zur Seelengefahr derer, die durch ſolche Mittel andere ehrliche Leute beſchimpfen wollten" *).

Dieſer vernünftigen Anſicht und Auseinanderſetzung zum Trotz gewann der Aberglaube von Jahr zu Jahr neue Stärke und weitere Verbreitung, und das darauf bezügliche Rechtsverfahren erhielt endlich im Jahre 1484 durch eine Bulle Innocenz VIII. eine ſo feierliche Bekräftigung, daß ſeine Dauer auf mehrere Jahrhunderte begründet ward. Der Papſt redet darin zuvörderſt von ſeiner ängſtlichen Beſorgniß, die Pflichten ſeines Oberhirtenamtes treu zu erfüllen und jede ketzeriſche Bosheit weit aus den Grenzen der Gläubigen zu treiben. Nun habe er neulich zu ſeiner großen Bekümmerniß erfahren, daß in mehreren Gegenden von Oberdeutſchland, auch in den Erzbisthümern von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen mehrere Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich mit den Teufeln ſchändlich vermiſchen (cum daemonibus incubis et succubis), auch durch Lieder, Beſchwörungen und andere Bezauberungsarten die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Erd- und Baumfrüchte, Weintrauben, Weinberge, Gärten, Wieſen und Waiden verderben, erſticken und umkommen machten, deßgleichen Männer, Weiber, Vieh und Thiere mit gräulichen Schmerzen innerlich und äußerlich peinigten, die Männer am Zeugen, die Weiber am Empfangen hinderten, daß ſie überdieß den Glauben ſelbſt, den ſie in der Taufe empfangen, mit verruchtem Munde verläugneten, auch ſonſt, gereizt vom Feinde des menſchlichen Geſchlechts, die größten Verbrechen zu begehen ſich nicht ſcheuten. Ob nun gleich die beiden Dominikaner und Profeſſoren der Theologie Heinrich

*) Auch Jakob Meyer in Annal. Flandr. lib. XVI. ad ann. 1459 erzählt dieſe Begebenheit.

Krämer *) in Oberdeutſchland und Jakob Sprenger in einigen Theilen des Rheinlandes durch päpſtliche Vollmacht zu Inquiſitoren der ketzeriſchen Bosheit beſtellt worden, ſo hätten ſich doch einige Geiſtliche und Laien dieſer Gegenden, welche weiſer ſeyn wollten als nöthig ſei, zu behaupten unterſtanden, darum, weil in den Beſtallungsbriefen derſelben jene Kirchen-Sprengel und Städte nebſt den Perſonen und ihren Verbrechen nicht namentlich genannt wären, dürften auch die Inquiſitoren ihr Amt daſelbſt nicht verwalten und ſolche Perſonen nicht gefangen ſetzen und nicht ſtrafen. Da ſolchergeſtalt dieſe Verbrechen in jenen Ländern zum ewigen Schaden der Seelen ungeahndet blieben, ſo wird kraft apoſtoliſcher Macht befohlen, daß die genannten Inquiſitoren ihr Amt ganz ungehindert ausüben und befugt ſeyn ſollten, gegen Perſonen jedes Ranges und Standes zu verfahren und dieſelben, wenn ſie ſchuldig befunden worden, zu verhaften, zu züchtigen und abzuſtrafen. „Und befehlen Wir nicht weniger unſerm ehrwürdigen Bruder, dem Biſchof von Straßburg durch ſich ſelbſt oder Andere das Vorgemeldete, wo, wann und ſo oft er es für nützlich halten wird, nach dem Begehr der Inquiſitoren öffentlich kund zu thun, und nicht zu geſtatten, daß dieſelben wider den Inhalt unſerer Briefe durch irgend eine Gewalt beeinträchtigt oder gehindert werden“ u. ſ. w. **).

Der Kaiſer und die deutſchen Reichsfürſten traten dieſer Bulle nicht nur nicht entgegen, ſondern ließen es vielmehr geſchehen, daß die Ketzer- und Hexenrichter Krämer, Sprenger und Gremper eine förmliche Hexengerichtsordnung, den berüchtigten Hexenhammer (Malleus maleficarum ***), wahr-

---

*) Die Bulle nennt ihn Institor, augenfällig eine Ueberſetzung des deutſchen Namens.

**) Folgt die ſtehende Schlußformel päpſtlicher Bullen.

***) Malleus maleficarum in tres partes divisus, in quibus con-

ſcheinlich zum erſtenmal zu Köln 1489 gedruckt, ausarbeiteten, der die Quelle unſäglichen Unglücks geworden iſt. Sie wüthen vorzüglich gegen das weibliche Geſchlecht, welches ſchon ſeit dem Anfange des Jahrhunderts häufiger als das männliche des Zauberweſens beſchuldigt worden war. Die Behandlung, welche der Hexenhammer gegen die unglücklichen, der Hexerei verdächtigen Weibsperſonen vorſchreibt, und welche leider laut dem Zeugniſſe der Geſchichte an hunderten von Frauen, Jungfrauen jedes Standes und Alters wirklich vollzogen worden iſt *), die fürchterlichſte Verrenkung und Zerfleiſchung, die ſchamloſeſte Entweihung des weiblichen Körpers **), endlich die unmenſchliche Art der Hinrichtung durch ein oft langſames Feuer ***) übertrifft Alles, was an ausgeſuchten Martern je erſonnen und erfunden worden iſt.

Seither hat man die heftigſten Anklagen gegen Inno-

currentia ad maleficia, maleficiorum effectus, remedia adversus maleficia et modus denique procedendi ac puniendi maleficos abunde continetur, praecipue autem omnibus Inquisitoribus ac divini verbi concionatoribus utilis et necessarius.

*) Der Verfaſſer des Hexenhammers erzählt, binnen fünf Jahren habe er in dem Sprengel von Coſtnitz und der Stadt Ravensburg 48 Weiber verbrennen laſſen, die überwieſen worden, mit dem Teufel Unzucht getrieben zu haben, ſein College Cumanus in Oberitalien habe in dem einzigen Jahre 1485 in der Gegend von Wurmſerbad allein 41 auf den Scheiterhaufen gebracht. Mall. malef. Pars II, quaestio I. c. IV.

**) Die Unglücklichen wurden, um die angeblichen Malzeichen des Teufels zu entdecken, von den Henkersknechten in einer beſondern Kammer am ganzen Leibe geſchoren. Mall. malef. p. CXXV.

***) Im ſogenannten Hexenthurm zu Lindheim in der Wetterau befindet ſich in einer Höhe von 15' über der Erde eine viereckige dunkle Oeffnung mit eingemauerten Handfeſſeln, in welcher der Sage nach die Schlachtopfer durch langſames Feuer, 15' unter ihnen angefacht, gebraten wurden, ſ. Horſt, Dämonologie II. S. 357.

cenz VIII. erhoben, als den Urheber ſolcher Gräuel, und ſelbſt der ſonſt ſo beſonnene K. A. Menzel (a. a. O. S. 188) geräth in heiligen Zorn wegen Ausübung fremder Tyrannei auf deutſchem Boden. Auch wir beklagen die Grauſamkeit und Schmach der Hexenproceſſe von Herzen, können aber unmöglich alle Schuld auf den Papſt wälzen. Unter dieſen Umſtänden wäre es überhaupt intereſſant zu wiſſen, wie es ſich mit den Hexenproceſſen in Rom und im Kirchenſtaate verhalten habe.

Wie die päpſtliche Bulle, ſo klagen auch die Verfaſſer des Hexenhammers in dem vorgedruckten Notariatsinſtrument, daß ſogar einige Seelſorger und Prediger des göttlichen Wortes ſich nicht ſcheuen, in ihren Predigten dem Volke die Verſicherung zu geben, es gebe keine Hexen, oder es ſei mindeſtens mit ihren Künſten nichts, mit welchen ſie den Menſchen und Geſchöpfen ſchaden ſollten, durch welche unvorſichtige Reden der weltliche Arm nicht ſelten verhindert werde, dergleichen Zauberinen zu beſtrafen, dieſe aber ſich vermehrten und die Ketzerei beſtärkt werde. Nicht minder ſchrieb Ulrich Molitor oder Müller aus Conſtanz, Doktor des päpſtlichen Rechts zu Padua, ein an den Erzherzog Sigmund von Tyrol gerichtetes Buch *), worin er den Glauben an die Macht des Teufels zur Bewerkſtelligung der angeblichen Zauberei beſtreitet, und alles davon Erzählte für Erdichtungen oder das Werk der Einbildungskraft erklärt, obwohl er zugibt, daß diejenigen Strafe verdienen, die durch Armuth und Unglücksfälle verſucht, ſich wenigſtens der Abſicht nach ſeinem Dienſte ergeben. Allein ſtatt das Urtheil der Vernünftigen zu hören und zu beherzigen, traten die Univerſitäten und die Fürſten den Trägern der Unvernunft bei.

---

*) De lamiis pythonicis mulieribus. Colon. 1489, auch der Frankfurter Ausgabe des Hexenhammers von 1580 angehängt.

Die Univerſität Köln ſtellte auf Begehren der beiden Inquiſitoren ein beifälliges Gutachten über den „Hexenhammer“ aus, und König Maximilian ertheilte ihnen einen königlichen Brief, datirt Brüſſel den 6. November 1486, worin er die päpſtliche Bulle in allen Stücken genehmigt, die Inquiſitoren in ſeinen Schutz nimmt, und allen und jeden Unterthanen des Reichs befiehlt, ihnen bei Vollziehung ihrer Geſchäfte alle Gunſt und Hülfe zu leiſten*). „Da nun die weltlichen Richter dieſe Amtsthätigkeit außerordentlicher päpſtlicher Commiſſarien mit Neid und Unwillen anſahen, ſo entſtand daraus die nächſte Folge, daß ſie ſelbſt das Verbrechen der Hexerei aufzuſpüren und zu beſtrafen bemüht waren, um ihrer eigenen Gerichtsbarkeit nichts entziehen zu laſſen. Dergeſtalt knüpfte ſich das Netz der Dummheit und Bosheit immer feſter, und gerade am Aufgange der Zeit neuen Lichtes und neuer Erkenntniß bereitete ſich das Reich der Finſterniß und Unvernunft eine neue Wohnſtätte in den Köpfen der Richter.“

So K. A. Menzel. Allein Jedermann weiß, daß gerade der Erfinder neuen Lichtes und neuer Erkenntniß, Martin Luther, in ſeiner ganzen Anſchauungsweiſe dem Teufel eine Wirkſamkeit verſtattete, die alles ſeither in dieſem Betreff Vorgebrachte weit übertraf, und daß daher gerade ſein dogmatiſches Lehrgebäude den Glauben an die verſchiedenen Wirkungen der Macht des Teufels ungemein ſtützte, hob und weiter verbreitete. Und doch hatte die Ueberzeugung von der Unvernunft der Hexenproceſſe bereits auf katholiſcher Seite, wie wir geſehen haben, ſich einige Bahn gebrochen! Aber daran konnte ſich Luther aus individueller Anſchauung nicht kehren, da er ſelbſt ſtets wieder und wieder vom Teufel bedroht und gequält

*) Sowohl das Gutachten der Univerſität als der Brief des Königs iſt enthalten in dem Notariatsinſtrument, welches dem Hexenhammer vorgedruckt iſt.

zu ſeyn glaubte. Denn, ſagte er, „der Teufel iſt zwar nicht ein promovirter Doktor, aber ſonſt hochgelahrt und wohlerfahren; doch hat er nun prakticiret, ſeine Kunſt verſucht und geübt und ſein Handwerk getrieben bis ſchier ins ſechstauſendſte Jahr. Wider ihn gilt Niemand, denn Chriſtus allein“ *).

Auch in Betreff des Strafverfahrens gegen Zauberei und dergleichen kennt er keine Milde, hat er kein Wort der Mißbilligung, ſondern wir leſen in ſeinen Werken: „Magiſter Spalatinus zeigte Dr. Martino an anno 38, wie ein Mägdlein zu Altenburg bezaubert wäre, daß ſie Blut weinete, und wenn die Zauberin an einem Orte wäre, und ſie ſie gleich nicht ſehe, noch von ihr wüßte, doch fühlte ſie ihre Gegenwart und weinete. Darauf ſprach Dr. Martinus: da ſollte man mit ſolchen zur Strafe eilen. Die Juriſten wollen zuviel Zeugniſſe und Beweiſungen haben, verachten dieſe öffentliche. Ich habe dieſer Tage einen Ehhandel gehabt, da das Weib den Mann wollte mit Gift umbringen, daß er Eidechſen hat von ſich gebrochen und da man ſie peinlich gefragt, hat ſie nichts wollen bekennen. Denn ſolche Zauberinen ſind gar ſtumm und verachten die Pein; der Teufel läßt ſie nicht reden. Solche Thaten aber geben Zeugniß genug, daß man ſie billig ſollte hart ſtrafen, zum Exempel, damit Andere abgeſchreckt werden von ſolchem teufliſchen Vornehmen“ **). Man ſieht, das weibliche Geſchlecht hat in dieſer Beziehung an Luther keinen Beſchützer gefunden. An einem anderen Orte äußert er ſich hierüber: „Wiewohl alle Sünden ſind ein Abfall von Gottes Werken, damit Gott gräulich erzürnt und beleidiget wird, doch mag Zauberei wegen ihres Gräuels recht genannt werden crimen laesae majestatis divinae, eine Rebellion und

*) Luthers Werke von Walch, Band XXII. Tiſchreden S. 1098. n. 12.

**) Daſ. Bd. XXII. S. 1207. n. 4.

ein ſolch Laſter, damit man ſich vornehmlich an der göttlichen Majeſtät zum allerhöchſten vergreifet. Denn wie die Juriſten fein künſtlich disputiren und reden von mancherlei Art der Rebellion und Mißhandlung wider die hohe Majeſtät und unter andern zählen ſie auch dieſe, wenn einer von ſeinem Herrn feldflüchtig, treulos wird und begibt ſich zu den Feinden: und denenſelbigen allen erkennen ſie zu die peinliche Strafe an Leib und Leben. Alſo auch, weil Zauberei ein ſchändlicher, gräulicher Abfall iſt, da einer ſich von Gott, dem er gelobt und geſchworen iſt, zum Teufel, der Gottes Feind iſt, begibt, ſo wird ſie billig an Leib und Leben geſtraft" *).

Eigenthümlich iſt es, daß Luther bei ſeinem Glauben an Teufelserſcheinungen nicht an Erſcheinungen der Engel glaubt und ſich, weil er in der Schrift allein Gewißheit findet, eine ſolche geradezu verbittet: „Derohalben achte ich die Engel nicht, und pflege Gott täglich zu bitten, daß er ja keinen zu mir ſenden wolle, es ſei gleich in welcher Sache es immer ſeyn könne. Und wenn mir auch ſchon einer würde vorkommen, ſo wollte ich ihn doch nicht hören, ſondern wollte mich von ihm wenden: es wäre denn, daß er mir etwas anzeigte von irgend einer nöthigen Sach im Welt-Regiment, wie uns alle luſtigen und fröhlichen Träume in weltlichen Sachen pflegen zuweilen zu erfreuen; und wüßte ich dennoch nicht, ob ich ihm auch in ſolchem Fall gehorchen und glauben wollte. In geiſtlichen Sachen aber ſollen wir nach den Engeln nichts fragen" **). War aber denn Luther von der Wahrheit ſeiner Sache ſo ſehr überzeugt, daß er ſelbſt den Rath eines Engels nicht zu hören brauchte? Bekanntlich kam er übrigens meines Wiſſens wegen eines ſo ehrenvollen Beſuches in keine Verlegenheit.

---

*) A. a. O. Bd. XXII. S. 1208. n. 7.

**) Bd. I. S. 2290. n. 133 f.

Bezüglich des Glaubens an die Hexen war der Wittenberger Reformator ganz in den Vorurtheilen ſeiner Zeit und Umgebung befangen. In der Auslegung des Evangeliums vom Dreikönigsfeſt kommt er auf die Magier zu ſprechen und läßt ſich alſo vernehmen: „Der Evangeliſt hier nennet Magos heißen wir auf deutſch Weiſſager, nicht wie die Propheten weiſſagen, ſondern durch ſchwarze Kunſt, wie die Tartern oder Zigeuner thun; daher man nennt die weiſen Männer und weiſen Frauen, die den Menſchen allerlei Ding ſagen können, viel heimliche Kunſt wiſſen und Ebenteuer treiben; und ihre Kunſt heißt Magia und gehet zuweilen durch ſchwarze Kunſt und durchs Teufels Geſchäfte zu; doch nicht allerdings wie die Hexen und Zauberinen thun. Denn Magus ahmt nach den rechten Propheten, aber doch nicht aus Gottes Geiſt; darum treffen ſie zuweilen gleich zu; denn ihr Weg iſt nicht lauter Teufelsding wie der Hexen, ſondern gemenget mit natürlicher Vernunft und Teufels Beiſtand" *). Nachdem ſo dieſe Magie als natürliche Kunſt und Kenntniß dargeſtellt worden iſt, fährt Luther fort: „Allein darnach ſind drein gefallen die Säu und groben Köpfe, wie in allen Künſten und Lehren geſchicht, haben zuweit aus der Straßen gefahren, und dieſelbige edle Kunſt vermiſcht mit Gaukeln und Zaubern, haben derſelbigen Kunſt wollen nachfolgen und gleich werden. Und da ſie es nicht vermocht, haben ſie die rechte Kunſt fahren laſſen, und ſind Gaukler und Zauberer daraus geworden, die durch des Teufels Werk weiſſagen und wundern, doch zuweilen durch Natur; denn der Teufel hat ſolcher Kunſt viel behalten und brauchet ihr zuweilen in den Magis, daß jetzt Magus ein ſchimpflicher Name worden iſt und nicht mehr heißet, denn die alſo durch den böſen Geiſt weiſſagen und wundern; alſo doch, daß ſie zuweilen treffen und helfen, darum, daß die Na-

*) Bd. XI. S. 412. n. 6.

tur (die nicht lügen mag) mit untermiſcht wird, welches der böſe Geiſt wohl kann"*). Es iſt ſomit die Zauberei und Hexerei nichts anderes, als der Mißbrauch der natürlichen Magie mittelſt Unterſtützung des Teufels**).

„Die Hexen ſind die böſen Teufelshuren, die da Milch ſtehlen, Wetter machen, auf Böcken und Beſen reiten, auf Mänteln fahren, die Leute ſchießen, lähmen, verdorren, die Kinder in der Wiege martern, die ehelichen Gliedmaßen bezaubern und dergleichen. Beſchwörer ſind, die da Vieh und Leute ſegnen, die Schlangen bezaubern, Stahl und Eiſen verſprechen, und viel ſehen und ſauſen und Zeichen können; Wahrſager, die den Teufel hinter den Ohren haben und den Leuten ſagen können, was verloren iſt, und was ſie thun oder thun werden, wie die Tartern und Zigeuner pflegen; Zauberei treiben, die da Dingen können eine andere Geſtalt geben, daß eine Kuh oder Ochſe ſcheinet das in Wahrheit ein Menſch iſt, und die Leute zur Liebe und Buhlſchaft zwingen und des Teufelsdinges viel" ***).

An anderen Stellen ſpricht ſich indeß Luther auch gegen den Volksglauben aus, und wenn er oben ſagte, daß die Hexen (nach dem Volksglauben) auf Böcken oder Beſen reiten, ſo ſpricht er ſich wieder hiegegen aus in den Worten: „Viele glauben, daß die Hexen reiten auf einem Beſen, oder auf einem Bock, oder ſonſt auf einem Eſelskopf u. ſ. w. an einen Ort, da alle Hexen zuſammenkommen, und mit einander praſſen, als ſie dünket: das doch verboten iſt, nicht allein zu thun, ſondern auch zu gläuben, daß dem alſo ſei. Wie man auch nicht gläuben ſoll, daß die alten Weiber verwandelt wer-

*) Bd. XI. S. 413. n. 10.

**) Daſ. n. 11, vgl. S. 2807. n. 2, 3.

***) Bd. XI. S. 441 f.

den in Katzen und bei Nacht umherſchwärmen“ *). Dagegen ſpricht er ſich auch bei dieſem Anlaß ganz gläubig über die alten Weiber und Hexen aus, „die mit dem Teufel ein Bündniß machen, wie ſolches hin und wieder bekannt iſt.“ „Zum erſten können ſie die Leute durch Zauberei blind, krumm, lahm und ungeſund machen, verderben ihnen die Beine, verbannen ſie durch Blendwerk, und tödten ſie gar, oder machen, daß ſie durch lange und unheilbare Krankheit ſich abzehren müſſen. Zum Andern machen ſie Donner und Ungewitter, verderben die Früchte auf dem Felde, und tödten das Vieh. Item, ſie ſtehlen den Leuten Butter, Käſe und Milch, melken das Vieh über einer Thürſchwelle, Beil oder Handtuch“ **). Dabei muß anerkannt werden, daß Luther mit gewohntem Feuereifer gegen andere Zweige des Aberglaubens ankämpft, ſo daß überhaupt ſeine Schriften eine reichhaltige Quelle für dieſe culturgeſchichtliche Seite ſeines Zeitalters bieten.

Wir heben in dieſer Beziehung eine merkwürdige Stelle aus ***): „Zum erſten wollen viel nicht glauben, daß die Hexen und Unholden mögen (d. i. können) Ungewitter machen, und des Menſchen Leib, item den Kindern, Vieh und Gütern Schaden zufügen. Urſach, denn ſie glauben nicht, daß ſie ſolche Gewalt haben über Gottes Geſchöpf, und können ihnen nicht einbilden, daß Gott dem Teufel ſo viel zulaſſen ſollte. Und wiewohl ſie glauben, daß ſolches Alles von Gott komme, haben ſie doch keine Zuflucht zu Gott, ſo ihnen der eines widerfähret. Darum ſollen ſie wiſſen, daß der Teufel das wohl vermöge, wenn es ihm Gott zulaſſet.“ Anderen behaupteten Vorfällen ſpricht Luther zwar die Wirklichkeit ab, erklärt ſie

*) Bd. III. S. 1715. n. 39.
**) Bd. III. S. 1714. n. 36 u. 37.
***) Bd. III. S. 1718. n. 49.

aber immerhin als durch den Teufel bewerkſtelligte Blendwerke. So ſagt er z. B. a. a. O. n. 60: „Ich zweiſle an denen, die da ſprechen, ſie fahren auf den Mänteln, und halte, daß ſie wohl mögen fahren nicht gar weit. Ob ſie aber auch weit fahren, und in kurzer Zeit, wie man ſagt, das weiß ich nicht. Das weiß ich wohl, daß der Teufel dem Menſchen alle Sinne kann bethören, daß er meinet, er fahre dahin zu ſeinem Buhlen und handle mit ihm, ſo er doch ſtille liegt, und nur lauter Verblendung iſt.“ „Aus dieſen erzählten Geſpenſten,“ fährt er fort, „magſt du leichtlich die andern urtheilen; denn des Dinges mehr iſt, als man hier erzählen kann. Darzu nimmt der Plunder täglich zu: Urſach, die Prälaten der Kirche achten es nicht.“ „Die obgenannten Dinge alle ſind dem Teufel nicht hart angelegen, und er hält es für ſeine geringſte Kunſt; denn es trifft nur die äußerlichen Sinne, als die geringſten Stücke am Menſchen. Aber darzu braucht er Kunſt und Liſt, iſt ihm auch gefährlicher, daß er die Herzen und Seelen fahe. Und wiewohl er gar vieler Sinne, Augen und Ohren blendet, ſo betreugt er doch viel mehr geiſtlich denn leiblich.“

So war denn Luther ſelbſt in der alten Diabologie und Dämonologie befangen, wenn er auch in manchen Punkten ein vernünftiges und unbefangenes Urtheil fällt. Das letztere gilt indeß nicht ganz in Betreff der ſogenannten Buhlteufel und der aus dieſer Frage abgeleiteten Gegenſtände. Er ſagt, um wieder ſeine eigenen Worte anzuführen, hierüber Folgendes: „Was die Buhlteufel, ſo ſich zu den Zauberinen thun, Incubos und Succubos genannt, belangt, bin ich dawider nicht, ſondern glaube, daß ſolches geſchehen könne, daß der Teufel entweder Incubus oder Succubus ſei. Denn ich hab ihrer viel gehört, die von ihren eigenen Exempeln geſagt haben. Und Auguſtinus ſchreibt, er hab ſolches auch gehört von glaubwürdigen Leuten, denen er hab glauben müſſen. Denn

dem Satan geſchieht gar lieb damit, wenn er uns alſo in einer angenommenen eines Jünglings oder Weibsgeſtalt betrügen kann. Daß aber aus dem Teufel in einem Menſchen etwas ſollte können geboren werden, das iſt durchaus falſch, daß man aber ſagt von häßlichen und ungeſtalteten Kindern, deren ich etliche geſehen hab, ſie ſeien den Teufeln ähnlich, halte ich, daß dieſelben von den Teufeln alſo verſtellet, nicht aber von ihm gezeugt ſind, oder ſind rechte Teufel ſelbſt, die Fleiſch haben, entweder falſch oder gefärbt, oder anders woher geſtohlen. Denn ſo aus Gottes Verhängniß der Teufel den ganzen Menſchen beſitzen und ſein Gemüth ändern kann, was iſt's Wunder, daß er den Leib verſtellet und ſchaffet, daß entweder Blinde oder Krüppel geboren werden. Darum kann er gottloſen Leuten und die ohne Gottesfurcht leben wohl ein Geplerr für die Augen machen, daß ein junger Geſell meint, er hab eine Jungfrau im Bett, wenn er den Teufel drinnen hat. Denn viel Zauberinen ſind hin und wieder darüber verbrannt, daß ſie mit dem Teufel gebuhlet und zugehalten haben. Daß aber aus demſelben Beiſchlafen etwas könne gezeuget werden, glaube ich nicht. Denn kann er dir für die Augen und Ohren ein ſolches Geplerr machen, daß du dich dünken läſſeſt, du ſeheſt oder höreſt etwas, das doch nichts iſt, wie viel leichter iſt's ihm, das Gefühl zu betrügen, welches in dieſer Natur ſehr grob und dick iſt.“ Aber davon genug, ſagt Luther zum Schluſſe; denn ſolches Ding thut zu dieſem Texte (Auslegung von Moſis VI) nichts; es machet es aber der Jüden loſes und unnütz Geſchwätz, daß wir davon zu reden darauf gekommen ſeyn *).

Ueber denſelben Gegenſtand äußert ſich der Reformator: „Es ſchreiben etliche Scribenten von den Teufeln, daß ſie den Menſchen mögen unter- oder obliegen in unkeuſchen Werken,

*) Bd. I. S. 874.

alſo daß er in Geſtalt eines Weibes möge empfahen eines Mannes Samen, und hernach wiederum mit einem Weibe beiliegen, und alſo ein Kind zeugen (wiewohl das nicht ein recht Menſchenkind iſt, ſondern eine Mißgeburt). Alſo leſen wir in der alten Väter Buch, daß er erſchienen in der Geſtalt eines Weibes und hätte ſchier einen Einſiedler zu Falle gebracht, bald aber darauf verſchwunden; ein ſolches erzählet St. Johannes, der erſte Einſiedler, bei St. Hieronymo. Man ſaget auch, der böſe Feind habe ſich einmal in ein Kind verwandelt, und ſo heftig geſogen, daß fünf Weiber ihn nicht mochten ſättigen" *).

An einer andern hieher gehörigen Stelle wird erzählt, daß Luther ſelbſt von Johann Friedrich, dem Kurfürſten von Sachſen, eine Hiſtorie gehört hätte, daß ein Geſchlecht vom Adel in Deutſchland geweſen, dieſelben wären geboren von einem Succubo. Die Gemahlin des Adeligen war nämlich geſtorben, nun aber naht ſich der Teufel in ihrer Geſtalt dem Wittwer und dieſer nahm die angeblich wieder vom Tode erſtandene Gattin zu ſich, und erhielt von ihr Kinder. Nun heißt es weiter: „Das thut der Teufel; er kann ſich in einer Frau- und Mannsgeſtalt verkehren. Ob das rechte Weiber ſind und ob's rechte Kinder ſind? Davon ſind es meine Gedanken, daß es nicht rechte Weiber ſeyn können, ſondern es ſind Teufel. Und gehet alſo zu: der Teufel macht ihnen ein Geplerr vor die Augen, daß die Leute meinen, ſie ſchlafen bei einer rechten Frau, und iſt doch nichts. Denn der Teufel iſt kräftig bei den Kindern des Unglaubens wie St. Paulus ſagt. Wie werden aber die Kinder gezeuget? Darauf ſage ich alſo: daß dieſe Söhne ſind auch Teufel geweſen, haben ſolche Leibe gehabt wie die Mütter. Es iſt wahrlich ein greulich ſchreck-

*) Bd. III. S. 1724. n. 59.

lich Exempel, daß der Satan ſo kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeuget. Alſo iſt es auch mit dem Nixen im Waſſer, der die Menſchen zu ihm hineinzeucht, als Jungfrauen und Mägde, mit welchen er darnach zuhält und Teufelskinder zeuget. Denn ſonſt Kinder zeugen allein ein göttlich Werk iſt, und da muß unſer Herrgott Schöpfer ſeyn, denn wir nennen ihn ja allezeit Vater, und muß auch die conceptio per constituta media et per homines in einem momento geſchehen: denn er braucht zur Schöpfung den Menſchen als ein Mittel, und durch dieſelbigen wirkt er allein, und nicht durch den Teufel. Darum ſo müſſen's geſtohlene Kinder ſeyn, wie denn der Teufel wohl Kinder ſtehlen kann; wie man denn zuweilen Kinder in ſechs Wochen verlieret, oder müſſen suppositii ſeyn, Wechſelkinder, die denn die Sachſen nennen Kielkropf" *).

Das nun heißt man eine für jene Zeit vernünftige Anſicht**)! Wir wollen darüber nicht mit den Verehrern Luthers rechten. In den Tiſchreden dagegen äußert ſich Luther***) über die Kielkröpfe alſo: „Vor acht Jahren war zu Deſſau ein Wechſelkind, das ich, Dr. Luther, geſehen und angegriffen habe, welches zwölf Jahre alt war, ſeine Augen und alle Sinne hatte, daß man meynete, es wäre ein recht Kind. Daſſelbe that nichts, denn daß es nur fraß, und zwar ſo viel als irgend's ein Bauern oder Dreſcher. Es fraß, ſch . . . und ſ . . . . ., und wenn man's angriff, ſo ſchrye es. Wenn's übel im Hauſe zuging, daß Schaden geſchah, ſo lachete es und war fröhlich; ging es aber wohl zu, ſo weinete es. Dieſe zwo Tugenden hatte es an ſich. Da ſagte ich zu dem Fürſten von Anhalt: wenn ich da Fürſt oder Herr wäre, ſo

---

*) Bd. XXII. S. 1169 f.

**) J. B. Horſt, Zauberbibliothek Bd. VI. S. 105. A. 2.

***) Horſt findet nöthig, beizufügen: „wohlgemerkt, über Tiſch und bei einem Glas Wein". A. a. O.

wollte ich mit dieſem Kinde in das Waſſer, in die Molda, ſo bei Deſſau fleußet, und wollte das Homicidium dran wagen. Aber der Churfürſt von Sachſen, ſo mit zu Deſſau war, und die Fürſten zu Anhalt wollten mir nicht folgen. Da ſprach ich: So ſollten ſie in der Kirchen die Chriſten ein Vater unſer beten laſſen, daß der liebe Gott den Teufel wegnähme. Das thäte man täglich zu Deſſau; da ſtarb daſſelbige Wechſelkind im andern Jahr darnach. Alſo muß es auch da ſeyn (nämlich mit den vorhin genannten Teufelskindern des Edelmanns). Es hat einer ſonſt von den Succubis und Incubis fein geſchrieben, denn es iſt nicht ſeltſam. Und ſind die Succubi Weiber, welche mit dem Teufel zu thun haben, und denſelbigen alten Huren und Wettermacherinen die Luſt büſſet; wie die Meluſina zu Lücelburg auch ein ſolcher Succubus und Teufel geweſen iſt" *). Sodann heißt es in den Tiſchreden weiter: „Anno 1541 hat Luther dieſer Hiſtorie auch über Tiſche gedacht, und daß er dem Fürſten von Anhalt gerathen hätte, man ſolle den Wechſelbalg oder Kielkropf (welches man darum ſo heißet, daß es ſtets kielt im Kropf) erſäufen. Da ward er gefragt, warum er ſolches gerathen hätte? Antwortete er darauf: daß er's gänzlich dafür hielte, daß ſolche Wechſelkinder nur ein Stück Fleiſch, ein Massa carnis ſeyn, da keine Seele innen iſt: denn ſolches könne der Teufel wol machen, wie er ſonſt die Menſchen, ſo Vernunft, ja Leib und Seele haben, verderbt, wenn er ſie leiblich beſitzet, daß ſie weder hören, ſehen noch etwas fühlen, er machet ſie ſtumm, taub, blind: da iſt denn der Teufel in ſolchen Wechſelbälgen als ihre Seele. Es iſt eine große Gewalt des Teufels, daß er unſere Herzen alſo gefangen hält. Und ſprach: Origenes hat die Gewalt des Teufels nicht genugſam verſtanden, da er in den Gedanken geweſen iſt, daß am jüngſten Tage

*) Bd. XXII. S. 1171.

die Teufel von der ewigen Verdammniß ſollten erlöſet werden. Ach, ſagt er, es iſt eine große Sünde des Teufels, daß er ſich wiſſentlich wider Gott, ſeinen Schöpfer, ſetzet" *).

Sattſam dürfte aus den angeführten Stellen, die ſich mühelos verdoppeln ließen, erhellen, daß Luther in Betreff der Teufelslehre in der graſſen Anſchauung ſeiner Zeit befangen war und durch ſolche Auseinanderſetzungen nur dazu beitragen konnte, die Herrſchaft des Wahnglaubens auf ein Jahrhundert hinaus zu ſichern. Unter dieſen Umſtänden und auf den Grund ſolcher ſignifikanten Kraftſprüche iſt es bei dem Autoritätsglauben, den Luther ſo lange bei ſeinen Glaubens-Verwandten genoß, begreiflich, daß ſich viel eher aus dem Schooße des Katholicismus als des Proteſtantismus, aus dem Kreiſe des Jeſuitenordens als aus der Reihe der Diener des reinen Wortes ein Widerſpruch gegen dieſe Auffaſſung der Dinge erhob.

Man ſieht ſich unwillkürlich verſucht, eine Parallele zu ziehen zwiſchen den Einwirkungen der frühern mittelalterlichen katholiſchen Kirche gegen den zeitgeſchichtlichen Aberglauben, und der Befangenheit ſelbſt der Reformatoren in dem Aberglauben ihrer Zeit und Umgebung. Schon Gregor von Tours († 594) erzählt, daß auf Veranlaſſung der ſchrecklichen Fredegund einige Weiber als Hexen ergriffen worden ſeien und auf der Folter zugeſtanden hätten, daß ſie den Tod des Sohnes der Fredegund veranlaßt hätten; nun ſetzt Gregor hinzu: was ich auf keine Weiſe glauben kann**). Mit Recht zweifelt alſo ein Biſchof im ſechsten Jahrhundert an der an-

*) Bd. XXII S. 1172.

**) S. das Nähere bei Löbell, Gregor von Tours und ſeine Zeit. S. 273. Fehr, der Aberglaube und die katholiſche Kirche des M. A. Stuttgart 1857. S. 19 f.

geblichen Gewalt und Macht der Hexen über das Leben und Schickſal anderer Perſonen. Ein Weib gewann täglich viel Geld, weil ſie, wenn Diebſtähle geſchahen, den Dieb, ſowie den Ort, wohin er ſeinen Raub verborgen hatte, mittelſt eines in ihr wohnenden unreinen Wahrſagergeiſtes anzugeben wußte; ein anderes Weib dieſer Art wurde von Guntram um die Zukunft befragt und weiſſagte ihm ein Bisthum und hohes Alter: aber Gregor von Tours verlachte den Fragenden, daß er ſolche Dinge glaube *). Ueberhaupt tauchten in ganz Gallien, erzählt Gregor **), damals ſolche Menſchen auf, „welche durch derartige Zaubereien manche arme Weiblein nach ſich zogen, ſo ſie in ihrer Schwärmerei als Heilige prieſen, und die ſich für etwas Großes unter dem Volke ausgaben. Wir ſelbſt haben viele von ihnen geſehen, die wir zur Rede ſtellten und aus ihrem Irrthum zu reißen ſuchten". Gegen den Unſinn des Wahrſagens, der Hexerei u. ſ. w. hat man ſich von Seiten der Kirche in Deutſchland ſeit den Tagen des heiligen Bonifacius mannhaft, wenn auch nicht überall ſiegreich erhoben; die Wettermacher u. ſ. w. waren verpönt. Sogar die weltliche Geſetzgebung griff hier ein. So enthält z. B. das Capitulare von Paderborn unter Carl dem Großen vom Jahre 785 u. A. folgende Beſtimmung: Wenn Einer vom Teufel berückt nach heidniſcher Weiſe glaubt, ein Mann oder eine Frau ſei eine Hexe und eſſe Menſchen, und ſie darum verbrennt und ihr Fleiſch zum Eſſen gibt oder es ſelbſt ißt, der ſoll mit dem Tode beſtraft werden ***). Wie thätig Raban Maurus, Erzbiſchof von Mainz, an der Ausrottung des Aberglaubens arbeitete, daran braucht hier bloß erinnert zu werden. Biſchof Burkard von Worms (geſtorben 1025) verordnet: Weiſſager, welche zukünftige Dinge zu

*) Fehr a. a. O. S. 26.

**) Lib. X. cap. 25.

***) Einhard's Jahrbücher zum Jahre 785.

wiſſen vorgeben, ſollen gepeitſcht und dann aus dem Bezirke ausgewieſen werden, und Jeden ſoll der Bann treffen, der Wahrſager und Zauberer zu Rathe gezogen hat; aus der Kirchengemeinſchaft ſollen ausgeſchloſſen werden Zauberer, Wettermacher oder ſolche, welche durch Anrufung von Dämonen die Gemüther der Menſchen verändern zu können glauben; Weiber, welche ſolches thun und vorgeben, ſie können die Geſinnung der Menſchen, den Haß in Liebe, die Liebe in Haß umändern, und daß ſie Nachts auf Thieren reiten, ſollen aus der Pfarrei ausgewieſen werden; die Prieſter ſollen die Gläubigen belehren, daß Zauberkünſte den Menſchen in einer Krankheit keine Heilung verſchaffen, ebenſo wenig die Thiere vor Krankheit und Tod ſchützen können, ſondern daß ſie Fallſtricke und Nachſtellungen des alten Feindes ſind, durch welche er das gläubige Volk zu berücken ſtrebt. Sollte ſich gleichwohl Jemand ein Verbrechen hierin zu Schulden kommen laſſen, ſo ſoll er, wenn er Prieſter iſt, degradirt, wenn Laie, gebannt werden. Zugleich verordnet Biſchof Burkard, daß an das Beichtkind noch beſondere Fragen in Betreff des Aberglaubens geſtellt werden, zum Beiſpiel: Haſt du geglaubt, was Einige vorgaben, ſie könnten Gewitter erregen oder die Gemüther der Menſchen umändern? daß es Weiber gebe, die durch Zauberkunſt die Gemüther der Menſchen umändern, Haß in Liebe und Liebe in Haß verwandeln oder die Güter der Menſchen durch ihre Zaubereien beſchädigen oder ſtehlen könnten? haſt du geglaubt, was manche gottloſe, vom Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß ſie zur Nachtzeit mit der angeblichen Göttin Holda und einer großen Menge von Weibern auf Thieren reiten, ihr als einer Frau gehorchen und zu ihrem Dienſt in andern Nächten gerufen werden? Für den Fall der Bejahung der Frage iſt ſofort für jedes abergläubiſche Vergehen die entſprechende Buße verzeichnet *).

*) Fehr a. a. O. S. 114 — 125.

In allen dieſen und vielen ähnlichen Anordnungen tritt uns neben dem Ernſte auch die Liebe des Oberhirten hervor, und meiſt auch das belehrende Element in den Vordergrund. In ſeinen Homilien warnt Rabanus Maurus vor Zeichendeutern, Weiſſagern und Zauberern und belehrt: Chriſten ſollten weder den Flug der Vögel beobachten, noch auf ihren Geſang Acht geben, um daraus wahrzuſagen, noch bei dem Beginne einer Reiſe ſich gewiſſe Tage zum Anfange und zur Rückkehr wählen; denn jeder Tag ſei von Gott geſchaffen und Gott habe Alles wohl gemacht. Ebenſo wenig ſollten ſie auf das zugleich lächerliche und verwerfliche Nießen achten, ſondern mit dem Zeichen des Kreuzes und mit Gebet ihre Reiſe antreten *).

Gegen die ſogenannten verworfenen Tage eifert indeß auch Luther: „denn das Tagwählen iſt eine Betrügerei" **), wie denn, wir wiederholen es, der Reformator über manche Stücke des Aberglaubens ſchonungslos den Stab bricht. Allein ſeine Anſicht von der furchtbaren, immer und überall ſich offenbarenden Macht und Gewalt des Teufels iſt und bleibt der rothe Faden, der ſich in allen ſeinen Urtheilen und Entſcheidungen wieder findet und nur ſelten auf das gehörige Maß zurückgeführt erſcheint. Und war er auch ſelbſt ganz und gar in den abergläubiſchen Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen, ſo iſt er doch wieder ſtets geneigt, den Katholiken in dieſer Beziehung eine ſchwere Schuld aufzubürden, die ihnen ſelbſt noch ſpätere Zeiten nicht abgenommen haben. Was ihm am Katholicismus mißfällt, gibt er faſt durchgängig als eine Schöpfung des Teufels aus. Wie ihm das Papſtthum vom Teufel geſtiftet iſt, ſind ihm auch die Mönche eine Schöpfung

---

*) Daſ. S. 102.

**) Bd. VI. S. 1210, vgl. VIII. S. 2169.

des Teufels. „Mit Recht kann man ſie des Teufels Creaturen nennen“ *). Daſſelbe gilt auch von dem Cölibat. „Sie verbieten die Ehe, damit daß ſie ſolchen Stand aufrichten, der ohne Ehe ſeyn ſoll, wie wir ſehen beide an Pfaffen und Mönchen. Darum ſiehe hier das Urtheil Gottes über ſolche Lehre und Stände, daß es Teufelslehren, irrige Lehren. Was hülf's, daß du tauſend Gelübde und Eide gethan hätteſt auf ſolche Lehren? Ja je härter das Gelübde iſt, je mehr es zu zerreißen iſt, weil es auf Teufels Lehre wider Gott geſchehen iſt; wer die Ehe verbeut, iſt des Teufels Jünger und Apoſtel“ **).

Und ſo geht es in den meiſten Gebieten und Fragen; der einfache Erklärungsgrund derſelben iſt der Teufel. „Von wahnwitzigen tollen Leuten (Irren), ſprach Dr. Martin, halte ich alſo, daß alle Thoren und die der Vernunft beraubt ſind, vom Teufel alſo geplaget werden: nicht, daß ſie darum verdammt ſind, ſondern daß der Satan die Leute auf mancherlei Weiſe anficht und martert: etliche heftiger und ſchwerer, etliche leichter, kürzer oder länger. Denn daß die Aerzte viel der Art Krankheiten den natürlichen Urſachen zumeſſen und zuſchreiben, auch dieſelben mit Arznei lindern, daſſelbe geſchieht daher, daß ſie nicht wiſſen, wie mächtig und gewaltig der Teufel iſt. Chriſtus ſagt wahrlich rund von dem krummen Weiblein im Evangelio, Luc. 18, daß ſie vom Teufel alſo gebunden ſei. St. Petrus in den Geſchichten der Apoſtel c. 10, 38, daß die, ſo Chriſtus geſund gemacht hatte, vom Teufel beſeſſen ſind geweſt. Alſo muß ich auch ſagen: daß viele Taube, Blinde, Lahme u. ſ. w. aus Bosheit des Teufels alſo ſind. Deßgleichen ſoll man gar nicht zweifeln, daß Peſtilenz, Fieber und andere ſchwere Seuchen und Plagen des Teufels Werk ſind,

*) Bd. VII. S. 927.
**) Bd. XIX. S. 720 f.

weil er auch der iſt, der große Wetter, Brand, theure Zeit, daß das Getraide und Früchte im Felde verderbet, zurichtet und machet. Summa, weils gewiß iſt, daß ſie böſe Engel und Geiſter ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie alles Böſe anrichten, dem menſchlichen Geſchlecht alles, was ſchädlich iſt, zufügen, und ſie in mancherlei Gefahr bringen, ſofern es ihnen Gott zuläßt und verhänget: obwohl vielen Krankheiten durch Kräuter und natürliche Arznei kann geholfen werden, wenn es Gott alſo wohl gefället, und er ſich über uns erbarmet" *). Dieſer Gedanke kehrt oft wieder. „So iſt denn der Teufel ein ſolcher Geſell, er kann bald Krankheiten anrichten; wie St. Petrus in den Geſchichten der Apoſtel ſagt, daß die Krankheiten vincula Diaboli ſeyn. Und obwohl Gott mancherlei Arznei wider eine Krankheit allein geordnet hat und dieſelbigen vielmals gebraucht worden, ſo wirket doch ſie nichts; denn der Teufel iſt alſo kräftig, er kann Arznei und Apotheken wandeln, und Staub in die Büchſen thun" **). Gewiß waren ſolche Auseinanderſetzungen und Kraftſprüche ſehr geeignet, bei glaubens- und vertrauensvollen Nachbetern und Anhängern den Glauben an die Hexen und die durch dieſelben verurſachten Leiden und Uebel im Schwange zu erhalten, und ſtets wieder auf's Neue zu beleben.

So verhält es ſich auch im Gebiete des Geiſter- und namentlich des Geſpenſterglaubens. Geiſter, ſo den Menſchen erſcheinen, ſind nicht Seelen der Menſchen, ſondern nur Teufelslarven ***). „Zum dritten werfen ſie uns die große Menge der Exempel vor, daß viel Geiſter auch heiligen Männern erſchienen ſind und gebeten haben, daß man ihnen mit Meſſen wollte zu Hülfe kommen und ſie damit erlöſen. Hier

---

*) Bd. XXII. S. 1163.
**) Bd. XXII. S. 1297.
***) Bd. XIII. S. 1168.

mag ich frei ſagen, daß es gewißlich des Teufels Getrieb iſt, was auch vor Geiſter umgehen, die poltern, ſchreien, klagen oder Hülfe ſuchen, damit er uns Chriſten das heilige Sakrament nehme und entfremde, und zu ſeiner Büberei, Hohn und Spott gebrauchen möchte. . . und hat's geendet und ſo fern gebracht, daß die Meſſe am meiſten für die Todten gehalten wird, welche doch allein dem lebendigen Chriſten zu Troſt iſt eingeſetzt und gegeben: davon denn die Meßpfaffen ſind reich worden und alle Güter der ganzen Welt zu ſich gebracht haben. Darum will ich beweiſen, daß die Geiſter, welche umgehen und ſagen, daß ſie ſelig oder verdammt ſeyn ſollen, nicht Menſchen Seelen ſind" *). „Darum, daß wir Chriſten ſind, ſollen wir forthin des Teufels Gedanken eigentlich wiſſen und glauben, daß die Poltergeiſter eitel Teufel und nicht Menſchenſeelen ſind" **). „Daher auch der Papſt ſein erdichtetes Fegfeuer und ſchändlichen Meſſenjahrmarkt aufgerichtet hat; und iſt an derſelbigen Lügenlehre und Gräuel, als an der Frucht wohl zu ſehen, daß auch der Grund, darauf ſolches gebaut iſt, nemlich von den wandelnden Seelen, vom Lügenvater, dem Teufel herkommt, der in der verſtorbenen Menſchen Namen die Leute betrogen hat"***). „Da ſieheſt du, daß es Teufel ſind, die Rumpelgeiſter, und daß nicht viel mit ihnen zu diſputiren iſt, ſondern mit fröhlichem Glauben ſoll man ſie verachten, als wären ſie nichts" †).

Auch in Betreff der Vampyr-Geſpenſter hat ſich der Theologe von Wittenberg ausgeſprochen. Ein Vampyr-Geſpenſt ſoll nämlich eine verſtorbene, im Grabe fortlebende Perſon ſeyn, welche des Nachts als Geſpenſt aus dem Grabe

*) Bd. XIX. S. 1385 f.

**) Daſ. S. 1391.

***) Bd. XI. S. 942.

†) Bd. XI. S. 1334.

hervorgehe, um den Lebendigen das Blut auszuſaugen, wodurch ſie ihren in der Erde liegenden Körper im Wachsthum und bei vollkommenem Wohlſeyn erhalte und vor der Verweſung beſchütze. Ueber ein ſolches nun berichten die Tiſchreden: „Es ſchrieb ein Pfarrherr M. Georg Rörer gen Wittenberg: Wie ein Weib auf einem Dorf geſtorben wäre, und nun, weil ſie begraben, freſſe ſie ſich ſelbſt im Grabe, darum wären ſchier alle Menſchen im ſelben Dorf geſtorben: und bat, er wolle Dr. Martin fragen, was er dazu riethe. Der ſprach: das iſt des Teufels Betrügerei und Bosheit: wenn ſie es nicht gläubten, ſo ſchadete es ihnen nicht, und hielten es gewiß für nichts anders, denn für des Teufels Geſpenſt. Aber weil ſie ſo abergläubiſch wären, ſo ſtürben ſie nur immerdar je mehr dahin. Und wenn man ſolches wüßte, ſollte man die Leute nicht ſo freventlich in's Grab werfen, ſondern ſagen: da friß Teufel, da haſt du Geſalzenes, du betrügeſt uns nicht. Und ſprach Dr. M. Luther weiter: der Teufel will kurzum gefürchtet, geehret und angebetet ſeyn wie Gott. Er iſt ein ſehr heftiger, ſtolzer Geiſt, kann nicht leiden, daß man ihn will verachten. Alſo befahl ich auch, ſprach Dr. Martin, man ſollte dem Pfarrherrn wieder ſchreiben, daß ſie es gewiß ſollten dafür halten und gläuben, es wäre kein Geſpenſt oder Seele, ſondern wäre der Teufel ſelbſt. Darum ſollten ſie in die Kirche zuſammen gehen, und Gott bitten, er wolle ihnen ihre Sünde vergeben um Chriſti willen, und dem Teufel wehren" *).

*) Bd. XXII. S. 1162 f. Ohne Zweifel war das eine ſcheintodte alſo lebendig begrabene Perſon, wie Horſt a. a. O. Bd. IV. S. 288. A. 1 bemerkt. Daß aber Horſt beifügen konnte: „Wie einſichtsvoll und treffend Luther's Rath war, erhellt ohne Weiters; er konnte zu der Zeit nichts Vernünftigeres und Geſcheiteres rathen", vermögen wir unter dieſer Vorausſetzung eben ſo wenig zu begreifen, als das Zartgefühl, mit welchem Horſt in dem Ei-

Noch über einen andern Fall berichten die Tiſchreden: „Darnach erzählete Luther eine Hiſtorie, die ihm Herr Niclas von Amsdorf hätte für gewiß geſagt: Wie er einmal des Nachts in einer Herberg gelegen, wären zween vom Adel, die doch zuvor geſtorben, mit zweyn Knaben, die Fackeln getragen, zu ihm in die Kammer gangen, hätten ihn aufgeweckt, daß er aufſtünde, als ſollte ihm kein Leid widerfahren. Da er nun aufgeſtanden war, hätten ſie ihn heißen einen Brief ſchreiben, wie ſie ihm den aus ihrem Munde in die Feder geſagt hatten, darnach ihm befohlen: er ſolle ihn dem alten M. geben; wären alſo verſchwunden. Er aber hätte den Brief dem Fürſten überantwortet. Das hat mir Amsdorf für gewiß angezeiget, daß ihm widerfahren ſei. Alſo ſiehet man in vielen Hiſtorien und Schriften, wie der Teufel nicht feyret. Er iſt wahrlich nicht ein ſchlechter Herr, der ſo zu verachten iſt, er iſt uns viel näher, denn wir gedenken: kann er des Menſchen Seel und Geiſt bethören und betrügen, wie viel mehr kann er den Leib vexiren und plagen" *).

Damit wollen wir unſere Unterſuchungen ſchließen. Gewiß, es kann nicht in Abrede gezogen werden, daß die Reformation dem Teufels- und Hexenglauben nur förderlich werden mußte. Wir erlauben uns daher, das Urtheil eines proteſtantiſchen Hiſtorikers über dieſe Frage folgen zu laſſen: „Auf dieſer Grundlage", ſagt K. A. Menzel **), „beſtand der Glaube an die Gewalt des Teufels und ſeiner Verführungs-

---

tat die Worte: „Da friß Teufel, da haſt du Geſalzenes" u. ſ. w. weglaſſen konnte.

*) Bd. XXII. S. 1168. Horſt (IV, 289) theilt auch von dieſer Stelle, nur das angeblich Hiſtoriſche, nicht aber das Raiſonnement Luthers mit.

**) Neuere Geſchichte der Deutſchen ſeit der Reformation. Breslau 1855. Bd. V. S. 90.

Künſte über die Seelen der Menſchen unerſchüttert durch das ganze ſiebenzehnte Jahrhundert hindurch bei den Proteſtanten in gleicher, wo nicht noch größerer Stärke als bei den Katholiſchen, unter beiden Kirchenparteien mit der furchtbaren Folgerung, daß hiernach Bündniſſe mit dem Teufel geſchloſſen werden könnten und als todeswürdige Verbrechen mit dem Feuer beſtraft werden müßten.“

Wir wollen nicht darüber richten, welcher Religion Genoſſen mehr unglückliche Opfer zum Feuertod ſchleppen ſahen, aber den Umſtand betrachten wir als eine Ehrenſache des Katholicismus, daß ſich zuerſt Männer aus ſeinem Schooße gegen die Unmenſchlichkeit der Hexenproceſſe erhoben, und der Sache der Vernunft und der Menſchlichkeit muthig und ſiegreich die Bahn gebrochen haben. Zeuge hiefür ſind Ulrich Molitor oder Müller mit ſeinem ſchon genannten Buche vom Jahre 1489, der katholiſche Prieſter Cornelius Loos zu Mainz (geſtorben 1595) und im ſiebenzehnten Jahrhundert Adam Tanner (geſtorben 1632) und Friedrich Spee (geſtorben 1635). Unſere denkmalsſüchtige Zeit ſollte es nicht verſchmähen, ihnen wenn auch nicht ein koloſſales Monument zu ſetzen, doch ein Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung zu widmen, ihnen, den muthigen Vorkämpfern für Recht, ächte Humanität und wahre Aufklärung. Ehre, wem Ehre gebührt!

## XLVI.

## Diverſe Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

An den Diplomaten außer Dienſt.

Frankfurt, den 22. Mai 1861.

Siehſt Du nun, mein alter Freund, daß ich doch Recht behalten habe gegen deine diplomatiſchen Prophezeiungen? Die Hälfte des Monats Mai iſt vorüber und noch ſind die Franzoſen nicht in die deutſchen Rheinlande eingerückt, noch ſind unſere Truppen aus dieſen nicht herausgeworfen, noch ſind die Feſtungen nicht berannt. Man hat ſich noch nicht gerauft, die Deutſchen und die Franzoſen haben ſich am Oberrhein nicht feindlich gegenübergeſtanden; ſie haben ſich vielmehr große Freundlichkeiten erwieſen. Damit vorkommenden Falls die Belagerungen von Landau und Mainz den Franzoſen nicht allzuviel unnöthige Mühe verurſachen, hat man beide Feſtungen durch Eiſenbahnen unmittelbar mit den Plätzen verbunden, in welchen jene ihr nöthiges Material ſammeln und anhäufen, und man hat in neueſter Zeit über den Oberrhein eine Brücke gebaut, damit das Angriffsſyſtem von Straßburg vollſtändig werde und damit die Franzoſen, wenn es einmal

Noth thut, ihre eigenen Locomotiven und ihre eigenen Wagen ohne Schwierigkeit auf die deutſchen Eiſenbahnen bringen können, um all' dasjenige Material zu fördern, was ihnen bei Raſtatt oder bei Ulm oder bei Ingolſtadt oder an irgend einem Punkt der Donau nothwendig werden dürfte. Selbſtverſtändlich hat man dieſes Thor nach Deutſchland mit Feierlichkeiten eröffnet, man hat beiderſeits feſtliche Diner's gegeben, bei dieſen Toaſte ausgebracht und ſich allerlei Artigkeiten geſagt. Miniſter und Ingenieurs haben Reden gehalten; wunderbarlich waren dieſe geſchickter als jene, und die dreifarbigen Fahnen beider Nationen haben auf dieſer Brücke beiſammengeweht als ein Symbol der Freundſchaft und der Eintracht der beiden Nationen. Damit aber die Brüderlichkeit auch recht angenehm empfunden werde, will man jetzt durch Verträge bewirken, daß die deutſchen Damen ihre Modewaaren und die feinern Bedürfniſſe ihrer Toiletten nicht mehr ſo hoch wie bisher verzollen müſſen, und daß die Männer die franzöſiſchen Weine wieder wohlfeiler trinken; die Deutſchen, wenn ſie die ihrigen nicht ſelbſt trinken können, ſollen in Gottes Namen die Reben aushauen und ſie ſollen Waizen pflanzen, damit die Franzoſen ſchön Brod backen können, wenn ſie denn doch einmal den Rhein überſchreiten. Die Deutſchen und beſonders die Preußen ſind praktiſch geworden; ſie wollen ſich mit dem 2. December nicht abwerfen, denn der Imperator iſt eben ſehr mächtig; gar viel hängt von ſeinem Willen ab; er allein kann die Erfolge eines deutſchen Piemont hindern oder ſichern; er kann die deutſchen Fürſten halten oder ſtürzen; er kann die Völker frei machen; er kann allgemeine Abſtimmungen einrichten und damit neue Staatengruppen bilden — oder gar ein einiges Deutſchland!

Du lieſeſt die Zeitungen viel fleißiger als ich, und ſomit haſt Du wohl vor mir geleſen, wie jetzt „von dem franzöſiſchen Hof Nachrichten ausgehen, nach welchen der Friede für längere Zeit geſichert iſt". Du, mein Freund, biſt auf den

Wegen der diplomatiſchen Irrgänge geweſen; Du haſt die Machthaber in ihren Salons und in ihren Kabinetten und Du haſt die Erdengötter in ihrem Allerheiligſten geſehen — ſag' an, glaubſt Du an dieſe Gewißheit des europäiſchen Friedens oder meinſt Du vielleicht, der Krieg ſei nahe, weil man in den Tuilerien vom Frieden ſpricht?

Tauſende und Abertauſende mögen nun über dieſe Bürgſchaften des allgemeinen Friedens frohlocken, und wenn ſie, von der Angſt über kommende Ereigniſſe befreit, ſich wieder einen ſchönen Sommer und einen goldenen Herbſt ausmalen, ſo habe ich meinerſeits auch nichts dagegen, wenn die Curſe ſteigen und die Wechſelnotirungen fallen. Aber ſiehe, wenn der Spießbürger ſich wieder recht behäbig in ſeinem Lehnſtuhl zurecht rückt, und mit dem Gevatter beſpricht, was da geſchehen müßte in Syrien oder weit hinten in der Türkei; wenn die Schreiber wieder Organiſationen machen und in der Wichtigkeit ihres Weſens ſich freuen, daß die Soldaten im Werth ſinken, ſo falle ich in meine alte Unart zurück. Ich muß da um die Gegenſtände herumgehen, um ihre Schattenſeite zu ſehen, und ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, die politiſchen Schauſtücke umzudrehen, bis man die Stellen ſieht, an welchen ſie nicht gefirnißt und gemalt ſind, und ich habe meine Freude, wenn die Leute über die rohe Bearbeitung des Holzes ſich wundern.

Du warſt aufrichtig der Meinung, der faule Friede ſei ein Unglück, und im Anfange des Jahres haſt Du mir geſchrieben, daß ein ordentlicher Waffengang allein uns vor der Verweſung zu retten vermöge. Du haſt vollkommen richtig geſehen, und auch Andere haben ſchon viel früher alſo gedacht. Gar oft habe ich Deinen verehrten Radowitz ſagen hören: wäre der Thiers'ſche Lärm eine wirkliche kriegeriſche Bewegung geworden, ſo würden unſere Zuſtände beſſere ſeyn und gewaltſame innere Erſchütterungen wären den Deutſchen erſpart; und als er das ausſprach, da hat man ihn noch

nicht den kriegeriſchen Mönch oder den mönchiſchen Krieger geheißen. Der geiſtvolle Mann hat richtig geſehen, denn hätten die Deutſchen vorher in Waffen geſtanden, ſo wäre das Jahr 1848 ein anderes geworden. Die wackeligen Zuſtände wären, von dem Donner der Kanonen erſchüttert, in ſich ſelbſt zuſammengeſunken und das Graben der Maulwürfe wäre nicht nöthig und deßhalb erfolglos geweſen. Dieſe hätte die Erſchütterung des Bodens nicht auf deſſen Oberfläche geworfen; die traurigen Geſchöpfe hätten nicht gemeint, ihre winzige Arbeit könne Berge ebnen und Thäler ausfüllen, ſie wären in ihrer Tiefe geblieben, das helle Tageslicht hätte ſie nicht geblendet und der Lärm hätte ſie nicht verwirrt, ſo daß ſie Schwert und Scepter zu faſſen verſuchten mit den Schaufelpfoten, die nur zum Wühlen in lockerer Erde gemacht ſind.

Nur derjenige ſpricht leichthin vom Krieg, der ihn niemals geſehen hat. Die Gefechte ſind des Krieges Poeſie und ſeine Schönheit; wer das Schlachtfeld mit ſeinem Blute benetzt, den hat Gott begnadigt; denn außerhalb des Schlacht-Feldes hält der Tod ſeine furchtbarſte Ernte. Verheerung und Armuth, Hunger und Peſtilenz ſind des Todes Knechte, und einem jeden Heere geht der Schrecken voraus und folget das Elend. Wahr iſt es: die heutigen Kriege werden mit einer ungeheuern Anſpannung der Kräfte geführt; ſie ziehen ſich deßhalb nicht mehr durch eine lange Reihe von Jahren; ein einziger Feldzug bringt meiſtens die Entſcheidung; aber dennoch gehen ſie nicht über die Länder hin wie ein kurzer, heftiger Windſtoß. Das ſogenannte Kriegsrecht iſt milder geworden; unſere Soldaten ſind keine Söldner, die vom Raub leben und von der Beute reich werden wollen; die Kriegszucht iſt nicht mehr barbariſch, aber ſtreng und nachhaltig, auch im Waffengetümmel achtet man noch die Rechte des Menſchen; aber — wo ſo ungeheure Maſſen ſich bewegen, da wird nothwendig Alles unter ihren Füßen zertreten, da bleibt eine Verheerung zurück, die keine menſchliche Macht zu hindern

vermag. Lächle über mich, wenn Du willſt, ich kann es ſchon dulden; ich kenne die Gräuel des Krieges, aber ich trage deßwegen doch nicht mit Elihu-Burrit den Oelzweig. Vielleicht mag eine Zeit kommen, welche keine Kriege mehr ſieht und die höhere Cultur mag ihn einſt vielleicht unmöglich machen, wie ſie die gerichtlichen Zweikämpfe und überhaupt die Ordalien unmöglich gemacht hat; jetzt aber in unſeren Tagen ſind die grauſamen Akte der internationalen Selbſthülfe noch immer Nothwendigkeiten. Wir, Du und ich, wir klagen über das Schwanken und Wechſeln unſerer Verhältniſſe; wir fordern eine gewiſſe Beharrlichkeit in den Richtungen des öffentlichen Lebens, und wir wünſchen eine gewiſſe Unveränderlichkeit unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände; kann aber die Ordnung der Staaten und der Geſellſchaft eine unbedingte Unbeweglichkeit haben, iſt die Todtenruhe des himmliſchen Reiches unſer Ideal? Das Leben iſt Bewegung und die Bewegung ſchafft Zuſtände, welche am Ende auch ihre thatſächliche Anerkennung und ihren Rechtsſtand verlangen; von jeher hat man das öffentliche Recht mit dem Blute der Völker geſchrieben, und Du kannſt mir keine große Umgeſtaltung der Staats-Ordnung nennen, welche nicht auf den Schlachtfeldern verhandelt worden iſt. Iſt die Entwicklung des Völkerlebens nothwendig, ſo iſt es auch die Bewegung, und hat die Vorſehung den geiſtigen Fortſchritt der Menſchheit gewollt, ſo müſſen wir die Stürme hinnehmen, welche die Bewegung hervorruft. Die blutigen Händel, welche wir Krieg nennen, ſind allerdings eine traurige Wirkung der Unvollkommenheit unſeres Weſens, aber wir können nun einmal die Natur des Menſchen nicht anders machen, als ſie der liebe Herrgott gemacht hat.

Ich weiß recht gut, daß Du, mein Freund, ſehr poſitiv biſt und darum auf allgemeine Betrachtungen nicht viel gibſt; mit großen Redensarten in dem leeren Raume herumfahren,

das iſt gerade auch nicht meine Liebhaberei, und darum gehe ich raſch zu der eigentlichen Sache.

Den Deutſchen — darin gebe ich Dir vollkommen Recht — wäre ein ordentlicher Krieg jetzt ganz nützlich; denn ein ſolcher würde ſchnell mit all' den Dingen fertig werden, über welche das „Volk der Denker“ und der Profeſſoren ſo tiefe und gelehrte Betrachtungen anſtellt; und mit dem erſten Kanonenſchuß würden alle die Bedenken und Schwierigkeiten verſchwinden, welche die Familienintereſſen und die Kirchthurms-Politik erheben, und um welche die Diplomaten an großen und kleinen Höfen ſich zanken. Da iſt eine Macht, welche das Nationalgefühl ausbeuten möchte, um Deutſchland für ſich zu erwerben; aber dieſe Macht hat nicht die rückſichtsloſe Kühnheit, mit welcher der Piemonteſe in Italien vorging; unentſchieden ſchwankt ſie hierhin und dorthin, in den unbeſtimmten Zuſtänden ſucht ſie ihren Vortheil; ſie will nur die andere Macht ſchwächen, ſie will das Gegengewicht mindern und meint, ihre Wagſchaale werde dann von ſelbſt ſinken, ohne daß ſie nöthig hätte, ihr Schwert in dieſelbe zu werfen. In dem Zuſtand einer innern Umgeſtaltung können die Kräfte nicht nach außen arbeiten; in ſolcher Periode befindet ſich aber die andere Macht, ſie iſt ſchwach, wie ein ſtarker Mann iſt, der mit ſeinem eigenen Körper zu thun hat; ſie will nur das Umſichgreifen der andern hindern, dazu will ſie das Beſtehende hüten, will den anerkannten Rechtsſtand wahren, damit aber auch unhaltbare Verhältniſſe erhalten. So kann dieſe Macht nirgends ſelbſtthätig eingreifen, und darum kann ſie dem allgemeinen Drang der Deutſchen zur Geſtaltung beſſerer Zuſtände nicht genügen, ſie kann der Bewegung nicht widerſtehen und, fortgeriſſen, kann ſie dieſelbe jetzt nicht benützen. Es mag ſpäter anders werden, aber in dieſer Zeit zerren ſich die beiden hin und her, und die kleinern Staaten helfen bei dem Gezerre auf der einen oder auf der andern Seite. Daß der Nationalſinn der Deutſchen erwacht, das iſt gewiß; aber

es iſt eben ſo gewiß, daß der Deutſche nicht mit dem geſunden Blick anderer Völker auffaßt, was ihm eigentlich Noth thut, daß er ſein Ziel nicht richtig erkennt und es darum auf wunderlichen Bahnen verfolgt. In dem Jammer der Kleinſtaaterei iſt der Deutſche ſtumpf und ſchlaff geworden, und darum hat ſich noch immer nicht eine öffentliche Meinung gebildet, welche bei jeder freien Nation die höchſte Gewalt iſt, weil ſie am Ende alle andern Gewalten bezwingt. Wenn Unverſtand und Verblendung, wenn Ehrgeiz und Eigennutz, wenn Vergrößerungsſucht und Ueberſchätzung, wenn Ränke und Stumpfheit, wenn Gelüſte zum Umſturz und verrottete Anſprüche noch lange in einem wüſten Haufen ſich mengen, ſo wird die ſittliche Unordnung zur Anarchie wachſen, und dieſe wird die ſchönſten Stücke des Vaterlandes den Fremden verhandeln und was übrig bleibt in Fetzen zerreißen. — Das Alles weißt Du, mein alter Freund, und darum wünſcheſt Du den Krieg.

Müßten wir mit einem äußern Feinde uns ſchlagen, ſo träte die ſchlafende Kraft der Nation in die Schranken; möchten unſere Waffen anfangs unglücklich ſeyn, möchten wir wie im Beginne dieſes Jahrhunderts unterliegen, ſo würden gerade in dieſen Unfällen die Völker zum Bewußtſeyn erwachen und das Sonderweſen würde zerſtieben wie der Staub beim Aufſchlagen der Geſchoße. Das Gewicht der Umſtände würde das Syſtem machen, und nicht die Wühler und die preußiſchen Agenten; die Macht der Thatſachen würde die neue Geſtaltung erzwingen — das Heer wäre der Nationalverein. Ein deutſcher Krieg wäre kein Kabinetskrieg mehr; hätte aber die Nation in Waffen geſtanden, ſo wären alle Fragen gelöst, und man hätte die Inſtruktionen der Bundestagsgeſandten in Frankfurt nicht nöthig.

Man kann unſere Zuſtände wohl in mildern Farben ſehen, als ſie meinem Blick ſich darſtellen; aber auch der Optimiſt kann nicht läugnen, daß die Deutſchen eines großen

Mittels bedürfen, um ihre nationalen Jämmerlichkeiten zu be- meiſtern, und dieſes große Mittel iſt der Krieg. Der Krieg iſt allerdings ein furchtbares Mittel; aber ein zweifelhaftes nenne ich es nicht, weil ich die Zähigkeit deutſchen Muthes kenne und die unverwüſtbare innere Kraft, welche nicht ge- brochen werden kann, wenn ſie einmal in Wirkung geſetzt und in die rechte Richtung gebracht iſt.

In dem Durcheinander der Gegenwart könnten wir die wahre Lage nicht überſehen, und wir vermöchten nicht den Zuſammenhang der Dinge zu erkennen, auch wenn uns ein hoher Standpunkt vergönnt wäre. Erſteigſt Du im Gebirgs- land eine Höhe, ſo magſt Du mehr als in der Niederung ſehen, aber vorliegende Berge, wenn auch niedriger, decken weite Räume und erſt die dämmernde Ferne wird in großen Umriſſen ſichtbar; aus dieſen Umriſſen magſt Du auf die Einzelnheiten ſchließen, aber unmittelbar kannſt Du ſie beim hellſten Wetter nicht ſehen. Unſere Friedenshoffnungen reichen nicht in die Ferne; wir können deren Geſtaltung wohl im Allgemeinen errathen, aber was näher im Geſichtskreiſe liegt, das bleibt uns faſt immer verborgen. Jetzt iſt der Mann an der Seine ruhig und ſtill; wenn er ſeinen Vortheil erlauert hat, ſo wird er aus dieſer umheimlichen Stille hervorbrechen — aber dafür iſt die Zeit noch nicht gekommen.

Dem Kaiſer der Franzoſen hat bisher vieles geglückt, jetzt aber ſcheint ihn die Gunſt des Glückes zu verlaſſen und es treten die nothwendigen Schwierigkeiten hervor. Die Polen haben auf ſeine Hülfe gerechnet, aber er kann ſolche nicht lei- ſten; auch die mittelbare Unterſtützung einer polniſchen Revo- lution würde ihn mit Rußland abwerfen und außer dem Czaren wird er keinen Verbündeten haben in den orientaliſchen Wirren. Napoleon zieht jetzt ſeine Truppen aus Syrien zurück; daß er damit den Wünſchen der Nation entgegentritt, das beweist das Geklemmte ſeiner Lage und er muß den Druck gewaltig fühlen, wenn er ſich durch eingegangene Verpflichtungen binden

läßt. Die Bewegungen im Oſten von Europa kann er nicht mehr niederhalten und wie er gegen dieſe ſich ſtelle, ſo muß ein Bruch mit England erfolgen, auch wenn das Kabinet von St. James von Männern geleitet würde, die noch mehr verblendet und unſinnig wären, als Palmerſton und der alte John Ruſſel. Der Bruch zwiſchen England und Frankreich iſt aber jetzt ſchon vorbereitet; denn der engliſche Hof iſt mit Recht erbittert durch die Unverſchämtheit, welche Napoleons Organe bei Gelegenheit der Beſtattung der Herzogin von Kent ſich erlaubt haben und in den Tuilerien weiß man gar wohl, daß das Schreiben des Herzogs von Aumale mit Vorwiſſen des brittiſchen Kabinets nach Frankreich geſchleudert worden iſt. Dieſes Schreiben hat die ſittliche Verkommenheit der Napoleoniden an das Tageslicht gezogen und ruft jetzt noch eine Unzahl von Schriften hervor, welche garſtige Einzelheiten aus dem Leben und Treiben dieſer Familie enthüllen. Hat man dieſe Einzelnheiten, hat man den Charakter der Sippſchaft auch ſchon vorher gekannt, ſo ſind ſie jetzt ohne Hehl und Rückhalt ausgeſprochen und es iſt bekanntlich ein großer Unterſchied, ob man gewiſſe Dinge weiß, oder ob ſie in der Oeffentlichkeit mit ihrem wahren Namen genannt werden. Noch iſt das ſittliche Gefühl der franzöſiſchen Nation nicht ſo tief geſunken, daß ſie ſich nicht ſchämte, von Leuten ſolcher Art regiert und mißbraucht zu werden. Der Brief des Herzogs von Aumale hat aber noch eine andere Wirkung gehabt: er iſt ein Manifeſt zur Vereinigung der Orleaniſten geworden; dieſe ſammeln ſich wieder in die Partei, welche die Gewerbthätigkeit von Frankreich beherrſcht und welche den beweglichen und einen mächtigen Theil des unbeweglichen Reichthumes beſitzt. Die Verhältniſſe des Kirchenſtaates haben Napoleon III. in eine Lage gebracht, die ſehr mißlich werden kann. Läßt er ſeine Truppen in Rom, ſo iſt die italiſche Einheit aufgegeben, und er hat ſich auf der penniniſchen Halbinſel nur Feinde geſchaffen. Er muß mit Italien fertig werden, ehe andere Er-

eigniſſe eintreten, und er ſieht nicht, mit welchen Mitteln er das Ende herbeiführen kann, wenn es nicht ſoll von Orſini-ſchen Granaten gemacht werden. Ueberläßt er Rom den Pie-monteſen, ſo iſt der gräulichſte Verrath der Geſchichte vollendet, er hat eine vortheilhafte Stellung ſeiner äußern Macht auf-gegeben und er hat die Kirche gegen ſich und Alle, die kirch-lich geſinnt ſind. Die Geiſtlichkeit und alle Franzoſen, die noch ein Rechtsgefühl haben, könnte er nur durch Wiederher-ſtellung des Kirchenſtaates befriedigen, dann aber hätte er ſei-nen Vaſallen geopfert; und opfert er dieſen nicht, ſo iſt das Ehrgefühl der Franzoſen empört, ſo wird der Klerus als ſol-cher ſein offener Feind, dieſer kann möglichen Falles über eine allgemeine Abſtimmung gebieten, und er wird wohl die Ge-legenheit ſuchen, um ſeine frühere Sünde glänzend zu ſühnen.

Wird der franzöſiſche Herrſcher all' dieſe Widerwärtig-keiten beſiegen, wird die „diſciplinirte Demokratie" ihn ſtützen? Dieſe iſt jetzt ſchon verſtimmt, weil er den Angriff auf Vene-tien nicht unterſtützt, weil er ſeine Truppen nicht aus Rom gezogen, weil er die Polen verläßt, weil er die Ungarn nicht fördert und weil er nicht Garibaldiſche Freiſchaaren auf die öſterreichiſchen Küſten der Adria wirft. Wäre aber das Alles nicht, ſo wird die Demokratie ihn doch aufgeben, ſobald ſeine Macht wankt, denn der Imperator und die Demokraten, ſie haben ſich gegenſeitig nur als Werkzeuge betrachtet. Das Heer hat keine Sympathien für die Perſon des Kaiſers und jetzt wird noch die Achtung zerſtört. Das erſte Glied der Fa-milie iſt in den Augen der gemeinſten Soldaten beſchimpft und es hat keine Genugthuung genommen — der Mann mit den Epauletten eines franzöſiſchen Diviſionsgenerals hat einen Waffengang, deſſen Anerbieten ihn hoch geehrt hat, verweigert; er hat einen Schatten auf die Armee geworfen und das kann kein franzöſiſcher Conſcribirter ertragen, wenn er nur erſt ſeine Nummer auf dem Hut trägt. Alle Vortrefflichkeiten die-ſes Prinzen werden nun hervorgeſucht und der Makel fällt

auf den Kaiſer zurück, denn ein Mangel ritterlichen Sinnes wird in Frankreich nimmer verziehen. Napoleon wird von dem Heere nur gehalten, wenn der Wille der Nation für ihn iſt, kehrt ſich dieſer gegen ihn, ſo iſt in allen Zeughäuſern von Frankreich für ſein dynaſtiſches Intereſſe kein Bajonett geſchmiedet, keine Klinge geſchliffen und keine Kugel gegoſſen. Das franzöſiſche Heer iſt kein Heer fremder Söldlinge, es iſt die Elite der Nation, es iſt der Ausdruck deren Geſammtheit und die Meinung, welche die Nation ſich gebildet, dringt auch in die Regimenter.

Nur ein Krieg kann die Kraft der Nation für eine Zeitlang wieder in die Hände ihres Herrſchers legen; nur das Heer kann ihn halten, aber nur der Krieg hält ihm das Heer.

Frankreich iſt allerdings ſehr reich, aber die Verſchwendung iſt größer als das Vermögen. Trotz einer Civilliſte von 25 Millionen Francs hat Napoleon ungeheure perſönliche Schulden gemacht, man ſagt 150 Millionen. Die Staatsſchuld iſt faſt zu der Höhe der engliſchen geſtiegen und dazu ſind nicht die Schulden der Departements und nicht die Schulden der Gemeinden gerechnet, welche die gegenwärtige Regierung bis zu ungeheuren Summen veranlaßt und wohl auch erzwingt. Viele Güter der Stiftungen ſind „amortiſirt,“ d. h. ſie ſind verkauft, die Regierung hat das Geld eingezogen und dafür Papiere gegeben, und ſelbſt die Sparkaſſen hat Napoleons Finanzwirthſchaft nicht verſchont. Im öffentlichen Schatz iſt ein großer Ausfall, welchen man vergebens zu verhüllen verſucht; die gewöhnlichen Hülfsquellen fließen nicht mehr ſo reichlich, alle die andern ſchönen Finanzoperationen ſind nicht mehr ſo leicht wie früher und ſie werden noch immer ſchwieriger werden, wenn Vorkommniſſe wie der Proceß von Mirès die Fäulniß nach und nach aufdecken. Die amerikaniſchen Wirren wirken mächtig auf die franzöſiſchen Gewerbe; Zahlungen ſind eingeſtellt, Beſtellungen bleiben aus, im Verkehre iſt Mißtrauen, viele Fabriken müſſen jetzt ſchon ihre Arbeiten

vermindern, ein Krieg mit Deutſchland würde den Handel noch mehr lähmen und manche Induſtrie vielleicht vernichten. Der Handelsvertrag mit England hat weder Kaufleute noch Induſtrielle zufrieden geſtellt; der Krieg mit Deutſchland wäre ein Krieg auch mit England und dieſer würde unvermeidlich den franzöſiſchen Seehandel zerſtören. Allerdings iſt die Erwerbung der Rheingrenze eine Lieblingsidee der Franzoſen, allerdings iſt ihr Haß gegen die Engländer größer als jemals und ein Krieg mit England wäre noch am meiſten volksthümlich. Der Pariſer Gewürzkrämer und der Politiker im Kaffeehaus mag eine Landung in England für eine leichte Sache halten; aber den Verſtändigen hat die Senatsverhandlung über die Herabſetzung des Zolles auf Fiſche doch wohl eine Ahnung von der Ueberlegenheit der engliſchen und der verhältnißmäßigen Schwäche der franzöſiſchen Seemacht erweckt. Eine europäiſche Coalition iſt das Geſpenſt der Franzoſen und die Furcht vor dieſem Geſpenſt und die Furcht vor der gänzlichen Lähmung ihres Handels iſt ſtärker als das Verlangen nach den Rheinlanden und mächtiger als der Haß gegen England. — Die Franzoſen wollen wohl die große Nation ſeyn, aber einen großen Krieg wollen ſie nicht.

Du verſtehſt beſſer als ich die Verhältniſſe von Frankreich, Du kennſt die unnatürliche Spannung; haſt Du nicht auch Dich gefragt, in welchem Zuſtand ein großes Reich ſich befinde, in welchem das Kuchenbacken eine politiſche Frage wird! Die Nation will keinen Krieg, aber der Kaiſer hat ihn nöthig, denn er muß den geſpannten Kräften einen Ausweg eröffnen; iſt die Exploſion auch noch fern, ſo iſt ſie immerhin gewiß, wenn nicht auf andere Weiſe die innere Spannung ſich löst Die Intereſſen der Napoleoniden und Frankreichs Intereſſen ſind nicht dieſelben und ſie können es nie werden, denn nach der Natur der Dinge müſſen beide immer weiter auseinander gehen; darin liegt nun eben die Schwäche des Syſtemes des 2. Dezember und in dieſer liegt die Gewißheit

des Falles, wie lang er auch ausſtehen mag. Wenn Napoleon III. es jetzt nicht wagen darf, die Intereſſen Frankreichs durch einen Krieg bloßzuſtellen, wenn aber der Beſtand ſeiner Herrſchaft, wenn die Intereſſen ſeiner Dynaſtie einen Krieg fordern, wie ſoll er aus dieſem Zwieſpalt heraustreten?

Napoleon wird jetzt jeden offenen Bruch vermeiden, in der Hoffnung, daß die Schwierigkeiten ſich löſen, und er hat, wir müſſen es geſtehen, einiges Recht zu ſolcher Hoffnung, denn gar viele Schwierigkeiten hat er weniger durch ſein außerordentliches Geſchick, als durch das Ungeſchick ſeiner Gegner beſiegt. Es iſt thöricht, die Plane des ſchweigſamen Mannes ergründen zu wollen: denn er hat keine ſolchen Plane; er weiß die Gunſt der Umſtände ſchnell zu ergreifen und darum läßt er ſich von dieſen beſtimmen. Er wird fortfahren, andere Länder zu „ſtudiren,“ und er wird wie bisher alle Beziehungen ſo drehen, daß die Franzoſen glauben können, ſie ſeien angegriffen oder die Ehre der Nation verlange ein kräftiges Einſchreiten. Die Verhältniſſe in Kleinaſien möchten ihm ſehr wohl dazu dienen. Sind die franzöſiſchen Truppen aus Syrien abgezogen, ſo können die Kriegsſchiffe die Chriſten in Damaskus nicht ſchützen, aber die franzöſiſche Flagge iſt bei der Hand. Wenn nun wieder der mohamedaniſche Fanatismus die Chriſten abſchlachtet, ſo fordert die Menſchlichkeit, daß die Macht einer chriſtlichen Nation dieſen Gräueln Einhalt thue. Er wird dann dieſe Forderung der Menſchlichkeit erfüllen, die Nation wird die Sendung anerkennen, wir ſelbſt werden dagegen nichts zu ſagen vermögen und der franzöſiſche Herrſcher iſt der Held der Humanität und der Kämpe des Chriſtenthums. Es wird der franzöſiſchen Diplomatie leicht werden, der Bewegung des Chriſtenthums gegen den Mohamedismus eine beliebige Ausdehnung zu geben; aber wenn er in Kleinaſien Boden gewinnt und wenn der Beſtand des türkiſchen Reiches gefährdet erſcheint, ſo muß die natürliche Politik von Europa gegen ihn eintreten. Er hat dann den Krieg,

wo er ihn haben will; von Kleinaſien, von den Küſten des Mittelmeeres und vom Bosporus wirft er ihn an den Rhein, und ſiehe da! die Franzoſen fechten für eine Idee, und ihn, den Führer der Nation erkennen ſie als den Träger dieſer Idee. Warum ſoll Napoleon unnöthig eilen, wenn er die Möglichkeit ſolcher Vortheile vorausſieht und wenn es ihm leicht wird, die Kataſtrophe im Morgenlande ſo ſchnell hervorzurufen, als es ihm gefällt?

Die Franzoſen mögen einen Krieg für ungerecht, für muthwillig und verderblich halten, und offen alle Handlungen verdammen, welche zu ſolchem Krieg führen; hat der Krieg aber einmal begonnen, ſo ſteht die Ehre der Nation in Frage, für dieſe tritt ſie mit aller Kraft ein, die Armee jubelt und ſchlägt ſich, und allen Schichten des Volkes iſt kein Opfer zu groß. Auf dieſes Nationalgefühl rechnet Napoleon und darum wird er ohne Zweifel an irgend einer Stelle angreifen, ſobald er meint, daß die Spannung in Frankreich nicht mehr größer werden dürfe. So weit iſt es aber noch nicht und darum iſt er noch nicht in der Nothwendigkeit, ſeine dynaſtiſchen Intereſſen den gerechten Wünſchen der Nation feindlich entgegen zu ſtellen; er kann noch immer die Umſtände abwarten, aber er muß bereit ſeyn, deren Gunſt ſchnell zu ergreifen und darum rüſtet er, ehe er noch weiß, wo der Krieg beginnen ſoll. Die Rüſtungen ſind ihm unter allen Umſtänden nothwendig, denn im Jahre 1859 ſind ſie ſo mangelhaft geweſen, daß er einem gleichzeitigen Angriff der Deutſchen vom Rhein her nicht hätte widerſtehen können, und daß er auch in dem localiſirten italieniſchen Krieg nur geringe Ausſicht auf Erfolg gehabt hätte, wenn die Anſtalten der Oeſterreicher beſſer geweſen wären.

Die Nachricht, daß die Franzoſen bedeutende Truppenmaſſen gegen den Oberrhein ziehen, haſt Du wie tauſend Andere ſehr ernſtlich genommen; laß' Dich dieſe Bewegungen nicht anfechten, auch wenn ſie wahr ſind. Die Franzoſen ſtellen

am Oberrhein erſt in dem Augenblick auf, wenn ſie losſchlagen wollen. Das Lager von Châlons kann eine bedeutende Truppenmacht aufnehmen, die jede Stunde zur Bewegung bereit iſt; Artillerie- und anderes Material liegt in den Feſtungen, liegt namentlich in Straßburg, einem Platz, deſſen Beſtimmung der Angriff iſt und in welchem früher immer das vollſtändige Zeug für vier Armeecorps, d. h. für ein Heer von 120,000 Mann in Bereitſchaft geſetzt war, es mag jetzt nicht weniger ſeyn. Die Reiterei ſtellen die Franzoſen hinter den Vogeſen auf, hinter dem hohen, ſchmalen Wald, der alle Bewegungen verbirgt, weil in die Thäler der Meurthe und der obern Moſel keine Linien des großen Verkehres gelegt ſind; das Fußvolk bringen die Eiſenbahnen von beliebigen Punkten des Reiches gar ſchnell an den Rhein. Die Deutſchen könnten ihre Anſtalten nicht alſo verbergen, der Schwarzwald iſt maſſiger als die Vogeſen, er hat ein meilenbreites Hochland und man müßte in dem Gebirge ſelbſt aufſtellen, ſollte die Aufſtellung nicht zu weit von dem Rheinſtrom entfernt ſeyn. In einem großen Einheitsſtaate dürfen Bewegungen von Truppen nicht auffallen und am wenigſten in Frankreich, wo man abſichtlich ſie von einem Ende zum andern herumwirft. Zwiſchen dem Rhein und der Donau aber liegen kleine Staaten und da gibt es ſogleich einen gewaltigen Lärm, wenn in Jahr und Tag einmal etliche Bataillone marſchiren und wenn vollends eine württembergiſche oder eine heſſiſche Compagnie auf badiſchem Boden Quartier nähme, ſo würde das auf große Ereigniſſe deuten!

Ich will Dir, mein alter Freund, aus meiner eigenen Erfahrung erzählen. Im Spätſommer des Jahres 1831 waren Berichte eingelaufen, welche meldeten, es ſtehen Maſſen von Franzoſen im Elſaß; man wollte ſich von dieſer Truppenaufſtellung überzeugen und darauf meldeten unſere Kundſchafter, daß nur die gewöhnlichen Garniſonen in den Feſtungen, einige Reiterei zerſtreut in mehreren Orten und in Brumat

und Hagenau je eine Batterie liege. Indeſſen wurde von Paris aus berichtet, daß viele Regimenter den Befehl erhalten hätten, gegen den Oberrhein zu marſchiren, und daß die meiſten derſelben ſchon auf dem Marſche ſeien. An der Wahrheit dieſer Berichte war kaum zu zweifeln; deſſenungeachtet aber ſah man, daß im Elſaß nicht die geringſte Vermehrung der Truppen ſtattfand. Als man nun genauer nachforſchte, da fand man, daß wirklich viele Truppen an den Quellen der kleinen Zuflüſſe zur Saone und längs der Meurthe und der obern Moſel in kleinen Abtheilungen zerſtreut lagen und vereinigt eine Maſſe von etwa 50,000 Mann gebildet hätten. Eine leichte Berechnung zeigte nun, daß die Franzoſen innerhalb vier bis fünf Tagen mit etwa 60,000 Mann an irgend einem Punkte des Oberrheins erſcheinen, daß wir Deutſche aber in dieſer Zeit höchſtens 12 bis 15,000 Mann an ſolchem Punkte verſammeln könnten. Im Frühjahr des Jahres 1832, als die politiſche Spannung noch größer war, kamen Berichte, daß bedeutende Maſſen von Franzoſen im Anmarſch ſeien, wahrſcheinlich um Baſel zu beſetzen; als man aber mit eigenen Augen ſah, ſo beſtunden dieſe Angriffsmaßregeln lediglich darin, daß einige Compagnien, welche in Hüningen, in Altkirch, in Mömpelgard u. ſ. w. lagen, von andern erſetzt wurden. Es iſt lange her, Du und ich, wir waren damals junge Leute und ich habe vergebens auf den Krieg mich gefreut.

Wie es in Frankreich gehalten wurde vor dreißig Jahren, ſo wird es heute noch gehalten, denn ſeine Anſtalten ſind von der Geſtaltung des Landes und von deſſen Verhältniſſen geboten. Wenn wir Deutſche nicht ſehr wachſam und kriegsbereit ſind, ſo können die Franzoſen uns überfallen und ſie werden uns überfallen, ſobald die innere Spannung ſo groß geworden iſt, daß deren Löſung dem Kaiſer höher ſteht, als jede andere Rückſicht. Jetzt aber iſt, ich habe es oben bemerkt, der Zuſtand von Frankreich zu dieſem Aeußerſten noch nicht gekommen.

Ich ſehe jetzt mit Schrecken, wie viel ich geſchrieben, aber ſo geht es; haben wir einen Gedanken gefaßt, ſo wird er der Meiſter und er treibt uns, daß die Feder läuft faſt ohne unſer Zuthun. Nun, Du haſt Zeit zum Leſen, und haſt Du geleſen, ſo denk Du habeſt ein Stündchen mit dem alten Freunde verplaudert. Lange Briefe als Antworten hab' ich von Dir niemals erwartet. Das weißt Du.

Gott erhalte Dich fröhlich und geſund. Mens sana in corpore sano. Wie immer

Dein N.

---

II. An den königl. .....ſchen Geheimen Rath von K.....

Frankfurt, den 25. Mai 1861.

Hochverehrter Herr! Unzählige Menſchen haben Vaterlandsliebe und Rechtsſinn, aber wenigen iſt die richtige Auffaſſung gegebener Verhältniſſe verliehen, und den geſunden Blick des Staatsmannes ſucht man oft vergebens bei jenen, welche die großen Angelegenheiten der Staaten beſorgen. Wer das Glück hat, Ew. Ew. näher zu kennen, der weiß, daß Sie alle dieſe Eigenſchaften in ſeltener Vereinigung beſitzen, und deßhalb fühle ich mich nicht wenig geehrt durch die Erlaubniß, mich Ihnen frei über Gegenſtände ausſprechen zu dürfen, welche in dem Bereich Ihres Denkens und Ihrer Wirkſamkeit liegen. Mein Dank für das ehrende Vertrauen iſt bisher eine vollkommene Aufrichtigkeit und eine faſt rückſichtsloſe Freimüthigkeit geweſen; Ew. Ew. haben jenen erkannt und dieſe genehmiget und darum bin ich ſtolz genug zu dem Glauben, daß ich zu der Aufrichtigkeit berechtiget ſei, ſo lang das Vertrauen beſteht.

Ew. Ew. haben dem Treiben des ſog. Nationalvereines Ihre Aufmerkſamkeit zugewendet, und Sie fragen mich, ob dieſer Verein Ausdehnung und Beſtand in dem Süden von Deutſchland gewinne. Der Nationalverein gewinnt Ausdehnung in den Städten und Städtchen einiger Länder, aber Boden im Volk wird er niemals gewinnen. Mit dieſen zwei Worten könnte ich die Frage als beantwortet betrachten, wenn nicht ein Vortrag des Geſandten für Sachſen-Coburg-Gotha mich zu weiteren Bemerkungen veranlaßte.

In der Sitzung des Bundestages am 16. Mai hat dieſer Geſandte die Erledigung des Antrages gefordert, welchen das Großherzogthum Heſſen in der erſten dießjährigen Sitzung der Bundesverſammlung geſtellt hat, und welcher lautet: „die Bundesverſammlung möge erklären, ob ſie den ſogenannten Nationalverein als unter das Verbot des §. 1 des Bundesbeſchluſſes vom 13 Juli 1854 fallend betrachte.“ Daß man eine Sache erledige, welche ſchon ſo lange Zeit ſchwebt, das iſt gewiß ein ſehr billiges Verlangen. Die ſorgfältigſte Behandlung der Frage fordert keine tiefen Studien und macht keine weitläuſtigen Unterſuchungen nothwendig, die Wortlaute des Bundesbeſchluſſes und der verſchiedenen Erklärungen des Nationalvereines genügen dem geſunden Menſchenverſtand, um eine feſte Anſicht zu faſſen. Acht Tage wären für die Stellung des Berichtes eine ausreichende Friſt geweſen, jetzt aber ſind vier Monate verfloſſen und der „politiſche Ausſchuß“ hat ſeinen Bericht noch nicht erſtattet. Hat man überall erſt anfragen, hat man beſondere Inſtruktionen einholen und von Hof zu Hof ſchreiben und verhandeln müſſen, um der Bundesverſammlung die Anwendung eines Geſetzes, das ſie ſelbſt erlaſſen hat, möglich zu machen: ſo hat der Geſandte für Sachſen-Coburg-Gotha durch ſeine Aufforderung recht zu den Augen erwieſen, daß bei den Entſcheidungen der Bundesbehörde niemals das einfache Recht, ſondern daß immer nur die Convenienzen der Sonderintereſſen maßgebend ſind und die Ver-

ehrung der Bundesverſammlung iſt dadurch nicht größer geworden. Freilich wenn die Erklärung des Bundestages im Sinne der heſſiſchen Anfrage ausfiele, ſo hätte er ſich der Wühlerei entgegengeſtellt, welche man ein nationales Streben zu nennen beliebt; gewiſſe Regierungen und gewiſſe Männer könnten als Feinde der Freiheit bezeichnet und wegen ihrer reaktionären Tendenzen auf eine Proſcriptionsliſte geſetzt werden. Wenn man nun weiß, wer hinter der Regierung von Sachſen-Coburg-Gotha ſteht, ſo weiß man auch, daß dieſer die Majorität der Bundesverſammlung ſo ziemlich gewiß iſt und man kennt zum Voraus die Entſcheidung, deren Mangel die Fortſchritte des Nationalvereines bisher nicht im geringſten gehemmt hat. Der Coburg-Gothaiſche Bundestagsgeſandte ſcheint nach der Art ſeiner Partei in ſeinen Vortrag ein Theilchen Hohn gegen alle die Regierungen gelegt zu haben, welche dem Treiben des Vereines nicht hold ſind.

Es wäre ſehr anmaßend, wollte ich Ew. Ew. gegenüber den Rechtspunkt der Frage erörtern; auf meinem Standpunkt machen beſondere Verbote einen widerwärtigen Eindruck, denn Präventivmaßregeln ſind faſt immer vom Uebel. Das öffentliche Leben ſoll Bewegungen hervorrufen und mit dem Guten müſſen wir auch das Schlechte hinnehmen. Das Vereinsrecht iſt ganz gewiß ein Grundrecht des Bürgers, aber die Geſetzgebung aller Staaten hat gegen gefährliche Vereine mit großer Beſtimmtheit vorgeſehen. Man bringe dieſe Geſetze in Anwendung und die Gerichte werden über Verbrechen und Gefahr ſchon erkennen. Eine Ablehnung des heſſiſchen Antrages würde die Geſetzlichkeit des Nationalvereines ausſprechen, deſſen Zweck anerkennen und deſſen Treiben genehmigen; ob aber ein Verbot von Seiten des Bundes ſie unterdrücken würde, das muß man unter den obwaltenden Umſtänden doch billig bezweifeln.

Der Geſandte für Sachſen-Coburg-Gotha hat in ſeinem Vortrag geäußert: da der Nationalverein ſeinen Sitz in dem

Herzogthum Coburg genommen habe, ſo enthalte der Antrag des Großherzogthums Heſſen den unverſchleierten Vorwurf, daß die herzogliche Regierung durch Zulaſſung des Vereines ihre Bundespflichten verletzt habe, und bis von Seiten der Bundesverſammlung eine Entſcheidung getroffen ſeyn werde, beſtehe dieſer Vorwurf wenigſtens in der Weiſe, als ob er überhaupt erhoben werden könnte. Großer Scharfſinn liegt in dieſer Aeußerung ſo wenig als diplomatiſche Feinheit; dagegen aber zeigt ſie die gehäſſige Anmaßung der Parteiſucht und die unverhehlte Feindſeligkeit gegen das Großherzogthum Heſſen, welches ſich nicht entblödet hat, der Wühlerei nach ſeinen Landesgeſetzen entgegen zu treten.

Allerdings „iſt es nicht wünſchenswerth, daß in einem Bundesſtaat als ein Verbrechen verfolgt werde, was in einem anderen erlaubt iſt.“ Darüber ſind alle Deutſchen einig; und die beſten Männer haben darum die Einführung einer gleichen Geſetzgebung in allen Bundesſtaaten als ein nationales Bedürfniß gefordert und Ew. Ew. haben ſelbſt für die Idee geſprochen und gehandelt.

Solcher Bemerkungen könnt' ich noch manche beibringen; aber ſie zeigen doch nur den ſpießbürgerlichen Dünkel, die kleinſtaatliche Ueberſchätzung und das enge Urtheil der kleinen Reſidenzen; darum will ich Ew. Ew. damit verſchonen und mir eine unfruchtbare Mühe erlaſſen. Hingegen muß ich an einer weiteren Aeußerung anhalten, weil ſie das innerſte Weſen der Sache berührt und die Ehre der Deutſchen verletzt, indem ſie ihnen den geſunden Menſchenverſtand abſpricht. In dem Vortrag des Geſandten von Sachſen-Coburg-Gotha wird geſagt: durch die Vertagung der Entſcheidung werde die Meinung unterhalten, „die Bundesverſammlung beabſichtige einen Verein zu unterdrücken, der, wenigſtens bis jetzt, nicht nur die durch die Bundesgeſetzgebung vorgezeichneten Grenzen inne gehalten habe, ſondern deſſen Beſtrebungen auf die Kräftigung des na-

tionalen Bandes gerichtet ſeien und mit den Wünſchen der großen Mehrzahl der Nation zuſammenfallen.“

Höhnend ſagt der Geſandte von Sachſen-Coburg-Gotha der Bundesverſammlung, daß nur eine Entſcheidung möglich ſei, und er ruft einen Bannfluch auf die Regierungen herab, welche meinen, daß auch noch ein anderer Spruch gefällt werden könnte. Will er dieſen Regierungen, will er der Bundesverſammlung Furcht einjagen? Es war dieß früher ein ſehr beliebtes Mittel ſeiner Partei.

Im ſüdlichen Deutſchland weiß man ſchon lange, was mit jener „Kräftigung“ des nationalen Bandes gemeint iſt; die künſtlichen Schlagworte von der diplomatiſchen und militäriſchen Führung können keinen Unbefangenen täuſchen, und könnten ſie es, ſo würde die fanatiſche Feindſchaft gegen Oeſterreich, ſo würde die Anwendung des falſchen Nationalitätsprincips, ſo würde die Mißachtung beſtehender Zuſtände und die Verhöhnung des vertragsmäßigen Rechtes, ſo würde die Verherrlichung des internationalen Umſturzes und das ganze Treiben mit all ſeinen ſchlechten Mitteln uns die wahre Bedeutung des Wortes erklären. Ew. Ew. iſt es gar wohl bekannt, daß ich in der erſten Reihe derjenigen ſtehe, welche eine wahre Kräftigung unſerer nationalen Anſtalten anſtreben, und ich will auch nicht läugnen, daß ich zu denjenigen gehöre, die da meinen, daß alle einzelnen Bundesſtaaten einen kleineren oder größeren Theil ihrer Souverainetät aufgeben müſſen, um eine centrale Gewalt zu ſchaffen; aber ich kann nimmermehr wünſchen, daß all die ſchweren Opfer nur dem Vortheil eines Staates gebracht werden, welcher mehr als alle andern die Ohnmacht des Reiches herbeigeführt und welcher durch die Untergrabung der Reichsverfaſſung und durch einen Eroberungskrieg im Herzen des Vaterlandes ſeine Größe erlangt hat. Ich erkenne die Bedeutung thatſächlicher Verhältniſſe und ich weiß das Gewicht einer wirklichen Macht gehörig zu ſchätzen, und

wenn das beſtehende anerkannte Recht von allen Seiten verhöhnt und verletzt wird, ſo kann ich mich auch auf den Standpunkt erheben, auf welchem des Vaterlandes Glanz und Gedeihen mehr gilt als Recht und Verträge. Ich anerkenne mit Freuden das wahrhaft Gute des preußiſchen Regimentes und was man gegen die Unterwerfung der Deutſchen unter dieſes Regiment anführen möchte — ich wollt' es gerne vergeſſen, wenn man mich überzeugen könnte, daß preußiſche Herrſchaft mein Vaterland zu der Stellung erheben könnte, welche ihm durch Geſchichte und durch natürliche Verhältniſſe beſtimmt iſt. Vor vierzig Jahren mochten Preußens materielle Hülfsmittel groß genug geweſen ſeyn, um ſich als Großmacht geltend zu machen, heute ſind ſie es nicht mehr; daher das Bedürfniß der Vergrößerung, daher die Unentſchiedenheit ſeiner Politik, daher ſein Schwanken, ſeine Rückſichten, ſeine Hinterhalte und ſein Mangel kräftiger Entſchlüſſe. Damit aber macht man keine moraliſchen Eroberungen, damit erringt man nur jämmerliche Erfolge, damit umgeht man höchſtens nur die Verlegenheiten des Augenblickes. Der Nationalverein iſt ein ſchlechter Verbündeter; er kann vielleicht Deutſchland zerreißen, aber Preußen wird darum doch keine Großmacht.

Eine preußiſche Hegemonie über ſelbſtſtändige Staaten mag Tauſenden ſehr natürlich und einfach erſcheinen, aber der Beſonnene erkennt deren Unmöglichkeit. Preußen ſucht ſeine Kraft in der ſtrengen Concentrirung aller Verhältniſſe und es muß ſo thun; denn je geringer die Mittel, um ſo mehr iſt deren Zuſammenhalten nothwendig. Als Hegemon, oder wenn man es lieber hört, als alleiniger Führer von Deutſchland müßte Preußen ſeine Befugniſſe ausdehnen, es müßte die Selbſtſtändigkeit der Bundesſtaaten vernichten, Stück für Stück müßte es deren Regierungsgewalt zerbröckeln und jedes abgebröckelte Stücklein zu der ſeinigen werfen. Auch als mediatiſirte Fürſten wären die jetzigen Regenten in Deutſchland noch viel zu groß für ſein Syſtem und es könnte dieſes Sy-

ſtem nicht verlaſſen. Das wiſſen die Männer des National- vereines recht gut, ſie ſind ihres Erfolges gewiß, und darum entſchlüpft ihnen manchmal ſchon ein unbewachtes Wort von der künftigen „Pairſchaft" in dem preußiſchen Deutſchland. Kein altes Fürſtenhaus wird das Glück ſolcher Pairſchaft er- ſtreben, wenn aber auch die kleinen Staaten in Norddeutſch- land und wenn die ſächſiſchen Herzogthümer ſich fügten, ſo würden die mittleren und beſonders die ſüddeutſchen Staaten ihre Selbſtſtändigkeit ſo leicht wohl nicht aufgeben. Würde in der allgemeinen Unordnung nicht etwa Bayern hervortreten, um den Kern eines ſüddeutſchen Bundesſtaates zu bilden? Sein Recht und ſein Beruf wäre mindeſtens eben ſo gut als das Recht und der Beruf von Preußen begründet, die ſüd- deutſchen Völker würden ihm eher als dieſem anhängen, manche andere Staaten würden mitgehen und wär' es auch nur aus Haß gegen den Eroberer und in der Hoffnung, die geliebte Souverainetät zu erhalten oder nach und nach wieder zu er- werben. Deutſchland wäre nun gänzlich zerſpalten; ein innerer Krieg könnte die Spaltung nicht heben, denn die Fremden würden ſich ſchnell darein miſchen, und das Ende wäre die vollkommene Zerreißung des Vaterlandes, ohne daß Preußen an Macht gewänne.

Sollen die Plane des Nationalvereines wirklich durchge- führt werden, ſo helfen keine Halbheiten, man muß jede Maske abwerfen und die Sache mit kecker Entſchiedenheit anfaſſen: Preußen muß das deutſche Piemont werden. Wollte der König dieſe Stelle übernehmen, ſo würde er in Deutſchland ſelbſt einen ganz anderen Widerſtand finden als Victor Emma- nuel in Italien gefunden hat; denn in den deutſchen Staaten iſt eine andere Kraft als in den italieniſchen Herzogthümern war. Aus eigener Macht würde Preußen dieſen Widerſtand wohl nicht überwinden, der eine und die andern würden Fremde herbeirufen und mit den Franzoſen oder mit den Ruſſen käme das Ende von Deutſchland.

Hat, man hört es von verſchiedenen Seiten, der Nationalverein ſeine Fäden in Paris angeknüpft, um das Princip der Nationalitäten zu ſeinen Gunſten geltend zu machen, ſo hat man aus den Tuilerien ihm ohne Zweifel die beſten Wünſche für ſein Wohlergehen geſendet; der franzöſiſche Selbſtherrſcher würde auch gar nicht anſtehen, den Grundſatz der „Nicht-Intervention" auszuſprechen, aber er würde ſich immer ein Thor offen halten, um, wenn er es gerathen fände, aus der falſchen Neutralität herauszugehen, und beſonders würde er jede öſterreichiſche „Einmiſchung" für einen Kriegsfall erklären; wahrſcheinlich aber würde er die Anwendung des Grundſatzes noch weiter treiben. Wenn einzelne Bundesſtaaten, wenn z. B. Kurheſſen oder Naſſau oder Baden die preußiſche Hegemonie anerkannt, d. h. dem vergrößerten Preußen ſich unterworfen hätten, und andere Bundesſtaaten würden gegen dieſe die Bundes-Akte aufrecht halten wollen: ſo würde Napoleon III. darin eine Einmiſchung ſehen, welche „im Intereſſe der Freiheit" die ſeinige nothwendig machte. Daß übrigens Preußen nicht größer und mächtiger würde, als er es gern haben wollte — nun dafür würde er ſchon ſorgen.

Geſchähe, was uns jetzt als unmöglich erſcheint, würde Preußen ſich durch die Annexion der anderen Bundesſtaaten vergrößern, ſo wäre dieſes Deutſchland noch immer ſchwach unter den Großmächten; es wäre abgeſchnitten von dem adriatiſchen Meere, die Donau wäre ihm geſperrt, der Rhein nur ein Grenzfluß und deſſen Mündungen in anderer Hand; das kleine Stückchen unſerer Küſte wäre offen und die Seeſtädte mit ihrer Schiffahrt und ihrem Handel gegen die feindlichen Seemächte ſchutzlos wie bisher; die Alpenländer wären verloren, Böhmen, die feſte Burg von Deutſchland, wäre das Fort, welches weithin die deutſchen Länder beherrſchte, und es würde nur zu Angriffen auf Schleſien, auf Sachſen und auf Bayern den Sammelplatz und den Ausgangspunkt geben. Dieſes Deutſchland hätte mit Ausnahme der Seeküſten nirgends natürliche Grenzen, die meiſten wären vollſtändig offen, und ein franzöſiſches Heer, vom Oberrhein ausgehend, hätte nicht viele Märſche zu machen, um die ſüdöſtliche Grenze des Reiches zu erreichen. Die ungeheuren Hülfsmittel, mit welchen Oeſterreich fünfundzwanzig Jahre lang den Kampf gegen die franzöſiſche Herrſchaft geführt hat, wären verloren, und ſchwach durch ſeine Geſtaltung, ſchwach durch innere Spaltung und Mißmuth ſtünde das kleine Deutſchland vereinzelt inmitten feindlicher Mächte. Es hätte auf dem Feſtland keinen Alliirten, eine engliſche Allianz wäre ſehr zweifelhaft für eine Macht,

welche um ihre Exiſtenz kämpfen müßte und käme ſie zu Stand, ſo könnte die brittiſche Seemacht wohl ſeine Küſten bewachen, aber ſchwerlich würde ſie ſeine Schiffahrt und ſeinen Handel beſchützen. Wenn die Männer der Coburger Partei ſagen, daß mit ihrem geeinigten Deutſchland die öſterreichiſche Monarchie in das Verhältniß eines ewigen Schutz- und Trutzbündniſſes treten werde — ſo ſind ſie in ſonderbarem Widerſpruch mit ihrem eigenen Streben; denn da Oeſterreich von Deutſchland ſich nicht trennen will, ſo möchten ſie die habsburgiſche Macht vernichten; ſie möchten Venetien dem Königreich Italien zuwenden; ſie möchten Ungarn ſelbſtſtändig machen; ſie möchten aus den romaniſchen Ländern einen unabhängigen Staat bilden und ſie möchten Galizien einem Königreich Polen einverleiben. Wien ſoll die Grenzſtadt eines Erzherzogthumes oder eines kleinen Königreiches werden und dieſes, meinen die Herren, würde dem preußiſchen Deutſchland von ſelbſt zufallen.

So wird es denn freilich nicht werden; die habsburgiſche Macht iſt gar zäh, ſie wird ſich erholen; in der Reihe der conſtitutionellen Staaten wird Oeſterreich gar bald wieder ein Pfeiler der europäiſchen Staatenordnung werden, und in dieſer wird ein preußiſches Kaiſerthum keinen Platz finden. Die Habsburger haben durch vier Jahrhunderte die deutſche Krone getragen, und ſie werden ſich darum ungern von Deutſchland trennen, aber dennoch iſt ſolche Trennung möglich, und gerade Preußen würde deren Folgen ſehr bitter empfinden. Im conſtitutionellen Oeſterreich können die Slaven wohl ein entſchiedenes Uebergewicht gewinnen, denn ſie ſind in großer Mehrzahl; ſie ſind verſtändig und rührig und ſie ſehen kein Glück in der Verbindung mit Deutſchland. Wird dieſe von der Politik des Nationalvereines gelockert, ſo wird jenes Uebergewicht ſich ſchnell geltend machen und Oeſterreich würde ein Slavenreich werden. Dieſes aber hätte kein großes Intereſſe mit den Deutſchen gemein; ein Deutſchland wär ihm ein Wort ohne Sinn, es würde die herrlichen deutſchen Provinzen mit eiſerner Fauſt feſthalten und in allen Lagen nur ſeinen beſonderen Vortheil ſuchen. Mit Rußland und Frankreich würde es die furchtbare Trias der Continentalmächte bilden und dieſe würde in dem großen Raum unſeres Vaterlandes nur kleine Staaten dulden, die vereinzelt neben einander beſtünden. Die nothwendigen Gegengewichte lägen von ſelbſt in der Trias; keine der drei Großmächte hätte eine Zwiſchenmacht nöthig und die preußiſche Macht würde gebrochen. Frankreich würde den Rhein zur Oſtgrenze erhalten von der Schweiz bis an die Nordſee; Poſen und

Weſtpreußen und wohl auch ein Theil von Oſtpreußen würde den Ruſſen zufallen, man würde Pommern vielleicht den Schweden ſchenken; Oeſterreich würde mindeſtens Schleſien zurücknehmen und was man mit Sachſen und Weſtphalen machte, das hinge von Umſtänden ab. Die kleinen Staaten würden den drei Continentalmächten die unmittelbaren Berührungen erſchweren, ohne daß ſie ein Wort mitreden dürften. Das neue Gleichgewicht wäre hergeſtellt; den Romanen und den Slaven gehörte Europa — die Deutſchen wären aus der Reihe der Nationen geſtrichen.

Das wäre denn die „Kräftigung des nationalen Bandes", welche der Geſandte für Sachſen-Coburg-Gotha im Namen des Nationalvereines den Deutſchen verſpricht. Sollte man unter dem „nationalen Band" etwas Anderes als die Vergrößerung Preußens verſtehen, ſo müßte man nicht die Erfahrung gemacht haben, daß die Partei des Nationalvereins jede zweckmäßige und ausführbare Reform des Bundes beharrlich gehindert hat. Es iſt ihr aber nicht gelungen, die Völker in Süddeutſchland dadurch zu überzeugen, daß nur aus dem Coburger Programm des Vaterlandes Macht und Größe hervorgehen könne; mit Ausnahme verſchrobener Städter iſt ihm das Treiben der Gothaer zuwider; in richtigem Gefühl ahnt es die nothwendigen Folgen der Wühlerei und es wollte von dem Deutſchland des Nationalvereines nichts wiſſen, auch wenn nicht die ohne Zweifel ungerechte aber unüberwindliche Abneigung gegen das Preußenthum durch die Erlebniſſe im Jahre 1859 mächtig verſtärkt worden wäre.

Noch hätt' ich Manches auf dem Herzen; aber ich will Ew. Ew. damit jetzt nicht beläſtigen; es wäre auch recht unnöthig, denn von Allem, was in unſerem lieben Vaterlande vorgeht, ſind Sie weit beſſer unterrichtet als ich, und meine Herzensergießungen können am Ende doch nicht Ihr Urtheil beſtimmen. Mit dem Ausdruck wahrer Verehrung

Ew. Ew.

gehorſamer R.

## XLVII.

## Die Zuſammenkunft von Erfurt und ihre Nachklänge.

Wir haben bis jetzt über die Conferenz, welche am 21. und 22. September vorigen Jahres zu Erfurt zwiſchen einigen Katholiken und einigen proteſtantiſchen Männern zum Zweck einer brüderlichen Vereinigung abgehalten worden iſt, Stillſchweigen beobachtet. Nicht deßhalb, weil wir den Vorgang mißbilligten oder ſeine Wichtigkeit unterſchätzten, ſondern weil es uns darauf ankam, die Nachwirkungen deſſelben zu beobachten. Denn es ſchien uns, als müſſe der Werth oder Unwerth des Ereigniſſes ſich erſt noch entſcheiden, je nachdem es heute beſprochen und morgen vergeſſen wurde, oder aber einen dauernden Eindruck hinterließ. Nun iſt das Letztere ſo ſehr der Fall geweſen, daß der Pendel den leiſen Stoß jener zwei Septembertage in dieſem Augenblicke noch nicht ausgeſchwungen hat, und noch nach einem halben Jahre proteſtantiſche Blätter aller Farben auf den äußerlich ſo unſcheinbaren Vorgang zurückkamen. Das will viel ſagen in unſern erregten Tagen voll raſcher Wechſel und eiliger Zerſtreutheit.

Die Feinde der Sache haben mit dem Anſchein ſpöttiſcher Verachtung auf die „geringen äußern Dimenſionen" der Ver-

ſammlung hingewieſen; überdieß hat ſich die zweite Conferenz an dem plötzlichen Rücktritt des Hrn. Profeſſor Leo aus Halle, von welchem das Programm bereits verfaßt war, gänzlich zerſchlagen: und doch dieſes nachhaltige Aufſehen in- und außerhalb der Zunft der Goldſchmiede von Ephesus! „Iſt das nicht eine ſeltſame Thatſache?“ fragt das Halliſche Volksblatt mit Recht, „wie ſoll man ſie erklären? Es ſcheint darin die unwillkürliche Anerkennung zu liegen, daß hier in der That, trotz der auf's Aeußerſte geringen äußern Dimenſionen und trotz des völligen Mangels an Aufhebens, das von Seite der Betheiligten ſelbſt davon gemacht worden, ein Punkt getroffen ſeyn muß von ungewöhnlich innerer Bedeutung.“ *)

Ein bedeutſames Moment ergibt ſich ferner aus dem Umſtand, daß die Zuſchauenden den Gedanken der Erfurter Conferenz beſſer verſtanden, als die Betheiligten ſelber ſich geſtehen wollten. Die Verſammlung hatte ſich in der That lediglich den Zweck einer Verſtändigung in den politiſch-ſocialen Fragen der Gegenwart vorgenommen; und darum hätte man ſich außerhalb gewiß nicht zu ſehr gekümmert, um ſo weniger als bei ſolchen Allianzen erfahrungsmäßig ohnehin nicht viel herauskommt. Aber wenn der Verſuch mit Ernſt ergriffen wurde, ſo mußte er unwillkürlich weiter führen, das politiſch-ſociale Einvernehmen mußte nothwendig den Charakter einer religiös-kirchlichen Einigung annehmen; der Lehmkörper bedurfte der eingehauchten Seele, die ſeine Schöpfer ihm nicht vorenthalten konnten, wenn ſie auch wollten. Dieß war es, was in den weitern Kreiſen ſogleich herausgefühlt wurde und was die profane Welt in Allarm verſetzte.

Sicherlich hätte ſich der Lärm auch dann erhoben, wenn nicht die taktloſen Ueberſchwänglichkeiten einiger katholiſchen Blätter hinzugetreten wären. Bekanntlich haben nämlich das

---

*) Halle'ſches Volksblatt vom 20. April 1861.

Märkiſche Kirchenblatt, die Sion und das Giornale di Roma an die Beſprechungen von Erfurt ſofort höchſt ſanguiniſche Schlüſſe auf „maſſenhafte Uebertritte“ zur katholiſchen Kirche, auf „Wiedervereinigung der getrennten Confeſſionen“, auf eine unter den Proteſtanten aufſteigende „Einſicht in die ſittliche Bedeutung des Papſtthums“ u. ſ. w. geknüpft. Daß die nichtkatholiſchen Mitglieder der Conferenz ſich gegen ſolche Deutungen energiſch verwahrten und ſich endlich lieber ganz zurückzogen, kann ihnen billigerweiſe Niemand verargen. Daß ſie aber nur zu einer vagen politiſch-ſocialen Einigung „gegen Revolution und Antichriſtenthum“ ſich bekennen wollten, und den Geiſt kirchlicher Wiedervereinigung dabei desavouiren zu können vermeinten: das iſt uns von dieſen Männern, welche doch ſo gut wie wir von Kirchenſinn erfüllt ſind, weniger begreiflich.

Es iſt ihnen auch in der That ſchlecht gelungen. Denn während ſie zwar nur von einer äußern Einigung ſprechen, meinen ſie doch ſelbſt immer wieder die wahre und innerſte; namentlich fällt dieſer unwillkürliche Selbſtwiderſpruch an dem Beiſpiele Leo's auf. Sollte daher der erſte Verſuch von Erfurt früher oder ſpäter wieder aufgenommen werden, ſo müßte man wohl vor Allem wünſchen, daß das unumgängliche Ziel zwar durchaus frei und unverbindlich, aber ohne Rückhalt und ängſtliche Illuſion vorangeſtellt werde. Hierin hat es vielleicht ſchon der Veranſtalter der erſten Conferenz verſehen, indem er dieſelbe mit Profeſſor Leo verabredete. Die katholiſchen Theilnehmer ſelber erfuhren aus der Einladung bloß ſo viel: daß die ſchwere, ganz Europa und beſonders Deutſchland bedrohende Kriſis die Beſorgniß nahelege, es dürften Katholiken oder Proteſtanten die Gefahr der Zeit wahrnehmen, um die confeſſionelle Trennung durch religiöſe und demnächſt politiſche Streitigkeiten zu erweitern, und es komme darauf an, nach beiden Seiten hin dem vorzubeugen. Offenbar war dieß viel

zu wenig geſagt, und der verhaltene Gedanke mußte naturgemäß explodiren.

Indeſſen verſammelte ſich die Conferenz zu Erfurt, im Ganzen fünf Perſonen von proteſtantiſcher und eilf von katholiſcher Seite, die noch dazu, weil in Folge eines Mißverſtändniſſes mehrere erſt am zweiten Tage eintrafen, niemals alle beiſammen waren. Als proteſtantiſche Theilnehmer werden genannt: vor Allem Profeſſor Leo; dann der penſionirte Geheimrath Bindewald, der bis zum Anbruch der Neuen Aera in Preußen die rechte Hand des verſtorbenen Cultusminiſters von Raumer war, welchem er auch ein glänzendes Denkmal der Pietät geſetzt hat;*) ferner Frhr. von Frieſen-Rötha, Präſident der erſten Kammer und Haupt der chriſtlich-germaniſchen Richtung im Königreich Sachſen, er war mit ſeinem Freunde, dem Grafen Stolberg gekommen; endlich ein penſionirter Gymnaſialdirektor aus Erfurt ſelbſt. Von katholiſcher Seite erſchienen Graf Cajus zu Stolberg aus Sachſen, der gelehrte Pfarrer Dr. Michelis aus Münſter, von welchem der Plan der Conferenz ausgegangen und in's Werk geſetzt worden war, der geh. Regierungsrath a. D. Dr. Volk zu Erfurt, welcher unter dem Namen „Ludwig Clarus" überall bekannt iſt, ein Paar auf der Durchreiſe zur Generalverſammlung in Prag begriffene Weſtfalen, endlich einige Katholiken aus der Stadt Erfurt.

Zunächſt fällt es auf, daß nur Ein katholiſcher und gar kein proteſtantiſcher Geiſtlicher bei der Conferenz gegenwärtig war, ſowie daß die beamteten Herren aus Preußen ſämmtlich, bis auf Hrn. Leo, den Titel „außer Dienſt" führten. Ueber die erſtere Erſcheinung erfährt man, daß proteſtantiſche

---

*) Der Staatsminiſter von Raumer und ſeine Verwaltung des Miniſteriums der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin 1860.

Geiſtliche in Preußen grundſätzlich gar nicht eingeladen wurden, um nicht ihre ohnehin ſchwierige Lage durch die leicht vorauszuſehenden Verdächtigungen zu vermehren*). Bei der Conferenz ſelbſt wurde übrigens von der competenteſten Seite verſichert: „viele evangeliſchen Prediger kämen zur Erkenntniß, wie es ihnen unmöglich ſeyn werde, der allgemeinen Auflöſung mit Erfolg entgegenzutreten, in ſoferne ſie ſich nicht an die römiſch-katholiſche Kirche anlehnten“. Daß indeß derlei Einſichten auch an weltlichen Beamten zu Berlin keineswegs genehm wären, ſoll Hr. Leo gründlich erfahren haben. Es wird nämlich erzählt: die preußiſche Regierung habe gegen die Mitglieder der Conferenz ſogar einen Strafproceß wegen „unerlaubter Verſammlung“ einleiten wollen, und da die Gerichte darauf nicht eingegangen, ſei Hrn. Prof. Leo wenigſtens ſein Gehalt von 250 Thalern, den er als Examinator bezog, geſtrichen worden.

Jedenfalls ſcheint man in Berlin die Angelegenheit gutentheils ernſter genommen zu haben als der berühmte Gelehrte von Halle ſelber. Während nämlich der Miniſter von Bethmann-Hollweg für die evangeliſche Freiheit Norddeutſchlands und den Nationalverein zitterte, antwortete Hr. Leo auf das grollende Gebrumm ſeines alten Freundes, des griesgrämigen Hrn. Hengſtenberg in Berlin, wie folgt:

„Nun lebt in mir etwas, was Ihnen in dem Grade, wie ich es habe, abgeht — nämlich der Humor. Ich dachte, wenn die Sache ſo angefangen wird, biſt du doch recht begierig, was der liebe Gott am Ende daraus machen wird. Ich hatte auf zehn bis zwölf Eingeladene gerechnet; allmählig erhielt ich die Vorſtellung, eine ganze Menge unter einander völlig unbekannte Menſchen erhielten Einladungen. Meine ernſten Hoffnungen traten mehr und mehr zurück, aber nun bohrte die italieniſche ſpaßhafte Seele in mir auf und ich dachte: na! das wird einen ſchö-

*) Halle'ſches Volksblatt vom 20. April 1861.

nen Salat geben — mich aber zurückzuziehen, hatte ich doch auch nun keine Luſt, weil ich B zu ſagen pflege, wo ich A geſagt habe, und mein Lebtage einen vielleicht ſündlichen Zug zum Hazardſpiel in mir gehabt habe. Dieſer Zug geht Ihnen ganz ab, und von dieſer Seite werden Sie mich ganz verurtheilen; aber eben weil er Ihnen von Natur ganz abgeht, kann ich Sie nicht als ganz competenten Richter in dieſem Punkte über mich anerkennen" *).

Die Beſprechungen der Conferenz waren übrigens zur herzlichen Erquickung aller Anweſenden verlaufen. Den katholiſchen Theilnehmern wird von der andern Seite das ungetheilte Lob geſpendet, daß ihre Haltung eine dem Programm durchaus entſprechende und die Parität vollkommen achtende geweſen, „ja man habe ſich über den Grad, in welchem ſie ſich unexcluſiv bewieſen, faſt verwundert" **). Aber auch die Katholiken fanden ſich über alles Erwarten befriedigt. So war der erlauchte Graf Cajus zu Stolberg keineswegs mit übertriebenen Hoffnungen nach Erfurt gegangen, mitten unter Proteſtanten lebend iſt er jeder Illuſion, die über die Gnade Gottes und die Macht unſeres Gebets hinausgeht, unzugänglich; aber auch er hat Erfurt zuverſichtlicher verlaſſen, als er hingekommen war.

„Das Intereſſe der Zuſammenkunft mit Männern wie die von Michelis mir genannten", erzählt uns der erlauchte Herr, „veranlaßte mich nach Erfurt zu gehen, auch einen mir befreundeten Proteſtanten einzuladen. . . Die Beſprechungen, welche ſtattfanden, waren mir ſehr wohlthuend. Die proteſtantiſchen Conferenzglieder drangen einſtimmig darauf, daß das Attentat gegen das weltliche Beſitzthum des päpſtlichen Stuhles als Anlaß zu dem Unternehmen angegeben werden müſſe. Ich erklärte nun: „„wie wir Katholiken ſolche freundliche Auffaſſung als unſeren

*) Hengſtenbergs Evang. K.-Z. vom 9. Febr. 1861.

**) Halle'ſches Volksblatt a. a. O.

Herzen wohlthuend anzuerkennen hätten, wie ich jedoch uns Katholiken nicht in der Lage ſehe, Sympathie-Erklärungen bei andern Confeſſionsverwandten zu ſuchen. Die Kirche befinde ſich in einer Kriſis, wo die Sünden ihrer Glieder gebüßt würden; ſie habe ſich vor Gott zu beugen und wir Ihn um Gnade anzuflehen, aber wir hätten die feſte Glaubenszuverſicht, daß der Zeit der Heimſuchung eine um ſo größere Erhöhung folgen werde. Nach der Gefangennehmung Pius' VII. habe das Papſtthum ein Anſehen gewonnen bei Katholiken und Nichtkatholiken, wie es ſeit vielleicht vierhundert bis fünfhundert Jahren nicht gehabt habe; die Erhöhung der katholiſchen Kirche ſei unſerer Ueberzeugung nach das, was Gott durch die Drangſale, welche uns bevorſtehen, herbeiführen wolle. Wie aber die Herren gegenüber der großen Mehrzahl ihrer Confeſſionsverwandten, deren manche in Rom die babyloniſche Hure ſehen, eine Erklärung wie die von ihnen beabſichtigte zu vertreten gedächten: das hätten ſie zu erwägen"".

„Dieſe mit herzlicher Freundlichkeit von mir gegebene Erklärung wurde auf das Freundlichſte aufgenommen. Die Herren blieben bei ihrer Anſicht, und es wurde eine weitere größere Verſammlung beſchloſſen, welche an einem noch zu beſtimmenden Tage gegen Ende Oktobers ſtattfinden ſollte. Dieſer ſollten dann fernere Verſammlungen folgen, in einem religiöſen Blatte ſollten friedliche Controverſen geführt werden und wurde dazu das Halle'ſche Volksblatt vorgeſchlagen. Eine Controverſe, welche über den von der katholiſchen Kirche behaupteten Sinn der Bezeichnung sancta ecclesia entſtand, wurde jedoch allſeitig abgeſchnitten, weil man keine theologiſchen Colloquien wollte. Der Vorſchlag des Pfarrers Michelis, mit einem Programm öffentlich aufzutreten, wurde gleichfalls abgewieſen, und ein von ihm vorgelegter Entwurf, welcher den durch die Conferenzglieder privatim zu erlaſſenden Einladungen zu der erweiterten Verſammlung zu Grund gelegt werden ſollte, als zu ausführlich zurückgezogen. Dagegen wurde von dem Profeſſor Leo das demnächſt bekannt gewordene Programm entworfen und von den Anweſenden unterzeichnet."

Man war nachher allgemein der Anſicht, das fragliche Programm könne nur aus katholiſcher Feder gefloſſen ſeyn.

Allerdings enthielt daſſelbe weſentlich nichts Anderes als der von Dr. Michelis vorgelegte Entwurf *), über die Autorſchaft aber bemerkt Hr. Leo ſeinem zelotiſchen Freunde in Berlin: „Sie ſind der Meinung, ein Katholik habe das Programm verfaßt, aber ich habe es verfaßt, alſo kein Katholik". Ebenſo fälſchlich bildete ſich, als der Plan einer weitern Conferenz plötzlich Schiffbruch litt, das Publikum ein, der Rückzug ſei von den Katholiken angetreten worden: ſie ſeien, meinte Hr. Hengſtenberg, um eine Erfahrung reicher geworden, hätten allen Verkehr abgebrochen und jede Theilnahme an ferneren Verſammlungen abgelehnt. In Wahrheit war es aber wieder Profeſſor Leo, welcher das Signal zum Rückzug gab, und zwar deßhalb, weil er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die beabſichtigte Conferenz nicht zur Einigung führen werde, ſondern zu größerer Uneinigkeit. So äußerte er ſich brieflich; die conforme Erklärung, mit welcher er den Angreifer in Berlin öffentlich beehrte, läßt an Beſtimmtheit wie an Intereſſe nichts zu wünſchen übrig:

„Von einer Einbildung, als hätten wir eine kirchliche Aufgabe, zu der ja allerdings eine uns ganz fehlende Vollmacht gehört hätte, war nicht die Rede. Es war ein Zuſammentreffen von eilf, einander zeither allerdings großentheils unbekannten Männern, die ſich freundlich und vertraulich über etwas beſprachen, was werden könne, und wozu wir weiter Hände anlegen wollten — und auch das, was werden könne, war in unſerer Vorſtellung nicht etwas Kirchliches, wozu wir eines Auftrags, einer Vollmacht, einer Miſſion bedurft hätten, ſondern

*) Auch er ſpricht nur von der „Bildung eines geſchloſſenen Widerſtandes aller conſervativen und chriſtlichen Elemente gegenüber den revolutionären und antichriſtlichen Elementen"; „jene aus voller und wahrer Ueberzeugung entſpringende Wiedervereinigung, welche, wie ſollten wir es verhehlen, unſer Aller aufrichtigſter und höchſter Wunſch iſt" — überläßt er der Gnade Gottes.

eine Einwirkung auf das Gewiſſen der öffentlichen Meinung hinſichtlich deſſen, was Recht oder Unrecht wäre in der Welt — welche Einwirkung ja jeder Einzelne täglich für ſeine Perſon verſucht, und die uns zu hindern dermalen kein Menſch ein Recht hatte. Das einzige Kirchliche an unſerer Zuſammenkunft beſtand darin, daß wir einerſeits uns Alle als gläubige Chriſten wußten, und andererſeits daß wir ausſprachen, die kirchliche Differenz ſolle uns nicht hindern und ſcheiden in dem, was Recht ſei auf der Welt."

„Das iſt der ganze Vorgang, der uns etwa zwei Stunden zuſammenhielt, zu dem ich mich noch heute in froher Erinnerung bekenne und deſſen Tendenzen, wie ſie damals entgegentraten, ich noch heute theile, dem aber durch Phantaſien, denen katholiſche Blätter ihren Raum zu bieten ſich nicht gehütet haben, ein völlig unſinniger Charakter beigelegt worden iſt, zu dem ich mich nicht bekenne — und deſſen Möglichkeit mich hauptſächlich beſtimmt hat, mich ſofort gegen jede Betheiligung meinerſeits an Fortſetzung der Sache zu erklären, nicht aus Furcht vor dem Scandal, den ich etwa dadurch auf mich zöge — dieſer Schlange habe ich längſt den Kopf abgebiſſen — ſondern aus dem ſehr einfachen Grunde, daß wenn die Sache ſo behandelt werden kann, ſie dann nothwendig zu Verſtärkung des Haſſes und der Trennung zwiſchen katholiſcher und lutheriſcher Kirche führen muß, und weil ich an ſolcher Sünde der Verhetzung auch nicht einmal mittelbar einen wiſſentlichen Antheil haben will" *).

Faßt man den Kern dieſer Ausſprüche Leo's auf, ſo ergibt ſich, daß er ſeinerſeits nicht nur keine Annäherung an die katholiſche Autorität im Sinne hatte, ſondern auch jede Abſicht eine kirchliche Wiedervereinigung anzubahnen als durchaus ungeeignet fernhielt. Er trat in dem Augenblicke zurück, in dem er bemerkte, daß es keine Baſis freundſchaftlichen Zuſammenwirkens zwiſchen beiden Parteien gebe, wo

*) Hengſtenberg's Evang. K.-Z. vom 9. Febr. 1861. S. 141.

nicht alsbald der kirchliche Einigungs- oder Unionsgedanke mit der Nothwendigkeit des Schattens in der Sonne ſich anhängte. Unter dieſen Umſtänden macht es faſt einen komiſchen Eindruck, wenn man ſich beiderſeits noch eigens gegen das Eindringen förmlicher Religions-Colloquien verwahrte. Wenn aber ſelbſt ein Leo in der Lage iſt, ſeinen katholiſchen Berührungen ſo enge Grenzen ſtecken zu müſſen, ſo beweist dieß zwar noch keineswegs die Nichtigkeit aller ireniſchen Verſuche, wohl aber daß die vollſte und rückhaltloſeſte Offenheit ſtets die erſte Bedingung ſeyn muß, weil nur dadurch jede Möglichkeit des Verdachts und Argwohns von vornherein ausgeſchloſſen wird.

Nur Ein proteſtantiſcher Mann hat im Verlauf der nachträglichen Discuſſion die Stellung zur Sache eingenommen, welche wir meinen. Es iſt jener berühmte Ritter ohne Furcht, deſſen tiefes Gemüthsleben und ſozuſagen poetiſche Ader mit einem ſtreng juriſtiſchen Weſen in ſo ſeltener und faſt wunderlicher Verbindung ſteht, daß er im Grunde überall eine Partei für ſich bildet: ich meine den Präſidenten von Gerlach. Während das Erfurter Ereigniß der „Kreuzzeitung“ den Angſtſchweiß austrieb für ihr unſchätzbares Gut der „evangeliſchen Freiheit“, und auf dem Hengſtenbergiſchen Haupte alle Haare ſich ſträubten über ſolche Zetteleien der Gläubigen mit dem „Papſtthum vom Teufel geſtift“; während die Zeitſchrift der Roſtocker Theologen über das „tödtliche Gift dieſer falſchen Bündniſſe“ lamentirte, und ſowohl der Kreuzzeitung als dem Halle'ſchen Volksblatt vorwarf: ſie hätten „nun lange genug in ſo verderblicher Weiſe in den Kreiſen unſerer Kirche gewühlt“; während im letztern Organ, dem man „heimliche Pläne“ vorwirſt, ſelber ſich Stimmen erhoben, welche nur die Eine Allianz im himmliſchen Jeruſalem für gefahrlos erklärten, und der katholiſchen Hierarchie „himmelſchreiende Verſündigungen und Läſterungen des heiligen

Geiſtes" vorwarfen, „auch nur von Huſſens Verbrennung an gerechnet" *) — währenddem verweist Hr. von Gerlach der Berliner Kirchenzeitung, deren Mitgründer er einſt geweſen, ihr ungeziemend hochmüthiges Benehmen und ſpricht unumwunden die Hoffnung aus, daß das „gute Werk" von Erfurt, dem beizuwohnen er leider verhindert war, ſeinen Fortgang nehmen werde. Er erblickt darin ein geiſtliches Senfkorn zur vollen Einheit der Kirche, zu der noch unvollkommenen und zerriſſenen Sancta ecclesia catholica. Wenn jetzt überhaupt auch auf dem Gebiete des Staats, wie z. B. in der Berliner Kammer, proteſtantiſche und katholiſche Bekämpfer der Revolution, die früher oft ſo ſchroff ſich gegenüberſtanden, die Hände ſich reichen: ſo iſt dieß noch keineswegs jene Einigung, die Hr. von Gerlach erſehnt, aber es iſt ihm ein ermuthigender Hoffnungskeim inmitten der wilden Stürme unſerer Tage. Er bekennt, in ſeinem langen Leben mit vielen Katholiken innere Gemeinſchaft geſucht und gefunden zu haben, „er habe viel brüderliche Liebe von ihnen erfahren und über Verweigerung der Anerkennung des Gemeinſamen ſelten oder nie zu klagen gehabt". Hr. von Gerlach fürchtet ſich endlich auch vor der Möglichkeit nicht, daß man geradezu darauf ausgehen könnte, ihn katholiſch zu machen; er fände derlei Abſichten vielmehr ganz natürlich. Wenn der Tag von Erfurt einen Nachfolger haben ſoll, ſo wird man die bezüglichen Worte Gerlachs über die Thüre des Conferenzſaals ſchreiben müſſen, denn das iſt die allein gerechte und praktikable Menſur:

„Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſagt kein Wort über Controverſen und Bekehrungseifer. Brennte die Bruderliebe erſt heller und ſchärfer auf beiden Seiten, gerade dann würden wir mehr hören und ſehen als jetzt von gutem Eifer auf beiden Seiten.

*) Vgl. Halle'ſches Volksblatt vom 27. März und 24. April 1861.

Nicht der Eifer um das Haus Gottes, der nach Joh. 2, 17 den Herrn ſelbſt gefreſſen hat, nicht der heiße Trieb Seelen zu gewinnen, zerreißt die Kirche, ſondern die kalte, todte Gleichgültigkeit, das leere, laue Nebeneinander-Exiſtiren ohne Glauben und ohne Liebe. Indifferenz, nicht Intoleranz — Lauheit, die der Herr ausſpeit aus ſeinem Munde: das ſind die Krankheiten, an denen die Zeit matt und krank iſt, und an denen dieſſeits und jenſeits die Kirche Gottes darniederliegt" *).

Schade iſt es übrigens, daß nicht auch Stahl ſich zur Sache geäußert hat; denn er zählt bekanntlich mit zu der vom Proteſtantismus der Neuen Aera verabſcheuten Commandantſchaft der „hochkirchlich-hierarchiſchen und kryptokatholiſchen Partei". Freilich genügen ſchon die vorliegenden Beiſpiele zum Beweis, wie weit die Meinungen ſelbſt unter dieſen vermeintlich ſo eng verbundenen und einverſtandenen Männern auseinander gehen. Von Gerlach bis zu Hengſtenberg iſt geradezu ein Sprung wie von Ja zu Nein. Aber auch Hr. Leo, obwohl er aus Beſorgniß vor dem Andrang einer kirchlichen Einigung die Hand vom Pfluge abgezogen, bekennt ſich in ſeiner Strafepiſtel an den Berliner Theologen fortwährend zu einer Anſchauung, welche von der Hengſtenberg's diametral verſchieden ſei; ja er wirft ihm von Punkt zu Punkt eine „theologiſirende Behandlung" vor, die hier keinerlei Berechtigung habe. Leo iſt überhaupt darüber entrüſtet, daß der alte Vorfechter des Pietismus einerſeits geſtehe, beide Kirchen hätten für jetzt noch von einander zu lernen und ſeien ſich gegenſeitig nothwendig, während er andererſeits über die katholiſche Kirche mit einer gehäſſigen Bitterkeit herfalle, die ſonſt allerdings nur bei den Erlanger Gottesgelehrten heimiſch zu ſeyn ſcheint.

*) Volksblatt vom 23. Febr. 1861.

Hr. Hengſtenberg *) iſt nicht nur über jedes Unternehmen entſetzt, welches eine kirchliche Annäherung wirklich zum Zwecke haben könnte, da die Gefahr den Katholiken gegenüber noch viel größer ſei als bei den Calviniſten; ſondern er ſchmäht auch ſchon den beabſichtigten Bund zur „Vertheidigung gemeinſamer conſervativen Intereſſen", weil die Katholiken ihre Haut gewandelt haben müßten, wenn ſie ſich wirklich zu dem „höhern wahrhaft katholiſchen Sinn" herbeiließen, welcher „nur in den Kirchen der Reformation eine Stätte habe". Als wollte er gleich den Alleinbeſitz dieſer hochherzigen Katholicität erhärten, beruft er ſich ſofort auf das wüſteſte Schmählibell des reformatoriſchen Corpus doctrinae, auf die Schmalkaldiſchen Artikel, preist er die Horden der italieniſchen Revolution als die Vollſtrecker göttlicher Gerichte, gibt er den Katholiken gleißneriſche Rathſchläge für den bevorſtehenden „Fall der römiſchen Kirche", und iſt er ſehr ungehalten über den Satz des Leo'ſchen Programms, daß „der Kirchenſtaat auf unbeſtreitbarerem Recht beruhe als irgend eine andere europäiſche Herrſchaft". Die Legitimität des päpſtlichen Beſitzes, meint er, könne man ſchon deßhalb nicht zugeben, weil dagegen „all das gerechte Blut reklamire, welches durch das Papſtthum vergoſſen worden"; ja er wundert ſich, „daß die Reformirten ihren Vortheil ſo wenig verſtehen und ihre Märtyrbücher nicht neu herausgeben". Leider hat Dr. Leo ihn nicht gefragt, was dann die Katholiken mit ihren Akten über die von proteſtantiſchen Uſurpationen in England, Frankreich und den Niederlanden verhängten Schlächtereien machen ſollten? Er hat ihm nur entgegnet: „Ihrer ganzen theologiſirenden Behandlung des Staatsrechts des Kirchenſtaats beſtreite ich die Berechtigung".

Der Berliner Theologe wirft aber den „evangeliſchen

---

*) S. ſein Vorwort zur Evangl. K.-Z. vom 12. Jan. 1861.

Theilnehmern" von Erfurt überhaupt vor, daß ſie der Worte der Schmalkaldiſchen Artikel — welche er nebſt Luthers Tiſchreden in dem vorliegenden Hefte faſt öfter als die heilige Schrift citirt — nicht eingedenk geweſen, der Worte nämlich, daß „gottesfürchtige Leute ſolche gräulichen Irrthümer des Papſts und ſeine Tyrannei wohl bedenken ſollen." Man habe in Erfurt ganz vergeſſen, „was in dieſer Bekenntnißſchrift der deutſchen lutheriſchen Kirche von der Gewalt und Oberkeit des Papſt's gelehrt wird;" und es iſt wohl nur dem höhern katholiſchen Sinn des Mannes zu danken, wenn er dieſe officielle Kirchenlehre nicht gleich wörtlich anführt, daß nämlich der Papſt der leibhaftige Antichriſt ſei und „das Papſtthum vom Teufel geſtift." Unter ſolchen Vorausſetzungen mußte ihm denn freilich die Stelle im Aufruf Leo's zum höchſten Aergerniſſe gereichen, wo es heißt: „wir wünſchen nur ſolche Theilnehmer, die das Unheil der Kirchentrennung auch in nationaler Beziehung tief beklagen." Hier übermannt aber endlich der Unmuth den guten Profeſſor von Halle, er vergißt ſeine früheren Verwahrungen und erklärt die kirchliche Einigung unumwunden für das, was jeder brave Deutſche anſtreben müſſe; das habe er ſchon bei hundert Gelegenheiten ausgeſprochen und noch habe Niemand eine Widerlegung auch nur verſucht.

„Ein Volk, was in ſich kirchlich getrennt iſt, durch dieſe Trennung dem ſubjektiven Klügeln Thor und Thüre geöffnet hat, drückt ſchon in ſeiner Sprache ſein Unglück aus; grade alle die höchſten Dinge des ſittlichen Lebens: Gott, Unſterblichkeit, Heiligkeit, Recht, Ehre ꝛc. erhalten allmählig in jedem Munde einen andern Sinn, . . . weil alle Worte zu offen klaffenden Leerheiten geworden ſind, in die keine ſittliche Tradition mehr eine gleichmäßige Erfüllung bringt. Eine ſolche ſittliche Tradition kann keine Macht auf Erden wieder ſchaffen und ihr gemäß die Sprache bilden und die Begriffe erziehen — als eine einige Kirche, die ein ganzes dieſelbe Sprache redendes Volk umfaßt. Solange

Deutſchland nicht wieder in ſeinen ſittlichen Begriffen und Traditionen Eins wird, ſolange bleibt Alles, was zu ſeiner Stärkung geſchieht, nur Gegenſätze gebärend und die Verwirrung weiter tragend; d. h. ſolange Deutſchland nicht wieder eine herrſchende Kirche hat, bleibt es ſchwach und gelähmt, man mag übrigens anfangen was man will. Es bleibt ſo lange die edelſte Begeiſterung für das Vaterland in ihrer Wirkung doch nur einer Quakſalberei gleich. Kann man dieſe Ueberzeugung nicht mit gleicher Ueberzeugung ausſprechen, obwohl man ſelbſt auf ſehr verſchiedenen Punkten der Tradition ſteht? Man ſoll nur zuerſt die Ueberzeugung von dem furchtbaren innern Unglück großziehen, was in kirchlicher Uneinigkeit liegt, und man wird dann auch Liebe und Mittel zur Einigkeit finden" *).

Herr Hengſtenberg meint im Gegentheile: durch die Kirchentrennung ſei ja eben das deutſche Weſen zu ſeiner edelſten Blüthe gelangt. Welche Blüthe! Herr von Gerlach erwidert ſehr richtig: der ſtolze Theologe möge doch nur ſein eigenes Journal und insbeſondere das gegenwärtige Vorwort ſelbſt genauer beſehen. In der That findet ſich da bittere Klage über jenen nationalen Proteſtantismus, welchen Fichte am beſten definirt hat, indem er der deutſchen Nation nachrühmte, daß ſie zweimal einen großen Schritt in der Fortbildung des menſchlichen Geiſtes gemacht habe: einmal indem ſie ſich vom Papſt und ſeinen Satzungen, das anderemal indem ſie ſich von Chriſtus losſagte. Was aber die gläubige Seite des Proteſtantismus betrifft, ſo iſt gerade das vorliegende Heft mit dem Jammer über ihre Zerriſſenheit bis zum Rande gefüllt. Da erklärt Hr. Hengſtenberg die Gründe, warum er und Stahl aus dem Kirchentag ausgetreten ſeien: weil nämlich bei der grundſätzlichen Ausſchließung der entſchieden luthe-

---

*) Hengſtenberg's Evang. K.-Z. vom 9. Febuar 1861. S. 144.

riſch Geſinnten von allen höhern Kirchenämtern in Preußen, bei dem unduldſamen und aggreſſiven Charakter des Unionismus überhaupt kein ehrlicher Lutheraner mit dieſen Leuten mehr tagen könne. Sodann wird dargeſtellt, wie das Haupt der ſeparirten Lutheraner zu Breslau wegen der Eheſcheidungs-Frage in heftigen Conflikt mit der altlutheriſchen Schule zu Erlangen gerathen, und Hr. Hengſtenberg ſelbſt wieder von beiden abweiche. Ferner ein Aufſatz über das Zerwürfniß des Paſtors Löhe mit dem Oberconſiſtorium in München, wobei Hr. Hengſtenberg abermals mit keiner von beiden Parteien ganz einverſtanden iſt. Darauf folgt eine kritiſche Geſchichte des neueſtens unter den lutheriſchen Separatiſten Preußens ſelber wieder eingetretenen Bruchs; aus der Separation hat ſich abermals eine Separation gebildet. U. ſ. w.

Inmitten ſolcher betrübten Zuſtände ſieht ſich aber der Berliner Theologe immer noch in der Lage, die hoffärtigſte Ueberhebung gegen die alte Kirche zu entwickeln. Iſt dieß nicht ein ganz eigener Geiſt? und wenn ja, bildet dieſer Geiſt die Regel oder die Ausnahme? Die Antwort dürfte nicht zweifelhaft ſeyn. Der ſelbſtbewußte Proteſtantismus zerfällt in zwei große Richtungen; die freimaureriſche oder humaniſtiſche iſt durch den obenangeführten Ausſpruch Fichte's charakteriſirt, die gläubig orthodoxe durch das neuerliche Auftreten Hengſtenberg's. Jene Nathanaels-Seelen, welche ſich von dem Haß der einen wie der andern freigehalten haben, ſind zu zählen; jedenfalls ſind ſie bis jetzt erſt Einen Mann und einen halben ſtark aufgetreten, ein paar Schwalben aber machen bekanntlich noch keinen Sommer. Der Entwicklungs-Proceß im Großen geht immer noch ausſchließlich innerhalb des Proteſtantismus vor ſich. Allerdings drücken die Elemente der Neuen Aera täglich quälender und unverſöhnlicher auf die ſymbolgläubigen Häuflein, und zahlen ihnen ihre Feindſchaft gegen die alte Kirche mit Wucherzinſen heim; aber bis jetzt ſind die harten

Herzen noch nicht erweicht, ja ſie ſcheinen faſt ſteinerner zu werden im eigenen Elend.

„Deſſen, worin wir einſtimmen, iſt mehr als deſſen, worin wir auseinandergehen, und das iſt ſchon ſehr viel heut zu Tage:" ſo hat eine katholiſche Celebrität an einen Freund aus dem Leo-Gerlachiſchen Kreiſe geſchrieben und das Diktum hat dort großen Eindruck gemacht. Sein Urheber ſcheint identiſch zu ſeyn mit dem Verfaſſer eines Briefs, welchen das Halle'ſche Volksblatt unter den nachträglichen Erörterungen des Erfurter Tages abdruckt und als geſchrieben von einer der erſten theologiſchen Autoritäten des katholiſchen Deutſchlands an einen bei der Sache bisher unbetheiligten lutheriſchen Jugendfreund bezeichnet. Der Sinn beider Mittheilungen aber findet ſich in den bekannten Vorträgen des Herrn Stiftspropſts von Döllinger wieder, wo er ſagt: „Von beiden Seiten werden immer mehr Zugeſtändniſſe gemacht, auch wir, wir katholiſchen Theologen haben nicht mehr den ſchroffen Standpunkt inne, der einer frühern Zeit angehört, auch wir machen Zugeſtändniſſe, erkennen an, daß die große religiöſe Bewegung des 16. Jahrhunderts ihre guten Wirkungen gehabt hat ꝛc."

Uns will dieſe Anſchauung nicht ganz zuſagen, inſoferne ſie auf eine mechaniſche Vermittlungs-Politik, auf eine ſo zu ſagen numeriſche Ausgleichung hinauszulaufen ſcheint. Nicht auf ein äußerliches Mehr oder Minder gemeinſamer oder aparter Dogmen kommt es an, ſondern ganz allein auf den Geiſt, der uns begegnet. Dem Geiſt der Reformation kann man gerechter Weiſe auch nicht einmal die guten Rückwirkungen zuerkennen, denn er hat ſie nicht gewollt, er wollte nur zerſtören, nicht beſſern. Iſt aber dieſer Geiſt wirklich ſeit drei Jahrhunderten ein weſentlich anderer geworden? das iſt die Frage. Wenn ja, dann iſt die Vermittlung an ihrem Platz; wenn aber nein, dann ſagt Hr. Hengſtenberg ganz wahr: daß ein

Zugeſtändniß gleicher Berechtigung und gegenſeitiger Anerkennung (in ecclesiasticis) den Katholiken unmöglich ſei.

Der Geiſt als ein Ganzes muß entſcheiden, jede vermittelnde Stückarbeit würde die letzte Verwirrung nur ärger machen als die erſte. Gott bewahre uns zu allermeiſt hier vor den Chemikalien der modernen Wiſſenſchaft! Bereits hat in dem oftgenannten Conferenz-Organ*) ein ſpekulativer Theologe, der ſich als Profeſſor eines biſchöflichen Seminars bezeichnet, an das „Concil zu Erfurt“ den Vorſchlag geknüpft: man müſſe endlich einmal aufhören, in der Entſtehung der proteſtantiſchen Kirche nur den Abfall von der katholiſchen Mutterkirche ſehen zu wollen, weil man anfangen müſſe, in ihr auch ein mitberechtigtes Princip des Chriſtenthums anzuerkennen, und zwar in dem doppelſeitigen Verſtändniß über die Perſon Jeſu Chriſti, wozu dann freilich das Schelling'ſche Schema ganz gut paßt: daß die wahre Kirche erſt dann entſtehe, wenn der katholiſche Petrus durch den proteſtantiſchen Paulus in die Endkirche des hl. Johannes eingehe. Ohne Zweifel ein prächtiges Thema für die nachträglichen Schuldebatten einer thatſächlichen Unionskirche; bis dahin aber gilt allein der Ausſpruch eines andern Katholiken in demſelben Blatte: daß die Kraft des Glaubens und daher die Fähigkeit zum Heil nach katholiſcher Lehre gar nicht an die Erkenntniß eines poſitiven Dogma's gebunden iſt, ſondern an eine geringe Uebung des Gehorſams.

Im Willen beruht der Geiſt, auf den es ankommt. Wer mit einzelnen Zugeſtändniſſen manipuliren oder markten wollte, würde nur den Willen beiderſeits entkräften und auch noch unſere Kirche ſelber in den Verdacht des Zwieſpalts bringen. Schon die bisherigen Vorgänge haben auch das ſonſt

*) Halle'ſches Volksblatt vom 20. April 1861.

ſo wohlmeinende Volksblatt zu dem Glauben verleitet, daß es in unſerer katholiſchen Kirche zwei ſehr verſchiedene Strömungen gebe, von welchen die eine, in Erfurt vertretene, vom deutſchen Genius getragen und zu Compromiſſen mit dem Proteſtantismus geneigt ſei, während die andere, zur Zeit noch herrſchende, aus der ſpeciſiſch-italieniſchen Ausbildung der Hierarchie entſtanden ſei und von den Proteſtanten bedingungsloſe Unterwerfung und Uebertritt verlange. Mögen die Herren ſich nicht verrechnen! Wenn es auch zwei oder mehr ſchulmäßig verſchiedene Richtungen bei uns gibt, ſo kann doch keine mit dem Geiſte ſich befreunden, welcher dem letzten großen Concil jede Obedienz verſagt hat. Iſt jedoch dieſer Geiſt geändert, dann wird es mit einer unirten deutſchen Kirche ſo wenig Noth haben, wie mit den unirten Kirchen der orientaliſchen Völker.

Das Werk von Erfurt aber — ſoll es inzwiſchen auf ſich beruhen? Keineswegs; ſeine Fortführung iſt vielmehr dringend zu wünſchen, aber eine Fortführung mit offenem Viſir und mit beiderſeits geklärten Stellungen. Perſönliche Annäherung, freundliche Beſprechung, allenfalls auch gewiſſe gemeinſchaftliche Verabredungen, kurz Verſammlungen im Sinne des Briefs der obengenannten katholiſchen Celebrität, ſind nach wie vor möglich, jetzt ſogar mehr als zuvor. Auch die Einwendung, daß ſolche Conferenzen ohne eigentlichen Inhalt zweck- und bedeutungslos wären, ſcheint uns nicht ins Gewicht zu fallen. Der Vortheil einer Gelegenheit, einander gegenſeitig kennen zu lernen, iſt nicht zu unterſchätzen. Wenn ein junger lutheriſcher Paſtor aus Anlaß der Erfurter Vorgänge klagt, daß man in und außer dem Hörſaal den Katholicismus gewöhnlich nur von ſeiner rauhen und abſtoßenden Seite kennen lerne,*) ſo drückt auch uns der Uebelſtand, daß nicht leicht

*) Halle'ſches Volksblatt vom 24. April 1861.

zwei Proteſtanten, die uns ſympathetiſch anzögen, auf Einem Fleck Erde beiſammen zu finden ſind.

Namentlich ſcheint ein Zuſammentreten ohne beſondern Zweck außer dem der geſellſchaftlichen Begegnung vor jeder Affigirung eines politiſch-ſocialen Bundes den Vorzug zu verdienen. Denn die letztere wäre entweder überhaupt fruchtlos oder aber, trotz alles Sträubens, doch nur ein Vorwand für tiefer gehende Abſichten, ſomit eine reiche Quelle des Mißtrauens und der Zerwürfniſſe. Aber auch ſchon an ſich wäre es bedenklich, die Erhaltung der bisherigen Weltordnung als ein ſpecifiſches Panier aufzupflanzen. Das „alte Regime", um den franzöſiſchen Ausdruck zu gebrauchen, hat ſich nun einmal überlebt und allenthalben ſelbſt aufgegeben; die Kirche wird zwar ſtets für Recht und Wahrheit eintreten, ohne aber den Donquixote ſpielen zu müſſen. Es hat eine Zeit der politiſchen Converſionen gegeben; dieſe Zeit iſt vorbei, und wir bedauern es nicht, daß ſie vorbei iſt. Auch ſie hat ihre ſehr edlen Früchte getragen, aber die andere Zeit, wo der Geiſt der chriſtlichen Kirche in ſeiner natürlichen Schönheit ohne die Zuthat der Staats-Crinoline erſcheint, wird nicht weniger fruchtbar ſeyn.

# XLVIII.

## Die Herzoge Franz IV. und Franz V. von Modena.

Die jüngſte Umwälzung in Italien hat bei allen ihren anwidernden und empörenden Erſcheinungen unter Anderem auch die im Ganzen ſehr erfreuliche Folge gehabt, daß eine Reihe von intereſſanten Dokumenten, die ſonſt noch für lange Zeit völlig verborgen geblieben wären, nach und nach an das Licht gezogen worden ſind. Auch da, wo ein bloßes Parteiintereſſe und der leidenſchaftliche Haß gegen geſtürzte Regierungen dieſe Publikationen inſpirirt und geleitet hat, läßt ſich noch immer vielfacher Gewinn aus denſelben ziehen, und nicht ſelten wird der von den Herausgebern beabſichtigte Effekt damit ſo wenig erreicht, daß vielmehr ein ganz entgegengeſetzter in mehr als einem Falle ſich ergibt.

In der feſten Ueberzeugung, daß Alles, was von „despotiſchen und antinationalen“ Regierungen ausgeht, ſchlechthin verabſcheuungswürdig ſeyn muß, ließ der geweſene Diktator Centralitaliens Dr. K. L. Farini, der an acht Monate in der Herzogsburg von Modena reſidirte, die Geſetze, Reſcripte und Briefſchaften der entthronten Herrſcherfamilie von 1814 bis 1859 zuerſt ſtückweiſe in ſeiner officiellen Zeitung, dann

vollſtändiger in einer zweibändigen Sammlung abdrucken, ganz wie daſſelbe auch in den päpſtlichen Legationen geſchah, die vom November 1859 bis März 1860 gleichfalls unter ſeinem Scepter ſtanden. Der erſte Theil dieſer jedenfalls ſehr lehrreichen Sammlung *) enthält Geſetze und Verordnungen der modeneſiſchen Herzoge, die eine Idee vom Geiſte ihrer Regierung, beſonders in politiſchen Dingen, geben ſollen; der zweite Erkenntniſſe über politiſche Verbrechen, beſonders von Standgerichten und Militärcommiſſionen ſeit 1822; der dritte Reſcripte und Handbillete der Herzoge in verſchiedenen Angelegenheiten. Der geweſene Arzt und große Staatsmann, damals noch auf der Höhe ſeines Glücks, in ſeiner Staatszeitung ſtets mit dem Prädikate l'eccelso Dittatore allerehrfurchtsvollſt genannt, noch ohne Ahnung des Mißgeſchicks, das ihn gleich ſo vielen anderen revolutionären Größen bald in Neapel ereilen ſollte, glaubte zur Befeſtigung der neuen Ordnung der Dinge nichts Beſſeres thun zu können, als der Welt die abſcheuliche Mißregierung der Prinzen von Habsburg-Eſte aus ihren eigenen Worten und Thaten in einer langen Reihe von Dokumenten vor Augen zu ſtellen, damit ſie von Europa verurtheilt und für alle Zeiten gebrandmarkt werden möge.

Ob aber das nun vollendete Werk ſelbſt den guten Abſichten der Herausgeber entſpricht, ob nicht vielmehr die Freunde der „Entthronten“ Urſache haben, mit einer Publikation ſehr zufrieden zu ſeyn, die an dieſen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens aufzeigt, von denen dem „erwählten König“ kaum eine einzige zur Seite ſteht, ob überhaupt die Sache Piemonts mit derartigen Enthüllungen viel gewonnen hat — das möchte immer noch beſcheidenen Bedenken unterworfen bleiben. Merkwürdig iſt auch, daß die neue Regierung ſo viele Aktenſtücke

*) Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena dal 1814 al 1859, pubblicati per ordine del Dittatore delle Province modenesi. Modena 1860. voll. 2.

mit Namen von Perſönlichkeiten veröffentlichen ließ, die von ihr zu den wichtigſten Staatsämtern und Würden erhoben wurden, obſchon (vielleicht wäre richtiger zu ſetzen: weil) ſie laut dieſen Dokumenten einſt ſchwer compromittirt und zu infamirenden Strafen verurtheilt waren. Wir glauben an der Hand der geſchichtlichen Thatſachen dieſe Schriftſtücke in Kürze beleuchten zu ſollen.

Das Herzogthum Modena, mit dem ſeit 1710 auch Mirandola vereinigt war, hatte 1814 nur 96 Quadratmeilen; nachdem 1829 Maſſa und Carrara, 1847 Guaſtalla und Theile der Lunigiana hinzugekommen waren, nicht ganz 120. Die Bevölkerung ſtieg auf 600,000 Seelen; ſie war höchſt verſchiedenartig und ſelbſt durch eigenthümliche Dialekte gekennzeichnet; ihren Wohlſtand dankte ſie in den fruchtbaren Gegenden der Viehzucht, dem Reichthum an Wein und Getreide, ſowie an Marmor. Die Regenten aus dem Hauſe Eſte herrſchten mild und gütig. Das kleine Land hat noch im vorigen Jahrhundert ſehr viel für Künſte und Wiſſenſchaften geleiſtet; Namen wie Picus von Mirandola, Sigonio, Muratori, Nobili, Taſſoni ſind in ſeiner Gelehrtengeſchichte verzeichnet; Franz III. von Eſte (ſeit 1737) vergrößerte die Univerſität von Modena und gründete viele herrliche Anſtalten. In Vorausſicht des Erlöſchens der Dynaſtie ließ ſich Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, Gemahl der Maria Beatrix, des letzten Sprößlings jenes Hauſes, auf Grundlage des Vertrags von 1753 von ſeinem Bruder Joſeph II. im J. 1771 die Eventualbelehnung mit dem Herzogthum als Reichslehen ertheilen; das Land ward ſo an das Geſchlecht von Habsburg-Lothringen gekettet, ſollte aber nie mit dem Kaiſerſtaate vereinigt werden.

Als nach dem Sturze Napoleons, der ſeit dem Oktober 1796 ſich des Landes bemächtigt hatte, der Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Maria Beatrix von Eſte die Regierung antrat, fand er das Herzogthum erſchöpft und tief-

zerrüttet. Es gelang der unermüdlichen Thätigkeit des geiſtreichen Franz IV., das Land raſch zu heben und Ordnung in die Finanzen zu bringen. Er ließ neue Straßen anlegen, verſchönerte die Städte und öffentlichen Gebäude, reſtaurirte viele Kirchen, wie San Francesco und San Vincenzo in Modena, ſorgte für beſſere Waldcultur und errichtete bürgerliche und militäriſche Lehranſtalten, aus welchen letzteren mehrere nachher in ſardiniſchen Dienſten bekannt gewordene Offiziere hervorgingen. Ebenſo gründete er Waiſenhäuſer, Taubſtummenanſtalten, Spitäler und verſchiedene wohlthätige Inſtitute. Seine Freigebigkeit gegen Nothleidende bewährte ſich glänzend, aber ſie ſchützte ihn nicht vor dem oftmals erhobenen Vorwurf der Geldgier, den man aus ſeinen zum Theil lukrativen Unternehmungen, die für das Land anregend wirken ſollten, zu begründen eifrig bemüht war. Der Herzog nahm ſich der niederen Volksklaſſen mit großer Vorliebe perſönlich an, entſchädigte die durch die Revolution ihrer Habe beraubten Familien wahrhaft fürſtlich, organiſirte in zweckmäßiger Weiſe eine Bürgerwehr, und brachte durch Werbung im Lande ſelbſt mittelſt Handgeld und Exemtion der Familie des Soldaten von der Perſonalſteuer ein einheimiſches kleines, aber wohl geübtes Heer zuſammen, das in Friedenszeiten nur 3400 Mann (früher ſogar nur 1860) zählen ſollte. Für ein kleines Land, wie das Herzogthum Modena, waren die Schöpfungen des Erzherzogs Franz wahrhaft großartig *).

Vor Allem aber lag dem Herzog die Religion am Herzen; der Kirche war er treu ergeben und ihr ſollten ſeine Modeneſen ergeben ſeyn. Er wußte, daß ſie am beſten die von der Revolution geſchlagenen Wunden heilen könne, und in

*) Vgl. Memorie storiche intorno la vila dell' Arciduca Francesco IV. d'Austria compilate da Cesare Galvani, sacerdote Modenese. Modena 1854.

dieſer Abſicht lieh er auch den geiſtlichen Orden beiderlei Geſchlechtes wirkſamen Schutz. Den Jeſuiten, die er in vielen Fällen erprobt, vertraute er mehrere Erziehungsanſtalten an und erwies ihnen ſtets beſondere Gunſt. Natürlich wäre das ſchon für ſich hinreichend geweſen, ihm den Haß der Liberalen in ganz Italien zuzuziehen. Ein unter den Papieren des Herzogs vorgefundenes Schreiben des verſtorbenen Jeſuitengenerals P. Roothan vom 25. Sept. 1841, worin dieſer dem Fürſten für mehrere dem Orden gewährte Gunſtbezeugungen dankt und den Wunſch ausſpricht, daß dieſer ſtets ſeinen frommen Abſichten entſprechen möge, ſcheint jetzt zu einer der ſchwerſten Anklagen dienen zu müſſen; unter „frommen Abſichten“, welche Jeſuiten preiſen, können ja die Wortführer der modernen Cultur nur die ſchändlichſten und niederträchtigſten Anſchläge verſtehen, die jeden Gutgeſinnten mit Schauder und Abſcheu erfüllen müſſen.

Aber der Haß der Liberalen hatte noch einen anderen, tiefer gehenden Grund. Franz IV. erkannte mit ſo vielen anderen intelligenten Männern den Krebsſchaden Italiens in den geheimen Geſellſchaften. Seine Edikte vom 20. September 1820 und vom 1. März 1824 ſprechen das beſtimmt aus und zeigen uns, daß der Fürſt ſehr gut über Organiſation, Zwecke und Mittel dieſer Sekten unterrichtet war und das immenſe Unglück vorausſah, das ſie noch über Italien bringen würden. Heute rühmt ſich die revolutionäre Preſſe in Italien offen der aus unſcheinbaren Anfängen gewonnenen Reſultate, die Geheimbünde aber rächten ſich an dem ihnen unbequemen Fürſten durch Verläumdungen jeder Art, durch fortwährende Conſpirationen mit dem Ausland, ja durch zahlloſe Attentate auf ſein Leben, die nothwendig ſeine Strenge herausforderten. Jung-Italien haßte ihn wie ſeinen Todfeind und ſeine Literaten haben die Tyrannei des „modeneſiſchen Tiberius“ allen ihren liberalen Collegen im Auslande im Lichte einer unläugbaren Thatſache darzuſtellen gewußt.

Nicht wenig wurde Franz IV. auch dadurch verhaßt, daß er im Bunde mit dem Fürſten Metternich den Prinzen Karl Albert von der Thronfolge in Piemont auszuſchließen ſuchte, weßhalb man glaubte, er habe als Schwiegerſohn des Königs Viktor Emmanuel I., der am 12. März 1821 die Krone niederlegte, nach dem Tode des kinderloſen Karl Felix das Königreich an ſich zu bringen geſucht. Allein wenn wir den ſcharf ausgeprägten Charakter des Herzogs Franz genau ins Auge faſſen und ſeine Schritte in ihrem Zuſammenhang verfolgen, ſo wird es im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß nicht zunächſt Vergrößerungsſucht es war, was ihn gegen Karl Albert animirte, ſondern die feſtgewurzelte, mit Metternich getheilte Ueberzeugung, daß dieſer Prinz, der als Angehöriger der Geheimbünde galt und von den Freimaurern als einer der Ihrigen betrachtet wurde, wenigſtens mit vielen erklärten Revolutionären eine enge Verbindung unterhielt, wenn er je zum Throne gelange, das ſchwerſte Unglück über Italien bringen, Ordnung und Legitimität auf das äußerſte bedrohen werde. Schon die Antecedentien des Prinzen von Carignan, deſſen Vater unter der franzöſiſchen Herrſchaft nicht dem königlichen Hauſe nach der Inſel Sardinien gefolgt, ſondern in die Nationalgarde der Republik eingetreten war, deſſen Mutter, wie man ſagte, einſt um den Freiheitsbaum getanzt, der ſelbſt in franzöſiſchen Militärſchulen ſeine Erziehung erhalten, ſehr oft eine dem ſtrengen monarchiſchen Princip nicht zuſagende Haltung zu Schau getragen und bei dem Aufſtande von 1821 eine zweideutige Rolle geſpielt hatte, trugen viel zu der Antipathie des klugen Herzogs gegen denſelben bei. Seine Gemahlin, eine ſardiniſche Prinzeſſin, urtheilte höchſt ungünſtig über dieſen Prinzen und die an den Hof von Modena gelangten Berichte ſtellten ihn, allerdings mit großer Uebertreibung, als einen zweiten Philipp Egalité dar. Zu der gründlichen Abneigung gegen alles revolutionäre Weſen kam noch der Umſtand, daß Franz IV. in dem von Frankreich und ſpäter auch von Rußland protegirten

Prinzen einen nicht ungefährlichen Gegner Oeſterreichs erblickte, — eine Beſorgniß, die er mit dem Fürſten Metternich laut den von Gualterio veröffentlichten Depeſchen des franzöſiſchen Geſandten in Florenz Hrn. von Maiſonfort aus dem Jahre 1821 und der Biographie des Marſchalls de la Tour (1822 Miniſter des Aeußern in Turin) lange Zeit getheilt, und welche in den letzten Regierungsjahren des 1831 zum Thron gelangten Karl Albert nur zu ſehr gerechtfertigt wurden. Franz IV. glaubte in einem höheren Intereſſe zu handeln, als dem des bloßen Ehrgeizes, wenn er der Thronbeſteigung Karl Alberts Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchte; das was ſeinem Vortheil entſprach, erſchien ihm hier zugleich als durch die wichtigſten Rückſichten geboten; er konnte hierin irren und fehlgreifen, aber ein reiner Egoiſt war er nie. Je mehr jedoch ſeine Bemühungen das von der Umſturzpartei gewünſchte Ziel in die Ferne zu rücken und den öſterreichiſchen Einfluß in Italien zu vermehren ſchienen, deſto mehr wurden ſie als das Produkt der reinen Vergrößerungspolitik denuncirt.

Sein Sohn und Nachfolger Franz V., geboren 1819, ſeit 1842 mit Prinzeſſin Adelgunde von Bayern vermählt, ſah nur zu ſehr die bitteren Erfahrungen ſeines geiſtvollen und thatkräftigen Vaters, dem er am 21. Januar 1846 in der Regierung folgte, durch die Ereigniſſe beſtätigt; er hatte reichliche Gelegenheit, deſſen Urtheile an den Thatſachen zu erproben und ſein Urtheil über die italieniſchen Liberalen konnte nicht milder ausfallen, als das des Vaters, an deſſen Politik er im Ganzen feſthielt. Er ſprach nur die Erfahrung ſeines ganzen Lebens aus, wenn er ſchrieb: „Auch die nützlichſte und unſchuldigſte Sache wird in den Händen der Liberalen eine Waffe zu ihren Zwecken, da ſie in Alles ihre Grundſätze einzuſtreuen und überall ihr Gift einzuträufeln verſtehen.“ Wir wollen nicht läugnen, daß eine ſolche Ueberzeugung bisweilen Einſeitigkeiten und ſelbſt Ungerechtigkeiten herbeiführen kann; aber gerechtfertigt war ſie im Allgemeinen durch die Erlebniſſe

des Erbprinzen und des Regenten, und zudem war Franz V. von unnöthiger Strenge frei und nur tiefes Pflichtgefühl war es, was ihn zu energiſchen Repreſſionsmaßregeln trieb. Er ſah vor ſich ein glückliches und zufriedenes Volk, beſtändig haranguirt von frechen und unverbeſſerlichen Verſchwörern, den Feinden der Religion wie aller bürgerlichen Ordnung; er ſtützte ſich gleich ſeinem Vater auf das Landvolk, den Klerus und das kleine, aber treue Heer und ſuchte wie dieſer durch alle in ſeiner landesfürſtlichen Macht liegenden geeigneten Mittel richtigeren Grundſätzen unter den gebildeten Claſſen, unter Adel und Bourgeoiſie Eingang zu verſchaffen. Man ſieht aus der von ſeinen Feinden veröffentlichten Correſpondenz, wie ſorgfältig und gewiſſenhaft der Herzog Alles prüfte, wie liebevoll und wohlthätig er bei Unglücksfällen ſeiner Unterthanen war, wie er Jedem ungehinderten Zutritt verſtattete (jeden Donnerſtag gab er öffentliche Audienz), wie er raſch vorhandene Mißſtände erkannte und Mittel zur Abwehr anwandte, unbekümmert um die Art und Weiſe, wie ſeine hartnäckigen Gegner auch ſeine edelſten Beſtrebungen ausbeuten und mißdeuten würden.

Man hat den Herzog als Feind der Wiſſenſchaft dargeſtellt, weil er in einem Handbillet an den Miniſter des Innern vom 9. Dezember 1853 es als ein gutes Zeichen anſah, daß die Zahl der Studenten an der Univerſität ſich verminderе, überzeugt, daß die „Unzahl von Studenten und Doktoren“ nur Nachtheil bringe, und Aehnliches noch in Briefen vom 15. Mai und 23. Auguſt 1858, ſowie betreffs der Advokaten in einem Schreiben vom 17. September 1858 wiederholte. Allein wer die Maſſe von unbeſchäftigten Aerzten und Advokaten in Italien kennt, wer das ſüdliche Schriftſtellerproletariat und die in den Cafés debütirenden Halbſtudirten nur einigermaßen beobachtet hat, deren Stellenhaſcherei in den zwei letzten Jahren eine wahre Landplage geworden iſt, der wird dem geſunden Sinn und der richtigen Einſicht des Her-

zogs ſeine Anerkennung nicht verſagen können. Daß wahre Wiſſenſchaft von dieſen Leuten nicht gepflegt wird, iſt ebenſo gewiß, als daß dieſelbe, wo ſie wirklich vorhanden war, bei der modeneſiſchen Regierung kein Hinderniß, ſondern vielmehr alle Unterſtützung fand, wie die Namen Cavedoni, Parenti, Sorio, Veratti beweiſen. Auch die kleine Univerſität Modena hatte einen geachteten Namen und die Academia italiana dei quaranta erfreute ſich in weiten Kreiſen eines glänzenden Rufes. Die reichen Sammlungen von Münzen, Medaillen und Gemälden, die Privatbeſitz der Herzoge waren, konnten von Gelehrten und Künſtlern ohne Anſtand benützt werden, und viele namhaften Leiſtungen danken der fürſtlichen Municenz Entſtehen und Fortgang.

Nicht minder als die angeführten Aeußerungen über Doktoren und Advokaten, welche der in Italien herrſchenden Partei als Capitalverbrechen erſcheinen mußten, haben gewiſſe Expektorationen des Erzherzogs in den Schreiben an den Juſtizminiſter vom 25. und 31. Juli 1857 die lebhafteſte Indignation erregt und dem hohen Verfaſſer den Namen eines alle geordnete Rechtspflege aufhebenden Wütherichs zugezogen. Hier beklagt Franz V. die Zunahme der Verbrechen und die zu große Milde der Richter gegen die ſchwerſten Miſſethäter, wie namentlich gegen einen Vatermörder, und verlangt Vorſchläge zur Abänderung des Strafcodex. Der Herzog, der nur zu oft auch Richter aus Furcht vor der Rache der Sekten oder aus anderen unedlen Motiven ihrer Pflicht untreu werden ſah, überwachte ſelber den Gang der Gerichte nach den Principien der alten Schule, welche die Juſtiz vom Souverain ausgehen läßt; er ordnete Reviſion der Proceſſe an, die nicht gründlich genug geführt ſchienen, und ließ den wegen Abgang der Zurechnungsfähigkeit bei eingetretener Geiſtesſtörung vom vorſätzlichen Mord Freigeſprochenen in das Irrenhaus ſperren, damit er nicht in einem neuen Wuthanfall noch weitere Mordthaten verüben könne, wie es jener Vatermord geweſen war.

Strenge Juſtiz war in einem Lande nöthig, das von der Revolution beſtändig bedroht war. Franz IV. hatte in Folge des Häufigerwerdens des Straßenraubs den Galgen wieder eingeführt, der ſonſt ſo ziemlich in Italien, auch im Kirchenſtaate abgeſchafft war; Sardinien aber hatte ihn beibehalten und konnte mit ihm und noch mehr barbariſchen Strafarten 1860 die annexirten Provinzen heimſuchen, ohne daß die „Patrioten" daran das Aergerniß nahmen, das ihnen die Maßregel des Herzogs Franz IV. erregte. Daß ferner die Herzoge von Modena von den Mitgliedern des Richterſtandes und von allen Beamten tadelloſen Wandel und religiöſe Geſinnung verlangten, daß ſie die Beſtätigung von Gemeindebeamten verweigerten, die notoriſch die Irreligioſität zur Schau trugen, daß ſie ſich verpflichtet glaubten, die Gerechtigkeitspflege ſelbſt zu überwachen, ohne den regelmäßigen Proceßgang zu hindern, das Alles mochte ihren unverſöhnlichen Gegnern als abſurd und tyranniſch erſcheinen, wurde aber unter den beſtehenden Verhältniſſen von der beſſeren Mehrzahl des Volkes als weiſe Fürſorge begrüßt.

Aber ein faſt noch größeres Verbrechen hat Franz V. dadurch begangen, daß er ſich äußerſt reſpektwidrig über den Erwählten Frankreichs, den Befreier Italiens, den Alliirten Victor Emmanuels auszudrücken pflegte. Schon im Auguſt 1859 veröffentlichte die officielle Gazzetta di Modena einige Briefe des Erzherzogs an ſeinen Miniſter des Aeußern Forni, deren Originale nach Paris geſandt worden ſeyn ſollen, wo ſie die größte Senſation erregten.*). In dem Schreiben vom 9. September 1855 findet der Herzog in einer neuangekommenen Depeſche den „guten Willen Piemonts" ausgeſprochen, „von ſich reden zu machen und uns auf das Trockene zu ſetzen,

*) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 8. September 1859. Mehrere dieſer Briefe ſtehen in demſelben Blatt 2., 3. und 5. Sept. deſſ. J.

oder uns den Garaus zu machen, wobei freilich der theuere Napoleon, der Abgott Europa's, ſeinem Schützling unter die Arme greift." Er tadelt, daß der Moniteurartikel über die Reiſe des Erzherzogs Ferdinand Max nach Frankreich und deſſen Toaſt auf Napoleon III. Aufnahme in dem officiellen Blatt von Modena gefunden und hält es für höchſt ungeeignet, daß daſſelbe die napoleoniſchen Gloiren abſpiegele, da es Organ einer Regierung ſei, „die Napoleon nicht anerkannt, der einzigen, die von dieſem Räuber nichts wiſſen will." Die ſtarken Ausdrücke „napoleoniſche Baracke," „der ſogenannte Kaiſer," ſowie die Aeußerung in dem Briefe vom 11. September 1855, bei Erwähnung der franzöſiſchen Erfolge in der Krim: „In dieſer Welt, aber auch nur in dieſer Welt allein triumphiren gewöhnlich die Schurken," mußten allerdings in Paris ſehr verletzen, und obſchon in der „Wiener Zeitung" (5. Sept. 1859) auf den verdächtigen Urſprung dieſer Aechtes und Unächtes vermengenden Dokumentenſammlung hingewieſen ward, ſo wurde doch die Authentie der Schreiben, nachdem ſie (am 10. Sept.) von dem geweſenen Sekretär des Herzogs, dem Vorſtande des geheimen Archivs und dem früheren Generalſekretär des auswärtigen Miniſteriums vor einem Notar anerkannt worden, nirgends mehr bezweifelt, am wenigſten im Auftrag des Herzogs ſelbſt desavouirt. Wollte auch die Revolutionsregierung mit dieſer Veröffentlichung die Ausführung der Stipulationen von Villafranca erſchweren und die Tuilerien gegen den Herzog einnehmen, ſo hat ſie damit demſelben doch keinen Schaden zufügen können, da er nie von Napoleon III. eine Beihülfe zur Reſtauration erwartete, und auch ohne die Briefe in Paris ſehr wohl bekannt war, was der legitime Sproſſe von Habsburg-Eſte, der Sohn des ſtrengen Franz IV., der Schwager zweier bourboniſchen Prinzen*) von

*) Die älteſte Schweſter des Herzogs, Thereſe, vermählte ſich am 7. Nov. 1846 mit dem Grafen von Chambord.

dem Bonapartismus hielt. In nicht bonapartiſtiſchen Kreiſen gereichten ihm jene Briefe nur zur Ehre. In einer Zeit, in der dem triumphirenden zweiten Dezember reichliche Huldigungen von faſt allen, ſelbſt von den mächtigſten Souverainen zu Theil wurden, hielt ſich der kleine Herzog von Modena von ihm ſtrenge zurück; ihn blendete nicht der beiſpielloſe Erfolg und obſchon er trübe Tage vorherſah, wurde er nicht im mindeſten wankend. „Ich glaube," ſagt er in dem zuletzt angeführten Briefe von 1855, „daß die Weſtlichen auf der Höhe ihres Ruhmes angelangt ſind. Vorläufig werden wir eine revolutionäre Exaltation und eine Verdoppelung der Frechheit von Seite der Weſtlichen ſehen. Oeſterreich iſt in einer Sackgaſſe, und das iſt das Schlimmſte für uns."

Scharfblickender als die meiſten anderen Regenten Europa's zeigte Herzog Franz, obſchon öſterreichiſcher Prinz und durch die Verträge wie durch die aus den Verhältniſſen ſelbſt hervorgehende Nothwendigkeit an den Wiener Hof gebunden, doch eine ſelbſtſtändige politiſche Anſchauung, die nicht immer die der kaiſerlichen Miniſter war. Wie ſein Vater war er großer politiſcher Gedanken fähig und ſchmerzlich fühlte er das Mißverhältniß zwiſchen ſeinem geiſtigen und ſeinem phyſiſchen Können, zwiſchen ſeiner Thatkraft und den äußeren Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden. Gegen Piemont war er allenthalben auf ſeiner Hut, gegen die Intriguen ſeiner Diplomaten wußte er ſich zu ſchützen; aber gegen ſeine und ſeines Alliirten Militärmacht, ſowie gegen den Gang der Ereigniſſe waren ſeine Streitkräfte und ſeine Hülfsmittel zu gering. Zudem übten auf Maſſa und Carrara die Mazziniſten und Cavourianer, die von der nahen ſardiniſchen Grenze bei Sarzana öfters in das Land fielen, einen ſchwer zu bewältigenden Einfluß; auch das gegen die Hauptſtadt rivaliſirende Reggio nahm viele revolutionäre Elemente auf und der unruhige und wankelmüthige Pöbel der Städte bereitete, ſobald die ſtrenge Zucht nachließ, die vielfältigſten Schwierigkeiten. Alle Revolutionen

im Lande zeigten faſt dieſelben Erſcheinungen auf und nahmen ſtets einen gleichförmigen Verlauf. Seit der franzöſiſchen Occupation hatte ſich in einigen Familien der Geiſt der Revolution eingebürgert; die Verbannten kehrten bei jeder neuen Erhebung mit fremden Geſinnungsgenoſſen in das Land zurück, um von neuem ihr Werk zu beginnen. Hätten die abſolutiſtiſchen Fürſten Italiens gegen die Conſpiratoren dieſſelbe Verfahren eingehalten, das heute das conſtitutionelle Sardinien gegen die Reaktionäre verfolgt, hätten ſie in gleicher Weiſe ſtatt des Exils Hinrichtungen verhängt und wären ſie mit Begnadigungen ſparſamer geweſen, ſo würde die jetzige gewaltſame Unification und die Vergrößerung Piemonts nicht die Fortſchritte gemacht haben, die ſie trotz der bedeutendſten Hinderniſſe bis jetzt zu erreichen im Stande war.

Die Erhebung von 1821 war für Modena von geringer Bedeutung geweſen und von den bei der Empörung in Neapel und Piemont compromittirten 47 Individuen wurde nur ein Geiſtlicher, der die Jugend verführt hatte, am Leben geſtraft. Die Rache der Sekten machte ſich aber dennoch 1822 durch den Meuchelmord des Polizeidirektors in Modena Luft. Gefährlicher wurden die Aufſtände nach der Juliusrevolution. Am 5. Februar 1831 verließ Franz IV. Modena, nachdem die Romagna in vollem Aufſtand begriffen und franzöſiſcher Beiſtand für die Rebellen, obſchon fälſchlich, angekündigt war; es gebrach ihm an genügend befeſtigten Plätzen. Dem Herzog folgten ſeine Truppen vollſtändig in das öſterreichiſche Gebiet, während in Modena eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt ward. Schon am 2. März konnte er, durch Oeſterreicher verſtärkt, in ſein Land zurückkehren und am 9. in ſeine Hauptſtadt wieder einziehen. Wie die kleine Armee war das geſammte Landvolk ihm treu geblieben; die Juden, die beſonders den Aufſtand begünſtigt, wurden zu Gunſten des Landvolks mit ſchweren Geldſtrafen belegt; die Bergbewohner, die ein Schützencorps für ihren legitimen Herrſcher gebildet, von

der Kopfſteuer befreit. Eine Amneſtie wurde auch hier ertheilt und nur die Anſtifter der Rebellion ſtrenge beſtraft. Schon am 29. März 1832 ward ein neues Attentat auf das Leben des Herzogs angezettelt, das zu dem viel verläſterten Edikt vom 18. April führte. Die Ruhe war aber vollkommen wieder hergeſtellt; nur in Reggio blieb noch längere Zeit ein öſterreichiſches Bataillon.

Die drohenden Stürme beim Beginn ſeiner Regierung vorausſehend, ſchloß Franz V. im December 1847 die berühmte Defenſiv-Allianz mit Oeſterreich, die ihm in den zwei nächſtfolgenden Jahren allerdings die erwarteten Früchte trug, aber auch die Spannung mit Sardinien beträchtlich erhöhte. Bei der Nachricht von der Erhebung Mailands und dem Anrücken der feindlichen Schaaren war Modena nicht mehr zu halten; Franz V. zog am 20. März 1848 gegen Mantua. Bereits im April ließen die Piemonteſen für Vereinigung mit ihrem Lande abſtimmen. Aber noch hatte man den Unions-Gedanken nicht gehörig formulirt und die Gemüther waren zu wenig darauf vorbereitet; daher regte ſich jetzt in Modena und Reggio die conſervative Partei zu Gunſten des legitimen Herrſchers, und nach den Berichten des engliſchen Geſchäftsträgers in Florenz vom 24. Juni 1848 ſchloß ſich ihr ſogar ein großer Theil der Republikaner an, während das Landvolk ſeine alte Treue bewies. Immer mehr ſtellte ſich heraus, was der Herzog in ſeiner Proklamation d. d. Mantua 8. Auguſt betonte: „Eine unruhige Minorität diente den ehrgeizigen Abſichten einer benachbarten Regierung, und nahm Theil an der Zerſtörung eines unabhängigen Staates“. Als am 7. Auguſt Fürſt Liechtenſtein in das Land einzog, begrüßte ihn allenthalben lauter Jubelruf für Franz V. Am 10. Auguſt kam der Herzog ſelbſt in ſeine Reſidenz, und am 29. dankte er in einem Manifeſte ſeinen Truppen und dem biederen Landvolk.

In Farini's Sammlung von compromittirenden Dokumenten haben ſich mehrere Zuſchriften von Bauern an den Herzog verirrt, die ihn der treueſten Anhänglichkeit verſichern und den feſten Willen ausſprechen, in der Treue auszuharren; ein Landmann erklärt treuherzig, er könne dem geliebten Fürſten „45 gute Stangen" gegen die Wühler zur Verfügung ſtellen. Um ſo wilder loderte der Haß bei den Verſchwörern fort, denen die vom Herzog ertheilte Amneſtie nicht ausgedehnt genug war, und ein neues Attentat auf ſein Leben hinderte den beſonnenen Fürſten, die in dem Erlaß vom 8. Auguſt angekündigten freieren Inſtitutionen in Wirklichkeit treten zu laſſen. Ganz daſſelbe wiederholte ſich, als Karl Albert im März 1849 den Krieg erneuert hatte; nach der Schlacht von Novara kam Franz V. wieder in ſein Land zurück; wieder waren ſeine Soldaten und ſeine Bauern treu; wieder wurde das Gift der Verläumdung und der Dolch des Meuchlers in Bereitſchaft geſetzt. Dennoch geſchah für die innere Verwaltung des Landes ſehr viel. Die Staatseinkünfte waren ohne neue Belaſtung der Unterthanen um zwei Millionen Lire vermehrt und der Haushalt genau geregelt. Im Jahre 1857 betrugen die Einnahmen 11,036,793 Lire, die Ausgaben 10,914,620 L., ſohin ergab ſich ein Ueberſchuß von 122,173 L. Etwa drei Millionen brachten die Kammergüter und andere Einnahmen, die der Bevölkerung nicht zur Laſt fielen, ſo daß dieſe nur acht Millionen contribuirte und auf den Kopf die ſehr geringe Steuerlaſt von 13¾ L. traf *). Modena wurde 1855 von den öſterreichiſchen Truppen geräumt; die literariſche Thätigkeit nahm einen neuen Aufſchwung; der Erzbiſchof von Modena und die vier Biſchöfe

*) S. die Schrift: Cenni amministrativi sullo stato Estense. Bolzano, Eberle 1860.

(von Reggio, Carpi, Guaſtalla und Maſſa Ducale) waren eifrig und thätig, Pius IX. erhielt 1857 bei ſeinem Beſuche in Modena die glänzendſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit an die Kirche und an den heiligen Stuhl.

Mit den erſten Zuckungen des Unabhängigkeitskampfes von 1859 ward es auch an der ſardiniſchen Grenze Modenas bei Maſſa und Carrara lebendiger; hier hatte Piemont längſt alle Vorbereitungen getroffen. Franz V. concentrirte im April ſeine Streitkräfte bei Fivizzano, und ernannte den Grafen Ferdinand Monzoni zum außerordentlichen Commiſſär für jene bedrohten Gemeinden; aber dieſer konnte nicht mehr dorthin gelangen. Schon am 28. April hatten Advokat Giuſti in Maſſa und Brizzolari in Carrara die Regierung in der Eigenſchaft von ſardiniſchen Commiſſären übernommen, und waren durch ſtarke Detachements piemonteſiſcher Carabinieri gedeckt. Am 29. beſetzten bewaffnete, aus Sardinien eingedrungene Banden das ſüdweſtlich von Fivizzano gelegene Fosdinovo, flohen aber ſchon am folgenden Tage vor den eſtenſiſchen Truppen. Indeſſen drangen immer neue Banden aus Sardinien und Toskana ein, und ſo war das kleine herzogliche Heer von zwei Seiten bedroht. Deßhalb erbat ſich Franz V. ein öſterreichiſches Hülfscorps, und ließ am 30. April ſeine Gemahlin nach Mantua abreiſen. Am 8. Mai erklärte die Gazzetta Piemontese, Sardinien ſei mit dem Herzoge von Modena in Krieg, weil dieſer den Oeſterreichern den Durchzug durch ſein Gebiet geſtattet und ſich feindſelig gegen das Königreich benommen habe; zehn Tage ſpäter ernannte die Regierung in Turin den Advokaten Campi zum Gouverneur von Maſſa und Carrara und ſchaltete hier wie in einer ihr zugehörigen Provinz. Vergebens hatten die Modeneſen am 12. Mai vierhundert Freiſchärler von Fosdinovo zurückgeſchlagen; der Herzog, der am 14. gegen das völker-

rechtswidrige Gebahren Sardiniens proteſtirt, ſah ſich ſchon am 22. Mai genöthigt, ſeine Truppen von Fivizzano zurückzuziehen und ſpäter, als auch das Corps des Prinzen Napoleon heranrückte, von Brescello, einem Brückenkopf über den Po, dieſelben nach Mantua kommen zu laſſen. Am 11. Juni erklärte Franz V. in einem Edikte dieſen Entſchluß und ſetzte eine Regierungscommiſſion ein, beſtehend aus dem Miniſter des Innern Grafen Giacobazzi, dem Grafen Galvani, dem Grafen Gandini und den Doktoren Coppi und Borſari. Aber eben als die Truppen das Land verlaſſen (13. Juni), ward die Diktatur Viktor Emmanuels proklamirt, und der alte Revolutionär Farini trat an die Spitze der Regierung, die denn auch am 20. Auguſt die Thronentſetzung des Erzherzogs durch die von ihr geſchaffene Nationalverſammlung dekretiren ließ. Alsbald begann der Feldzug gegen alle Conſervativen, und namentlich gegen die Kirche, die energiſch in dem Proteſte der fünf Biſchöfe vom 25. Oktober 1859 gegen die ſchweren Rechtsverletzungen ſich erhob. Auch jetzt traten die Bauern für Franz V. auf; im Auguſt kämpften an fünfhundert derſelben bei San Benedetto gegen die toskaniſchen Soldaten; ſelbſt in der Provinz Maſſa wagten ſie am 4. Oktober eine Erhebung; zu wiederholtenmalen ſuchten bewaffnete Schaaren mit dem Rufe: „Es lebe Franz V.“! in Modena einzudringen. Die Anweſenheit der franzöſiſchen Truppen in der Lombardei erlaubte den Piemonteſen, nach dem Friedensſchluſſe die Herzogthümer und die Romagna feſt in ihren Klauen zu halten; General Fanti dirigirte von Modena aus die revolutionäre Miliz und eine Anzahl hervorragender Conſervativen ward in die Gefängniſſe gebracht. Die Zufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge war faſt nur bei den mit Aemtern bedachten Verſchwörern zu finden*). Bei der Ankunft Viktor

*) Vgl. Gazette de Lyon 7. Dec. Allg. Zeitung 23. Dec. 1859. Beil.

Emmanuels in Modena (4. Mai 1860) waren die von der Stadtbehörde veranſtalteten Feſtlichkeiten ſehr gering und den „Erwählten“ begleitete allenthalben ein furchtbares Geheul, das aus den Jubelrufen der Einen und dem Ziſchen der Anderen gemiſcht war. Wie die revolutionäre Regierung ſich erdreiſtete, den Herzog vor Gericht zu laden, weil er die in ſeinem Privatbeſitz befindlichen Gemälde und Münzen, ſowie eine für ſeine Truppen beſtimmte Geldſumme mit ſich fortgenommen, ſo forderte ſie auch die unter General Saccozzi im öſterreichiſchen Italien ſtehende Mannſchaft (3500 M.) peremtoriſch zur Rückkehr in die Heimath auf. Aber die Soldaten des Herzogs wieſen mit Entrüſtung dieſes Anſinnen von ſich, und harrten ſtandhaft trotz aller Verlockungen aus, weßhalb auch der heilige Vater durch ein Breve vom 18. April v. Js. ihre Treue väterlich belobte. Ja in Baſſano ſchloßen ſich ihnen fortwährend noch andere Modeneſen an, und zahlreiche Deputationen haben auch noch 1861 die Anhänglichkeit der beſſeren Einwohner an ihren angeſtammten Herrſcher an den Tag gelegt. Seine Proteſte aus Villafranca (22. Juni 1859) und aus Wien (22. März 1860) wurden im Lande verbreitet und bisweilen fanden ſie die neuen Gewalthaber zu ihrem Aerger an öffentlichen Plätzen angeſchlagen und mit Blumenkränzen dekorirt.

Fürſten, welche ein unverdorbenes Landvolk, eine auserleſene Miliz, die Geiſtlichkeit und den nicht im Conſpiriren herangereiſten Theil des Adels und der Bürgerſchaft auf ihrer Seite haben, deren Feinde zugleich die Feinde der Religion und die Feinde jeder ruhigen Entwicklung ſind, deren Herrſcherberuf aus allen ihren Akten hervorleuchtet — ſolche Fürſten haben das Urtheil der Nachwelt nicht zu fürchten, wenn auch ihre menſchlichen Unvollkommenheiten und Schwächen mit ſkrupulöſer Genauigkeit von ihren Gegnern aufgezählt und

regiſtrirt werden. Allerdings weiß unſere Zeit Regententugenden alten Styls nicht mehr zu ſchätzen; ſie hat mit dem Königthum von Gottes Gnaden faſt völlig aufgeräumt, und die Könige mehr und mehr ihres erhabenen Charakters entkleidet, ja ſie bloß zu Figuranten zu degradiren geſucht, die auf dem Throne ſitzen, ohne zu regieren; ſie will keine Entſchuldigung mehr gelten laſſen, wenn der Souverain eines kleinen Landes in den ſchwierigſten Situationen ſtrenge Maßregeln ergreift, welche die mächtigſten Monarchen und Staatsmänner unter geringeren Schwierigkeiten mit noch größerer Härte ergriffen. Eine noch ſo abſolutiſtiſche Kabinetsordre Friedrichs des „Großen" findet Vertheidiger, Bewunderer, ſelbſt Anbeter; aber das väterliche Regiment katholiſcher Fürſten, die zudem nicht von Mißtrauen gegen den römiſchen Stuhl erfüllt und nicht zur Unterdrückung der Kirche geneigt waren, darf keine Gnade finden; ſie ſind dem Oſtracismus der modernen Geſellſchaft verfallen, mögen ſie auch exemplariſch ſtrenge in ihrem Privatleben, conſequent in ihrer Regierung, wahre Väter der Armen und eifrige Beförderer der geiſtigen und materiellen Wohlfahrt ihrer Unterthanen geweſen ſeyn.

Wir unſererſeits billigen — die Aechtheit der Dokumente vorausgeſetzt — nicht gerade jede einzelne Verfügung oder Entſcheidung, und können die Urtheile der beiden Erzherzoge über Perſonen und Sachen, ja auch über ſo manche Principien, nicht als untrüglich anerkennen; wir unterſcheiden ſehr wohl ein berechtigtes Streben nach einer wirkſamen Controle des Staatshaushalts und nach Bürgſchaften einer geordneten Freiheit von einer auf den Umſturz hinſteuernden Demagogie. Aber wir wiſſen auch, wer und was die beiden wohlwollenden Fürſten verhindert hat, die Aenderungen in den Inſtitutionen des Landes eintreten zu laſſen, die nur bei einer ruhigen Entwicklung gedeihlich wirken zu können ſchienen. Wir

ſehen, daß unter den gegebenen Verhältniſſen ſo manche Maßnahme, die unter anderen Vorausſetzungen kaum tadelfrei wäre, wohl gerechtfertigt, und daß im Lande die Unzufriedenheit mit den früheren Zuſtänden nie eine ſo ausgedehnte und allſeitige war, als ſie nach den glaubwürdigſten Berichten jetzt beſteht. Wir ſehen endlich in den von erklärten Feinden der Dynaſtie aus den Archiven hervorgeſuchten und in beliebiger Auswahl veröffentlichten Schriftſtücken eine ſeltene Regentenweisheit ausgeprägt, die unſere Achtung für Franz IV. und ſeinen auf die ſchmählichſte Art ſeines Thrones beraubten Sohn nur zu erhöhen und die Hoffnung aufrecht zu halten geeignet iſt, es werde ihnen noch eine höhere und glänzendere Genugthuung zu Theil werden, als ſie dieſelbe bereits jetzt in der Haltung des beſſeren Theiles der Modeneſen gefunden haben.

## XLIX.

# Profeſſor Frohſchammer's neueſte Schrift.

„Ueber die Freiheit der Wiſſenſchaft". München 1861.

Bekanntlich zählt die hohe Schule zu München nicht mehr viele Lehrer, an welchen das Volk von unſerer Herkunft und unſerm Glauben ein Intereſſe haben könnte, und ſoeben hat die Allgemeine Zeitung die Freude gehabt, einen zweiten Fall zu conſtatiren, wo einer aus ihnen der alten Weisheit und ſchuldigen Pietät die Fenſter eingeſchlagen habe. Oder vielmehr — um dem Augsburger Blatt nicht unrecht zu thun — ein jugendlicher Profeſſor, welcher unter dem gnädigen Schutz des chemiſchen Laboratoriums auf den Katheder geſtiegen und nun an beſagtem Orte als dienſtfertiger Schürknecht ſeine Lehenspflicht leiſtet, hat das neue Ereigniß ausposaunt. Juvat socios habuisse malorum: ſagt der römiſche Dichter. Thut einer um des beſſern Fortkommens willen Schritte, die nicht ohne empfindliche Spuren im Gewiſſen vorübergehen können, ſo muß er eine Beruhigung darin ſuchen, daß auch Andere den „Männern der zarten Rückſichten" den Rücken kehren.

Leider hat die Zierde der katholiſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland zuerſt das Unglück gehabt, unter ſolchen Geſichtspunkten in der Allgemeinen Zeitung (aber wohlgemerkt nicht von der Allgemeinen Zeitung) gelobt zu werden, und während der berühmte Gelehrte noch damit beſchäftigt iſt, die Nichtacceptirung des Wechſels von ſeiner Seite zu begründen, hat ſich Herr Frohſchammer dem philoſophiſchen Aufpaſſer bei Liebig freiwillig geſtellt.

Frühere Jahrgänge dieſer Blätter enthalten ſelbſt manche Beiträge von dem begabten und raſtlos thätigen Verfaſſer, und wir haben aufrichtige Hoffnungen von ſeinem Streben gehegt, die Philoſophie aus der Sackgaſſe der aprioriſtiſchen Spekulationen zu befreien und ſie auf ihre natürlichen Grundlagen im Erkenntnißvermögen des von der Natur und Geſchichte gegebenen Menſchen zurückzuführen. Das vorliegende Buch aber iſt ein Streich gegen ſeine eigene Theorie. Er hat da nicht nur objektiv den wirklichen Menſchen ganz aus dem Geſicht verloren, ſondern auch ſubjektiv jenen philoſophiſchen Gleichmuth eingebüßt, der die Perſon vor der Sache hintanzuſetzen weiß, und er hat von der erhabenen Tugend der Selbſtbeherrſchung ſo wenig bewieſen, daß ſchon die vernachläſſigte Form eine ungeziemende Eile und Erregung verräth.

Seine Schrift kündigt ſich mehr durch die Vorrede als durch den Titel als einen Beitrag zu dem widerwärtigen Streite an, in welchem die unverträgliche Rivalität zweier Schulen des katholiſchen Deutſchlands gipfelt: ob nämlich „die Philoſophie die Magd der Theologie“ ſeyn müſſe oder nicht? Wir unſererſeits haben von dieſer Controverſe die Meinung vollendeter Unfruchtbarkeit, aus dem einfachen Grunde, weil ſie im praktiſchen Leben gar nie zur Anwendung gelangt. Denn bei Dem, welcher in der Kirche ſteht und ſtehen will, kommt die Frage

überhaupt nicht vor, bei Dem aber, welcher außerhalb der Kirche ſteht und ſtehen will, iſt ſie von vornherein müßig. Allein auch für die bloß theoretiſche Erörterung iſt das Problem von Anfang an ganz falſch geſtellt und kann ſo gar nicht gelöst werden. Man möchte daher faſt ſagen: der Hr. Verfaſſer habe da gut nachgewieſen, daß ſeine Gegner unrecht haben, wollte er nun ein weiteres Buch ſchreiben zum Beweiſe, daß auch er ſelbſt unrecht habe, ſo dürfte die Wahrheit nicht mehr ferne liegen.

Anſtatt aber die Frage in die richtige Stellung zu bringen und ſie von der weſentlichen Einheit und Totalität aller intellektuellen und moraliſchen Kräfte des Menſchengeiſtes aus anzufaſſen, ſchlägt Hr. Frohſchammer dem Faſſe vollends den Boden aus. Und er thut dieß in der zugeſtandenen Abſicht, um jenen Abſolutismus der Wiſſenſchaft zu glorificiren, wornach die Wiſſenſchaft kein Geſetz und keine Rückſicht kennt und kennen kann als ſich ſelbſt, ihr daher auch, zu was immer für Reſultaten ſie kommen möge, keine Schuld imputirt werden darf. Allerdings entſpricht dieſe Auffaſſung dem ſogenannten modernen Zeitbewußtſeyn; der Verfaſſer behauptet aber auch: eine ſolche Wiſſenſchaft ſei mit der kirchlichen Autorität gar wohl vereinbar. Es könnte demnach Einer dem Glauben nach Katholik ſeyn, mit ſeiner Wiſſenſchaft aber zu ganz antichriſtlichen Reſultaten gelangen, ohne daß die Kirche ſagen dürfte: das iſt deine Schuld.

Zwar ſcheint der Verfaſſer manche Ausrede zu gebrauchen, den Kern ſeiner Sätze aber kann man in der That nur ſo und nicht anders verſtehen. Dabei zählt er indeß auch dieſe perverſen Behauptungen zu den „Kleinigkeiten“, derenwegen frühere Schriften von ihm durch heimliche Denuncianten auf den römiſchen Index gebracht worden ſeien. Ja er

verſichert geradezu, daß er es auch hier nur mit bloßen Schulmeinungen zu thun habe, und er kann gar nicht begreifen, was denn die Kirche in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe an der „Freiheit (Recht) der Wiſſenſchaft“ auszuſetzen haben könnte, wie er ſie in der vorliegenden Schrift reklamirt. Nach unſerer Anſicht dürfte ein ſolches Verhältniß oder vielmehr abſolutes *Nichtverhältniß* zwiſchen Glauben und Wiſſenſchaft nicht ſo faſt an den romaniſchen Gelehrten, als am geſunden Menſchenverſtand aufgebrachte Gegner haben. Wir wenigſtens berufen uns auf dieſen unverdächtigſten Zeugen, obgleich wir uns nicht verhehlen, daß der ſimple Menſchenverſtand unter den Wiſſenſchaftlichen heutzutage auch keine Autorität mehr iſt.

Man mißverſtehe uns jedoch nicht. Wenn Hr Frohſchammer die leidigen Mißbräuche, welche zwar nicht von wohl aber *mit* der Congregation des Index getrieben werden, anklagt und wenn er ſeine eigenen Erfahrungen hierin als nächſtes Motiv der neuen Schrift angibt: ſo haben wir in dieſer Beziehung leider nichts zu erinnern. Als vor ſechs Jahren ſeine Broſchüre über den „Urſprung der menſchlichen Seelen“ erſchien, kam das Buch plötzlich auf den Index, mancher Theologe wußte nicht zu errathen, warum denn eigentlich. Aber noch mehr; neben Frohſchammer fand ſich die deutſche Literatur in demſelben Index-Dekret durch noch Einen Namen vertreten, nämlich durch den des Herrn Moriz Carrière, ſage: durch eine Schrift Carrière's, der über die unverhoffte Ehre, beim römiſchen Index eine Berückſichtigung zu finden, die er bei ſeinen Glaubensgenoſſen in Deutſchland manchmal zu vermiſſen hat, vor Entzücken außer ſich gerieth. Indeß erklärt ſich das Unglaubliche ſehr einfach aus dem Uſus der Congregation, daß ſie nur ſolche Literaturſtücke behandelt, welche ihr eigens denuncirt werden und zwar von Gott weiß wem. So kommen mitunter ganz unbedeutende und obſcure Schriften zu

unverdienteſter Wichtigkeit. Sodann ſind die Urtheiler ſelbſt der geiſtigen Bewegung Deutſchlands und der deutſchen Sprache fremd, ſie gehören der alten in ſich abgeſchloſſenen Schule der Thomiſten an, und ſollen nun auf geheime Anzeigen hin, voreingenommen durch dieſelben wie es nicht anders ſeyn kann, ohne den Beklagten ſelbſt zu hören — aus Ueberſetzungen über philoſophiſche Schriften urtheilen, deren Sinn man in der deutſchen Heimath ſelbſt oft nur mühſam enträthſelt. Es würde ſicherlich nur die peinliche Stellung der Congregation ſelbſt erleichtern, wenn nach dem Vorſchlag des Verfaſſers wenigſtens die Reform einträte, daß nur mehr der Diöceſan-Biſchof das Recht der Vorlage hätte.

Freilich cenſurirt der Index nicht die Perſon der Autoren, ſondern nur ihre Bücher. Wie aber die Anſtalt bei dem bisherigen Verfahren ihre pädagogiſche Miſſion völlig verfehlen, ja zum mißbrauchten Werkzeug perſönlicher Leidenſchaft eines wohlverſteckten Gegners werden kann, davon liefert der vorliegende Fall ein trauriges Beiſpiel. Der junge Gelehrte in München wähnte ſich von einem unſichtbaren Dämon verfolgt, der jede ſeiner Schriften noch drucknaß in Rom denuncirte, ohne daß ihm je eine Vertheidigung oder nur die Kenntnißnahme der Anklage möglich war. Aber warum hat Hr. Frohſchammer den meuchleriſchen Fanatiker nicht der Strafe der Selbſtverachtung überlaſſen, warum gibt er ihm jetzt ſogar den Erweis an die Hand, daß er dennoch eine gute Witterung gehabt habe? Schlimmer konnte der ärgſte Feind dem Verfaſſer nicht mitſpielen, als er ſich hier ſelber gethan, und zwar nicht nur dem geſunden Menſchenverſtand, ſondern auch ſeinem eigenen philoſophiſchen Ausgangspunkt zum Trotz.

Als Hr. Frohſchammer einſt ſeine philoſophiſchen Reform-Vorſchläge zu entfalten begann, rühmte er von denſelben, daß ſie nicht mit einer erträumten „reinen Vernunft“ operirten,

ſondern vom Geiſt der Menſchheit ausgingen, wie er iſt. Noch in der gegenwärtigen Schrift verſichert er: daß er das Weſen der Philoſophie nicht in der Conſtruktion a priori erblicke, und nicht das Erkenntnißobjekt ſelbſt hervorbringen wolle in der Wiſſenſchaft. Dafür macht er ſich aber nun ein Erkenntnißſubjekt ſelbſt zurecht, wie es in der ganzen Welt nirgends exiſtirt noch exiſtiren kann. Freilich, er muß ſo thun, weil er einerſeits für den unduldſamen Götzen ſeiner Wiſſenſchaft ein Piedeſtal haben, und weil er andererſeits doch auch dem Glauben ein Winkelchen einräumen will In einer ſo zweideutigen und haltloſen Stellung finden ſich die „Wiſſenſchaftlichen", welchen er nacheifert, natürlich nicht; ihnen gilt die kirchliche Autorität nichts, ſie laſſen die Nacht des Glaubens vor der Sonne des Wiſſens ganz verſchwinden, ſie läugnen die Offenbarung mit der unentzweiten Totalität ihres Geiſtes. Der Hr. Verfaſſer hingegen will doch auch noch den Glaubens-Apparat retten — man ſieht allerdings nicht recht ein, warum und wozu? Wahrſcheinlich aber denen gegenüber, „welche die ganze Wahrheit noch nicht zu ertragen vermögen", wie er S. 32 mit fetter Schrift bemerkt. Bei Solchen, meint er nämlich, habe die Wiſſenſchaft ihre Reſultate wohl ſchonend zurückzuhalten.

Für derlei Conceſſionen nun ſcheint der Hr. Verfaſſer in allem Ernſt unſere dankbare Anerkennung anzuſprechen, und um ihretwillen reißt er das einheitliche Weſen des menſchlichen Geiſtes mitten entzwei, zu einem Dualismus, der dem deutſchen Dualismus zwiſchen Oeſterreich und Preußen auf ein Haar gleicht. Der Glaube iſt der altmodiſche Oeſterreicher, die Wiſſenſchaft iſt Mitglied der Fraktion Vincke; das weitere Arrangement zwiſchen beiden verſteht ſich ſo ziemlich per se, weßhalb wir den freundlichen Leſer der Raumerſparniß wegen bitten, ſich das Uebrige ſelbſt ausmalen zu wollen. Es

genügt zu bemerken, daß S. 117 dem Preußen unumwunden das Supremat zugeſprochen wird.

Wir ſelbſt trauten oft unſern Augen nicht, daß ein unläugbar ſcharfer Dialektiker ſich ſo arglos in die Zauberkreiſe der Sophiſtik verirren konnte, bis zuletzt ſein ganzes Buch den penetranten Geruch derſelben ausſtrahlt. Ohne ſich jemals durch eine verſtändige Reflexion ſtören zu laſſen, bildet er den Dualismus im Subjekt regelrecht bis zum Dualismus einer concreten und für ſich ſeienden oder abſoluten Wiſſenſchaft neben oder vielmehr über der göttlichen Offenbarung in der Kirche aus. Wo dieſes Weſen außer in den modernden Einbänden der Bibliotheken zu finden ſeyn ſoll, erfahren wir freilich nicht. S. 105 ſagt er: „eine gläubige Philoſophie kann es demnach nie geben, ſondern nur allenfalls gläubige Philoſophen, denn die Philoſophie iſt eben ihrer Natur nach Wiſſen, nicht Glauben“. Wie nahe wäre da der Schluß gelegen, daß es überhaupt keine Wiſſenſchaft gebe außer in den mehr oder minder geordneten Köpfen der Gelehrten. Der Verfaſſer äußert im Gegentheile: „Es mögen die Menſchen, die Völker durch Unterwerfung, durch Gehorſam oft gewinnen und gefördert werden, die Wiſſenſchaft als ſolche kann nie durch Unterwerfung unter irgend eine andere Gewalt gewinnen“. Das wäre alſo eine heilige Wiſſenſchaft ohne die Menſchen, ohne die Völker, ja im Gegenſatze zu ihrem Heil. Aber noch mehr! „Das eigentlich gründliche philoſophiſche Urtheil muß auch unabhängig von jeder poſitiven Sittenlehre, alſo frei und ſelbſtſtändig ſeyn“. „Vor der wiſſenſchaftlichen Prüfung kann für die Wiſſenſchaft die chriſtliche Offenbarung als die wahrhaft göttliche noch nicht beſtehen, ſondern nur als ein Problem der Forſchung“. Alſo kein gläubiger Chriſt kann wiſſenſchaftlich werden, er ziehe denn den Rock des Glaubens und der Moral aus, und mache ſich in den Hemdärmeln des

puren Erkenntnißvermögens an die Arbeit. Und weil der Verfaſſer argwohnt, daß das katholiſche Publikum zu derlei äquilibriſtiſchen Künſten nicht Beifall klatſchen wolle, ſo jammert er ſehr, daß es den Leuten an Kunſtſinn fehle. Sollte aber der Philoſoph vom Seile fallen und etwa gar der kirchlichen Autorität ſich unterwerfen, ſo meint Hr. Frohſchammer: „eine ſolche perſönliche Unterwerfung könne nicht als eine Unterwerfung und Verzichtleiſtung auf ſelbſtſtändige Forſchung von Seite der Philoſophie ſelbſt gelten". Mit andern Worten: die Einfälle des Verunglückten haben alle Präſumtion für ſich, dennoch wahr zu ſeyn. Natürlich! denn nach des Verfaſſers Theorie wirkt bei der Forſchung „nicht der freie Wille beſtimmend ein, ſondern nur das Objekt einerſeits und das Princip und die Geſetzlichkeit des Erkennens andererſeits".

So läuft alſo, wie man wohl ſieht, der ganze Ruhm der freien Wiſſenſchaft bei dem gelehrten Verfaſſer auf reinen Fatalismus und mechaniſchen Automatismus hinaus. Alles läßt er ſich gefallen, wenn nur der freie Wille aus dem Spiel bleibt, der den autoritativen Einflüſſen des Glaubens das Thor öffnen und den philoſophiſchen Forſcher moraliſch verantwortlich machen würde. Nur das nicht, lieber läugnet man unſerm Herrgott die ganze Weltgeſchichte vor der Naſe weg! Erinnert man den Verfaſſer, daß es denn doch auch eine falſche Wiſſenſchaft gebe, die mit großen Gefahren verbunden ſei, ſo lächelt er mitleidig: ach! die werde wohl eben nicht „frei" geweſen ſeyn! „Die Freiheit der Wiſſenſchaft beſteht ja darin, daß keine Gewalt oder Willkür, daß nicht Vorurtheile oder Leidenſchaften, oder überhaupt der Wiſſenſchaft fremde Intereſſen oder Rückſichten auf ihre Beſtimmungen Einfluß üben dürfen, ſondern dieſe einzig durch die normalen Thätigkeiten und Geſetze des menſchlichen Erkenntnißvermögens ſelbſt erfolgen müſſen".

Was glaubt denn der Verfaſſer durch ſolche Tiraden eigentlich zu erreichen? Was er wirklich erreicht, das wollen wir ihm ſagen. Die originalen Herolde des wiſſenſchaftlichen Abſolutismus, die Wiſſenden im engeren Sinn des Wortes werden ſich ins Fäuſtchen lachen über den gutmüthigen Zelotismus des jungen Gelehrten, der an die ſelbſtloſe, ſage an die ſelbſtloſe Wiſſenſchaftlichkeit glaubt. Und wenn ſie unter ſich ſind, ſo werden ſie ſagen: „da ſieht man den unaustilgbaren Aberglauben dieſes Volkes; wenn ſo ein wiſſenſchaftlich gemachter Bavareſe auch mißtrauiſch geworden iſt gegen ſeine Kirche, ſo glaubt er doch — an uns!“

In der That ſtreift es an das Gebiet der Naivetät, wenn Hr. Frohſchammer fortfährt: keine Autorität könne es mit der Wahrheit ernſter nehmen als die Wiſſenſchaft, die ſowohl objektiv als im einzelnen Forſcher „immer auf Erkenntniß und Anerkennung der Wahrheit ausgehe;“ die darnach ſtrebe die Subjektivität immer mehr zu überwinden und einen rein objektiven Charakter zu gewinnen. Denn ſie erfolge ja nach Geſetzen und Grundſätzen, die ſelbſt einen objektiven, das Subjekt beſtimmenden und beherrſchenden Charakter haben. Die Freiheit der Wiſſenſchaft beſtehe alſo darin, „ohne Hinderniß der Nothwendigkeit zu folgen, das und ſo zu denken, wie man im gegebenen Falle denken muß, nach den die erkennende Menſchennatur conſtituirenden Erkenntnißorganen und Geſetzen.“

Somit iſt der Mann der freien Wiſſenſchaft — Niemand wird das verkennen — im allerbeſten Fall zu einem Denk-Automaten gemacht. Aber was ſoll man dazu ſagen, daß der Verfaſſer gleich darauf und mit heftigem Ungeſtüm „eine katholiſch nationale Wiſſenſchaft, insbeſondere in der Philoſophie“ verlangt? Gibt es für die Deutſchen demnach eine

ausnahmsweiſe Nothwendigkeit der Denkgeſetze, oder beſitzt der Menſchengeiſt anderer Völker gar kein philoſophiſches Vermögen für ſich, iſt er nur darauf angewieſen, nach den academiſchen Uhren von Berlin und München ſich zu richten, oder wie ſonſt? Der Verfaſſer iſt ſehr empört über die Zumuthung, daß er als Katholik philoſophiren ſollte; aber er will in Deutſchland nur eine nach „nationaler Eigenthümlichkeit“ geſtaltete Philoſophie und Theologie zulaſſen und anerkennen, er macht es der ſogenannten welſchen Richtung der romaniſirten Gelehrten zum furchtbarſten Vorwurf, daß ihre Wiſſenſchaft keine ſpecifiſch-deutſche ſei, ja die letztere neben ihnen nicht aufkommen könne. Wo bleibt denn aber da die wiſſenſchaftliche Selbſtloſigkeit, wenn die Deutſchen doch wieder ihr Apartes haben müſſen?

Der Hr. Verfaſſer ſchildert S. 54 den Glauben ſelber als Etwas, was den ganzen Menſchen erfaſſen müſſe, nur die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſoll eine Ausnahme machen; auf ſie iſt kein Einfluß erlaubt und möglich, ausgenommen der — der Nationalität. Hr. Frohſchammer will als Katholik anerkannt ſeyn, dennoch aber der proteſtantiſchen Philoſophie es in allen Dingen nach- und gleichthun können, und wenn er dabei auch zu ganz antikatholiſchen Reſultaten gelangt, ſo ſoll man ihm doch keine Schuld beimeſſen können, weil ja der freie Wille und die Subjektivität bei dem Proceß nichts zu thun habe, ſondern eine mit fataliſtiſcher Geſetzmäßigkeit, ſo zu ſagen mechaniſch erfolgte Wirkung der reinen Objektivität und ſelbſtloſen Erkenntniß vorliege, aber — deutſch-national muß dieſe Wirkung ſeyn!

Auf dem dualiſtiſchen Standpunkt des Verfaſſers gibt es keinen ſchreiendern Widerſpruch als das nationale Moment. Wir hingegen können der Nationalität auch in der Wiſſen-

ſchaft ihr Recht gönnen, wenn auch freilich keine unduldſame Ausſchließlichkeit, wie er will. Denn wir nehmen den Menſchengeiſt, den deutſchen wie den romaniſchen, jedesmal in ſeiner Einheit und Totalität, ob er nun eben glaube oder philoſophire, und wir behaupten, daß die Wiſſenſchaft allerdings frei ſeyn müſſe, ſo frei als ſie nach der wirklichen Natur der Dinge unter allen Umſtänden ſeyn kann, ohne daß alſo die eventuelle Schuld damit aufgehoben würde. So allein ſcheint uns die Frage in ihrer thatſächlichen Realität gefaßt zu werden. Eine Freiheit der Wiſſenſchaft, wie ſie im vorliegenden Buch dargeſtellt wird, iſt weder wirklich noch möglich, nicht einmal bei den exakten Wiſſenſchaften; und wäre ſie es, ſo müßte man den von Hrn. Frohſchammer ſo eifrig und verdienſtlich bekämpften Materialismus für die berechtigte Conſequenz davon halten.

Als der Güter höchſtes im menſchlichen Daſeyn erachten wir denn auch keineswegs eine einſeitige Denkarbeit wie er, ſondern das allgemeine Rechtſeyn des ganzen Menſchen: alſo nicht die Wiſſenſchaft, ſondern die Weisheit. Den großen Geiſtesmännern der heidniſchen und chriſtlichen Vorzeit hat dieſes Ideal in begeiſternder Liebe vorgeſchwebt; warum iſt es bei den Schulmännern der Neuzeit in ſo tiefe Vergeſſenheit gerathen, warum reden ſie immer nur von einer Wiſſenſchaft, die freilich wohlfeiler, weil ohne die moraliſche Zucht zu haben iſt? Uns ſtößt dieſe Wiſſenſchaft ohne Weisheit ab; wir beneiden kein Volk und keine Confeſſion um den Vorrang in derſelben, denn ſie iſt eine Widernatur und das eigentliche Unheil der modernen Menſchheit, deſſen ſchließliche Ausgebärung erſchreckend ſeyn wird. Darum gäbe es auch keine ſchönere Aufgabe für unſere Denker als die Ergründung des Unterſchiedes zwiſchen Wiſſenſchaft und Weisheit. Auch die vorliegende Frage würde ſich da in liebliche Harmonie auf-

löſen. Der Verfaſſer hätte ſein Buch, in dem das Wort Weisheit nur einmal und zwar ſpottweiſe vorkommt, nicht wohl betiteln können: „Ueber die Freiheit der Weisheit.“ Warum nicht? Weil ſie nie fraglich iſt, weil die Weisheit wirklich und innerlich frei, die wahre Freiheit ſelbſt iſt, während die einſeitige Wiſſenſchaft nur zu oft als der Sklave erſcheint, der ſeiner Ketten ſpottet.

Ein eigener Abſchnitt „Unſere Lage“ iſt den bitterſten Klagen darüber gewidmet, daß eine Wiſſenſchaft, welche unter anders bewandten Umſtänden die gebildete Welt mit fortreißen müßte, jetzt ganz ohne Achtung, Beifall und Anſehen daſtehe, und die Schuld daran wird ihrem Mangel an Selbſtſtändigkeit oder dem Verdacht, als ſei ſie unfrei, kurz geſagt den Beſchränkungen und Hinderniſſen zugeſchrieben, welche die kirchliche Autorität oder deren zeitliche Träger ihr in den Weg legten. Darum könne die katholiſche Wiſſenſchaft (die Philoſophie nämlich) in Deutſchland nicht aufkommen. Iſt das der wirkliche Ernſt des Hrn. Verfaſſers? Daß die Philoſophie ganz allgemein und ohne jede Ausnahme der confeſſionellen Färbung bei uns dem geringſchätzigſten Mißcredit verfallen iſt, das ſoll die Folge kirchlicher Mißachtung ihrer Freiheitsrechte ſeyn? Die exakten Wiſſenſchaften ſind die Schooßkinder des Publikums, weil ſie dem Verkehr, der Kunſt, der Induſtrie, dem Ackerbau, dem Stall handgreiflichen Nutzen ſchaffen; warum will die Philoſophie dieſem erdrückenden Uebergewicht der materiellen Intereſſen nicht dadurch entgegenarbeiten, daß ſie ihrerſeits moraliſchen Nutzen zu ſchaffen ſucht, und ſo thatſächlich die weitverbreitete Meinung widerlegt, als ſei ſie nur eine rechthaberiſche Grillenfängerei? Fleiſch und Blut einer moraliſchen Macht muß ſie annehmen, wie ſie ſich ja leider auch ſchon als unmoraliſche Macht incarnirt hat — dann wird ſie die verlorene Geltung wieder gewinnen und auch die kirch-

liche Autorität zur eifrigſten Gönnerin haben. Als einſeitige Wiſſenſchaft liegt ſie im Sterben, möge ſie als chriſtliche Weisheit wieder auferſtehen!

Nicht über die herrſchende Verendlichung und Materialiſirung unſerer Zeit klagt aber der Hr. Verfaſſer, ſondern über das wachſende Uebergewicht des auf deutſchen Boden verpflanzten Scholaſticismus der ſogenannten Romaner mit den Jeſuiten an ihrer Spitze. Wir fühlen uns nicht zu Apologeten dieſer Richtung berufen; ſie mag herrſchſüchtig ſeyn wie bis jetzt jede Schule, ſelbſt die vom Hrn. Verfaſſer zu gründende nicht ausgenommen; es mag ſogar mehreren ihrer Adepten von den italieniſchen Studien her eine übermäßige Neigung zu Intriguen, zum Cliquenweſen, zu diplomatiſchen Behelfen und zum Carriere-Machen en compagnie anhängen. Eines aber geht doch ſelbſt aus den Klagen über ſie hervor: ſie ziehen an und die Andern ziehen nicht an. Darf man daraus nicht etwa ſchließen: daß ihrer Schule noch ein moraliſches Moment innewohnen müſſe, das den Andern fehlt? Vermag nun die deutſche Richtung des Geiſtes ein Aequivalent von moraliſchem Fond zu entwickeln, dann iſt ihr wahrer Sieg entſchieden. Wer hingegen im geiſtigen Streit die Hülfe der Polizei anruft, der bekennt ſeine Niederlage. Jedenfalls hat der Hr. Verfaſſer durch ſeine neueſte Schrift nicht bewieſen, daß die kirchliche Autorität irrte, wenn ſie der Wiſſenſchaft der Romaner bis jetzt vielleicht mehr vertraute als ſeiner deutſchen.

Im Unmuth geht er aber ſchließlich ſo weit, den Katholiken Deutſchlands überhaupt vorzuwerfen, ſie ſeien in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſo viel als Null, ſie exiſtirten in der nationalen Literatur ſo gut wie gar nicht, und das komme daher, weil man ihnen die nöthige Freiheit der Wiſſenſchaft

nicht gewähre. Wie der Verfaſſer die behauptete Thatſache literatur=ſtatiſtiſch beweiſen will, wiſſen wir nicht, ſind aber der Meinung, daß Einer trotzdem exiſtiren kann, wenn auch Zarncke, Prutz und Julian Schmidt thun als ſähen ſie ihn nicht. Wenn ferner der humaniſtiſche Proteſtantismus allerdings den weiteſten Raum, mitunter ſogar den ausſchließlichen Beſitz auf dem Gebiet der deutſchen Preſſe einnimmt, ſo ſind doch die Gründe ganz anderswo zu ſuchen als in angeblichen Behinderungen von Seite der kirchlichen Autorität. Sie liegen in ſpecifiſch deutſchen Verhältniſſen und mehr als dreihundert Jahre weit hinter uns.

Durch die Reformation ſind unſerm Glauben bekanntlich faſt alle größern Städte des Reichs mit ihren freien Bürgerſchaften und ihren Patriciaten verloren gegangen. Die Kirche in Deutſchland beſaß ſeitdem vorzugsweiſe die ſtädtearmen Landſchaften, welche Ackerbau und Viehzucht trieben, während die induſtriellen und ſtädtereichen Bezirke proteſtantiſch ſind, und meiſtens nur in den unterſten, durch mühſame Handarbeit ſich nährenden Volksklaſſen eingewanderte Katholiken zählen. Nun widmet ſich aber erfahrungsmäßig die Jugend des platten Landes weniger als die der Städte den Studien, und wenn auch, ſo mangeln ihr meiſt nicht weniger die Mittel als der Geſchmack von Haus aus, um über den Kreis des Brodſtudiums ſich zu erheben. Dieſe Thatſachen ſind ſo klar, daß ſelbſt vorurtheilsfreie Proteſtanten ſie als maßgebend anerkennen. Ueberall wo noch Reſte des alten behäbigen Bürgerthums katholiſch geblieben ſind, haben ſie eine der proteſtantiſchen ebenbürtige Thätigkeit in der Literatur entwickelt, und wenn der Verfaſſer ſelbſt von Anfängen zu wiſſenſchaftlichem Aufſchwung und zu einer katholiſchen Nationalliteratur ſpricht, welche in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts gemacht worden ſeien, ſo wird es ihm nicht entgehen, daß die-

ſelben hauptſächlich aus den alten Metropolen am Rhein und Main hervorgegangen ſind.

München war nur eine künſtliche Kolonie von ſehr jungem Datum, und wenn ihr Nimbus raſch verſchwunden iſt, ſo iſt er auf dem Wege des vorliegenden Buches ſicher nicht zurückzuführen. Nicht eine „ſelbſtſtändige“ katholiſche Wiſſenſchaft wäre die Folge, ſondern die erſtgeborne Tochter der Freien würde ſo erſt recht zur Magd im Hauſe des Fremden herabſinken. Eine Wiſſenſchaft der genannten Art kann überhaupt niemals einſeitige Denkarbeit, ſie muß eine moraliſche Kraft, muß Weisheit ſeyn. Und das ſchreiende Bedürfniß des deutſchen Volkes iſt durchaus das gleiche; an ſyſtematiſcher Rechthaberei, an weibiſchen Koketten, die mit ihrer Wiſſenſchaft um Gunſt und Popularität buhlen, beſitzt es bereits mehr als genug, aber es leidet bittern Mangel an — Charakter. Nach Charakter und nur nach Charakter ringt ſich das arme Vaterland die Hände wund, wer will ihm abermals einen Aerolithen anſtatt des nährenden Brodes bieten! Vagirend im Luftreich des Gelehrtenſtolzes iſt der Deutſche eine Windfahne geworden; verſucht es einmal mit der moraliſchen Kraft der Weisheit, ihr Herren! und ihr und euer Volk werdet bald keinen andern Ruhm mehr zu beneiden haben! So könnte Deutſchland wirklich „Kopf und Herz der Menſchheit“ werden, wie der Verfaſſer meint, nach ſeinen Rathſchlägen aber wird es bleiben was es iſt: ihre luſtige Perſon, aller Welt Hof-Narr.

J.

## L.

# Diverſe Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

### An den Diplomaten außer Dienſt.

Frankfurt, 6. Juni 1861.

Im Winter werf' ich mich wohl öfter in den warmen Jagdrock, nehme meine Doppelflinte zur Hand und ziehe zu einem langweiligen Treibjagen, auf welchem die Löwen des hieſigen Patriciates ſich gegenſeitig ihre elegante Ausrüſtung zeigen, manchmal ein bischen Pulver verknallen und, wenn ſie einen unglücklichen Haſen getroffen, wie von einem ſchönen Gefecht ſiegestrunken zum feinen Souper zurückkehren, um den Damen gar ſchöne Sachen aus Kobells Wildanger zu erzählen. Oft auch zieh ich den Frack an mit dem nöthigen Zubehör geh in die Salons, lauſche aufmerkſam den Geſprächen von Theater und Bällen, von Liebſchaften und Heirathen, von ſchönen Landhäuſern und vornehmen Bekanntſchaften, von der hohen Politik und den Moden, von der neuen Literatur und den Curſen — höre dann auch manch vernünftiges Wort, denn weitgereiste und ſehr verſtändige Menſchen ſind hier denn

doch immer zu finden. Im Winter, Du weißt es, bin ich ein gar ruhiger Mann und liebe meine behagliche Stube; iſt aber der Sommer gekommen, ſo duldet mich's nicht mehr zwiſchen meinen vier Wänden; die Bücher ſind Mumien, die Geſellſchaften ſind Leichenmahle und die Straßen ſind oben offene Gräber geworden. Ich ſage Dir, es duldet mich nimmer, ich muß hinaus, ich muß friſche Luft haben; ſo hat nämlich mein ehemaliger Chef geſagt, wenn er auf einige Wochen oder Monate zu verreiſen gedachte. Er iſt längſt geſtorben der wackere alte Herr.

Leider kann ich jetzt meine Höhle für längere Zeit nicht verlaſſen; ſehr ernſte Rückſichten halten mich hier, und da hab' ich ſchlau einen ganz artigen Vorwand gefunden, um mir von meinem inneren, ſehr ſtrengen, Herrn nur die Erlaubniß zu einem kurzen Ausflug zu verſchaffen. Unſerem guten Bekannten H****** hat es in Italien nicht mehr gefallen; er zieht nun in der Schweiz und im ſüdlichen Deutſchland umher; man ſagte mir, er ſei in Baden und da mußt' ich den Mann doch ſehen, mußte doch ſeine Schilderung der piemonteſiſchen Herrlichkeit am Golf von Neapel vernehmen — der Eilzug bringt mich in vier Stunden zu ihm.

Alſo ich bin in Baden geweſen und zwar einige Tage. Es iſt doch gar ſchön dieſes Baden, es glänzt im Schmucke des Frühlings und die alte Burg ſchaut von ihrer Höhe gar freundlich herab, weil ſie auf der Promenade, in den Anlagen und in der Lichtenthaler-Allee die ſchöne Welt noch nicht ſehen muß, und weil ſie noch nicht tagtäglich von lüderlichen oder faden Beſuchen beläſtiget wird. Die ſteifen hochnaſigen Engländer, die abenteuernden Franzoſen, die geputzten Weiber aus der Pariſer-Halbwelt, die Ruſſen mit den unverſchämten Geſichtern, den rohen Tartaren, Napoleon I. ſagt

ſo, unter der gefirnißten Oberhaut bergend, all das glänzende Geſindel, unter welchem wahrhaft vornehme Leute einfach und langweilig herumlaufen, dieſe zuſammengepferchte Maſſe geiſtiger Leerheit und ſittlicher Verkommenheit — ich habe mich wahrlich ſchon oft genug darüber geärgert; denn ſie gibt widerliche Staffagen in die ſchönen Bilder, die mit jedem Schritt ſich ſchöner geſtalten. Meinen Bekannten habe ich freilich nicht gefunden, aber zum erſtenmal habe ich die Bilder ohne die ſtörenden Staffagen geſehen und ich habe ſie recht innig genoſſen. Bei alledem bin ich aber doch nicht herumgedämmert, wie ein verirrter Einſiedler, welcher Mißmuth und Ueberdruß und Langweil in dem Genuß der Naturſchönheiten ertränkt; ich habe auch Menſchen und zufällig einige recht intereſſante Menſchen mit hellen Köpfen geſehen und dieſe haben mir denn mancherlei erzählt. Jetzt bin ich wieder zurückgekehrt, und da ich gerade nichts Beſſeres zu thun habe, ſo will ich Dir auch erzählen. Die Diplomaten lieben es und Du haſt die berufsmäßige Neugier nicht verloren, obwohl Du keine Berichte mehr an Deinen Miniſter machen mußt, um für einen ſcharfen Beobachter und für einen gewandten Geſchäftsträger zu gelten.

In dem gnadenreichen Jahre 1861 wird der Kaiſer der Franzoſen nicht mehr die Stadt Baden mit ſeiner Anweſenheit beglücken, und die deutſchen Fürſten werden ſich dort nicht in einen hohen Rath verſammeln, welcher keine Beſchlüſſe faßt, oder ſolche wenigſtens nicht zur Ausführung bringt; aber das Land Baden, das Großherzogthum nämlich, wird wieder der Herd einer Bewegung werden, die großes Unheil über es ſelbſt und über andere Länder herbeiführen dürfte. Du kennſt, mein Freund, die neue und die neueſte Geſchichte dieſes Landes viel beſſer als ich, aber doch muß ich Dir Einiges in Erinnerung bringen; denn ihr Diplomaten ſeid wunderbar geſchickt, um

zu vergeſſen was euch nicht taugt. So zeige denn nun einige Selbſtverläugnung und fliege raſch durch den Raum der zwölf Jahre, die hinter uns liegen.

Als die Preußen, in der Mitte des Jahres 1849, die lächerliche Revolution im Großherzogthum Baden niedergeſchlagen, den Großherzog in ſeine Reſidenz wieder eingeführt und das Land beſetzt hatten, da war ihr Einfluß natürlich und ſogar nothwendig. Als aber dieſe Beſetzung kein Ende nahm, als man im Sommer 1850 die badiſchen Truppen in preußiſche Garniſonen verlegte, und General Wrangel auf dem Karlsruher Bahnhofe erklärte: man müſſe ſich Hütten bauen in dem ſchönen Lande Baden, da dachte man allerdings an eine Annexion und wer weiß, was geſchehen wäre, hätten ſich nicht die politiſchen Verhältniſſe ſo eigenthümlich entwickelt, wäre nicht ein großer innerer Krieg dem Ausbruche nahe geweſen, und hätte nicht vor Beginn der offenen Feindſeligkeiten Herr von Manteuffel in Olmütz den Frieden erbeten, in deſſen Folge die Preußen das Land verließen, welches ſie gegen die immer näher dringende Gefahr nicht zu ſchützen vermochten. Am Ende des Jahres 1850, als die Preußen abgezogen waren, wurde Raſtatt von öſterreichiſchen Truppen beſetzt, der Miniſter Klüber, ein durchaus ehrenhafter Mann, aber ein blinder Anhänger der preußiſchen Hegemonie, war ſeines Amtes enthoben; nun wurde die ſtarre Richtung verlaſſen und in den äußern Beziehungen zeigte die badiſche Regierung ein immerwährendes Schwanken. Heute näherte man ſich Oeſterreich, morgen Preußen und am andern Tag wollte man eine Zwiſchenſtellung einnehmen. Du weißt, daß die Hoffnungen auf eine beſſere Geſtaltung des Bundes mit jedem Tage mehr verſchwanden, man ſah, daß gerade Preußen die Stärkung der nationalen Anſtalten nicht wollte und das Großherzogthum Baden ſtund offenbar wieder auf der Seite dieſes particula-

riſtiſchen Strebens, als es am Ende des Jahres 1856 mit Preußen einen Vertrag abſchloß, welcher dieſem den Durchmarſch ſeiner Truppen in die Schweiz erlaubte. Oeſterreich hatte für ſolche Erlaubniß die Zuſtändigkeit der Bundesbehörde gefordert und zwar mit vollem Recht, denn man braucht nicht Diplomat und Militär zu ſeyn, um einzuſehen, daß ſolcher Durchmarſch eine Aufhebung des neutralen Verhältniſſes, alſo die Möglichkeit eines Bundeskrieges war. Bald jedoch fing Baden wieder an, ſich an Oeſterreich zu lehnen und man ſchrieb dieß dem Herrn von Meyſenbug zu, welcher das Miniſterium des Auswärtigen verwaltete, und gewiß iſt es, daß unter dieſem Miniſterium Baden nicht unthätig war, um zweckmäßige Reformen in dem deutſchen Bundesweſen zu Stande zu bringen. Im Jahre 1859 war die Aufregung in keinem deutſchen Lande ſo groß, wie im Großherzogthum Baden, das Volk ſah in dem Angriff auf Oeſterreich einen Angriff auf Teutſchland und es war bereit, der Ehre der Nation die größten Opfer zu bringen. Der Großherzog theilte dieſe Geſinnung ſeines Volkes; er war der Erſte, der die Rüſtungen ernſtlich betrieb; ein ſchönes Corps von 18,000 Mann war mobil und die Soldaten jauchzten dem Fürſten zu, der ſie gegen den Feind des Vaterlandes zu führen gedachte. Was da auch kommen mag, niemals darf man die ſchöne Haltung des jungen Regenten im Jahre 1859 vergeſſen.

Aber wie die äußern, ſo wurden die innern Angelegenheiten des Großherzogthums unſicher und ſchwankend geführt. Unter den preußiſchen Bajonetten hatte die Regierung die Landſtände verſammelt, und die zweite Kammer beſtund noch zum großen Theil aus denſelben Männern, welche die Revolution herbeigeführt hatten. Sie hatten geglaubt, dieſelbe für ſich ausbeuten zu können, aber ſie konnten den vollkommenen Umſturz nicht hindern, und als er ſich vollendete, da lieſen

ſie eilig davon, um im Troß der Preußen wieder zurückzu- kehren. Dieſen Männern warf ſich die Regierung in die Arme, ſie wollten die Union, d. h. in der heutigen Sprache die Annexion des Großherzogthums an Preußen, und dieſe Män- ner beherrſchen heute das Land. Die ſogenannte Reaktion war ungeſchickt, aber ſie war ſchwach; man wußte und wollte nichts anderes als die Herſtellung und wo möglich Erweite- rung der ſchrankenloſen Staatsomnipotenz, und eben dieſe Ein- wirkung der Gothaer war es, welche, wo es ihnen taugte, den Polizeiſtaat in ſeiner ganzen Herrlichkeit wieder herrichten wollte. War dieſer Einfluß auch wohl verborgen, man kannte ihn dennoch und Jedermann ſah, wie ſie mit großer Gewandt- heit ihre künftige Stellung ſich vorbereiteten. Konnten ſie die Regierungshandlungen nicht unmittelbar beſtimmen, ſo bemäch- tigten ſie ſich der Gemeinden. und dadurch wurden häufig die Staatsbehörden von ihnen abhängig. Der unſelige Kirchen- ſtreit in den Jahren 1853 und 1854 war das Werk dieſer Partei, er war der Streit einer berechtigten Körperſchaft ge- gen die ungeheuerliche Ausdehnung der Staatsomnipotenz; die Partei aber war es, die damals im Stillen wirkend, der Volksfreiheit feind, ihre eigene Freiheit, d. h. ihre Herrſchaft in einem Polizeiregiment ſuchte.

Die Schlacht von Solferino war ſchon geſchlagen, als nach langjähriger Unterhandlung die Vereinbarung mit dem päpſtlichen Stuhle abgeſchloſſen wurde. Gut unterrichtete Leute behaupten, daß dieſe Vereinbarung nur Zuſtände anerkenne, welche ſeit vielen Jahren thatſächlich beſtanden hatten; wäre ſie früher abgeſchloſſen worden, ſo hätte ihre Ausführung nicht die geringſte Schwierigkeit erfahren. Aber jetzt hatte die Re- volution Siege erfochten, und thatſächlich waren Grundſätze zur Geltung gebracht worden, welche bisher das öffentliche Recht in Europa nicht kannte oder welche es unbedingt ver-

warf: die Gothaer hielten dafür, ihre Zeit ſei gekommen. Es handelte ſich nun zuerſt darum, eine Regierung zu ſtürzen, welche dieſen Grundſätzen feind war, welche vollends noch an Oeſterreich ſich anſchloß, und dazu gab das ſogenannte Concordat ein vortreffliches Mittel. Freilich, wenn man die Vereinbarung umwerfen wollte, ſo mußte man dem Großherzog das Recht zur Abſchließung giltiger Verträge abſprechen; ein Recht, welches die Verfaſſung des Landes ihm zugeſteht. Das aber konnte die Gothaer nicht hindern, denn ein Recht, welches der Regent verlor, mußte nothwendig ihnen zufallen. Der Concordatsſturm war durchaus ein gemachter; die Gothaer waren im Beſitz der Gemeindeverwaltungen und der Preſſe; mit beiden übten ſie ihre gewöhnliche Einſchüchterung aus und die Leute in Baden wiſſen viel von den Mitteln zu erzählen, deren die Führer der Partei ſich bedienten, um ihre Abſichten als den Willen des Volkes darzuſtellen. Wäre das badiſche Volk ſo ſehr gegen das ſogenannte Concordat geweſen, ſo hätten ſich für daſſelbe wohl nicht 85,000 Unterſchriften gewinnen laſſen. Doch, wie es damit ſei, der gothaiſchen Partei gelang ihre Unternehmung; die Kammern, welche früher die Unterhandlungen mit Rom höchlich gebilligt hatten, verwarfen das Concordat, das Miniſterium wurde geſtürzt; ein Profeſſor von Freiburg und ein hoher richterlicher Beamter, der früher das gleiche Fach an derſelben Hochſchule gelehrt hatte, wurden nun Miniſter. Beide ſind unterrichtete und auch ganz ehrenhafte Männer, aber das Zeug zu Staatsmännern haben ſie nicht und Beide ſind jetzt gänzlich abhängig von der Partei, die ſie gemacht hat.

Es iſt männiglich bekannt, daß ein gothaiſches Direktorium ſeit Jahren ſeinen Sitz in Heidelberg hat; wer leitend und beſtimmend über dieſem ſtehe, das will ich nicht erörtern; Du, der Diplomat, weißt das ohne Zweifel beſſer als ich.

Von Heidelberg aus wurde der lächerliche Streit gegen die proteſtantiſche Agenda erhoben; in Heidelberg wurde der Concordatsſturm organiſirt, und von Heidelberg aus werden jetzt die größeren Angelegenheiten des Landes beſtimmt. Die Heidelberger Clique hat die Herrſchaft im Großherzogthum Baden; iſt es nicht natürlich, daß der Nationalverein in den Städten und in den Städtlein gedeiht, wo dieſe Clique ihre Hand hat?

Du ſollſt nicht glauben, mein alter Freund, daß ich blind und feindſelig ſei, und am wenigſten ſollſt Du mich eines kleinlichen Particularismus zeihen; Du kannſt es auch nicht, denn Du ſelbſt haſt mir nur zu oft vorgeworfen, daß ich hitzköpfig bereit wäre, meiner Idee der deutſchen Einheit alle Verhältniſſe zu opfern. Nein, ich bin nicht verblendet. Der Nationalverein iſt aus einer ſchönen Idee entſprungen, Tauſende und aber Tauſende hängen ihm an, weil ſie nur die Idee faſſen, und das Unheil nicht ſehen, das er nothwendig hervorrufen muß — weil ſie von ihm die Einheit hoffen, während ſein ganzes Weſen und Wirken zerreißt. Sprich mir von einer Concentrirung der Wehrkräfte unſeres Vaterlandes, und mir kann dieſe Concentrirung nicht ſtraff genug ſeyn; aber einem Syſtem kann ich mich nicht anſchließen, welches ein Zwergdeutſchland ſchaffen will, kaum zur paſſiven Vertheidigung mächtig, in fortwährender Sorge für ſeinen kümmerlichen Beſtand, ewig und immer unfähig, die hohe Sendung unſeres Vaterlandes zu erfüllen. Dieſe Sendung aber beſteht darin, „daß Deutſchland den Rechtszuſtand von Europa gegen alle und jegliche Angriffe ſchütze und wahre:“ das, mein Freund, ſind Deine eigenen Worte.

Doch wie kommt es, ſagſt Du, daß der Großherzog von Baden eine ſolche Clique in ſeinem eigenen Lande ſchalten und walten läßt? Sieh', daß möcht' ich eigentlich Dich fragen,

denn ihr Diplomaten ſucht immer die „Faiseurs“, während Unſereiner eben die Thatſachen annimmt. Was nun für geheime Einflüſſe hier wirkſam ſind, das weiß ich nicht, hat für mich auch geringe Bedeutung. Der Großherzog Friedrich von Baden, ſo verſichern Alle die ihn kennen, liebt ſein großes Vaterland, er iſt wahr und aufrichtig nationaler Geſinnung; er würde die größten Opfer bringen, um Deutſchland groß und mächtig zu machen und niemals wird er ſich ſchroff und hartnäckig dem widerſetzen, was er für die Stimme des Volkes hält — er achtet die öffentliche Meinung. Dieſe ſchöne Eigenſchaft des Fürſten wird nun mißbraucht, er wird über die Geſinnung des Volkes getäuſcht und ſeine Opfer werden für die Herrſchſucht und für den Ehrgeiz der Parteihäupter gefordert, welche die heiligſten Empfindungen der Nation zur Drachenſaat machen.

Man kennt hier ganz genau die Heidelberger Conſulta, und weil man ſie kennt, ſo traut man es derſelben wohl zu, daß ſie den gutgeſinnten und wohlwollenden Fürſten mit einem Netz umſpinnen möchte, das ihn der Wahrheit unzugänglich machte und ihn vollkommen trennte von ſeinen ergebenen und redlichen Freunden. Daß aber dieſe Conſulta keine fruchtloſe Mühe verwende, um die höheren Stellen und beſonders um die Repräſentanten der Regierung mit ihren Getreuen zu beſetzen, dafür ſpricht wenigſtens der Schein. Zum Miniſter des Auswärtigen hat man einen Mann gemacht, welcher niemals im öffentlichen Leben geweſen und ohne jede amtliche Stellung ſeine Angriffe gegen das ſogenannte Concordat, d. h. gegen das damalige Miniſterium auf eigenen Wegen geführt hat; man hat zum Geſandten am Bundestage einen Heidelberger Profeſſor ernannt, von welchem ein abgedroſchener Gemeinplatz, in der hieſigen Paulskirche gegen den Adel geſchleudert, ohne Zweifel in Erinnerung kömmt. Den bisherigen

Geſandten hat man zum Präſidenten des Oberhofgerichts in Mannheim ernannt. Es iſt ein Zeichen der Stimmungen, daß man ſich bereits in die Ohren flüſterte, der Letztere werde, weil er als Proteſtant ſeine Kinder katholiſch erziehen laſſe, in Ruheſtand verſetzt; das freilich ſieht von fern dem Regenten nicht ähnlich, wohl aber gar ſehr den bekannten Herren zu Heidelberg. Der Bruder dieſes Diplomaten, derſelbe der im Jahre 1849 ſich ohne Säumen mit den Gothaern verband, den mußte man ſchonen, er wird jetzt nach Wien verſetzt und an ſeine Stelle wird ein Vornehmerer nach Berlin geſendet, welcher übrigens, man darf ihm die Anerkennung nicht verſagen, im Jahre 1859 als Mitglied der kurheſſiſchen Stände kräftig und ehrenhaft ſeine Stimme für die Ehre der deutſchen Nation erhoben hat. Der Geheime Kabinetsſekretär des Großherzogs wurde zu einer Provincialregierung und an deſſen Stelle ein Amtsrichter aus Heidelberg geſetzt, nach allen Zeugniſſen ein ehrenhafter Mann, aber durch Verwandtſchaft und Geſinnung der Partei der Gothaer durchaus ergeben. Ein wenig bekannter Heidelberger Profeſſor iſt, man ſagt ohne Vorwiſſen des betreffenden Miniſters, in das Miniſterium des Innern berufen; er hat früher eine fanatiſche Schrift gegen das unglückliche Concordat geſchrieben und jetzt ſoll er mit dem Verfaſſen gothaiſcher Artikel in die officiöſe Karlsruher Zeitung betraut ſeyn. Ich denke, daran haſt Du vorerſt genug; aber wie die hieſigen Diplomaten ſchüttelſt Du den Kopf und meinſt: geſcheidte Leute ſeien doch dieſe Heidelberger und ihre unbekannten Häupter, und ſolche geſcheidte Leute ſollten nicht ihren Einfluß ſo offen zur Schau tragen; ſie ſollten ſich verſteckt halten, ſie ſollten den Schein vermeiden, ſonſt möchte ihre Wirkſamkeit nicht lange vorhalten. Ich bin darin ganz Deiner Meinung und ſehe es für gewiß an, daß die Herrlichkeit ihr baldiges Ende erreichen wird; aber vor dieſem

Ende werden ſie noch viel Unheil anrichten und dem Großherzog wohl bittere Stunden bereiten.

Das Alles aber, glaub' ich, ſehen die Herren nicht ein. Die Profeſſoren ſind gar eitel, und etwas verſtecken, womit ſie glänzen können? — ei das duldet dieſe Eitelkeit nicht. „Du meinſt," höre ich Dich ſagen, „jeder Soldat müſſe den Marſchallsſtab in der Patrontaſche tragen, meinſt Du denn auch, daß man jedem Schreiber das Miniſterportefeuille in die Taſche ſchieben ſoll; meinſt Du, zu der Führung der großen Staatsgeſchäfte ſollten nur Leute berufen werden, welche durch den Staub der Kanzleien ſich durchgewühlt haben, bis ſie grau geworden ſind wie der Staub und in Kopf und Herz ſo trocken wie ihre Papiere?" Nein, mein Freund, das meine ich nicht; die alten Korporale können oft ſehr gute Compagnieführer werden, aber nur ſelten vortreffliche Generale; die alten Beamten ſind für das Detail der Geſchäfte dem größten Genie unentbehrlich, aber in den Kanzleien wachſen die Staatsmänner noch viel weniger, als in der Kaſerne die Feldherrn. Nein, mein alter Freund, ich lobe den Großherzog von Baden darum, daß er die Talente aufgreift wo er ſie findet und ſie auf die rechten Plätze ſtellt, ohne durch die bureaukratiſche Hierarchie ſich hindern zu laſſen. Aber bei alledem iſt die Profeſſorenwirthſchaft denn doch eine wunderliche Wirthſchaft und eine ſolche iſt wahrhaftig die badiſche Regierung. Denn ſtellen wir einmal zuſammen, ſo ergibt ſich der folgende Stand. Ein ehemaliger Freiburger Profeſſor iſt Juſtizminiſter und Präſident der oberſten Staatsbehörde; ein anderer Freiburger Profeſſor iſt Miniſter des Innern; ein Heidelberger Profeſſor iſt der Geſandte am Bundestag, und ein anderer iſt der miniſterielle Publiciſt; und das iſt noch nicht Alles. Denn die Heidelberger Conſulta wird wieder von zwei Profeſſoren geführt, deren Einer vor mehreren Jahren höchſt lächerlicher

Weiſe vor Gericht gezogen war, weil er der Republik eine Zukunſt prophezeit hatte, und einen dritten Profeſſor hat ſie von München zu ihren Berathungen gezogen; er hat ſich in Karlsruhe umgeſehen und in Stuttgart unglückliche Verſuche zu gothaiſchen Geſchäften gemacht.*)

Du wirſſt mir ohne Zweifel eine Abneigung gegen dieſe Profeſſoren vor, denn die Soldaten, ſagſt Du, haben auch ihre Eitelkeit, wollen auch wohl in die Räder des Staatsweſens eingreifen und dazu ſind ſie doch weniger gemacht, als die Repräſentanten der Wiſſenſchaft. Darauf erwidere ich: zum Handeln iſt der Soldat beſſer als der Gelehrte erzogen, welchem Niemand widerſpricht und welcher Niemanden gehorcht. Im ewigen Studiren geht der geſunde Menſchenverſtand verloren; der Soldat in ſeinem natürlichen Leben kann erhalten, was der liebe Herrgott ihm geſchenkt hat, und er zwängt ſich nicht in eine künſtliche Auffaſſung der Dinge. Doch darum wollen wir uns nicht ſtreiten. Ich ehre hoch die Wiſſenſchaft, „des Menſchen allerhöchſte Kraft," es iſt unrecht, wenn man die Männer der Wiſſenſchaft nicht benützt, denn eine einzige glückliche Idee kann mehr Nutzen bringen als das ganze Leben eines gewöhnlichen Geſchäftsmannes; aber dieſe Gelehrten leben eben nur in Ideen, ſie faſſen dieſe in ungeheurer Ausdehnung auf und werden erſchrecklich kleinlich und eng, wenn ſie dieſelben ausführen ſollen. Sie kennen die Gefahren nicht, ſie gehen wie junge Soldaten oft blind vorwärts, aber ſie werden ängſtlich und verlieren den Kopf, wenn ſie die Gefahr einmal erkennen. Nein, Freund, um große Dinge im Leben aus-

*) Aber Hr. von Sybel befand ſich ja in hiſtoriſchen und archivaliſchen Geſchäften auf der Reiſe — geht denn die academiſche Commiſſion nur ſo drein? Anm. d. Red.

zuführen, dazu ſind die Gelehrten, und beſonders die deutſchen, nimmer geſchaffen. Hat doch Napoleon den berühmten Laplace zum Miniſter des Innern gemacht und dann in ſeinen hinterlaſſenen Schriften von ihm geſagt: „c'est l'esprit des infiniments petits qu' il a porté dans son administration.“

Daß nun im Großherzogthum Baden der Nationalverein ſich verbreitet, das iſt natürlich; man ſagt mir, das Vereinsgeſetz vom Jahr 1851 verbiete alle politiſchen Vereine, die Verzweigungen haben, und belege die Theilnehmer mit ſehr hohen Strafen. Daß nun die badiſche Regierung von dieſem Geſetz keinen Gebrauch macht, das tadle ich nicht, im Gegentheil, ich lobe ſie, wenn ſie der Ausübung des Vereinsrechts weite Grenzen geſtattet; daß aber die officiöſe Zeitung und daß andere Blätter, welche Eigenthum der Gemeinden ſind und darum unter der unbezweifelten Einwirkung der Regierungsbehörden erſcheinen, lange Berichte über die National-Verſammlung bringen, die Bürger zur Theilnahme aufrufen, einerſeits ſie verſichern, daß der Großherzog nicht fortgejagt werden ſolle, andererſeits aber ihn auf eine Pairsſchaft im neupreußiſchen Deutſchland vertröſten — das, mein lieber Freund, das iſt mir denn doch etwas zu rund.

Indeß lebe wohl und laß' bald etwas von dir hören

Deinen R.

Stanford University Libraries
3 6105 013 435 495

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.